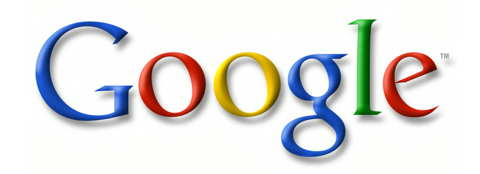
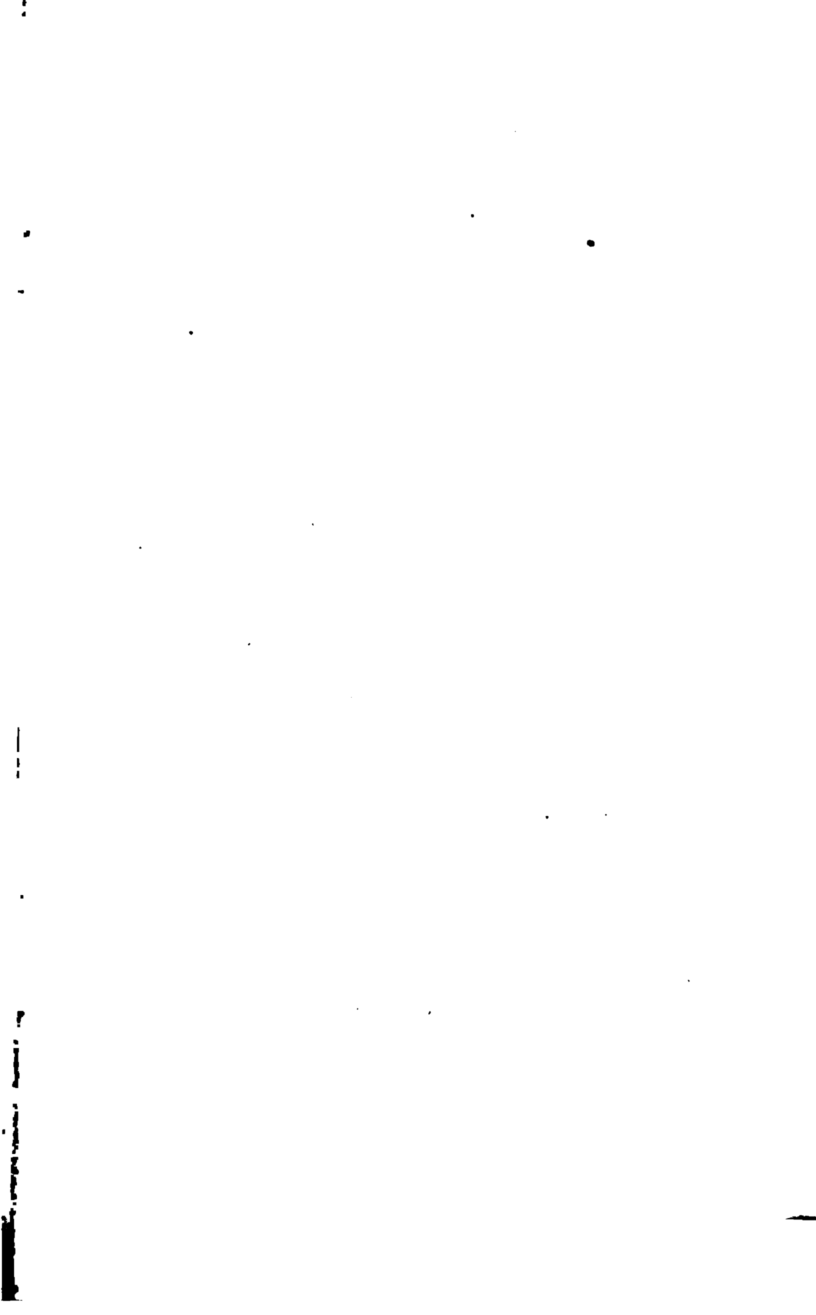
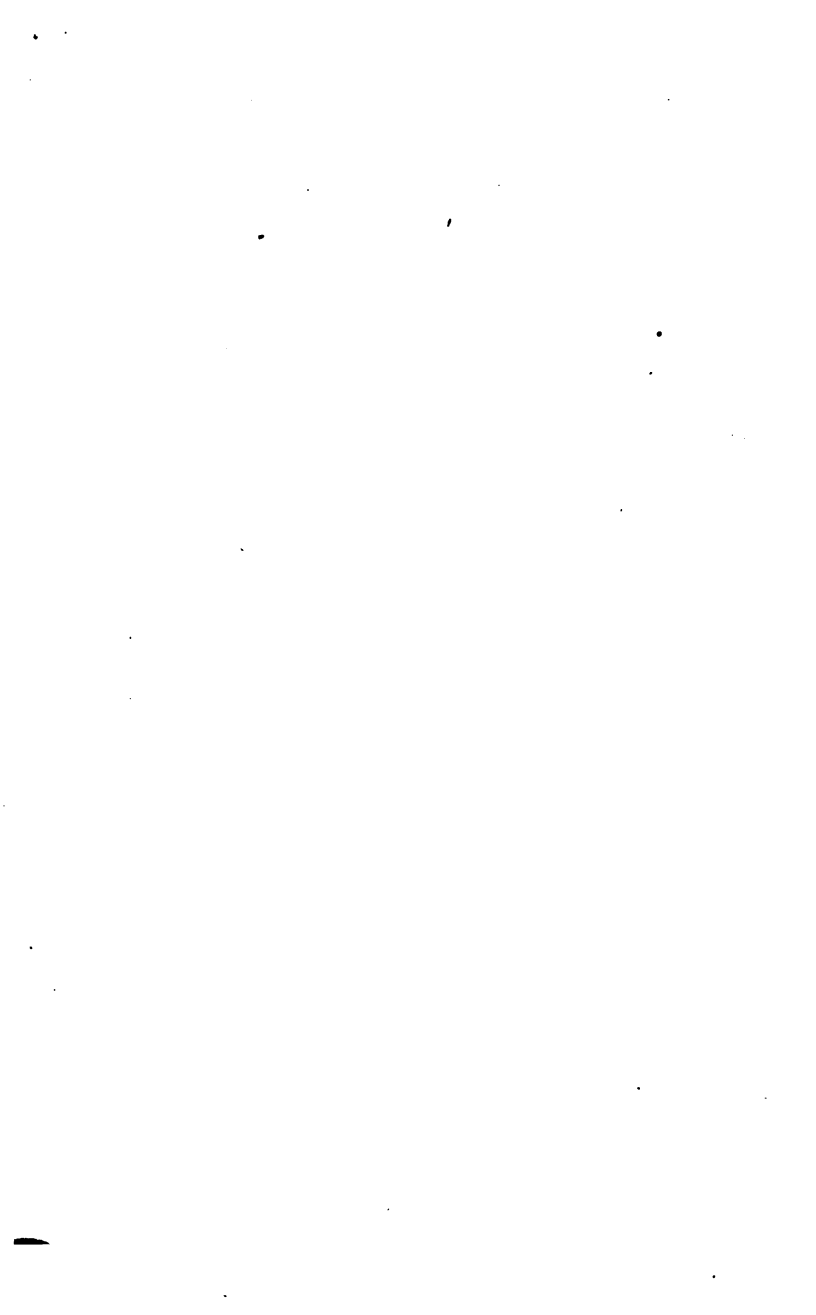






Corsica.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite durchgesehene Auflage.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte der Corsen.

Tuumque
Nomen, Libertas, et inanem prosequar umbram.
Lucanus, Pharsalia.



Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die ältesten Nachrichten über Corsica finden sich bei den Geschichtschreibern und Geographen der Griechen und der Römer. Sie lassen uns nicht bestimmt erkennen, welche Volkstämme ursprünglich die Insel colonisirt haben, ob es Phönizier, Etrusker, Hispanier oder Ligurier waren. Alle diese alten Stämme sind auf Corsica gewesen, ehe noch Carthager, phokäische Griechen und Römer dahin übersiedelten.

Die Lage der Inseln Corsica und Sardinien machte sie in dem großen westlichen Busen des Mittelmeers zum Kreuzungspunkt aller umwohnenden Continentalvölker, welche Handel trieben und Pflanzstädte anlegten. Nordwärts liegt, eine Tagereise weit, Gallien, westwärts, drei Tagereisen weit, Spanien, ostwärts ganz nahe die Küste Etruriens, südwärts endlich, wenig Tagereisen entfernt der Küstensaum von Afrika. Die Continentalvölker stießen also auf diesen Inseln zusammen und drückten ihnen ihr Gepräge auf. Diese Mannichfaltigkeit der von so verschiedenen Völkern hinterlassenen Spuren in Bauten, Sculpturen, Münzen, Sprachen und Sitten, welche wie Erdschichtungen die ethnographische Gestaltung der Insel bestimmen, machen besonders Sardinien zu einem der merkwürdigsten Länder Europa's. Beide Inseln liegen auf der Grenzlinie, welche jenes Westbecken des Mittelmeers in eine spanische und eine italienische

Hälfte trennt. Nachdem nun die Einflüsse orientalischer und griechischer Einwanderungen politisch hinweggetilgt waren, übten jene beiden Festländer ihre Bestimmungskraft auf die Inseln aus. In Sardinien überwog das spanische Element; in Corsica das italienische. Man erkennt das heute ganz einfach aus der Sprache. Für Corsica trat in der jüngeren Zeit noch ein drittes bestimmendes Element hinzu, das französische, aber dies ist nur politisch. Schon in den frühesten Zeiten waren wie spanische, so gallisch-celtische oder ligurische Völker auf die Insel hinübergegangen. Das spanische Wesen, welches noch dem Philosophen Seneca an den Corsen seiner Zeit so bedeutend auffiel, wurde überwunden, nur in dem schweigsam düstern, melancholisch-cholerischen Naturell hat es sich erhalten.

Der uralte Name der Insel ist Corsica, der spätere Cyrnus. Jener wird abgeleitet von Corsus, einem Sohne des Herkules und Bruder des Sardus, welche nach den von ihnen benannten Inseln Colonieen führten. Andere lassen den Corsus einen Trojaner sein und erzählen, daß er Sica eine Nichte der Dido entführt habe, woher denn der Name Corsica entstanden sei. Dies ist die Fabel des ältesten corsischen Chronisten Johann della Grossa.

Der Name Cyrnos war im Gebrauche der Griechen. Pausanias sagt in seiner phokischen Geographie: „Die nicht weit von Sardinien (Ichnusa) entfernte Insel wird von den eingebornen Libyern Corsica, von den Griechen Cyrnos genannt." Die Bezeichnung Libyer ist allgemein für Phönizier, und schwerlich dachte Pausanias an Ureinwohner. Sie waren ihm eingewanderte Colonisten, wie die in Sardinien. Denn in demselben Buche sagt er, daß zuerst Libyer nach Sardinien kamen, aber schon Einwohner fanden, und daß nach ihnen Griechen und Hispanier anlangten. Das Wort Cyrnos selbst ist aus dem phönizischen Kir (Horn, Landhorn, vorspringendes Kap) erklärt worden. Kurzum dies sind Sagen, unbestimmbare Dinge.

So viel scheint nach den alten Ueberlieferungen, aus welchen Pausanias seine Angaben schöpfte, gewiß, daß Phönizier in sehr frühen Zeiten auf beiden Inseln Colonieen gründeten, daß sie bereits eine Bevölkerung vorfanden, welche entweder ligurisch oder etruskisch-pelasgisch war, und daß später auch Hispanier hinüber kamen. Seneca, welcher acht Jahre auf Corsica im Exile lebte, schreibt von hier aus seine Trostschrift an seine Mutter Helvia, worin sich im achten Kapitel folgende Stelle findet: „Auch diese Insel hat ihre Bebauer oft gewechselt. Das Alte ins Dunkel der Urzeit gehüllte übergehend sage ich nur, daß die Griechen, welche jetzt Massilia bewohnen, nachdem sie Phokäa verlassen hatten, zuerst auf dieser Insel sich niederließen. Es ist ungewiß, was sie von hier vertrieb, vielleicht das ungünstige Clima, der Anblick von Italiens wachsender Macht, oder die hafenlose Küste; denn daß die Wildheit der Bewohner nicht schuld war, erkennt man daraus, daß sie doch unter die damals höchst rohen und uncivilisirten Völker Galliens sich begaben. Nachher kamen Ligurier auf diese Insel, und es kamen auch Hispanier, was man aus der Aehnlichkeit der Lebensweise schließen kann, denn es finden sich dieselben Kopfbedeckungen, dieselben Fußbekleidungen wie bei den Cantabrern, selbst manche Worte; aber die ganze Sprache hat durch den Umgang mit Griechen und Liguriern ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt." Es ist bedauernswürdig, daß Seneca es nicht der Mühe wert hielt, mehr über den Zustand der Insel zu erforschen. Auch für ihn war die älteste Geschichte der Corsen in Dunkel gehüllt, um wie viel mehr muß sie es für uns sein.

Aber Seneca irrt wol, wenn er Ligurier und Spanier erst nach den Phokäern auf die Insel kommen läßt. Ich zweifle nicht daran, daß ihre celtischen Stämme die ersten und ältesten Bewohner Corsica's waren; selbst die Gesichtsbildung der heutigen Corsen erscheint als eine celtisch-ligurische.

Zweites Kapitel.

Die erste geschichtlich bekannte Begebenheit auf Corsica ist jene Ankunft der flüchtigen Phokäer, welche Herodot mit klaren Worten erzählt. Man weiß, daß diese kleinasiatischen Griechen beschlossen hatten, lieber aus ihrem Vaterlande in die Fremde zu wandern, als die Knechtschaft des Cyrus zu ertragen, und daß sie nach einem feierlichen Eidschwur zu den Göttern mit all' ihrem Hab und Gut sich zu Schiffe begaben. Sie unterhandelten zuerst mit den Chiern wegen Abtretung der önusischen Inseln; abgewiesen segelten sie nach Corsica, nicht durch ein Ungefähr dahin getrieben, sondern weil sie schon zwanzig Jahre vorher auf jener Insel die Stadt Alalia gegründet hatten. Sie fanden hier ihre eigenen Colonisten und blieben mit ihnen fünf Jahre, Tempel bauend wie Herodot sagt: „Aber weil sie ihre Nachbaren mit Plünderung und Raub heimsuchten, brachten die Tyrrhener und die Carthager sechszig Schiffe in das Meer. Die Phokäer hatten eine gleiche Zahl ausgerüstet. Sie gewannen einen kostbaren Sieg, denn sie verloren vierzig Schiffe; die übrigen waren unbrauchbar geworden. Sie kehrten nach Alalia zurück, nahmen Weiber und Kinder und ihre Habe mit sich, verließen Cyrnos und segelten gen Rhegium." Daß sie später Massilia, das heutige Marseille gründeten, ist bekannt.

Wir haben also in Alalia, dem heutigen Aleria, eine unbezweifelt griechische Colonie, welche nachher in die Gewalt der Etrusker überging. Daß diese schon vor den Phokäern Colonisten nach Corsica ausgeführt haben, möchte die Geschichte dieser handeltreibenden Nation wol anzunehmen fordern. Denn wie sollte zumal das Corsica nahe gegenüber gelegene mächtige Populonia nicht schon längst den Versuch gemacht haben, sich der Ostküste Corsica's zu bemächtigen, nachdem es auch Elba in seinem Besitz hatte. Diodor erzählt im fünften Buche: „Zwei ausgezeichnete Städte sind in Corsica Calaris und Nicäa. Calaris

(verdorben statt Alalia oder Aleria) gründeten die Phokäer. Diese wurden nachdem sie die Insel eine Zeitlang bewohnt hatten, von den Tyrrhenern herausgeworfen. Die Tyrrhener gründeten Nicäa, als sie sich des Meers bemächtigten." Nicäa ist wahrscheinlich das auf derselben Küstenebne gelegene Mariana. Man darf annehmen, daß diese Colonie schon neben Alalia bestand, und daß die Einwanderung der Gesammtgemeinde von Phokäa bei den Tyrrhenern Eifersucht und Furcht erregte, daher ein Zusammenstoß zwischen den Griechen und den Tyrrhenern statt fand. Ob die Carthager Besitzungen auf Corsica hatten, ist nicht ganz gewiß. Aber gleichzeitig besaßen sie Colonieen in dem nahen Sardinien. Pausanias erzählt, daß sie sich die Libyer und Hispanier auf dieser Insel unterwarfen und zwei Städte anlegten Caralis (Cagliari) und Sulchos (Palma di Solo). Die von den Griechen drohende Gefahr bewog sie nun mit den Tyrrhenern, welche gleichfalls in Sardinien sich niedergelassen hatten, gegen die phokäischen Eindringlinge gemeinschaftliche Sache zu machen. Uebrigens erwähnen die alten Schriftsteller auch einer Einwanderung der Corsen nach Sardinien, wo sie zwölf Städte sollen gegründet haben.

Wir hören lange Zeit nichts weiter von den Schicksalen Corsica's, aus welchem die Etrusker fortfuhren Honig, Wachs, Schiffsbauholz und Sclaven zu beziehen. Ihre allmälig sinkende Macht wich den Carthagern, welche sich in den vollen Besitz beider Inseln gesetzt zu haben scheinen, das heißt ihrer Emporien und Häfen, denn die Völker des Innern hatte kein Feind bezwungen. In den punischen Kriegen entriß sodann das aufstrebende Rom beide Inseln den Carthagern. Corsica wird zuerst nicht genannt weder im Vertrage der Römer zur Zeit des Tarquinius noch im Friedensvertrag des ersten punischen Krieges. Sardinien war den Römern abgetreten worden. Die Nähe Corsica's mußte sie reizen auch dieses Eiland zu erobern. Beide im Mittelpunkt jenes Spanien, Gallien, Italien und Afrika

bespülenden Meeres waren vortreffliche Stationen nach aller Länder Küsten gewendet, welche Rom zu unterwerfen sich anschickte.

Es wird erzählt, daß im Jahre 260 vor Christi Geburt der Consul Lucius Cornelius Scipio nach Corsica hinüberging und die Stadt Aleria zerstörte, daß er Corsen und Sarden zugleich und den Carthager Hanno bekriegte. Die verstümmelte Grabschrift des Scipio hat die Worte: HEC CEPIT CORSICA ALERIAQUE VRBE. Aber die Unterwerfung der wilden Corsen war nicht leicht. Sie leisteten einen eben so heldenmütigen Widerstand als die Völkerschaften in den samnitischen Bergen. Die Römer wurden mehrmals geschlagen. Im Jahre 240 führte M. Claudius ein Heer gegen die Corsen. Besiegt und in verzweifelter Lage bot er ihnen einen günstigen Vertrag. Sie nahmen ihn an, der Senat jedoch bestätigte ihn nicht. Er befahl dem Consul C. Licinius Varus die Corsen mit Gewalt zu strafen, den Claudius aber lieferte er ihnen aus. Dies war ein politisches Verfahren, welches die Römer anwandten, wenn sie religiöse Scrupel um einen Eidbruch beschwichtigen wollten. Wie Spanier und Samniten in gleichem Falle handelten, thaten auch die Corsen. Sie weigerten sich, den schuldlosen General anzunehmen und sandten ihn ungekränkt zurück. In Rom erwürgte man ihn und warf ihn auf die gemonischen Treppen.

Obwol von den Römern unterdrückt erhoben sich die Corsen immer von neuem, und schon damals lassen sie jene Freiheitsliebe und jenen Patriotismus erkennen, welcher in viel spätern Zeiten die Augen der Welt auf dieses im Meer verlorne kleine Volk gezogen hat. Sie erhoben sich zusammen mit den Sarden; aber nachdem diese geschlagen waren, erlagen auch die Corsen dem Consul Caius Papirius, welcher ihnen auf dem Mirtenfeld eine blutige Niederlage beibrachte. Doch faßten sie wieder in den Bergen festen Fuß und es scheint, daß sie den römischen General zu einem vorteilhaften Vertrage nötigten.

Aufs neue erhoben sie sich im Jahre 181. Marcus Pinarius, Prätor von Sardinien, ging mit einem Heere nach Corsica und schlug die Insulaner in einer Vernichtungsschlacht, von welcher Livius erzählt. Das Volk unterwarf sich, gab Geißeln und einen Tribut von 100000 Pfunden Wachs. Sieben Jahre später ein neuer Aufstand und neue blutige Kämpfe. 7000 Corsen wurden erschlagen, 2000 gefangen. Der Tribut ward auf 200000 Pfund Wachs erhöht. Zehn Jahre später steht das tapfere Volk wieder in Waffen und zwingt die Römer, ein consularisches Heer gegen es auszusenden. Juventius Thalea und darauf Scipio Nasica unterwarfen die Insel völlig im Jahre 162.

Mehr als hundert Jahre hatten also die Römer mit diesem Inselvolk zu kämpfen gehabt, ehe sie es bezwangen. Sie verwalteten Corsica gemeinschaftlich mit Sardinien durch einen Prätor, welcher in Cagliari residirte und einen Lieutenant oder Legaten nach Corsica sandte. Aber erst in der Zeit des ersten Bürgerkrieges dachten die Römer ernstlich daran, Colonieen nach der Insel auszuführen. Der berühmte Marius legte auf der Ostküste die Colonie Mariana an, und Sulla später auf derselben Ebene Aleria, das ehemalige Alalia der Phokäer wiederherstellend. Nun begann Corsica sich zu romanisiren, nach und nach die celtisch-spanische Sprache umzuwandeln und römische Gebräuche anzunehmen. Wir hören nicht, daß sich die Corsen gegen ihre Herren wieder zu erheben wagten, und nur einmal wird die Insel wieder geschichtlich namhaft, als Sextus Pompejus sich eine Herrschaft auf dem Mittelmeer gründete und Corsica, Sardinien und Sicilien an sich riß. Sein Reich war nicht von langer Dauer.

Drittes Kapitel.

Daß der Zustand der Insel unter der langen Herrschaft der Römer keineswegs so blühend war, als man annehmen will, lehrt die Beschaffenheit ihres Innern, welches die Römer wahrscheinlich nie unterworfen hatten. Sie begnügten sich mit jenen beiden Colonieen und einigen Häfen. Sie legten nur eine einzige Straße in Corsica an. Nach dem Itinerarium des Antonin führte sie von Mariana längst der Küste südwärts nach Aleria, nach Präsidium, nach Portus Favoni, nach Palä, neben dem heutigen Bonifazio an der Meerenge. Von hier war der Ueberfahrtsort nach Sardinien, wo sich die Straße von Portus Tibulä (castrum Aragonese) einem ansehnlichen Ort nach Caralis dem heutigen Cagliari fortsetzte.

Plinius zählt 33 Städte in Corsica, nennt aber nur die beiden Colonieen namentlich. Strabo, welcher nicht lange vor ihm schrieb, sagt: „Es gibt dort einige kleine Städte, wie Blesino, Charax, Eniconiä und Vapanes.“ Diese Namen finden sich sonst nirgend. Plinius hat wahrscheinlich unter jedem Castell eine Stadt verstanden. Ausführlich aber nennt Ptolemäus die Ortschaften und auch die Völker Corsica's; viele von seinen Benennungen sind noch heute wol erhalten oder leicht erkenntlich.

Auch haben die alten Schriftsteller über Charakter und Art des corsischen Landes wie Volks aus jener Periode einige Notizen. Ich stelle sie einfach hier zusammen, weil es merkwürdig sein muß, was sie sagen mit dem zu vergleichen, was im Mittelalter und heute von den Corsen berichtet wird.

Strabo sagt von Corsica: „Es wird schlecht bewohnt. Weil es rauh und meist unwegsam ist. Daher kommt es, daß diejenigen, welche die Berge bewohnen, vom Raube leben und unzähmbarer sind, als die wilden Thiere. Wenn die römischen Feldherren eine Unternehmung gegen die Insel machen und ihre festen Orte angegriffen haben, führen sie eine große Zahl von Sclaven mi

sich hinweg; dann kann man in Rom mit Staunen sehn, welche Wildheit und Thierheit ihnen eigen ist. Denn sie nehmen sich entweder das Leben oder ermüden ihre Herren durch Trotz und Stumpfheit; so daß das Kaufgeld reut, auch wenn man sie um einen Spottpreis erstanden hat."

Diodorus: „Als die Tyrrhener die corsischen Städte eine Zeit lang im Besitze hatten, forderten sie von den Eingebornen Tribut, Harz, Wachs, Honig, welche hier in Menge erzeugt werden. Die corsischen Sclaven von ausgezeichneter Natur, scheinen andern zum Lebensgebrauch vorzuziehn. Die ganze Insel ist großen Teils bergig, reich an schattigen Wäldern, von kleinen Flüssen bewässert. Die Einwohner leben von Milch, Honig und Fleisch. Das Leben bietet das Alles in Fülle. Die Corsen sind gerecht unter sich und menschlicher als alle anderen Barbaren anderswo. Denn findet man in den Bäumen der Berge Honigwaben, so gehören sie ohne Widerstreit dem ersten Finder. Die Schafe durch gewisse Merkmale gezeichnet, bleiben ihrem Herrn auch ohne daß er sie hütet. Auch in der übrigen Lebensordnung bewahrt ein jeder an seinem Platz die Regel des Rechtthuns auf bewundernswürdige Weise. Ungewöhnlich und neu ist bei ihnen die Sitte bei Kindergeburten. Denn um ein gebärendes Weib trägt man keinerlei Sorge. Sondern ihr Mann legt sich wie krank und leibesangestrengt an Stelle der Gebärenden für einige Tage ins Bett. Es wächst dort auch viel Buchsbaum und zwar nicht gemeiner. Davon schreibt sich die große Bitterkeit des Honigs her. Die Insel wird von Barbaren bewohnt, deren Sprache fremdartig und schwer verständlich ist. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf mehr als dreißig Tausend."

Seneca: — „Denn von solchen absehend, deren anmutige Gegend und vorteilhafte Lage gar Viele anlockt, gehe an abgelegene Orte, auf rauhe Inseln, gehe nach Sciathus und Seriphus und Gyarus und Corsica: du wirst keinen Verbannungsort finden, wo nicht Einer oder der Andere aus Liebhaberei weilte.

Wo kann man etwas so Nacktes, so auf allen Seiten Abgerissenes finden, als dieses Felseneiland? wo ist eines, das wenn man an Produkte denkt, nüchterner; wenn man auf die Menschen sieht, unwirtlicher; wenn man die Lage berücksichtigt, schauerlicher, oder wenn man auf das Clima sieht, unfreundlicher wäre? Und doch halten sich hier mehr Fremde als Einheimische auf."

Nach allen Nachrichten der ältesten Schriftsteller muß man annehmen, daß Corsica damals ziemlich unbebaut, und an Naturprodukten außer seinen Urwäldern arm war. Daß Seneca übertreibt, ist offenbar und geht aus seiner Lage hervor. Strabo und Diodor sind entgegengesetzter Ansicht über das Naturell der corsischen Sclaven. Jener hat für sich die Geschichte und den bewährten Charakter der Corsen, welche sich immer als im höchsten Grade unfähig zur Sclaverei gezeigt haben, und kein schöneres Lob konnte ihnen Strabo nachrühmen. Was Diodor, welcher kenntnißreicher redet, von dem Rechtssinn der Corsen erzählt, ist so wahr, daß es durch alle Zeiten bestätigt wird.

Unter den Epigrammen auf Corsica, die Seneca zugeschrieben werden, befindet sich auch eins, welches von den Corsen sagt: „Ihr erstes Gesetz ist sich zu rächen, das zweite vom Raube zu leben, lügen das dritte, die Götter leugnen das vierte."

Dies sind die wichtigsten Nachrichten der Griechen und Römer über Corsica.

Viertes Kapitel.

Corsica war im Besitz der Römer geblieben, von welchen es auch in späterer Zeit das Christenthum empfing; bis der Sturz Roms die Insel aufs neue zu einer Beute meer- und landdurchfahrender Völker machte. Hier gibt es denn neue Völkeranschwemmungen und ein buntes Gemisch von Nationen, Sprachen und Sitten, wie in der ältesten Zeit.

Es sind Germanen, byzantinische Griechen, Mauren, Romanen, welche die Insel überziehn. Doch hat sich das Romanische, aufgeprägt durch die Römer, verstärkt durch Schaaren flüchtiger Italiener, als Grundcharakter der Corsen schon festgestellt. Die Vandalen kamen unter Genserich und behaupteten die Insel lange Zeit, bis sie Belisar vertrieb. Nachdem auch Gothen und Longobarden eingedrungen waren, fiel sie mit Sardinien in die Gewalt der Byzantiner und blieb beinahe zweihundert Jahre lang in ihrem Besitz. Aus dieser Zeit schreiben sich viele griechische Namen und Wurzeln her, welche Land und Sprache noch heute aufweist.

Die Herrschaft der Griechen war von türkischer Art. Sie schienen die Corsen als eine Heerde von Wilden anzusehn: sie belasteten sie mit unerschwinglichen Abgaben und zwangen sie um die Geldsummen aufzubringen selbst ihre Kinder zu verkaufen. Es beginnt nun für Corsica die Zeit unablässiger Kämpfe um die Freiheit des vaterländischen Bodens.

Im Jahre 713 erschienen die ersten Saracenenschwärme auf der Insel. Seit Spanien maurisch geworden war, überzogen die Muhammedaner alle Inseln des Mittelmeers mit Raub und Plünderung und gründeten an vielen Stellen langdauernde Herrschaften. Die griechischen Kaiser gaben den Westen preis, welcher hierauf an den Franken neue Schutzherren fand. Daß Carl der Große mit Corsica oder mit den Mauren daselbst zu thun hatte, geht auch aus seinem Geschichtschreiber Eginhard hervor, welcher erzählt, daß der Kaiser seinen Grafen Burkhard mit einer Flotte ausschickte, um Corsica gegen die Saracenen zu verteidigen. Auch sein Sohn Carl schlug sie bei Mariana aufs Haupt. Diese Kämpfe mit den Mauren haben sich in den Traditionen erhalten. In ihnen glänzt namentlich der römische Edle Hugo Colonna, Rebell gegen den Papst Stefan IV., welcher ihn nach Corsica schickte, um ihn und seine Genossen Guido Savelli und Amondo Nasica los zu werden. Colonna eroberte

zuerst Aleria nach einem ritterlichen Kampf zwischen drei Paladinen und drei Mauren. Darauf schlug er den Mohrenkönig Nugalon bei Mariana und zwang alles heidnische Volk der Insel zur Taufe. Der corsische Chronist gibt diesem Hugo Colonna einen Neffen des Ganelon von Mainz zum Begleiter, und läßt ihn nach Corsica kommen, um die Schuld seines Hauses im Mohrenblut abzuwaschen.

Nun heißt es, daß der toscanische Markgraf Bonifacius, nachdem er die Saracenen bei Utica vernichtet hatte, heimkehrend an der Südspitze Corsica's landete und auf dem Kreidefelsen daselbst eine Festung baute, welche von ihm den Namen Bonifazio erhielt. Dies geschah im Jahre 833. Ludwig der Fromme übertrug ihm Corsica als ein Lehn. So macht die etrurische Küste zum zweiten Mal ihre Herrschaft über die nahe Insel geltend. Es steht fest, daß die toscanischen Markgrafen bis auf Lambert, den letzten in ihrer Reihe, Corsica verwaltet haben. Lambert starb im Jahre 951.

Nachdem hierauf Berengar und Adalbert von Friaul über die Insel geherrscht hatten, gab sie der Kaiser Otto der zweite dem Markgrafen Hugo von Toscana, seinem Anhänger. Die weiteren Umstände sind dunkel und bis auf die Herrschaft der Pisaner unentwirrbar.

In dieser Zeit etwa bis auf den Anfang des elften Jahrhunderts hat sich auch in Corsica, wie in den italienischen Ländern, ein trotziger Adel ausgebildet und in vielen Herrschaften verbreitet. Nur zum geringsten Teil mochte er corsischen Ursprunges sein. Vor den Barbaren geflüchtete italienische Große, longobardische, gothische, griechische oder fränkische Vasallen, Krieger die als Lohn für den Kampf gegen die Mauren Land und Lehnstitel sich erworben hatten, bildeten sich nach und nach zu erblichen Dynasten aus. Der corsische Chronist leitet alle diese Signoren von jenem Römer Hugo Colonna und seiner Genossenschaft her. Er macht ihn zum Grafen Corsica's und

läßt von seinem Sohn Cinarco die berühmteste Signorenfamilie, die Cinarchesi, abstammen, von einem anderen Sohne Bianco die Biancolacci, von Pino einem Sohne Savelli's will er die Pinaschi ableiten, und so gibt es Amondaschi, Rollandini, Nachkommen des Ganelon und andere. Aus diesem Gewühl kleiner Tyrannen traten später einige Familien mächtig hervor, auf dem Cap Corso die Gentili und die Herren da Mare, jenseits der Berge die Herren von Leca, von Istria und Rocca, die von Ornano und von Bozio.

Fünftes Kapitel.

Lange Zeit ist die Geschichte der Corsen nichts als das blutige Gemälde von der Tyrannei ihrer Barone und ihren Kämpfen mit einander. Die Küsten wurden öde, die alten Städte Aleria und Mariana verlassen; die Strandbewohner flohen aus Furcht vor den Saracenen höher hinauf in die Berge, wo sie feste Castelle anlegten. In wenigen Ländern möchte es einen so grausamen und so rohen Adel gegeben haben, als in Corsica. Mitten in einer barbarischen und armen Bevölkerung, in einer rauhfelsigen Natur, ungebändigt durch das Gegengewicht bürgerlicher Thätigkeit, ungezügelt durch die Kirche, von der Welt und ihrem mildernden Verkehr abgeschnitten — man denke sich diese Herren in ihren Felsen hausen und die einmal auf Bewegung angewiesene Natur in Sinnenlust und Rauferei austoben lassen. In andern Ländern sammelte sich dem Adel gegenüber alles Gesetzliche, menschlich sich Entwickelnde in den Städten, gliederte sich in Zünfte, Rechte, Gemeinschaften und schloß sich zu einem Bürgerverbande zusammen. Unendlich schwieriger war dies auf Corsica, wo es weder Handel noch Industrie, weder Städte noch einen Bürgerstand gab. Um so merkwürdiger ist die Erscheinung,

daß ein Volk von rohen Bauern zu einer demokratischen Verfassung sich aufhilft, man möchte sagen auf patriarchalische Weise.

Die Barone des Landes, im fortwährenden Kriege mit dem gedrückten Volk der Dörfer und unter sich um die Herrschaft streitend, waren am Anfang des elften Jahrhunderts dem Herrn von Cinarca erlegen, welcher sich zum Tyrannen der Insel aufzuwerfen gedachte. So sparsam die Nachrichten sind, so müssen wir aus ihnen entnehmen, daß die Corsen im innern Lande den Baronen hartnäckigen Widerstand geleistet hatten. In Gefahr dem Cinarca zu erliegen, versammelte sich das Volk zu einem Landtage. Dies erste Volksparlament von dem wir in der corsischen Geschichte hören, wurde in Morosaglia abgehalten. Hier erwählten die Corsen einen tapfern Mann Sambucuccio von Alando zu ihrem Haupt, und mit ihm beginnt die lange Reihe corsischer Helden, welche durch Vaterlandsliebe und heroischen Mut groß gewesen sind.

Sambucuccio schlug den Herrn von Cinarca und warf ihn in sein Lehn zurück. Den Erfolg zu sichern errichtete er einen Landesbund, eine Eidgenossenschaft, wie unter ähnlichen Verhältnissen die Bergvölker in der Schweiz, doch ungleich später thaten. Alles Land von Aleria bis Calvi und bis Brando vereinigte sich zu einer freien Gemeinde und nahm den Titel Terra del Commune an, welcher ihm bis auf die jüngste Zeit geblieben ist. Die Einrichtung dieser Gemeine ging aus der natürlichen Einteilung des Landes hervor. Denn dieses wird durch sein Gebirgssystem in Täler gesondert, ähnlich einem Zellengewebe. In der Regel bilden alle in einem Tal stehenden Ortschaften einen kirchlichen Gemeindebezirk, welcher noch heute wie in ältesten Zeiten pieve (plebs) genannt wird. Jede pieve umfaßte eine gewisse Zahl von Communen oder Ortschaften (paese). Nun wählte zunächst jede Commune in ihrer Volksversammlung vor der Kirche einen Ortsvorstand oder podestà und zwei oder

mehrere Väter der Gemeine (padri del commune), wahrscheinlich wie es später Regel war auf ein Jahr. Diese Väter sollten ihrem Begriffe gemäß für das Wol der Communen sorgen, Frieden stiften und die Schwachen beschirmen. Sie traten zusammen und ernannten einen caporale, welcher die Befugniß eines Tribuns hatte und ausdrücklich dazu bestellt war, die Rechte des Volkes zu vertreten. Wiederum kamen die Podestà zusammen und erwählten die „Zwölfmänner," den höchsten gesetzgebenden Rat des Landesbundes.

So dürftig auch diese Nachrichten über Sambucuccio und seine Einrichtungen sind, so geht doch daraus hervor, daß die Corsen schon in so früher Zeit und aus eigner Kraft ein demokratisches Gemeindewesen zu schaffen vermochten. Diese Keime bildeten sich unter allen Stürmen fort, veredelten die rohe Kraft einer eiferartig geschaffnen Nation, erzeugten eine beispiellose Vaterlandsliebe und heroischen Freiheitssinn, und machten es möglich, daß zu einer Zeit, wo die großen Culturvölker des Festlandes in despotischen Staatsformen gebannt lagen, Corsica die demokratische Verfassung des Pasquale Paoli erzeugen konnte, welche entstand ehe Nordamerika sich befreite und ehe Frankreich seine Revolution begann. Corsica hatte keine Sclaven, keine Leibeigene; jeder Corse war frei, mitbeteiligt am Leben des Volkes durch die Selbstregierung seiner Commune und die Landesversammlung — und das ist nebst dem Rechtsgefühl und der Vaterlandsliebe der Grund der politischen Freiheit überhaupt. Die Corsen besaßen, wie schon Diodor es gerühmt hat, Rechtsgefühl, aber die verworrenen Verhältnisse ihrer Insel und die Fremdherrschaft, welcher sie bei ihrer Lage und Zahl sich nie entziehen konnten, ließen das Volk nicht zum Glück gedeihen.

Sechstes Kapitel.

Es erging Sambucuccio wie vielen andern Gesetzgebern. Seine Einrichtungen erlitten durch seinen Tod einen plötzlichen Stoß. Die Signoren kamen aus ihren Burgen hervor und warfen Krieg und Hader in das Land. Da wandte sich das Volk an den toscanischen Markgrafen Malaspina und stellte sich unter dessen Schutz. Malaspina kam nach der Insel, überwand die Barone und stellte die Ruhe wieder her. Dies geschah etwa um das Jahr 1020, und bis zum Jahr 1070 scheinen die Malaspina die Rectoren der Terra del Commune geblieben zu sein, während im übrigen Lande die Signoren herrschten. Auch der Papst, welcher seine Rechte auf Corsica von den fränkischen Königen ableiten wollte, griff in dieser Zeit in die Angelegenheiten der Insel ein. Es scheint sogar, daß er sie als Lehn austeilte und daß Malaspina mit seiner Bewilligung Graf von Corsica war. Den nächsten Anlaß sich ihrer zu bemächtigen nahm er dann von den corsischen Bistümern, deren mit der Zeit sechs eingesetzt worden waren, Aleria, Ajaccio, Accia, Mariana, Nebbio und Sagona.

Gregor der Siebente sandte den Bischof von Pisa, Landulph, nach Corsica, das Volk zu dem Beschlusse zu vermögen, sich der Kirche zu unterwerfen. Als dies geschehn war stellte er und sodann Urban der Zweite im Jahr 1098 Corsica als ein Lehn für ewige Zeiten unter das Bistum von Pisa, welches zum Erzbistum erhoben worden war. So hatten sich die Pisaner zu Herren der Insel gemacht und behaupteten sie, wenn auch unter fortwährenden Kämpfen und als ein sehr ungewisses Besitztum beinahe hundert Jahre hindurch.

Ihre Herrschaft war weise und gerecht; sie wird von allen Geschichtschreibern der Corsen gerühmt. Sie bestrebten sich das Land zu cultiviren, pflegten seinen Anbau, richteten Städte wieder auf, bauten Brücken und Straßen und Türme an den

Küsten, und verpflanzten nach der Insel selbst ihre Kunst, wenigstens in der Architectur der Kirchen. Die besten alten Kirchengebäude Corsica's sind pisanischen Ursprungs. Alle zwei Jahre schickte die Republik Pisa einen Beamten nach der Insel, welcher unter dem Titel eines Richters (Giudice) Recht und Gesetz handhabte. Die von Sambucuccio eingerichtete Gemeindeverfassung blieb bestehen.

Indeß hatte Genua die pisanische Herrschaft auf dem benachbarten Corsica mit Eifersucht verfolgt und konnte seiner Nebenbulerin eine so vorteilhafte Station im Mittelmeer nicht lassen wollen. Schon als Urban der Zweite die Bischöfe Corsicas unter die Metropole von Pisa stellte, protestirten die Genuesen, und mehrmals nötigten sie die Päpste jene pisanische Investitur wieder zurückzunehmen. Endlich gab Innocenz der Zweite im Jahre 1133 den Forderungen Genua's nach; er teilte die Investitur, indem er dem ebenfalls zum Erzbistum erhobnen Genua die corsischen Bischöfe von Mariana, Accia und Nebbio unterordnete, die Bistümer von Aleria, Ajaccio und Sagona aber den Pisanern ließ. Die Genuesen begnügten sich mit diesem Abkommen nicht, sie trachteten vielmehr nach der ganzen Herrschaft über die Insel. Immer im Krieg mit Pisa benutzten sie eine günstige Gelegenheit, Bonifazio zu überfallen, als die Einwohner dieser Stadt bei einer Hochzeit sich belustigten. Honorius der Dritte mußte ihnen den Besitz des wichtigen Orts im Jahre 1217 bestätigen. Sie befestigten den unbezwinglichen Felsen, machten ihn zum Stützpunkt ihrer Herrschaft, gaben der Stadt Privilegien und Handelsfreiheiten, und bewogen dadurch viele genuesische Familien dorthin überzusiedeln. Bonifazio wurde die erste genuesische Colonie in Corsica.

Siebentes Kapitel.

Die Insel zerfiel bald in Factionen. Ein Teil der Einwohner war pisanisch gesinnt, ein anderer genuesisch; viele Signoren standen für sich; und wiederum behauptete die Terra del Commune ihre gesonderte Stellung. Die Pisaner von ihren mächtigen Feinden in Italien angegriffen und in die größeste Not gebracht, waren doch nicht willens Corsica preis zu geben. Sie ernannten einen Corsen aus der alten Familie Cinarca zu ihrem Lieutenant und Giudice, und übergaben ihm die Verteidigung der Insel gegen Genua.

Dieser Mann hieß Sinucello und ist unter dem Namen Giudice della Rocca berühmt worden. Seine Vaterlandsliebe und sein Heldenmut, seine Weisheit und Gerechtigkeit haben ihm eine Stelle unter den Männern gegeben, welche in barbarischen Zeiten durch persönliche Tugend hervorragten. Die Cinarchesen waren, wie es heißt, von einem der päpstlichen Markgrafen nach Sardinien vertrieben worden. Einer ihrer Nachkommen war Sinucello. Er war nach Pisa ausgewandert und hatte sich in Diensten der Republik hervorgethan. Auf ihn nun hofften die Pisaner. Sie ernannten ihn zum Grafen der Insel, gaben ihm Schiffe und sandten ihn im Jahr 1280 nach Corsica. Es gelang ihm mit Hülfe seiner Anhänger die genuesische Partei unter den Signoren zu überwältigen und die pisanische Oberhoheit herzustellen. Die Genuesen sandten vergebens Thomas Spinola mit Truppen ab; er wurde von Giudice aufs Haupt geschlagen. Viele Jahre währte der Krieg; unermüdlich setzte ihn der tapfre Mann im Namen der Republik Pisa fort, auch nachdem diese die große Seeschlacht bei Meloria gegen Genua verloren hatte, in deren Folge die Macht der Pisaner unterging und auch Corsica nicht mehr zu behaupten war.

Die Genuesen bemächtigten sich jetzt auch der Ostküste Corsica's. Sie übertrugen ihrem General Luchetto Doria die

Unterwerfung der Insel und die Vertreibung Giudice's. Aber auch Doria wurde von ihm geschlagen, und lange Jahre wußte sich der Held zu behaupten, im unausgesetzten Kampf mit den genuesischen Truppen und den Signoren des Landes, welches in Anarchie aufgelöst lag. Die Chronisten haben die national corsische Gestalt des Giudice, eine Lieblingsfigur, mit vielen Sagen ausgestattet und seinen Kämpfen einen romantischen Charakter gegeben. So wenig das die Geschichte angehen mag, so charakterisirt es doch die Zeit, die Landesart oder die Menschen. Giudice hatte sechs Töchter an die angesehensten Männer des Landes verheiratet, sein erbitterter Feind Giovanninello ebenfalls sechs gleich wol versorgte Töchter. Dessen sechs Eidame verschwören sich gegen Giudice und tödten in einer Nacht siebenzig Streiter seines Gefolges. Dieses wird der Grund zu einer Spaltung der ganzen Insel in zwei Parteien, welche nun wie Guelfen und Ghibellinen sich befehden und 200 Jahre im Streit mit einander liegen. Giovanninello wurde nach Genua vertrieben; bald wieder zurückgekehrt baute er die Festung Calvi, die sich darauf den Genuesen ergab und die zweite genuesische Colonie der Insel wurde. Von der Gerechtigkeit Giudice's und von seiner Milde wissen die Chronisten Manches zu erzählen, wie folgenden Zug. Er hatte einst viele Genuesen gefangen und versprach allen denen unter ihnen die Freiheit, welche beweibt wären, nur sollten ihre Weiber selbst herüberkommen, sie zu holen. Es kamen die Weiber; einer seiner Neffen zwang eine Genuesin ihm eine Nacht zu schenken. Giudice ließ ihn auf der Stelle enthaupten und schickte seinem Versprechen gemäß die Gefangenen heim. So führt dieser Mann vorzugsweise den Namen „Giudice,“ weil bei einem barbarischen Volk und in barbarischen Zeiten die Richtergewalt alle andere Macht und Tugend in sich vereinigt.

Im hohen Alter wurde Giudice blind. Er geriet in Zwist mit seinem Bastardsohn Salnese, welcher ihm einen Hinterhalt stellte, ihn gefangen nahm und an die Genuesen auslieferte.

Als der alte Mann auf das Schiff gebracht werden sollte, warf er sich am Meeresstrand auf die Kniee und verfluchte feierlich seinen Sohn und dessen Nachkommenschaft. Giudice della Rocca ward zu Genua in den Kerker geworfen und starb dort im Turm Malapaga im Jahre 1312. Der corsische Geschichtschreiber Filippini sagt von ihm, daß er einer der merkwürdigsten Menschen gewesen sei, welche die Insel hervorgebracht habe. Er war tapfer und geschickt in den Waffen, bewundernswürdig rasch im Ausführen seiner Unternehmungen, Vollstrecker der Gerechtigkeit, freigebig gegen die Seinigen und fest im Unglück — Charakterzüge, welche fast alle ausgezeichnete Corsen besessen haben. Mit Giudice zerfiel die Herrschaft der Pisaner in Corsica.

Achtes Kapitel.

Pisa trat die Insel an Genua ab, und dreißig Jahre nach dem Tode Giudice's fügten sich auch die Terra del Commune und der größte Teil der Signoren in diese Oberhoheit. Das Gemeindeland schickte Boten an den genuesischen Senat und sprach seine Unterwerfung mit der Bedingung aus, daß die Corsen keine andere Abgabe als zwanzig Soldi für jede Feuerstelle zahlen durften. Der Senat nahm dies an, und so ging im Jahre 1348 der erste genuesische Gouverneur auf die Insel. Es war Boccanera, ein Mann dessen Kraft und Einsicht gerühmt wird, und welcher während seiner einjährigen Verwaltung dem Lande Ruhe gab. Kaum aber war er von seinem Posten zurückgekehrt, als die Factionen aufs neue ihr Haupt erhoben. Denn die Herrschaftsrechte Genua's waren nicht unbestritten, weil der Papst Bonifazius der Achte schon im Jahre 1296, in Kraft der alten Lehnsrechte des päpstlichen Stuls, Corsica und Sardinien dem König Jacob von Aragon zuerteilt hatte. Eine neue Macht,

Spanien, in grauen Zeiten an Corsica beteiligt, schien ihren Einfluß auf die Insel geltend machen zu wollen, und so fanden diejenigen Corsen an dem Hause Aragon einen Rückhalt, welche die Herrschaft Genua's nicht anerkennen wollten.

Die nächste Periode zeigt auch die blutigsten Kämpfe der Signoren gegen Genua. Gleich nach dem Tode des Giudice war so viel Verwirrung entstanden und das Volk in so große Not geraten, daß der corsische Chronist sich verwundert, wie es sich nicht allgesammt erhob und auswanderte. Die Barone übten tyrannische Gewalt, einige auf ihre Faust, andere indem sie an Genua Tribut zahlten. Alle suchten zu herrschen, zu erpressen. Die Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung erzeugte damals eine schwärmerische Secte von Communisten, eine merkwürdige Erscheinung auf dem wilden Corsica, welche zu gleicher Zeit auch in Italien sichtbar wurde. Diese Secte machte sich unter dem Namen der Giovannali furchtbar. Sie entstand in dem Ländchen Carbini jenseits der Berge. Ihre Urheber waren Bastarde des Guglielmuccio, zwei Brüder Polo und Arrigo, Herren von Attalà. „In ihr, so erzählt der Chronist, waren die Weiber wie die Männer, und ihr Gesetz enthielt, daß alle Dinge gemein sein sollten, sowol die Weiber als die Kinder als Hab und Gut. Vielleicht wollten sie jenes goldne Zeitalter erneuern, von dem die Poeten dichteten, daß es zur Zeit des Saturn bestanden habe. Diese Giovannalen übten gewisse Büßungen auf ihre Weise aus und kamen Nachts in den Kirchen zusammen um ihre Opfer zu verrichten, wobei sie denn gemäß gewisser abergläubischer Vorstellungen und falscher Ceremonien, welche sie verrichteten, die Lichter verbargen und auf die unanständigste Weise sich ergötzten der eine mit dem andern, so mit dem Weib wie mit dem Mann, je nachdem sie Lust hatten. Polo war derjenige, welcher dies teuflische Volk leitete, das sich wunderbar zu vermehren anhob, nicht allein diesseits sondern auch jenseits der Berge allenthalben."

Der Papst, damals in Frankreich residirend, excommunicirte diese Secte; er schickte Truppen nach Corsica; die Giovannalen, denen viele Signoren beigetreten waren, erlagen in ihrer Veste Alesani. Wo man einen Sectirer antraf, ward er todtgeschlagen. Gewiß ist diese Erscheinung merkwürdig; es ist möglich daß die Idee von Italien herübergebracht wurde, und nicht auffallend, daß sie unter den zerrütteten Corsen, welche die Gleichheit der Menschen als etwas Natürliches betrachteten, eine so wunderbare Verbreitung fand, wie der Chronist sagt. Niemals schlug sonst kirchlicher Fanatismus, Schwärmerei oder gar Pfaffenherrschaft im Volk der Corsen Wurzel, und wenigstens von diesen Plagen blieb ihre Insel verschont.

Neuntes Kapitel.

Das von den Signoren zur Verzweiflung getriebene Volk wandte sich nach Boccanera's Abgange hülfesuchend nach Genua. Die Republik sandte Tridano della Torre auf die Insel. Er zwang die Barone und regierte sieben volle Jahre kräftig und in Frieden.

Hier tritt der zweite bedeutende Mann aus dem Geschlecht der Cinarca auf, Arrigo della Rocca, jung, kräftig, ungestüm, zum Herrschen geboren, hartnäckig wie Giudice, ebenso unerschöpflich in Ratschlüssen und gleich gewaltig in Waffen. Schon sein Vater Guglielmo hatte mit den Genuesen in Kampf gelegen, war aber von ihnen erschlagen worden. Der Sohn nahm den Kampf auf. Erst unglücklich verließ er sein Vaterland und wanderte nach Spanien, dem Hause Aragon seine Dienste anzutragen und es aufzustacheln, die Rechte in Anspruch zu nehmen, welche ihm der Papst zuerkannt hatte. Während Arrigo's Abwesenheit war Tridano umgebracht worden, die Signoren hatten

rebellirt, die Insel sich in zwei neue Parteien Caggionacci und Ristagnacci gespalten, und der blutigste Tumult war ausgebrochen.

Da erschien im Jahre 1392 Arrigo della Rocca so gut wie gar nicht gerüstet und gleichsam auf seine eigne Hand in Corsica, und wie er sich zeigte, lief ihm das Volk zu. Lionello Lomellino und Aluigi Tortorino waren damals Governatoren, in drangvoller Zeit zwei auf einmal. Sie versammelten einen Landtag in Corte, ratend und anmahnend. Arrigo indeß war schnell auf Cinarca marschirt, hatte die genuesischen Truppen geschlagen, stand vor Biguglia der Residenz des Gouverneurs, stürmte den Ort, versammelte das Volk und ließ sich zum Grafen von Corsica ausrufen. Bestürzt wichen die Gouverneure nach Genua zurück, alles Land in den Händen der Corsen lassend mit Ausnahme von Calvi, Bonifazio und San Columbano.

Arrigo regierte die Insel vier Jahr lang unbestritten, kraftvoll, gerecht, doch grausam. Vielen, selbst seinen eigenen Verwandten ließ er die Köpfe abschlagen. Vielleicht erbitterte diese Härte, vielleicht war es der corsische Factionsgeist, der ihm einen Teil des Volkes abwendig machte. Die Herren von Cap Corso erhoben sich zuerst, im Einvernehmen mit Genua; doch zwang sie Arrigo mit den Waffen und drückte mit eisernem Arm jede Empörung nieder. Er führte in seinem Banner einen Greifen über dem Wappen von Aragon, ein Zeichen, daß er die Insel in den Schutz von Spanien gestellt habe.

Genua war in Verlegenheit. So viele Jahre hatte es um Corsica gekämpft und nichts gewonnen. Die Zeitumstände banden der Republik die Hände, so daß sie Corsica aufgeben zu wollen schien. Da vereinigten sich fünf Nobili zu einer Actiengesellschaft und machten dem Senat den Antrag, ihnen die Insel zu überlassen mit allem Vorbehalt der Oberhoheit von Seiten der Republik. Es waren die Herren Magnera, Tortorino, Fiesco, Taruffo, Lomellino. Sie nannten sich die Gesellschaft Mahona,

ein jeder von ihnen Gouverneur von Corsica, denn der genuesische Senat hatte in den Vertrag gewilligt.

Mit tausend Mann kamen sie auf die Insel, wo ihrer schon die mit Arrigo mißvergnügte Partei wartete. Sie richteten wenig aus, wurden vielmehr von dem tapfern Manne so sehr in die Enge getrieben, daß sie daran dachten sich gütlich mit ihm zu vergleichen. Arrigo ging auf den Vorschlag ein, ergriff aber nach kurzer Zeit wiederum die Waffen, weil er sich getäuscht sah, und nach einem blutigen Kampf schlug er die Mahona aus der Insel heraus. Eine Expedition, welche Genua darauf abschickte, war glücklicher. Sie nötigte Arrigo zum zweiten Mal auszuwandern.

Er ging wieder nach Spanien vom aragonischen Könige Unterstützung zu erlangen. Johann gab ihm bereitwillig zwei Galeeren und einiges Kriegsvolk, und so erschien der kühne Krieger nach zwei Monaten wiederum in Corsica. Er überwand und fing den genuesischen Gouverneur Zoaglia und bemächtigte sich der ganzen Insel bis auf die festen Plätze Calvi und Bonifazio. Dies geschah im Jahre 1394. Die Republik schickte neue Befehlshaber und neue Truppen. Was nicht dem Schwerte gelang, gelang endlich dem Gift. Arrigo della Rocca starb plötzlich im Jahre 1401. Zu eben dieser Zeit erlag Genua dem französischen Könige Carl dem Sechsten. Er ernannte Lionello Lomellino zu seinem Lehnsgrafen der Insel. Es ist derselbe, welchem Corsica die Gründung seiner größten Stadt Bastia verdankt. Diese wurde Sitz der Governatoren, nachdem es vorher das nahegelegene Schloß Biguglia gewesen war.

Zehntes Kapitel.

Die Stelle Arrigo's begann jetzt ein Mann derselben Art einzunehmen. Bei sich gleich bleibenden Verhältnissen des Landes

gleichen einander auch die Charaktere dieser kühnen Menschen; sie bilden bis auf Paoli und Napoleon eine fortlaufende Reihe unermüdlicher, tragischer Helden, deren Geschichte mit Ausnahme des einen Mannes in Mitteln und Schicksalen so dieselbe ist, wie der Jahrhunderte lange Kampf der Insel gegen die Herrschaft der Genuesen ein und derselbe ist. Der Beginn der Laufbahn dieser Männer, welche alle aus der Verbannung hervorkommen, trägt jedesmal den Charakter des Abenteuerlichen.

Vincentello d'Istria war ein Neffe Arrigo's, Sohn einer seiner Schwestern und Ghilfuccio's, eines edlen Corsen. Auch er war in seiner Jugend an den Hof von Aragon gegangen, hatte dort Dienste genommen und durch glänzende Waffenthaten sich ausgezeichnet. Später hatte er mit aragonischen Schiffen einen glücklichen Corsarenkrieg gegen die Genuesen geführt und seinen Namen auf dem Mittelmeer schrecklich gemacht. Er beschloß eine Landung in seiner Heimat zu versuchen, wo der Graf Lomellino durch eine harte Regierung sich verhaßt gemacht hatte und Francesco della Rocca, natürlicher Sohn Arrigo's, welcher im Namen Genua's die Terra del Commune als Vicegraf regierte, eine starke Gegenpartei fruchtlos bekämpfte.

Vincentello landete unvermutet in Sagona, marschirte schnell auf Cinarca, nahm Biguglia, versammelte das Volk und machte sich zum Grafen Corsica's. Francesco fiel durch Meuchelmord, aber seine Schwester Violanta, ein männliches Weib, griff zu den Waffen, bis sie von Vincentello überwunden ward. Auch Bastia ergab sich. Nun schickte Genua schleunig Truppen; nach einem Kampf von zwei Jahren wurde Vincentello genötigt, Corsica zu verlassen, weil ein Teil der selbstsüchtigen Signoren mit Genua gemeine Sache machte.

Nach kurzer Zeit kehrte er mit aragonischen Völkern zurück, und wieder entriß er den Genuesen die ganze Insel bis auf Calvi und Bonifazio. Als ihm dies gelungen war, machte sich auch der junge König Alfonso von Aragon, unternehmungs-

lustiger als seine Vorgänger, mit einer Flotte auf, die vermeintlichen aragonischen Rechte an die Insel mit Waffengewalt durchzusetzen. Er kam im Jahr 1420 von Sardinien her, legte sich vor Calvi und zwang diese genuesische Stadt sich ihm zu ergeben. Sodann segelte er vor Bonifazio. Während die Corsen seiner Partei diese unbezwingliche Festung von der Landseite bestürmten, griff sie die Flotte von der Seeseite an. Die Belagerung von Bonifazio ist durch den Heldenmut der Bürger berühmt geworden. Genua treu, meist selbst genuesischer Abkunft, blieben sie unerschütterlich wie ihre Felsen, und weder Hunger noch Pest, noch Feuer und Schwert beugten sie in langer Not. Alle Stürme wurden abgeschlagen. Lange Monate kämpften sie, auf Entsatz hoffend, und beugten den Stolz der Spanier, bis Alfonso endlich müde wurde und beschämt hinweg ging, indem er Vincentello die Fortführung der Belagerung überließ. Aber es kam der genuesische Entsatz und befreite die erschöpfte Stadt am Vorabend ihres Falles.

Vincentello ging zurück, und weil zu der Zeit auch Calvi wieder in genuesische Gewalt gefallen war, konnte sich die Republik noch auf beide Festungen stützen. Der König Alfonso machte seitdem keinen Versuch mehr, in den Besitz Corsica's zu gelangen. Vincentello auf seine eigne Mittel beschränkt, verlor nach und nach den Boden, weil die Ränke Genua's mehr ausrichteten als die Waffen, und der Hader der Signoren eine gemeinsame Erhebung verhinderte.

Die genuesische Partei war besonders auf dem Cap Corso stark, wo die Herrn da Mare viel Macht besaßen. Mit ihrer und der Caporali Hülfe, welche aus Volkstribunen allmälig zu Tyrannen ausgeartet waren und einen neuen Geschlechteradel gebildet hatten, warf Genua Vincentello zurück und beschränkte ihn auf sein Lehn Cinarca. Der tapfere Mann stürzte sich zum Teil durch eigne Schuld; wollüstig wie er war, entführte er ein junges Mädchen aus Biguglia, was zur Folge hatte, daß die Sippschaft

derselben zu den Waffen griff und der Ort in die Hände des Simon da Mare fiel. Der unglückliche Vincentello beschloß nun, aufs neue die Hülfe Arragons anzugehen, aber Zacharias Spinola nahm die Galeere, welche ihn nach Sicilien bringen sollte, und brachte den schrecklichen Feind gefangen vor den Senat von Genua. Auf der großen Treppe des Gemeinde-Palasts schlug man Vincentello d'Istria das Haupt ab, im Jahr 1434. Er war ein glorioser Mensch gewesen, wie der Chronist der Corsen sagt.

Elftes Kapitel.

Nach dem Tode Vincentello's stritten die Signoren um die Herrschaft. Simon da Mare, Giudice d'Istria, Renuccio de Leca, Paolo della Rocca, bald der eine, bald der andre, nannten sich Graf von Corsica. Von Genua her, wo die Fregosi und die Adorni die Republik zerspalten hatten, suchten beide Familien Corsica zum Besitzthum ihres Hauses zu machen. Dies gab neue Kriege und neues Elend. Das Volk hatte kein Friedensjahr. Alles stand fortdauernd in Waffen, griff an oder verteidigte sich. Die ganze Insel war nichts als Brand, Empörung und Krieg.

Im Jahr 1443 trug ein Teil der Corsen die Herrschaft ihres Landes Eugen dem Vierten an, vielleicht daß die Kirche die Parteien bändigen und Ruhe stiften möchte. Der Papst schickte seine Bevollmächtigten mit Truppen, aber sie vermehrten nur die Verwirrung. Da sammelte sich das Volk zu einem Tage in Morosaglia und ernannte einen großherzigen Mann Mariano da Gaggio zu seinem Generallieutenant. Mariano überwand die verwilderten Caporali, warf sie aus ihren Felsentürmen, zerstörte deren viele und erklärte ihre Würde für abgeschafft. Ihrerseits riefen die Caporali den Genuesen Adorno ins Land. Das Volk stellte sich nun von neuem unter den Schutz des Papstes, und

Nicolaus der Fünfte übertrug die Regierung der Insel dem Lodovico Campo Fregoso im Jahre 1449. Vergebens lehnte sich das Volk unter Mariano dagegen auf. Die Verwirrung noch zu mehren, erschien auch der Vicekönig Jacob Imbisora, im Namen Aragons Unterwerfung fordernd.

Das verzweifelnde Volk versammelte sich hierauf am Lago Benedetto und faßte den verhängnißvollen Beschluß, sich unter die Bank des heiligen Georg von Genua zu stellen. Diese Gesellschaft war im Jahre 1346 als eine Companie von Capitalisten gestiftet worden, welche der Republik Geld darlieh und dafür gewisse öffentliche Einkünfte empfing. Auf den Antrag der Corsen trat die genuesische Republik Corsica an diese Bank ab, und gegen ein Verzichtungsgeld gaben die Fregosi ihre Titel auf.

So übernahm die Companie des heiligen Georg Corsica im Jahre 1453 unter der Oberhoheit des Senats, als eine Domäne, aus welcher möglichst große Revenuen zu erzielen seien.

Aber es vergingen Jahre, ehe es der Bank glückte, Herrin der Insel zu werden. Die Signoren jenseits der Berge leisteten im Bunde mit Aragon verzweifelten Widerstand. Mit Strenge verfuhren die Gouverneure der Bank; viele Köpfe fielen, andere Edle wanderten ins Exil und sammelten sich um Tomasino Fregoso, welcher sich, seitdem sein Oheim Lodovico Doge geworden war, an die Ansprüche seiner Familie lebhaft zu erinnern begann. Er kam, begleitet von den Emigranten, warf die Truppen der Bank über den Haufen und setzte sich in Besitz eines großen Teils der Insel, nachdem ihn das Volk zum Grafen ausgerufen hatte.

Da fiel Genua im Jahre 1464 in die Gewalt des Franzesco Sforza von Mailand, und eine Macht, welche mit Corsica niemals etwas zu thun gehabt hatte, betrachtete jetzt die Insel als ihr Besitzthum. Die Corsen, denen jeder andere als der genuesische Herr genehm war, schworen auf dem Tage in Biguglia den Eid in die Hände des mailändischen Hauptmanns Antonio Cotta. Aber auf demselben Tage gab ein Zwist die Veranlassung ganz

Corsica wieder in Flammen zu setzen. Ein paar Bauern aus Rebbio waren mit den Leuten der Signoren von jenseits der Berge in Zank geraten; der mailändische Commandant strafte die Schuldigen sofort, und die dadurch in ihrem Herrenrecht gekränkten Signoren ritten wütend nach Hause, ohne ein Wort zu sagen. Man rüstete den Krieg. Diesen abzuwenden, versammelte sich das Volk des Gemeinlandes in der Casinca und ernannte Sambucuccio d'Alando, einen Abkommen jenes ersten corsischen Gesetzgebers, zum Vicar mit der Vollmacht, die Ruhe wiederherzustellen. Sambucuccio's Dictatur schreckte; man hielt sich ruhig; eine neue Versammlung sandte ihn und andere nach Mailand, die Lage der Dinge dem Herzoge vorzustellen und um Abberufung Cotta's zu bitten.

Cotta wurde abgelöst durch den schlimmeren Amelia, welcher einen jahrelangen Krieg hervorrief. In allen diesen Stürmen hielt jene demokratische Terra del Commune, rings von den Signoren umgeben, fest zusammen, und sie stellte eigentlich das Volk der Corsen dar. Schon seit fast zweihundert Jahren geschah nichts Entscheidendes ohne die Volkstage (veduta).

Als nun der Krieg zwischen Corsen und Mailändern im vollen Gange war, erschien jener Thomas Campo Fregoso wieder, sein Glück zu versuchen. Die Mailänder schickten ihn gefangen nach ihrer Stadt. Wunderlicher Weise kehrte er von hier zurück mit Diplomen, welche ihm im Wege des Rechts Corsica zusprachen, im Jahre 1480. Seine wie seines Sohns Janus Regierung war so grausam, daß sie nicht von Dauer sein konnte, obwol sie sich mit dem angesehensten Manne der Insel mit Giampolo da Leca verwandtschaftlich verbunden hatten.

Das Volk indeß ernannte Renuccio da Leca zu seinem Führer; dieser wandte sich an den Herrn von Piombino, Appiano den Vierten, und trug ihm Corsica unter der Bedingung an, daß er hinreichende Truppen schickte, um die Insel von allen Tyrannen zu befreien. Wie elend war die Lage des Volks, da

es bald diesen bald jenen Despoten hereinrief, die eigenen Tyrannen noch durch Fremde vermehrend. Dem Herrn von Piombino schien es gut sein Glück auf Corsica zu versuchen, da er schon einen Teil von Elba in seiner Gewalt hatte. Er schickte seinen Bruder Gherardo di Montagnara mit einem kleinen Heer. Gherardo war jung und schön, von glänzenden Manieren, von theatralischem Anstande. Er kam mit köstlichen Gewändern angethan, mit einem prächtigen Gefolge, mit herrlichen Pferden, Hunden, Musikanten und Gauklspielern. Er that, als wollte er die Insel mit Musik erobern. Die Corsen, welche kaum das liebe Brod hatten, staunten ihn wie ein fremdes Wesen an, führten ihn auf ihre Volksversammlung an den Lago Benedetto und machten ihn mit großem Jubel zum Grafen von Corsica, im Jahr 1483. Die Fregosi verloren jetzt den Mut; ihre Sache aufgebend verkauften sie nach kurzer Zeit ihre Ansprüche an die genuesische Bank für zweitausend Goldscudi. Die Bank rüstete nun energisch den Krieg gegen Gherardo und Rinuccio. Rinuccio wurde geschlagen. Das erschreckte den Herrn von Piombino dermaßen, daß er eilig die Insel verließ.

Zwölftes Kapitel.

Wiederum erheben sich nach einander zwei kühne Männer, Genua zu bekämpfen. Giampolo da Leca war, wie wir gesehen haben, mit den Fregosi in Verwandtschaft getreten. Obwol diese Herren der Bank ihre Titel übertragen hatten, konnten sie doch den Verlust ihrer Herrschaft nicht verschmerzen. Janus reizte seinen Verwandten zur Empörung gegen den Gouverneur Matias Fiesco. Giampolo begann den Krieg. Aber von den Truppen der Bank zurückgedrängt, sah er sich genötigt die Waffen niederzulegen und mit Weib und Kind und Freunden nach Sardinien auszuwandern, im Jahre 1487.

Kaum verging ein Jahr, als er wieder erschien, gerufen von seinen Anhängern. Wiederum unglücklich entwich er zum zweiten Mal nach Sardinien. Mit Grausamkeit bestraften jetzt die Genuesen die Aufständischen; die Gährung wuchs; zehn Jahre lang schwoll der Haß. So lange saß Giampolo in seinem Exil, rachesinnend, die Augen immer auf seine mit Gewalt erdrückte Heimat gerichtet. Dann kam er wieder. Er hatte nicht Geld noch Waffen, vier Corsen und sechs Spanier waren sein alleiniges Heer, und mit demselben landete er. Das Volk liebte ihn, weil er edel und tapfer, und von großer Schönheit der Gestalt war. Es liefen ihm die Corsen sofort zu, die von Cinarca, von Vico, von Niolo und Morosaglia. Bald hatte er 7000 Mann zu Fuß und 200 zu Pferde, eine Macht, welche der Bank von Genua Schrecken einflößte. Sie schickte Ambrosio Negri, einen bewährten Feldhauptmann, auf die Insel. Negri wußte einen Teil der Partei Giampolo's an sich zu ziehn und namentlich Renuccio della Rocca, einen kühnen Edeln, zu fesseln. Giampolo's Macht zerrann, der Rest wurde am Paß del Sorbo geschlagen. Nachdem auch sein Sohn Orlando gefangen war, schloß er einen Vertrag, welcher ihm gestattete, auszuwandern. Mit fünfzig Corsen ging er wieder nach Sardinien, im Jahr 1501, im bittern Schmerz sein Leben zu vertrauern.

Giampolo's Fall war hauptsächlich die Schuld des Renuccio della Rocca. Dieser Mann, das Haupt der stolzen Familie Cinarca, erkannte, daß die genuesische Bank mit Consequenz den Plan verfolgte, die Macht der Signoren, die besonders jenseits der Berge ihren Sitz hatten, auch im letzten Rest und für immer zu brechen, und daß an ihn selber die Reihe kommen werde. Dies erkennend stand er plötzlich in Waffen, im Jahr 1502. Der Kampf war kurz und für Genua glücklich, dessen Gouverneur damals einer der Doria war, welche sich durch Kraft und Grausamkeit auszeichneten und denen allein Genua es verdankte, daß der Adel Corsica's endlich gebrochen wurde. Nicolas Doria

zwang Renuccio zu einem Vergleich und legte ihm die Verpflichtung auf, mit Weib und Kindern fortan in Genua zu wohnen.

Noch immer saß Giampolo in Sardinien. Ihn fürchtete Genua vor allen und machte mehrmals Versuche, sich gütlich mit ihm zu vertragen. Sein Sohn Orlando war gerade aus dem Kerker entflohen und nach Rom gegangen, von wo aus er in seinen Vater drang, der stummen Thatlosigkeit sich zu entreißen. Dieser aber verharrte in seinem Schweigen und hörte weder auf die Einflüsterungen seines Sohnes noch auf die von Genua. Da verschwand plötzlich Renuccio aus Genua im Jahre 1504; Weib und Kinder ließ er dem Feind und ging heimlich nach Sardinien Giampolo aufzusuchen, welchen er ehedem ins Elend gestürzt hatte. Doch Giampolo ließ ihn nicht vor sich. Er wehrte auch den Bitten der Corsen, welche alle ihn erwarteten. Seine eigenen Verwandten hatten unterdeß seinen Sohn ermordet. Der Vicekönig hatte die Mörder gefangen und wollte sie hinrichten lassen, um Giampolo ein Zeichen der Freundschaft zu geben. Aber der edle Mann verzieh ihnen und bat um ihre Freilassung.

Renuccio sammelte indeß achtzehn entschloßne Männer und landete in Corsica, nicht zurückgehalten durch das Schicksal seiner Kinder, welche man gleich nach seiner Flucht in einen finstern Turm geworfen hatte. Nicolas Doria säumte nicht ihn zu treffen und im ersten Anlauf zu überwältigen. Um ihn zu erschüttern ließ er seinem ältesten Sohne den Kopf abschlagen und drohte dem jüngsten ein gleiches zu thun, nur die flehentlichen Bitten des Knaben verhinderten die Unthat. Der unglückliche Vater, überall geschlagen, floh nach Sardinien, weiter nach Aragon. Doria aber wütete gegen alle die ihm angehangen; weite Strecken der Insel legte er wüst, die Dörfer niederbrennend und die Einwohner zerstreuend.

Renuccio della Rocca kam wieder im Jahre 1507. Er wollte eher sterben, als die Herrschaft Genua's auch nur von weitem sehn. Der unbeugsame Mann war ganz der Widerspruch zu dem

verschlossenen, schmerzvollen Giampolo. Mit nur zwanzig Menschen betrat er sein Vaterland. Diesmal kam ihm ein anderer Doria entgegen, Andreas, der nachmals große Doge, welcher unter seinem Vetter Nicolò gedient hatte. Der corsische Geschichtschreiber Filippini verschweigt die Grausamkeiten nicht, welche Andreas in diesem kurzen Kampfe beging. Es gelang ihm schnell, Renuccio zu erdrücken und ihn zu zwingen mit freiem Geleit sich ein zweites Mal nach Genua einzuschiffen. Als der Corse dort ankam wollte ihn das Volk zerreißen; schnell barg ihn der französische Gouverneur in sein Castell.

Drei Jahre waren vergangen. Plötzlich zeigte sich Renuccio wieder in Corsica. Aus Genua entflohen hatte er vergebens bei den Fürsten Europa's um Hülfe gebeten, und noch einmal dem Schicksal trotzend, war er mit acht Freunden ausgezogen und in seiner Heimat gelandet. Weinend empfingen ihn frühere Vasallen in Freto, erschüttert von dem gehäuften Unglück des Mannes und seiner beispiellos kühnen Seele. Er sprach zu ihnen und beschwor sie noch einmal das Schwert zu ziehn. Sie schwiegen und gingen. Einige Tage blieb er in Freto versteckt. Da kam zufällig Nicolo Pinello, Schützenhauptmann aus Ajaccio auf seinem Pferde. Der Anblick desselben erbitterte Renuccio so sehr, daß er ihn Nachts überfiel und erschlug, sein Pferd nahm und nun öffentlich sich zeigte. Auf die Kunde von seiner Anwesenheit zogen die Truppen aus Ajaccio, ihn einzufangen. Er floh in die Berge, gehetzt wie ein Bandit oder ein wildes Thier. Weil nun die Verfolger die Bauern seinetwillen peinigten, zogen diese es vor ihrer Not ein Ende zu machen und ihn zu tödten. Man fand Renuccio della Rocca im Monat Mai des Jahres 1511 elend erschlagen in den Bergen. Er war einer der mannhaftesten vom edlen Hause der Cinarca. Man sagt, so erzählt der corsische Chronist, daß er bis zu seinem letzten Ende sich gleich blieb, in seinem Tode aber nicht weniger Heldenmut zeigte als in seinem Leben, und das wahrlich zu seinem großen Lobe, weil ein

hochherziger Mann niemals den Adel seiner Seele verlieren darf, auch wenn das Schicksal ihn zu einem schmählichen Tode zwingt.

Giampolo war unterdeß nach Rom gegangen, um bei dem Papste Leo dem Zehnten Hülfe zu suchen, und unglücklich in seinem Bemühn, war er im Jahre 1515 dort gestorben.

Dreizehntes Kapitel.

Mit Giampolo und Renuccio endete der Widerstand der corsischen Signoren. Der Adel der Insel sank, seine Burgen zerfielen, und kaum sieht man heute hie und da auf den Felsen Corsica's die schwarzen Mauern ragen, welche ehedem die Schlösser der Cinarca, der Istria, der Leca, der Ornani gewesen waren. Aber Genua hatte, indem es diesen fürchterlichen Feind zu Boden warf, einen weit schrecklicheren sich auf die Füße gestellt, dies war das corsische Volk selbst.

Uebrigens wanderten, als die Herrschaft der genuesischen Bank mit eiserner Schwere sich auf die Insel legte, viele thatkräftige Männer aus, um in der Fremde Ruhm und Ehre zu erwerben. Sie nahmen Dienste im Ausland und wurden namhaft als Feldhauptleute und Condottieri. Einige standen im Solde der Medici, andere in dem der Strozzi, oder sie dienten bei den Venetianern, in Rom, bei den Gonzaga, bei den Franzosen. Filippini nennt ihrer eine große Schaar, darunter Guglielmo von Casabianca, Baptista von Leca, Bartelemy von Vivario mit dem Beinamen Telamon, Gasparino Ceccaldi, Sampiero von Bastelica. Ein Corse Arsano von Bastia machte besonderes Glück, da er als Renegat zum König von Algier sich aufschwang unter dem Namen Lazzaro. Dies ist um so wunderlicher, als gerade in dieser Zeit Corsica von den Barbaresken

so viel zu leiden hatte, weshalb die Bank die ganze Insel mit Feuerwachen und Türmen umstellte und Porto Vecchio an der Südostküste zu einem Fort machte.

Nach den Kriegen mit Giampolo und Renuccio wurde Corsica durch die Bank anfangs milde regiert und erfreute sich einer guten Ordnung. Sie sandte jährlich einen Governatore auf die Insel, welcher in Bastia residirte. Er hatte neben sich einen Vicar, einen Doctor der Rechte. Ihm gebührte die gesammte Administration, die oberste richterliche und militärische Gewalt. Wiederum hatte er seine Lieutenants in Calvi, Algajola, San Fiorenzo, Ajaccio, Bonifazio, Sartene, Vico, Cervione und Corte. Von ihrem Urteil konnte an den Gouverneur appellirt werden. Alle diese Behörden wechselten jedes Jahr oder nach zwei Jahren. Zum Schutze des Volks gegen ihre Uebergriffe hatte man einen Syndicat eingesetzt, vor welchem Klage gegen jeden Magistrat geführt werden durfte. War die Klage begründet, so konnten die Handlungen des Magistrats umgestoßen, er selbst mit Absetzung gestraft werden. Sogar der Gouverneur war den Syndici Rechenschaft schuldig. Sie waren sechs an der Zahl, drei aus dem Volk, drei aus dem Adel, sowol Corsen als Genuesen. In besonderen Fällen erschienen auch Commissarien, welche Untersuchungen anstellten.

Außerdem hatte das Volk das wichtige Recht, die Zwölfmänner zu ernennen, und zwar jedesmal beim Wechsel der obersten Magistratur; zwölf nämlich für das Land diesseits, sechs für das Land jenseits der Berge. Diese Zwölfmänner vertraten die Rechte des Volks neben dem Gouverneur, so daß ohne sie nichts auf der Insel angeordnet, geändert und geschmälert werden durfte. Aus ihnen ging Einer als Orator oder Gesandter nach Genua, die Rechte des Volks beim Senat zu vertreten.

Die Grundlage der Verfassung der Communen mit ihren Gemeindevätern und Podestas wurde nicht geändert, noch wurde die Volksversammlung (veduta oder consulta) abgestellt. Der

Governator pflegte sie in Biguglia zu versammeln, so oft etwas allgemein Wichtiges angeordnet werden sollte.

Man sieht, diese Einrichtungen waren demokratischer Natur, ließen dem Volk Freiheit sich zu bewegen und Anteil an der Regierung, gaben ihm Halt an schützenden Gesetzen und zügelten die Willkür der Beamten. Und so konnte sich Corsica ihrer wol erfreuen, ja im Vergleich mit andern Ländern Europas mochte es hochbevorzugt erscheinen, wenn jene Gesetze wirklich gehandhabt wurden. Daß aber Genua bald zu einem fluchwürdigen Despotenregiment überging und die Nationalität der unbezähmbaren und culturscheuen Corsen auszurotten beschloß, wie Venedig den großen Fehler begehend, seine auswärtigen Provinzen durch Tyrannei abzustoßen, statt sie durch Wolthaten an sich zu fesseln, das werden wir in den folgenden Kapiteln sehn. Und bald stellte Corsica wider Genua seinen tapfersten Mann und einen der hervorragendsten Charaktere jenes Jahrhunderts auf.

Vierzehntes Kapitel.

Sampiero war in Bastelica geboren, einem Ort der oberhalb Ajaccio in den wildesten Urbergen liegt; nicht aus alter Familie entsprossen, sondern Sohn unbekannter Eltern. Man nennt als seinen Vater Guglielmo Enkel Vinciguerra's. Andere nennen die Porri als seine Familie.

Gleich anderen jungen Corsen ging Sampiero früh auf das Festland, bei fremden Herren Sold zu nehmen. Wir finden ihn im Dienst des Cardinals Hippolyt von Medici, unter den schwarzen Banden zu Florenz, und bald machte er alle Welt durch seine Waffenthaten wie durch den Adel und die Gewalt seines Charakters von sich reden. Den Medici war er Schwert und Schild im Kampf gegen die Pazzi. Aus ihren Diensten als Condottiere

und Bandenhauptmann trat er, für seinen thatenlustigen Geist ein größeres Feld suchend, unter die Fahnen Franz des Ersten von Frankreich. Der König machte ihn zum Obersten des Corsenregiments, welches er gebildet hatte. Bayard wurde sein Freund und Carl von Bourbon ehrte seine ungestüme Tapferkeit und seine kriegerische Einsicht. „An einem Schlachttage, so sagte Bourbon, gilt der Corsenoberst 10,000 Mann." In vielen Schlachten, vor mancher Feste zeichnete sich Sampiero aus, und sein Ruf war gleich groß beim Feinde wie beim Freunde.

Ganz dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien hingegeben, hatte er doch Auge und Ohr für sein Vaterland, von dem oft Stimmen zu ihm drangen, welche ihm das Herz bewegten. Er kam im Jahr 1547 nach Corsica, ein Weib aus seiner Heimat zu nehmen, und er nahm es aus einem der ältesten Häuser jenseits der Berge, dem Hause der Ornani. Obwol er selber ohne Ahnen war, galt doch dem Francesco Ornano Sampiero's Ruhm und Manneskraft als ein nicht zu verachtendes Adelsdiplom; der stolze Corse gab ihm sein einziges Kind, die schöne Vannina, und mit ihrer Hand das Erbe der Familie.

Kaum sah der Gouverneur der genuesischen Bank Sampiero, in welchem er den grimmigsten Feind ahnte, in seinem Bereich zu Bastia, als er wider alles Recht ihn überfallen und in den Turm werfen ließ. Franz Ornano eilte zum französischen Gesandten nach Genua. Auf der Stelle reclamirte dieser den französischen Feldhauptmann. Sampiero wurde freigelassen. Der ihm angethane Schimpf war noch ein persönlicher Antrieb mehr, den langgenährten Haß gegen Genua und den heißen Wunsch sein Vaterland zu befreien, zur That zu fördern. Die politischen Verhältnisse, der Krieg zwischen Frankreich und Carl dem Fünften gaben bald Gelegenheit dazu.

Heinrich der Zweite, Gemal der Catharina von Medici, tief verwickelt in die italienischen Angelegenheiten, im heftigen Kriege mit dem Kaiser und verbündet mit den Türken, welche eine

Flotte ins westliche Mittelmeer abzusenden im Begriff standen, ging auf den Plan einer Unternehmung gegen Corsica ein. Ein doppelter Zweck schien damit erreichbar; einmal wurde in Corsica Genua bedroht, und weil diese Republik, seitdem sie Andreas Doria vom Franzosenjoch befreit hatte, mit Carl dem Fünften enge verbunden war, auch der Kaiser selbst bekriegt; endlich gab die Insel eine treffliche Position im Mittelmeer, einen Anlehnungspunkt für die vereinigte französische und türkische Flotte. So bekam der Marschall Thermes in Italien, wo seine Truppen Siena besetzt hielten, den Befehl sich an die Eroberung von Corsica zu machen.

Sampiero war über diese Wendung der Dinge glücklich; er begehrte nichts als der Befreier seines Landes zu sein, er stellte Thermes die unausbleiblichen Erfolge der Unternehmung dringend vor, und sie wurde schnell ins Werk gesetzt. Ihr Erfolg war auch unzweifelhaft. Die Franzosen durften nur landen, um das corsische Volk augenblicklich in Waffen zu rufen. Der Haß gegen die Herrschaft der genuesischen Kaufleute war seit dem Falle Renuccio's bis aufs äußerste gestiegen. Er hatte seinen Grund nicht allein in dem unzerstörbaren Freiheitsgefühle der Nation, er hatte ihn auch in materiellen Dingen. Denn sobald die Bank ihrer Gewalt sicher geworden zu sein schien, mißbrauchte sie dieselbe despotisch. Man hatte den Corsen alle ihre Rechte genommen, den Syndicat, die Zwölfmänner, die alte Gemeindeobrigkeit. Das Recht war feil, der Mord frei, wenigstens wurde der Mörder in Genua beschützt und mit Freibriefen versehn. Alle Schrecken der Blutrache wurzelten deshalb fest und unaustilgbar. Die Schriftsteller stimmen darin überein, daß die Demoralisation der Rechtspflege die tiefste Wunde war, welche die Bank von Genua den Corsen schlug.

Sampiero hatte einen Corsen Altobello de' Gentili auf die Insel geschickt, das Volk zu erhorchen; seine Briefe und die Hoffnung auf ihn entzündeten eine wilde Freude. Man zitterte der

Ankunft der Expedition entgegen. Thermes und der Admiral Paulin, dessen Geschwader sich bei Elba mit der Türkenflotte unter Dragut vereinigt hatte, segelten gegen Corsica im August 1553. Mit ihnen war auch der tapfere Piero Strozzi und seine Companie, doch nicht auf lange, mit ihnen die Hoffnung der Corsen Sampiero, Johann Ornano, Rafael Gentili, Altobello, andere Emigranten, alle racheglühend und voll Begierde sich im Blut der Genuesen zu baden.

Sie landeten an der Renella bei Bastia. Sampiero zeigte sich kaum auf den Mauern der Stadt, welche man mit Sturmleitern erstiegen hatte, als das Volk die Tore aufriß. Bastia ergab sich. Ohne Säumen ging man an die Eroberung der anderen festen Plätze und des Innern. Paulin legte sich vor Calvi, der Türke Dragut vor Bonifazio, Thermes marschirte auf San Fiorenzo, Sampiero auf Corte, die wichtige Veste im Innern. Auch hier zeigte er sich kaum, als das Volk ihm die Tore öffnete. Die Genuesen flohen überall, alles Land wurde wie im Triumf erobert, nur Ajaccio, Bonifazio und Calvi trotzten auf ihre Lage. Nicht Paulin zur See noch Sampiero zu Lande konnten Calvi erschüttern. Man hob die Belagerung auf und Sampiero eilte vor Ajaccio zu erscheinen. Lamba Doria rüstete sich hier zur äußersten Verteidigung, aber das Volk thal dem Befreier die Stadt auf. Man plünderte die Häuser der Genuesen; doch so heilig zeigte sich auch hier das corsische Naturgesetz der Großmut und der Gastfreundschaft selbst gegen Feinde, daß viele Genuesen Schutz bei ihren Hassern fanden, in deren Dörfer sie gingen das Gastrecht anzuflehen. Franz Ornano nahm Lamba Doria selbst in sein eignes Haus auf.

Fünfzehntes Kapitel.

Unterdeß stürmte der Türke Bonifazio, rings umher alles Land verwüstend, und erbittert über den Heldenmut der Bonifaziner, welche sich ihrer Vorfahren zur Zeit Alfonso's von Aragon würdig zeigten. Tag und Nacht, trotz Hunger und Ermüdung, standen sie auf den Mauern, jeden Sturm zurückwerfend, Männer und Weiber gleich heldenmütig. Auch Sampiero erschien vor Bonifazio. Die unablässig bestürmte Stadt wankte nicht, im mannhaften Kampf auf Entsatz hoffend. Denn ein Bote, Cattacciolo, Bürger von Bonifazio, wurde von Genua her erwartet. Der Bote kam den nahen Entsatz anzukündigen, und er fiel in die Hände der Franzosen. Sie machten ihn zum Verräter, so daß er gefälschte Briefe in die Stadt trug, welche dem Commandanten die Hoffnung auf Entsatz benahmen. Deshalb übergab dieser die unbezwungene Stadt unter der Bedingung, daß sie nicht geplündert werden, und die Besatzung in allen Ehren sich nach Genua einschiffen dürfe. Die tapferen Verteidiger waren kaum aus den Mauern gerückt, als der barbarische Türke dem Eide Hohn sprechend, über sie herfiel und sie zusammenzuhauen begann. Sampiero rettete mit Mühe, was von den Bonifazinern noch zu retten war. Mit dieser Rache nicht zufrieden, forderte Dragut die Plünderung der Stadt, und da man ihm diese nicht zugestand, ein hohes Abstandsgeld, welches Thermes nicht zahlen konnte, aber zu zahlen versprach. Erbittert setzte sich Dragut zu Schiff und ging nach Asien unter Segel. Genuesisches Gold hatte ihn gewonnen.

Nach dem Falle Bonifazio's war den Genuesen kein Fleck Landes mehr in Corsica geblieben, als das „immergetreue“ Calvi. Es war daher keine Zeit zu verlieren, wenn man die Insel wiedergewinnen wollte. Der Kaiser hatte Hülfe zugesagt, er stellte Genua einige tausend Deutsche und Spanier zur Verfügung, auch Cosmus von Medici gab ein Hülfscorps. So war

ein bedeutendes Heer beisammen; um den Erfolg außer Frage zu stellen übertrug man den Oberbefehl dem berühmtesten Feldherrn, Andreas Doria selbst, das Untercommando dem Agostino Spinola.

Andreas Doria war damals 86 Jahre alt. So dringend erschien die Lage der Dinge, daß der Greis die Aufforderung nicht ausschlug. In der Kathedrale von Genua empfing er das Banner der Unternehmung von Senatoren, Protectoren der Bank, Clerus und Volk.

Am 20. November 1553 landete Doria im Golf von S. Fiorenzo, und in kurzer Zeit wandte sich das Blatt zu Gunsten Genua's. S. Fiorenzo, welches der Marschall Thermes stark befestigt hatte, fiel, Bastia ergab sich, die Franzosen wichen überall. Damals hatte sich Sampiero mit Thermes überworfen und war eine kurze Zeit an den Hof von Frankreich entfernt worden; aber nachdem er seine Verleumder besiegt hatte, stand er glänzender und als die Seele des Krieges da, welchem der untüchtige Thermes nicht gewachsen war. Er war unerschöpflich im Widerstand, im Angriff, im kleinen Kriege. Er schlug Spinola empfindlich auf dem Golofelde, aber eine Wunde die er in der Schlacht empfing, machte ihn für eine Weile unthätig, in welcher Spinola die Corsen bei Morosaglia schlug. Jetzt ließ Sampiero seiner Wunde nicht Zeit zum Heilen, er erschien wieder im Feld und überwand Spanier und Deutsche in der Schlacht am Col di Tenda, im Jahre 1554.

Der Krieg wurde mit gleich großer Wut noch fünf Jahre lang fortgeführt. Corsica schien des Schutzes von Frankreich für immer sicher und sich überhaupt als einen selbständig organisirten Teil Frankreichs zu betrachten. Franz der Zweite hatte Jordan Orsini bereits zu seinem Vicekönig ernannt, und dieser in der Volksversammlung im Namen seines Königs die Einverleibung der Insel in Frankreich feierlich erklärt. So schien das Schicksal Corsica's schon damals an die französische Monarchie gebunden

und die Insel aus dem Bereich der italienischen Staaten, in welchen sie durch Natur gehört, ausgeschieden zu sein. Aber kaum hatte der König jene feierliche Zusage gegeben, als der Friedensschluß von Chateau Cambresis, im Jahre 1559, alle Hoffnungen der Corsen zertrümmerte.

Frankreich schloß mit Philipp von Spanien und mit dessen Verbündeten Frieden und verpflichtete sich Corsica den Genuesen herauszugeben. Und so lieferten die Franzosen alle noch von ihnen besetzten Plätze in die Hände Genua's und schifften ihre Truppen ein. Ein verzweifelter Krieg von sechs Jahren war nutzlos geführt, so viel Ströme Bluts waren der Politik zum Spiele vergossen worden; die Corsen sahen sich durch ein Blatt Papier, ein Friedensdocument, in ihr altes Elend zurückgeschleudert, und der Rache Genua's wehrlos Preis gegeben. Dieser Treubruch und dieser Schlag preßte dem Lande einen Schrei der Verzweiflung aus, aber er ward nicht beachtet.

Sechzehntes Kapitel.

Von hier ab zeigte sich Sampiero in seiner ganzen Größe; denn nur derjenige Mann ist wahrhaft groß, welcher durch das Schicksal ungebeugt aus dem Unglück doppelt stark zu erstehn vermag. Geächtet war er hinweggegangen. Der Friede hatte ihm das Schwert genommen, die ganz verheerte Insel konnte einen Kampf für sich selbst nicht mehr wagen, sie bedurfte der Erholung, der neue Krieg einer neuen Stütze an einer auswärtigen Macht. Also durchwanderte der unermüdliche Mann vier Jahre lang die Welt, die entferntesten Mächte Europas um Hülfe anzugehen. Er eilte nach Frankreich zu Catharina, hoffend sie alter Dienste, die er dem Hause Medici geleistet hatte, noch eingedenk zu finden; er ging nach Navarra; zum Herzoge von

Florenz; zu den Fregosi; von einem Hofe Italiens zum andern; er schiffte nach Algier zu Barbarossa; nach Constantinopel zum Sultan Soliman. Seine achtunggebietende Erscheinung, die Kraft seiner Worte, sein durchdringender Verstand, seine glühende Vaterlandsliebe flößten allen Bewunderung ein, den Christen wie den Barbaren; aber man vertröstete ihn mit Hoffnungen und mit Aussichten.

Während Sampiero die Welt durchwanderte, die Fürsten zu einer Unternehmung für Corsica anrufend, hatte Genua ihn nicht aus den Augen verloren; es erschrak vor den möglichen Erfolgen seiner Bemühungen. Dem fürchterlichen Mann für immer die Hand zu lähmen mußte man auf irgend eine Weise versuchen. Gift und Meuchelmord, so sagt man, hatten fehlgeschlagen. Man beschloß daher das Naturgefühl des Vaters und des Gatten mit der Leidenschaft zum Vaterlande in Krieg zu bringen. Man wollte sein Herz erschlagen.

Sampiero's Weib Vannina lebte in ihrem Hause zu Marseille im Schutze Frankreichs. Ihren jüngsten Sohn Anton Francesco hatte sie bei sich, der ältere, Alfonso, war am Hofe Catharina's. Die Genuesen umgaben sie mit ihren Spähern. Es kam ihnen darauf an, Sampiero's Weib und Kind nach Genua zu locken. Zu diesem Zwecke bedienten sie sich des Michel Angelo Ombrone, eines Priesters, welcher Lehrer der jungen Söhne Sampiero's gewesen war und dessen Vertrauen im höchsten Maße genoß; ferner eines gewandten Agenten Agosto Bazzicalupa. Vannina war eine bewegliche Natur, empfänglich für Einflüsterungen, stolz auf den alten Namen der Ornani. Man hatte ihr das Loos vorgestellt, welches die Kinder ihres geächteten Gatten erwarten mußte. Mit ihres Vaters Acht beladen, des Lehns der berühmten Ahnen beraubt, arm, nicht einmal ihres Lebens sicher: was sollte einst aus ihnen werden? Man zeigte ihrer Phantasie diese ihre geliebten Kinder in dem Elend der Fremde, das Brod der Gnade essend, oder, was schlimmer war, wenn sie den Spuren

des Vaters folgten, als Banditen in den Bergen herumgehetzt endlich gefangen und an die Galeeren geschmiedet.

Vannina ward erschüttert, der Gedanke nach Genua zu gehen, ihr immer weniger schrecklich und weniger befremdlich. Dort, so sagten ihr Ombrone und Bazzicalupa, wird man euren Kindern das Lehen Ornano wieder zuerkennen, und eurer milden Seele wird es gelingen, auch Sampiero mit der Republik zu versöhnen. Des armen Weibes Herz erlag. Das natürliche Gefühl gab den Ausschlag, und das begriff nichts von diesem großen, rauhen, fürchterlichen Charakter des Mannes, welcher nur lebte, weil er sein Vaterland liebte und seine Unterdrücker haßte, und der mit seinem eignen Selbst dies verzehrende Feuer seiner Leidenschaft nährte, alle andere Habe Scheit auf Scheit hineinwerfend. Also rang das verblendete Herz Vannina den Entschluß ab nach Genua zu gehen. Eines Tages, so sagte sie sich, werden wir glücklich, friedlich und versöhnt sein.

Indeß war Sampiero in Algier, wo der kühne Renegat Barbarossa König des Landes, ihm mit glänzenden Ehren entgegengekommen war, als ein Schiff von Marseille die Nachricht brachte: Vannina, sein Weib, von Genuesen umringt, gehe damit um, mit ihrem Kinde nach Genua zu entweichen. Wie Sampiero die Möglichkeit dieser Flucht zu begreifen anfing, wollte er sich augenblicks ins Schiff werfen und nach Marseille eilen; dann gebot er seinem Freunde Antonio von San Fiorenzo auf der Stelle abzureisen und zu hindern, wenn es möglich sei. Er selbst blieb, unterhandelte mit Barbarossa wegen eines Zuges gegen Genua, und ging dann zu Schiff nach Constantinopel, auch dort mit dem Sultan es zu versuchen, dann erst nach Marseille zurückzukehren, nach seinem Weibe zu sehn.

Antonio war fortgeeilt. In das Haus Vannina's stürzend fand er es ausgeräumt und leer. Sie war nebst ihrem Kinde auf einem genuesischen Schiffe hinweg, mit Michel Angelo Ombrone und Bazzicalupa, heimlich, Tags zuvor. In Hast raffte

Antonio Freunde, Corsen, Bewaffnete zusammen, warf sich in eine Brigantine und segelte mit allen Segeln in der Richtung, welche die Flüchtigen mußten genommen haben. In der Höhe von Antibes sah er das genuesische Fahrzeug vor sich. Er gab ein Zeichen, daß man halten solle. Vannina bat in schrecklicher Angst, wie sie die Verfolger ahnte und ihrer gewiß war, sie ans Land zu setzen, und sie wußte nicht, was sie thun und wollen dürfe. Aber Antonio erreichte sie an der Küste, und im Namen Sampiero's und des Königs von Frankreich nahm er die Flüchtige an sich.

Der edle Mann brachte sie in das Haus des Bischofs von Antibes, die ganz in Schmerz vergehende Frau durch den Trost der Religion aufzurichten. Schreckliche Gedanken, die er verschwieg, machten das ratsam. Aber dem Bischof bangte vor einer Verantwortung, die er nicht auf sich laden mochte; er gab Vannina in die Hände des Parlaments von Aix. Dasselbe erklärte sich bereit, sie gegen jedermann in seinen Schutz zu nehmen. Doch Vannina begehrte nichts und lehnte den Schutz ab. Sie sei, so sagte sie, ihres Mannes Weib, und was Sampiero über sie verhängen werde, das wolle sie über sich ergehen lassen. Die Erkenntniß ihrer Schuld lastete schwer auf ihrem Herzen, und sie legte sich reuevolle Ergebung auf.

Nun kam Sampiero aus der Türkei, wo Soliman den berühmten Corsen mit Bewunderung eine Zeit lang am Hofe gehalten hatte, nach Marseille, sich selbst und dem was ihm das Herz bewegte zurückgegeben. Antonio trat ihm entgegen, bestätigte was geschehen war, und suchte den ausbrechenden Grimm seines Freundes niederzuhalten. Einer von Sampiero's Verwandten, Pier Giovanni von Calvi, ließ die unvorsichtige Aeußerung fallen, daß er Vannina's Flucht lange geahnt habe. Und du verschwiegst, was du ahntest? rief Sampiero, und augenblicks erstach er ihn mit dem Dolch. Er warf sich aufs Pferd und jagte nach Aix, wo auf dem Schloß Zaisi sein Weib

ihm entgegen zitterte, Antonio ihm nach, voll fürchterlicher Angst, ob er vielleicht Schreckliches noch abwenden könne.

Unter den Fenstern des Schlosses wartete Sampiero bis es Morgen wurde. Dann ging er zu seinem Weibe, und führte sie nach Marseille. In seiner verschlossenen Seele konnte niemand lesen. Als er mit ihr in sein Haus eintrat, welches ausgeräumt und wüste stand, fiel ihm die ganze Gewalt des ihm angethanen Schimpfes und Verrats krampfhaft auf das Herz, und indem der Gedanke noch einmal durch seine Seele drang, daß es sein Weib war, welches dem verhaßten Landesfeinde sich und sein Kind in die Hände gegeben hatte, ergriff ihn besinnungslos der Dämon, und mit der eignen Hand gab er seinem Weibe den Tod.

Sampiero, so sagt der corsische Geschichtschreiber, liebte sein Weib leidenschaftlich, aber als Corse, das heißt bis zur allerletzten Vendetta.

Prachtvoll ließ er die Todte in der Kirche des heiligen Franciscus bestatten, dann ging er, dem Hofe von Paris unter die Augen zu treten. Es war im Jahr 1562.

Siebenzehntes Kapitel.

In Frankreich empfing man Sampiero mit Kälte, die Höflinge zischelten, vermieden ihn, höhnten ihn aus der Tugendmaske heraus. Sampiero war nicht der Mann, sich durch Höflinge schrecken zu lassen, noch war der Hof Catharina's von Medici das Tribunal, vor welchem eine ungeheure That gerichtet werden durfte, die einer der bedeutendsten Menschen seiner Zeit auf sich geladen hatte. Catharina und Heinrich vergaßen den Gattenmord, aber sie wollten für Corsica nichts mehr thun, als seine Befreiung gerne sehen.

Nachdem Sampiero als Diplomat alles versucht hatte, was ihm möglich gewesen war, und sich keine Aussicht auf fremde Unterstützung zeigte, beschloß er als Mann zu handeln und seiner wie seines Volkes Kraft allein zu vertrauen. Er schrieb an seine Freunde in Corsica, daß er kommen werde, sein Vaterland zu befreien oder zu sterben. „Es ist unsere Sache, so sagte er, eine letzte Anstrengung zu versuchen, um das Glück und den Ruhm einer vollständigen Freiheit zu erlangen. Wir haben an die Cabinette von Frankreich, von Navarra und Constantinopel gepocht. Wenn wir die Waffen nur an dem Tage ergreifen, wo wir im Kampfe durch die Hülfe Frankreichs oder Toscana's unterstützt sein werden, so wird die Unterdrückung noch lange Zeit das Loos des Landes sein. Und überhaupt, was würde der Preis für eine Nationalität von fremdem Ursprunge sein? Um sich dem Joche der Perser zu entziehn und ihre Unabhängigkeit zu retten, sah man die Griechen zu ihren Nachbarn nach Hülfe gehen? Die italienischen Republiken bieten uns neue Beispiele von dem, was der starke Wille eines Volks vermag, wenn es mit ihm die Liebe zum Vaterlande vereint. Doria vermochte sein Land von dem Druck einer übermütigen Aristokratie zu befreien, und wir sollen warten, um uns zu erheben, bis die Soldaten des Königs von Navarra kommen in unsern Reihen zu kämpfen?“

Am 12. Juli 1564 landete Sampiero im Golf von Valinco mit zwei Schiffen und einer Schaar von zwanzig Corsen und von fünf und zwanzig Franzosen. Er versenkte die Galeere, auf welcher er gefahren war. Als man ihn fragte, warum er das thäte und wo er Rettung suchen wolle, wenn die Genuesen ihn überraschten, antwortete er: in meinem Schwert. Mit seinem Häuflein warf er sich auf das Schloß von Istria, nahm dieses und stürmte fort auf Corte. Hier zogen ihm die Genuesen entgegen mit weit überlegner Macht, da Sampiero's Schaar nur erst hundert Mann zählte. Aber so groß war der Schrecken, den

sein bloßer Name einflößte, daß sie ihn kaum kommen sahen, als sie ohne das Schwert zu ziehen davonflohn. Corte that Sampiero die Tore auf, und so hatte er den ersten Stützpunkt gewonnen. Das Gemeindeland zögerte nicht mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen.

Vorwärts zog Sampiero auf Vescovato, die reichste Landschaft der Insel, an den Abhängen der Berge gelegen, welche sich zur schönen Küstenebne von Mariana niedersenken. Bei seinem Nahen versammelte sich das Volk, für die Erndten bang, in Angst vor dem Kriegsgewitter und in Bewegung gesetzt durch den Archidiaconus Filippini, den Geschichtschreiber der Corsen. Filippini riet dringend, sich still zu halten und Sampiero nicht zu sehen, was er auch thäte. Als nun Sampiero in Vescovato einzog, fand er den Ort bedenklich still und das Volk in den Häusern, bis es endlich der Neugierde oder der Sympathie nachgab und hervorkam. Er redete es an und warf ihm vor, was es verdiente, Mangel an Vaterlandsliebe. Seine Worte machten tiefen Eindruck. Man bot ihm Gastfreundschaft; aber er strafte das Volk von Vescovato mit Verachtung derselben und übernachtete unter freiem Himmel.

Der Ort wurde nichtsdestoweniger der Schauplatz einer blutigen Schlacht. Denn Nicola Negri führte die Genuesen gegen ihn zum Sturm. Es war ein mörderischer Kampf, um so mehr, als er bei der verhältnißmäßig geringen Zahl der Streitenden den Charakter des Einzelkampfes haben mußte. Auch Corsen kämpften gegen Corsen, weil eine Schaar von ihnen im Dienste Genua's geblieben war. Als diese herandrang, warf sie Sampiero zurück, indem er ihnen zurief, es sei eine Schmach das Vaterland zu bestreiten. Der Sieg neigte sich schon auf die Seite Genua's, da einer der tapfersten Corsencapitäne Bruschino gefallen war; aber Sampiero stellte die Reihen wieder her, und es gelang ihm, die Genuesen zu werfen, welche in Flucht aufgelöst gegen Bastia sich zerstreuten.

Der Sieg von Vescovato vergrößerte die Streitkräfte Sampiero's; ein zweiter bei Caccia, in welchem Negri blieb, brachte das ganze innere Land unter Waffen. Nun hoffte Sampiero auf ernstlichen Beistand von Toscana und selbst von den Türken, denn indem er mit so wenigen Mitteln Spanier und Genuesen überwunden hatte, zeigte er, was die Freiheitsliebe der Corsen vermögen würde, wenn man sie noch unterstützte.

Nach Negri's Tode hatten die Genuesen ihren besten Führer auf die Insel gesandt, Stefan Doria, würdig dieses Namens durch seine Tapferkeit, seine Einsicht und seine Härte. Ein Heer von 4000 erkauften Deutschen und Italienern folgte ihm. Der Krieg entbrannte mit neuer Wut. Mehrere Niederlagen erlitten die Corsen, mehre noch die Genuesen, welche noch einmal nach Bastia zurückgeworfen wurden. Doria hatte einen Ueberfall auf Bastelica gemacht, diesen Geburtsort Sampiero's in Asche gelegt, und sein Haus dem Erdboden gleich machen lassen. Was galt Sampiero Haus, Habe und Gut, ihm welcher sein Weib dem Vaterlande geopfert hatte? Aber immer bleibt die Politik Genua's bemerkenswert, den Patriotismus der Corsen mit ihren persönlichen Gefühlen in tragischen Streit zu bringen. Was sie vergebens bei Sampiero versucht hatten, gelang ihnen bei Achill von Campocasso, einem Manne von ungewöhnlichem Heldenmut, aus einem hochangesehenen Hause alter Caporali. Man fing seine Mutter. Der Sohn schwankte nicht einen Augenblick, er warf sein Schwert fort und eilte in das Lager Genua's, die Mutter von der Tortur zu retten. Aber weil ihm der Feind zumutete, Sampiero's Mörder zu werden, entwich er, und hielt sich still daheim. Immer mehr stand Sampiero von starken Freunden verlassen da, seitdem Bruschino gefallen, Campocasso zum Feinde gegangen, und auch Napoleon von Santa Lucia geschlagen worden war, der erste Corse, welcher den Namen Napoleon durch Waffenthaten ausgezeichnet hat.

Wenn der ganze Haß von Corse und Genuese in zwei

Namen sich nennen läßt, so sind es die von Sampiero und Doria. Beide waren zugleich die Repräsentanten ihrer Nationalität. Stefan Doria übertraf alle seine Vorgänger an Grausamkeit. Er hatte geschworen, das corsische Volk zu vertilgen, und dies sind seine ausgesprochenen Grundsätze: „Als die Athener nach siebenmonatlichem Widerstande sich der Hauptstadt von Melos, der Verbündeten Sparta's bemächtigten, ließen sie alle Einwohner über vierzehn Jahre sterben und schickten dann eine Colonie, um die Stadt neu zu bevölkern und in Gehorsam zu halten. Warum ahmen wir dies Beispiel nicht nach? Etwa weil die Corsen weniger strafbar sind als die Rebellen jenes Landstriches? Durch diese schrecklichen Strafgerichte wollten die Athener zur Eroberung des Peloponneses, des ganzen Griechenlands, Afrika's, Italiens und Siciliens gelangen. Indem sie alle ihre Feinde über die Klinge springen ließen, stellten sie die Achtung und den Schrecken ihrer Waffen wieder her. Man wird sagen, daß wir mit dem Völkerrecht alle Gesetze der Menschlichkeit und der Civilisation verletzen. Was thut es? wenn sie uns nur fürchten, das ist alles wornach ich frage. Ich mache mir mehr aus dem Urteil Genua's als aus dem der Nachwelt, mit dem man mich vergebens schreckt. Dies leere Wort Nachwelt hemmt nur Menschen, welche schwach und unentschlossen sind. Unser Interesse ist es, den Kreis unserer Eroberung auszudehnen und den Insurgenten alles zu nehmen, was den Krieg ernähren kann. Nun, ich sehe nur zwei Wege, Vernichtung der Erndten, Niederbrennen der Dörfer und Umstürzen der Türme, wo sie sich verschanzen, wenn sie anders nicht kämpfen können."

Diese Ratschläge Doria's sprechen den bis zur Verzweiflung gesteigerten Haß Genua's gegen das unzähmbare Volk der Corsen aus und belehren uns auch über das unsägliche Elend, welches diese zu leiden hatten. Doria verwüstete die halbe Insel, ohne doch Sampiero überwinden zu können. Dieser hatte in Bozio eine Volksversammlung gehalten, die allgemeine Sache neu zu

befestigen, die Zwölfmänner und andere volkstümliche Behörden neu zu ordnen und endlich eine Erhebung in Masse möglich zu machen. Sampiero war nicht bloß ein Kriegshauptmann, sein Blick reichte weit. Er wollte seinem Lande mit der Unabhängigkeit eine freie republikanische Verfassung geben, gestützt auf die alten Einrichtungen des Sambucuccio von Alando. Er wollte aus der Lage der Insel, aus ihren Forsten und Produkten alle die Vorteile ziehen, welche sie befähigten eine Seemacht zu werden; in Verbindung mit Frankreich wollte er Corsica frei, mächtig und herrschend machen, wie einst Rhodus und Tyrus es waren. Er selbst strebte nicht nach dem Titel eines Grafen von Corsica; er war der erste Vater des Vaterlandes, und die Zeiten der Signoren waren vorüber.

Er sandte indeß Boten nach dem Festland, die Höfe, namentlich Frankreich um Unterstützung anzugehen; doch man überließ die Corsen ihrem Schicksale. Anton Padovano kam von Frankreich mit leeren Händen zurück; er brachte nur mit sich Alfonso den jungen Sohn Sampiero's, 10000 Thaler Geld und dreizehn Fahnen, worauf geschrieben stand: Pugna pro Patria. Gleichwol erhoben die Corsen ein Freudengeschrei; die Fahnen welche Sampiero an die Capitäne verteilte, gaben Anlaß zu gefährlicher Eifersucht.

Hier sind Briefe, welche Sampiero schrieb:

An Catharina von Frankreich. Unsere Angelegenheiten sind bis so weit sehr gut gegangen. Ich kann Ew. Majestät versichern, daß wir ohne die geheime und offene Unterstützung, welche den Genuesen von Seiten des katholischen Königs von Spanien zugekommen ist, anfangs in 22 Galeeren und 4 Schiffen mit einer großen Zahl Spanier, unsere Feinde so in die Enge gebracht hätten, daß sie heute ohne feste Stellung sein würden. Nichtsdestoweniger und komme was da wolle, wir geben nie den einmal gefaßten Entschluß auf, eher zu sterben, als uns in welcher Weise es sei der Herrschaft der Republik zu unter-

werfen. Ich bitte folglich Ew. Majestät in diesen Umständen meine Ergebenheit an Ihre Person und die meines Vaterlandes an Frankreich nicht zu vergessen. Wenn der katholische König sich den Genuesen so geneigt zeigte, die schon ohnehin an sich so mächtig gegen uns sind, die wir von aller Welt verlassen da stehn, wird Ew. Majestät zugeben, daß wir unter den Händen unserer grausamen Feinde umkommen?

An den Herzog von Parma. Sollten wir der Ottomanischen Pforte tributbar werden, mit Gefahr alle Fürsten der Christenheit zu beleidigen, so steht unser Entschluß unwiderruflich fest: hundertmal lieber die Türken als die Herrschaft der Genuesen. Frankreich selbst hat den Friedensschluß nicht respectirt, welcher doch, so sagte man, die Garantie unserer Rechte und das Ende unserer Leiden sein sollte. Wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie mit den Angelegenheiten der Insel zu behelligen, so geschieht es damit Ew. Hoheit im Notfalle sie beim Hofe zu Rom gegen die Angriffe unserer Feinde verteidigen könne. Ich will, daß meine Worte wenigstens ein feierlicher Protest gegen die grausame Indifferenz der katholischen Fürsten bleiben und eine Berufung an die göttliche Gerechtigkeit.

Achtzehntes Kapitel.

Noch einmal gingen Gesandte nach Frankreich ab. Es waren ihrer fünf; die Genuesen fingen sie an der Küste auf. Der Krieg nahm den Charakter schonungsloser Vendetta von beiden Seiten an. Doria richtete nichts aus. Zu wiederholten Malen hatte ihn Sampiero aufs Haupt geschlagen, endlich in den Pässen von Luminanda beinahe vernichtet, und nur einem so kühnen Heerführer als Jener war, glückte es zu entrinnen. Blutig, erschöpft und verzweifelnd kam er in San Fiorenzo an, und bald darauf

verließ er die Insel. Die Republik ersetzte ihn durch Vivaldi, dann durch den ränkevollen Fornari. Aber sie machte sich keine Hoffnung mehr, Sampiero mit offener Gewalt zu vernichten. Gegen diesen Mann, welcher als Proscribirter mit ein Paar Proscribirten auf die Insel gekommen war, hatte sie nach und nach ihre ganze Macht ins Feld geschickt, ihre und eine spanische Flotte, ihre Söldner, Deutsche, 15000 Mann Spanier, ihre größten Generale Doria, Centurione und Spinola; und sie, welche die Pisaner und Venedig überwunden hatte, vermochte nicht ein armes und von aller Welt verlassenes Volk zu bändigen, das in den Krieg zog, hungernd, zerlumpt, unbeschuht, schlecht bewaffnet, und welches, wenn es nach Hause kam, nichts fand, als die Asche seiner Dörfer.

Deshalb war man zu dem Entschlusse gekommen, Sampiero zu ermorden.

Zwistigkeiten zwischen ihm und den Nachkommen der alten Signoren hatte man schon lange gesät. Einige wie Hercules von Istria waren von ihm abgefallen, weil der genuesische Lohn ihre Habsucht reizte, oder ihr Stolz sich gegen den Gedanken empörte, den Befehlen eines Mannes zu gehorchen, welcher aus dem Staube emporgekommen war. Andere hatten eine Blutschuld zu rächen. Dies waren die Ornani, drei Brüder Antonio, Francesco und Michel Angelo, Vettern der Vannina. Genua hatte sie durch Gold und die Aussicht auf das Lehn Ornano gewonnen, welches den Kindern der Vannina gebührte. Die Ornani gewannen ihrerseits einen Mönch Ambrosius von Bastelica und Sampiero's eigenen Waffenmeister Vittolo, und so schmiedeten sie einen Anschlag den Helden in einem Hinterhalt umzubringen. Der Gouverneur Fornari übertrug die Ausführung dem Rafael Giustiniani.

Sampiero war in Vico, als der Mönch ihm falsche Briefe brachte, welche ihn dringend aufforderten, nach Rocca zu kommen, wo eine Rebellion gegen die Volkssache ausgebrochen sei.

Augenblicks schickte er Vittolo mit zwanzig Pferden nach Cavro voraus und selber kam er nach. Mit ihm waren sein Sohn Alfonso, Andrea de' Gentili, Anton Pietro von Corte, Battista da Pietra. Vittolo benachrichtigte unterdeß die Ornani und Giustiniani, daß Sampiero durch das Bergtal von Cavro ziehen werde, worauf diese mit vielem Volk zu Fuß und zu Pferde aufbrachen und sich in den Hinterhalt legten. Als Sampiero mit seiner kleinen Schaar ahnungslos durch den Paß zog, sah er sich plötzlich von allen Seiten angegriffen und die Berge dunkel von Bewaffneten. Da erkannte er, daß seine Stunde gekommen sei. Er befahl seinem Sohne, ihn den Vater zu verlassen, zu fliehen und sich dem Vaterlande zu erhalten. Der Sohn gehorchte und entfloh. Während nun die Seinen tapfer kämpfend erlagen — es war Morgengrauen — stürzte sich Sampiero in das Gewühl sich durchzuhauen, wenn es möglich war. Die Ornani drangen auf ihn ein, gefolgt von genuesischen Soldaten. Er kämpfte verzweifelt; Antonio Ornano verwundete er mit einem Pistolenschuß am Halse; sein Gewehr versagte, denn Vittolo hatte, als er es lud, zuerst die Kugel und dann das Pulver hineingethan. Sampiero's Gesicht war von Blut überströmt; mit der Linken sich die Augen von ihm befreiend, wehrte sich die Rechte mit dem Schwert. Da schoß ihn Vittolo von hinten her durch den Rücken; er fiel; die Ornani stürzten sich wütend auf den Sterbenden. Sein Haupt brachten sie dem Gouverneur. Es war am 17. Januar des Jahres 1567.

Neun und sechzig Jahre hatte Sampiero erreicht, ungeschwächt durch Alter und Mühsal, durch Charaktergröße und Vaterlandsliebe der Unsterblichkeit wert. Er erlag wie Viriathus nur dem Meuchelmorde. Durch sein erhebendes Beispiel hat er gezeigt, was der edle Mann vermag, wenn er einer großen Leidenschaft unerschütterlich treu bleibt.

Sampiero war von hoher Gestalt, von finsterm und kriegerischem Ansehn, von stolzem Wesen, dunkelbärtig, von schwarzen

und krausen Haaren. Sein Blick durchdringend, seine Rede kurz, fest und gewaltig. Obwol ein Sohn der Natur und ohne Erziehung besaß er doch einen feinen Verstand und ein vortreffliches Urteil. Seine Feinde warfen ihm vor, daß er nach der Königskrone seiner Insel strebte, doch er strebte nur nach ihrer Freiheit. Er lebte schlicht wie ein Hirte, trug den wollenen Kittel seines Landes und schlief auf nackter Erde. Er hatte mit den am meisten schwelgerischen Höfen der Welt verkehrt, mit Florenz und Versailles, doch nichts von der Falschheit ihrer Grundsätze und der Verderbniß ihrer Sitten gelernt. Der rauhe Mann konnte sein Weib ermorden, weil sie sich und ihr Kind dem Landesfeinde verraten hatte, aber er wußte nichts von jenen Verbrechen, welche die Natur verkehren und ihre Schändung zu einer verfeinerten Lebensphilosophie stempeln. Er war einfach, rauh und groß, ein Mensch vom Gepräge ursprünglichster Natur.

Neunzehntes Kapitel.

Als Sampiero gefallen war, frohlockte Genua mit Glockengeläute und Freudenlichtern. Aber auf das corsische Land fiel ein schrecklicher Schmerz. Sie kamen zusammen in Orezza; 3000 Männer in Waffen, viele weinend, alle traurig standen sie auf dem Kirchenplatz. Das Schweigen unterbrach Lionardo von Casanova, der Freund und Waffenbruder Sampiero's, dem Gefallenen die Leichenrede zu halten.

Diesen Mann hatte eben ein beispielloses Schicksal betroffen. Er war in die Gefangenschaft der Genuesen gefallen, welche ihn in den Turm von Bastia geworfen hatten. Sein Sohn Antonio hatte Tag und Nacht darauf gesonnen, wie er seinen Vater erretten könne. In die Kleider eines Weibes gehüllt, welches dem Gefangenen die Speise zu bringen pflegte, war er in den Kerker

gedrungen. Er hatte seinen Vater beschworen, zu entweichen und ihn zurückzulassen; denn sollte auch er, der Jüngling, sterben, so werde doch sein Tod ihn ehren, der Freiheit aber den Arm und die Einsicht seines Vaters erhalten. Dies gebiete die Liebe zum Vaterlande. Lange schwankte der Vater in dem fürchterlichen Kampf, dann erkannte er, daß er so handeln müsse, wie sein Sohn gesagt hatte, riß sich von ihm los, und entkam. Die Kerkermeister fanden den Jüngling. Er gab sich ihnen stolz und glücklich. Sie führten ihn vor den Gouverneur, und auf dessen Befehl wurde er am Fenster von seines Vaters Burg Fiziani gehenkt.

Lionardo erhob sich wie ein heiliger Mann vor dem versammelten Volk und hielt Sampiero die Leichenrede.

„Die Sclaven weinen, die freien Männer rächen sich. Keine kleinmütigen Lamente! Unsere Berge sollen nur von Kriegsgeschrei widerhallen. Zeigen wir durch die Kraft unsers Handelns, daß er nicht ganz gestorben ist. Hat er uns nicht das Beispiel seines Lebens hinterlassen? Seht, das haben uns die Fornari und die Vittoli nicht rauben können. Das ist ihren Anschlägen und den meuchelmörderischen Kugeln entgangen. Warum schrie er seinem Sohne zu: rette dich! Ohne Zweifel, damit dem Vaterlande ein Held, den Kriegern ein Haupt, den Genuesen ein furchtbarer Feind zurückbleibe. Ja, Sampiero hat an seine Mörder den Schimpf seines Todes und an den jungen Alfonso die Pflicht der Rache geheftet. Laßt uns dieses edle Werk vollenden helfen. Schließen wir unsre Reihen! Der Geist des Vaters lebt in dem Sohne fort. Ich kenne den Jüngling. Er ist des Namens den er trägt und des Vertrauens des Landes würdig. Er hat von seiner Jugend nichts als die Glut. Die Reife des Urteils eilt bisweilen der Zahl der Jahre voraus. Dieses Geschenk hat ihm der Himmel nicht versagt. Seit langer Zeit teilte er die Gefahren und die Mühen seines Vaters. Alle Welt weiß, daß er des rauhen Waffenhandwerks Meister ist. Die Krieger

begehren unter seinen Befehlen zu marschiren. Ihr könnt euch der Sicherheit ihres Tactes vertrauen, er täuscht nie. Die Massen ahnen die Menschen. Sie vergreifen sich selten in der Wahl derjenigen, welche sie für fähig halten sie zu führen. Und ferner, welche glänzendere Huldigung gibt es für das Andenken Sampiero's als die Wahl seines Sohnes? Diejenigen, welche mich hören, haben ihr Herz zu hoch gestellt, um nicht für die Furcht unzugänglich zu sein.

„Gibt es unter uns Menschen, welche niedrig genug sind die schimpfliche Sicherheit der Sclaverei den Stürmen und Gefahren der Freiheit vorzuziehen, so mögen sie gehen und sich von dem Rest des Volkes scheiden. Sie mögen uns sagen, wie sie heißen. Nachdem wir ihre Namen auf eine Schandsäule gegraben, welche wir an dem Orte, wo Sampiero gemeuchelmordet ward, errichten werden, wollen wir sie mit Schmach bedeckt hinwegschicken, den Hof Fornari's neben Vittolo und Michel Angelo zu vermehren. Sonst mögen sie wissen, daß die Kämpfe und die Waffen, welche der rühmlichste Teil für freie und tapfere Männer sind, auch das Sicherste sind für die Schwachen. Wenn sie noch schwanken, möchte ich ihnen sagen: auf der einen Seite stehn der Ruhm für unsere Fahne, die Freiheit für uns, die Unabhängigkeit für das Land; auf der anderen die Galeere, die Schande, die Verachtung und alle anderen Uebel der Sclaverei. Wählet!"

Das Volk ernannte durch Zuruf Alfonso d'Ornano zum Haupt und General der Corsen. Siebzehn Jahre war Alfonso alt, aber er war Sampiero's Sohn. Noch zwei Jahre hielt der Jüngling, in mancher Schlacht siegreich, den Genuesen Stand.

Indeß hatte der lange Krieg beide Teile erschöpft. Genua wollte den Frieden; die Insel, damals in die Parteien der Rossi und der Negri gespalten, befand sich in einer verzweifelten Lage und dem Frieden geneigt. Die Republik, welche schon im Jahre 1561 Corsica der Bank des heiligen Georg wieder abgenommen hatte, rief nun den verhaßten Fornari ab und

schickte Georg Doria auf die Insel, den einzigen dieses Namens, welchem die Corsen ein freundliches Andenken bewahrt haben. Die erste Handlung dieses weisen Mannes war die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie. Viele Landschaften unterwarfen sich, viele Capitäne legten die Waffen ab. Dem Bischofe von Sagona gelang es, auch den jungen Alfonso zum Vertrage zu stimmen, welcher zwischen ihm und Genua auf folgende Bedingungen geschlossen wurde: vollständige Amnestie für Alfonso und seine Anhänger; Freiheit sich nach dem Festlande einzuschiffen für Männer und Weiber; Freiheit über ihre Güter zu verfügen durch Verkauf oder Administration; Rückgabe des Lehns Ornano an Alfonso; Ueberweisung der Pieve Vico an die Partisanen Alfonso's bis zu ihrer Einschiffung; eine Frist von 40 Tagen zur Ordnung ihrer Angelegenheiten; Freiheit für jeden Mann ein Pferd und einige Hunde mitzunehmen; Erlaß der Schulden für die, welche Schuldner des Fiscus sind; für alle übrigen eine Frist von fünf Jahren in Betracht der großen Landesnot; Freilassung einiger Eingekerkerter.

Alfonso verließ sein Vaterland mit 300 Begleitern, im Jahre 1569; er wanderte nach Frankreich aus, wo der König Carl der Neunte ihn mit Ehren aufnahm und zum Obersten des Corsenregiments machte, welches er bildete. Viele Corsen gingen nach Venedig, viele nahm der Papst in seinen Dienst, und gründete aus ihnen seine berühmte Corsengarde.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Nach der Beendigung der Kriege Sampiero's legte sich erst das ganze Elend der Insel blos. Sie war einer Wüste gleich geworden, das Volk decimirt durch den Krieg, durch gezwungene oder freiwillige Auswanderung, gänzlich verarmt und verwildert. Mehrmals trat die Pest auf, die Leiden voll zu machen, und Hungersnot zwang die Einwohner sich wie Thiere von Eicheln und Kraut zu nähren. Obenein streiften die Corsaren an den Küsten, überfielen die Dörfer und schleppten die Menschen in die Sclaverei. In solchem Zustande übernahm Georg Doria die Insel als Gouverneur, und so lange er sie verwaltete, erfreute sie sich seiner Sorge, seiner Milde und der gewissenhaften Achtung des Friedensvertrages, welcher die Rechte der Terra del Commune garantirt hatte.

Kaum war Doria von seinem Posten abgelöst, als Genua in die alte Bahn wieder einlenkte. So blind sind in der Regel Gewalthaber, daß sie weder die Vergangenheit noch die Zukunft sehen. Mit der Zeit verdrängte man die Corsen aus allen weltlichen und geistlichen Aemtern, besetzte auch die geringste Stelle mit Genuesen, unterdrückte die Statuten und führte ein parteiisches Regiment ein. Man betrachtete die Insel lediglich als eine Domäne; verarmte genuesische Nobili ließen sich dort Aemter

erteilen, um ihre Finanzen wieder emporzubringen. Verschuldet wie das corsische Volk war, fiel es Wucherern, meistens Geistlichen, in die Hände, um die Auflagen aufzubringen. Der Gouverneur selbst war anzusehn wie ein Satrap; bei seiner Ankunft in Bastia empfing er ein Scepter als Symbol seiner Macht; seine Besoldung auf Landeskosten war nicht klein, außer ihr mußte das Land seine Tafel mit Naturallieferungen versorgen. Ihm gebührten 25 Procent von den Strafgeldern, Confiscationen und Prisen der Contrebande. Im Verhältnisse hat man seine Lieutenants zu schätzen. Er brachte mit sich auf die Insel einen Fiscaladvokaten, einen Ceremonienmeister, einen Generalsecretär und gewöhnlichen Secretär, einen Hafencommandanten, einen Cavalleriecapitän, Polizeicapitän und Oberkerkermeister. Alle diese Beamte waren Vampyre, wie genuesische Schriftsteller selber es bekennen. Die Auflagen wurden immer drückender, die Erwerbszweige stockten; der Handel war nichtig, weil das Gesetz alle Erzeugnisse des Landes nur in den Hafen von Genua auszuführen zwang.

Nach den Berichten aller Schriftsteller, welche von dieser Periode geschrieben haben, war die Lage Corsica's von allen Ländern der Welt die unseligste. Dem Hunger, der Pest, der Verwüstung durch den Krieg erlegen, von Barbaresken unablässig geplagt, vom Genuesen um Recht und Freiheit gebracht, bedrückt, ausgesogen, bei feiler Justiz noch von den Parteien, den Schwarzen und den Roten innerlich zerrissen, triefend von der Blutrache, das ganze Land eine einzige Wunde — das ist das Bild Corsica's, einer durch alle Elemente der Natur gesegneten Insel. Filippini zählt zu seiner Zeit 61 zum Landbau wol geeignete Orte, welche verlassen standen, Haus und Kirche noch aufrecht, ein Anblick, wie er sagt, zum Weinen. Das corsische Volk hätte sich gänzlich auflösen müssen, und wäre in Horden zerfallen, wenn nicht das Allgemeingefühl des Vaterlandes so wunderbar stark seiner sich bemächtigt hätte. Der

corsische Geschichtschreiber sagt: „Wenn man die Vaterlandsliebe in irgend einer Zeit, und irgendwo in der Welt auf Menschen eine Gewalt ausüben sah, so muß man wahrlich sagen, daß sie auf der Insel Corsica mächtiger gewesen sei, als irgendwo; ich bin hocherstaunt, daß diese Vaterlandsliebe die Corsen in jeder Zeit an dem freiwilligen Entschlusse zur ewigen Auswanderung verhindert hat. Denn verfolgt man von den ersten Bewohnern bis auf den heutigen Tag ihre Geschichte, so sieht man, daß dies Volk in so vielen Jahrhunderten niemals, alles zusammengezählt, auch nur hundert Jahre Ruhe und Erholung hatte; und daß sie also trotzdem niemals sich entschlossen haben hinwegzugehn, um den unsäglichen Ruin in Folge so vieler grausamster Kriege zu vermeiden, welche verbunden waren mit Hungersnot, Brand, Feindschaften, Meuchelmord, Hader, Gewalt von so verschiedenen fremden Nationen, Raub an ihrer Habe, den so häufigen Einfällen der grausamen Barbaren, der Corsaren, und endlich mit so ungezählten endlosen anderen Leiden." In einem Zeitraum von nur dreißig Jahren wurden in Corsica damals 28000 Meuchelmorde verübt.

„Ein großes Unglück, so sagt der Geschichtschreiber, ist für Corsica die große Menge der verfluchten Radflinten. Die genuesische Regierung zog nämlich eine beträchtliche Abgabe aus den Patenten, welche deren Gebrauch gestatteten. Es gibt, erzählt Filippini, mehr als 7000 Patente, und außerdem haben viele Gewehre auch ohne Patente und besonders in den Bergen, wo man nichts anderes sieht als Schaaren von zwanzig und dreißig und mehr Archibusen-Männern. Diese Patente bringen jedes Jahr 7000 Lire von dem elenden Corsica auf. Jeder neue Gouverneur schafft die Patente seines Vorgängers ab um sie dann neu zu bestätigen. Aber das Kaufen derselben ist das schlimmere. Denn man findet keinen noch so armen Menschen, der nicht sein Gewehr hätte, mindestens im Wert von fünf und sechs Scudi, außer der Ausgabe für die Munition; wer nichts

hat, verkauft seinen Weinberg, seine Castanien, oder anderes Besitztum um eine Flinte zu kaufen, als wenn man ohne sie nicht leben könnte. Wahrlich es ist zum Verwundern, denn der größte Teil jener Leute hat keinen Rock auf dem Leibe im Wert von einem halben Scudo, und im Hause nichts zu essen, und doch hält er sich für beschimpft, wenn er neben Andern ohne Flinte erscheint. Daraus entspringt, daß Weinberge und Aecker nicht mehr in Cultur sind und als Buschwald liegen bleiben, und die Menschen gezwungen werden sich dem Straßenraub und dem Frevel zu ergeben. Wo sie dazu nicht Gelegenheit haben, ziehn sie es mit Gewalt herbei, um den Ochsen, die Kuh und anderes Vieh derer zu rauben, welche ihre Geschäfte verrichten, um ihre arme Familie zu erhalten. Daraus folgt solches Elend, daß der Ackerbau aus Corsica verbannt ist, die einzige wenige Habe die man zum Unterhalt hatte, und die einzige Kunst, welche die Insulaner ernährte. Und heute hindern diejenigen, welche so übler Weise leben auch die andern, so gut zu handeln als sie wollen möchten. Doch hier endigt das Uebel nicht; denn außerdem hört man alle Tage von Meuchelmord bald in diesem Dorf, bald in jenem, wegen der Leichtigkeit mit welcher sie vermöge der Archibusen Schaden thun. Als man solche Waffen noch nicht gebrauchte, trafen sich Blutsfeinde auf den Straßen, und wenn auch der andere um drei oder vier im Vorteil war, wagte er doch nicht den Angriff. Wenn aber heute einer Groll auf den andern hat, so wirft er sich, da er doch mit anderer Waffenart nicht wagen würde ihm ins Gesicht zu sehn, in einen Busch, und ohne irgend ein Bedenken mordet er ihn wie man auf ein Thier schießt, ohne daß man nachher sich darum kümmert. Denn die Gerechtigkeit darf ihre Schuld nicht thun. Außerdem sind die Corsen mit diesen Flinten so geschickt geworden, daß Gott uns nur vor Kriegsgefahr wahren möge, denn diejenigen, denen sie feind sind, mögen sich wol vorsehen, weil bis auf die Kinder von acht bis zehn Jahren welche die Flinte kaum tragen und den

Hahn in Ruhe lassen können, sie den ganzen Tag vor dem Ziele liegen; und ist es nur so groß als ein Scudo, so treffen sie es sicher."

Filippini, der Zeitgenosse Sampiero's, sah die Flinten einführen, welche bis zum Jahre 1553, wie er sagt, auf der Insel unbekannt waren. Der Marschall Thermes, also die Franzosen selbst brachten die ersten Flinten nach Corsica. Das war ein lächerliches Wesen, sagt Filippini, denn die Corsen wußten sie weder zu laden noch abzuschießen, und schoßen sie, so hatten sie nicht geringere Furcht als die Wilden. Was der Geschichtschreiber von den Folgen der Einführung der Flinten in Corsica gesagt hat, gilt nach dreihundert Jahren ebenso wie damals, und ein heute schreibender Chronist könnte an dem was Filippini sagt nicht ein Jota ändern.

Mitten in diesem Elend ist die plötzliche Erscheinung einer Griechencolonie auf dem so schrecklich verwüsteten Lande verwundersam. Das corsische Volk zu entnationalisiren, fremde, feindliche Elemente in dasselbe hineinzuwerfen war ein lange gehegtes Streben der Genuesen. Vielleicht hatte diese Politik einen nicht unbedeutenden Anteil an dem Plan eine Griechencolonie in Corsica anzusiedeln, welcher im Jahre 1676 ausgeführt wurde. Es hatten nämlich Mainoten vom Golf von Kolokythia, des unerträglichen Jochs der Türken müde, gleich jenen alten Phokäern die das Perserjoch nicht hatten tragen wollen, den Entschluß gefaßt, mit Weib und Kind und Hab und Gut auszuwandern und sich eine neue Heimat zu gründen. Nach langem Suchen war ihr Abgesandter Johannes Stefanopulos auch nach Genua gekommen und hatte dem Senat die Wünsche seiner Landsleute vorgetragen. Die Republik hörte sie mit Freuden an und schlug den Griechen das Ländchen Paomia vor, einen Küstenstrich am westlichen Rande Corsica's zwischen den Golfen von Porto und von Sagona. Stefanopulos überzeugte sich von der günstigen Beschaffenheit des Landes und hierauf schlossen die

Mainoten mit dem genuesischen Senat einen Vertrag, wonach ihnen Paomia, Ruvida und Salogna als Colonieland abgetreten wurde, mit Zuschuß des Nötigsten für den Anfang, mit Gewähr ihrer heimischen Religion und Gemeindeverfassung, wogegen sie Genua Treue schworen und sich einem genuesischen Regens, welcher in die Colonie geschickt werden sollte, unterzuordnen hatten. Man sah im März 1676 diese Griechen, 730 an der Zahl, auf ihren Fahrzeugen in Genua landen, wo sie zwei Monate blieben, dann von ihrer neuen Heimat Besitz nahmen. Genua hatte an diesen tapfern Männern eine treue Schaar gewonnen, gleichsam einen bleibenden Wehrposten in Feindesland. Und nimmer konnten die Griechen mit den Corsen gemeine Sache machen. Diese betrachteten die Fremdlinge, neue Phokäer, mit Verwunderung. Vielleicht verachteten sie Männer, welche ihr Vaterland nicht liebten, weil sie es verlassen hatten; sicher empörte sie der Gedanke, daß man diese Eindringlinge ohne Weiteres in ihr Eigentum gesetzt hatte. Den armen Griechen sollte es in ihrer neuen Heimat nimmer wol werden.

Zweites Kapitel.

Ein halbes Jahrhundert hindurch lag die Insel in Erschöpfung, während der Haß gegen Genua sich von dem allgemeinen und besondern Elende nährte und endlich alles andere Empfinden verschlang. Dieses Volk lebte von seinem Hasse; er allein ließ es nicht untergehn.

Vieles war unterdeß zusammengekommen, um die Empörung zum Ausbruche zu treiben. Den Einsichtigen, den Zwölfmännern, welche in der Form noch bestanden, dünkte der Mißbrauch mit dem Verkauf der Gewehrpatente vor allem die Quelle der innern Uebel zu sein. Innerhalb dreißig Jahren waren, wie gesagt ist, 28000 Meuchelmorde verübt worden. Die Zwölf wandten sich

mit dringenden Vorstellungen an den Senat der Republik und verlangten die Aufhebung jener Patente. Der Senat gab nach. Er verbot Waffen zu verkaufen und übertrug Commissarien, die Insel zu entwaffnen. Weil aber mit dem Verkauf der Patente eine jährliche Revenue für den Fiscus verloren ging, wurde eine Auflage von zwölf Soldi auf jede Feuerstelle des Landes gelegt. Das Volk zahlte murrend; und nichtsdestoweniger dauerte der Verkauf der Patente heimlich wie öffentlich fort.

Eine andere Einrichtung reizte den Groll der Corsen im Jahre 1724. Damals teilte man das Land in zwei Gouvernemente, indem man den Lieutenant von Ajaccio ebenfalls zum Gouverneur machte; eine doppelte Last und eine doppelte Despotie. Beide hatten die ganz unverantwortliche Befugniß ohne Form und Procedur zu den Galeeren wie zum Tode zu verurteilen, aus informirtem Gewissen (ex informata conscientia). Willkür, Rechtlosigkeit, Mord waren die Folge.

Unterdeß ließ auch der besondere Anlaß zum Ausbruch der Empörung nicht auf sich warten. In einem Städtchen Liguriens war ein Soldat, ein Corse, schimpflich bestraft worden. Ein Haufe höhnenden Volks umstand den Mann, welcher auf einem hölzernen Pferde zur Schau saß. Dessen Waffengefährten fielen über die Spötter her und tödteten einige. Die Behörde ließ ihnen die Köpfe herunterschlagen. Als die Nachricht von diesem Vorfall nach Corsica kam, setzte sie den Nationalstolz in Flammen. Wie nun auch der Tag erschien, an dem jene Abgabe eingenommen werden sollte, fiel in Corsica der Funke ins Pulver.

Der Lieutenant von Corte war mit seinem Einnehmer in die Pieve von Bozio gegangen, das Volk war auf dem Felde. Nur ein armer Greis, Cardone, erwartete den Beamten und gab ihm seine Taxe. Es war ein Geldstück darunter, welchem der Wert von einem halben Soldo fehlte. Der Lieutenant weigerte die Annahme. Der Greis bat vergebens auf seine bittre Armut Rücksicht zu nehmen. Zurückgewiesen und mit Execution bedroht,

wenn er nicht folgenden Tags die fehlenden zwei Pfennige einbrächte, ging der alte Mann von dannen, solche Härte in sich erwägend und vor sich hin besprechend. Ihm begegneten Andere, blieben stehn, hörten, sammelten sich am Wege. Der Alte hob an zu klagen, dann von sich zum Lande fortgehend riß er seine Zuhörer zur Wut hin, mit Beredsamkeit ihnen die Not des Volks und die Tyrannei der Genuesen vorstellend und am Schlusse ausrufend: Jetzt ist es Zeit mit unsern Unterdrückern ein Ende zu machen. Alsobald zerstreute sich der Haufe, das Wort des Alten lief durch das Land und erweckte allenthalben das alte Rachegeschrei: libertà, popolo. Man hörte von Ort zu Ort das Muschelhorn blasen und die Lärmglocke läuten. So hatte ein schwacher Greis den Aufstand gepredigt und ein halber Sous war die besondere Veranlassung zu einem vierzig Jahre dauernden Kriege geworden. Unwiderruflich fest wurde es beschlossen, keine Steuer mehr, welche sie auch wäre, zu zahlen. Das geschah im October 1729.

Auf die Kunde von der Bewegung des Volks in Bozio sandte der Gouverneur Felix Pinelli hundert Mann dort hin. Sie übernachteten in Poggio de Tavagna. Einer der Einwohner, Pompiliani faßte den Plan, sie zu entwaffnen. Man führte ihn aus und ließ die Wehrlosen nach Bastia zurückgehen. Sofort war Pompiliani erklärtes Haupt der Insurgenten. Diese bewaffneten sich mit Aexten und Winzermessern, stürzten sich auf das Fort von Aleria, erstürmten dasselbe, hieben die Besatzung nieder, nahmen Waffen und Munition und zogen ohne Säumen gegen Bastia. Mehr als 5000 Menschen lagerten sich vor dieser Stadt, in deren Citadelle sich Pinelli einschloß. Um Zeit zu gewinnen schickte er den Bischof von Mariana in das Lager der Aufständischen, gütlich mit ihnen zu unterhandeln. Sie forderten Abstellung aller Beschwerden des corsischen Volks. Der Bischof aber bewog sie einen Waffenstillstand von vierundzwanzig Tagen anzunehmen, in die Berge zurückzukehren und abzuwarten,

bis der Senat von Genua auf ihre Forderungen werde geantwortet haben. Solches geschah. Diese Frist benutzte Pinelli, Verstärkungen an sich zu ziehn, umliegende Forts zu befestigen und Zwietracht auszustreuen. Da sich nun das Volk hingehalten und getäuscht sah, stieg es zu zehn Tausenden angewachsen wieder die Berge herab und lagerte vor Bastia. Der Aufstand war nicht mehr zu hemmen, vergebens schickte Genua seine Commissäre, zu unterhandeln.

Eine Volksversammlung war in Furiani abgehalten worden. Pompiliani, in erster Not zum Führer erwählt, hatte sich untüchtig gezeigt, er wurde beseitigt und an seine Stelle setzte man zwei gewiegte Männer Andrea Colonna Ceccaldi aus Vescovato und Don Luis Giafferi von Talasani, und erklärte beide zu Generalen des Volks. Von neuem wurde Bastia angegriffen, und wieder ging der Bischof ins Lager des Volks, es zu beschwichtigen. Man schloß Waffenstillstand auf vier Monate. Beide Teile benutzten ihn sich zu rüsten; auch Complotte nach alter Art wurden von dem genuesischen Commissär Camillo Doria geschmiedet, aber ein Mordanschlag auf Ceccaldi's Leben schlug fehl. Dieser hatte mit Giafferi das Innere des Landes durchzogen, die Familienkriege geschlichtet, das Recht wieder hergestellt, dann im Februar 1731 eine legislative Versammlung in Corte eröffnet. Es wurden hier Gesetze erlassen, Anordnungen zur allgemeinen Erhebung getroffen, Milizen und Obrigkeiten organisirt. Mit feierlichem Schwur verband man sich, nimmer mehr das Joch Genua's zu tragen. Es war das ganze Volk von diesseits wie von jenseits der Berge, welches in einem einzigen Gefühl sich erhob. Auch die Stimme der Religion wurde befragt. Die Geistlichkeit der Insel trat in Orezza zusammen, und faßte einmütig den Schluß, daß wenn die Republik das Recht weigere, der Krieg Notwehr sei und das Volk ledig seines Untertaneneides.

Drittes Kapitel.

Man hatte den Canonicus Orticoni nach dem Festlande gesendet, den Schutz der fremden Mächte anzugehen, Giafferi nach Toscana, Waffen und Munition zu verschaffen, welche fehlten. Indeß war der Waffenstillstand abgelaufen. Genua, das in nichts willigte, forderte unbedingte Unterwerfung und Auslieferung der beiden Häupter. Wie nun der Krieg auf allen Punkten sich entzündete, die Corsen aber, nachdem sie mehre feste Orte hinweggenommen hatten, Bastia, Ajaccio und Calvi enge umschlossen hielten, erkannte die Republik die große Gefahr und wandte sich an den Kaiser Carl den Sechsten um Hülfe.

Der Kaiser bewilligte der Republik 8000 Mann deutscher Truppen, indem er wie ein Kaufherr mit Kaufherren einen Contract schloß. Es begann damals die Zeit, wo deutsche Fürsten das Blut ihrer Landeskinder um Geld verkauften, fremder Despotie dienstbar zu sein. Aber es war auch die Zeit, in welcher die Völker erwachten. Ein neuer Geist, der Volksgeist, ging durch die Welt. Das arme Volk der Corsen hat den bleibenden Ruhm, diese Periode eröffnet zu haben.

Der Kaiser verhandelte übrigens die 8000 Deutschen unter sehr günstigen Bedingungen. Die Republik verpflichtete sich, sie zu unterhalten, monatlich 30000 Gulden zu zahlen und für jeden Erschlagenen oder Ueberläufer hundert Gulden zu ersetzen. Daher geschah es, daß die Corsen so oft sie einen Deutschen erschlugen, ausriefen: Genua, hundert Gulden!

Die verkauften Söldner kamen am 10. August 1731 nach Corsica, erst 4000 Mann, denn die andere Hälfte hatte der genuesische Senat zurückgelegt, in der Hoffnung auszureichen. Sie standen unter dem Befehl des Generals Wachtendonk. Kaum ausgeschifft, zwangen sie die Corsen, von der Belagerung Bastia's abzustehen.

Mit Bangigkeit sahen die Corsen den Kaiser selbst als ihren

Unterdrücker einschreiten.. Ihnen fehlte das Nötigste. Baarhaupt und baarfuß liefen sie in die Schlacht. An wen sollten sie sich wenden, ihrerseits Hülfe zu finden? Sie konnten auf Niemand rechnen, als auf ihre verbannten Landsleute. In einer Volksversammlung beschloßen sie daher diese hereinzurufen, wo sie immer auf dem Festlande seien, und sie richteten an sie folgende Aufforderung:

Landsleute! unsere Bemühungen um Abstellung unserer rechtlichen Beschwerden sind fruchtlos geblieben, wir haben uns entschlossen unsere Freiheit durch die Waffen zu erringen. Es gibt kein Schwanken mehr. Entweder kommen wir aus dem Zustand von Erniedrigung und schimpflicher Prostitution heraus, oder wir wissen zu sterben und unsere Leiden wie unsere Ketten im Blut zu ertränken. Wenn sich kein Fürst findet, welcher von der Erzählung unseres Unglücks gerührt unsere Klagen hört und uns gegen unsere Unterdrücker verteidigt, so gibt es einen allmächtigen Gott, und wir stehn bewaffnet im Namen und für die Verteidigung des Vaterlandes. Eilt herbei, alle ihr Kinder Corsicas, welche der Zufall von unseren Küsten entfernen mochte, neben euern Brüdern zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben. Laßt euch durch nichts zurückhalten, nehmt die Waffen und kommt. Das Vaterland ruft euch und bietet euch ein Grab und die Unsterblichkeit. —

Sie kamen; von Toscana, von Rom, von Neapel, von Marseille. Es verging kein Tag, an dem nicht der eine oder der andere landete, und wer nicht kämpfen konnte, schickte was er vermochte, Geld und Waffen. Einer dieser ins Vaterland zurückeilenden Corsen, Feliciano Leoni aus der Balagna, bisher Capitän im Dienste Neapels, landete eines Tags bei San Fiorenzo in demselben Augenblick, als sein alter Vater Geronimo mit einem Trupp vorbeizog, den Turm von Nonza anzugreifen. Weinend umarmten sich Vater und Sohn. Dann sagte der Alte: mein Sohn, gut daß du gekommen bist, gehe du an meiner Statt

und wirf die Genuesen aus dem Turm. Der Sohn führte den Trupp auf der Stelle weiter; der Vater blieb und wartete auf den Ausgang. Leoni nahm Nonza, aber den jungen Sieger streckte eine Kugel nieder. Ein Bote eilte die Trauerkunde dem Vater zu bringen. Der alte Mann sah ihn herankommen und fragte ihn, wie die Sachen stünden. Traurig, rief der Bote, denn dein Sohn ist gefallen. — Nonza ist genommen? — Es ist genommen. — Nun denn, rief der Greis, es lebe das Vaterland! —

Unterdeß verwüstete Camillo Doria die Insel und zerstörte ihre Dörfer, der General Wachtendonk aber zog in das Innere, die Provinz Balagna zu unterdrücken. Hier jedoch umzingelten ihn die Corsen bei S. Pellegrino in den Bergen, nachdem sie ihm viel Volk erschlagen hatten. Der kaiserliche General konnte nicht rückwärts nicht vorwärts und war verloren. Stimmen wurden laut, diese Fremden alle niederzuhauen. Aber der weise Giafferi wollte den Zorn des Kaisers nicht auf sein armes Vaterland heraufbeschwören und entließ Wachtendonk mit seinem Heer ungekränkt nach Bastia, indem er nur dies ausbedang, daß der General die Beschwerden der Corsen bei Carl dem Sechsten vermitteln solle. Wachtendonk versprach es; er staunte über die Großmut dieser Menschen, welche er als eine wilde Horde von Rebellen zu bändigen gekommen war. Man hatte einen Waffenstillstand von zwei Monaten geschlossen. Die Beschwerden der Corsen waren formulirt und nach Wien geschickt worden, ehe aber die Antwort eintraf, war der Waffenstillstand abgelaufen und der Krieg begann aufs Neue.

Die zweite Hälfte der kaiserlichen Hülfsschaar, neue 4000 Mann kamen herüber; mehrmals siegten die kühnen Corsen und zumal am 2. Februar 1732 schlugen und vernichteten sie die Deutschen unter Doria und de Vins in der blutigen Schlacht bei Calenzana. Hierauf bat die erschreckte Republik den Kaiser zum drittenmal um 4000 Mann Truppen. Die Welt aber

begann lebhafte Sympathie für das kühne Volk zu offenbaren, welches in der bittersten Verlassenheit einzig aus seiner Vaterlandsliebe die Mittel nahm, zwei so furchtbaren Feinden glorreich zu widerstehen.

Das neue kaiserliche Heer führte Ludwig Prinz von Würtemberg, ein berühmter Feldherr. Sofort verkündete er eine Amnestie unter der Bedingung, daß das Volk die Waffen niederlege und sich Genua unterwerfe. Aber auf diese Bedingung wollten die Corsen nicht unterhandeln. Daher rückten Würtemberg, der Prinz von Culmbach, die Generale Wachtendonk, Schmettau und Waldstein nach einem gemeinsamen Operationsplan in das Land, während die Corsen sich in die Berge zogen, den Feind durch den Guerillakrieg aufzureiben. Plötzlich kamen die Antworten des kaiserlichen Hofes auf die Beschwerden der corsischen Nation, und Befehle an den Prinzen von Würtemberg möglichst gütlich mit dem Volk sich zu vergleichen, weil man erkenne, daß es in seinen Rechten gekränkt sei.

Am 11. Mai 1732 wurde hierauf zu Corte ein Friede geschlossen, unter folgenden Bedingungen: allgemeine Amnestie; Verzicht auf jede Entschädigung der Kriegskosten; Erlaß aller schuldigen Steuern; Zulassung der Corsen zu allen civilen und geistlichen Aemtern; das Recht Collegien zu gründen und die Lehrfreiheit; Wiederherstellung der Zwölfmänner und der Sechsmänner mit allen Privilegien eines Oratore; das Recht der Vertheidigung für Angeklagte; Errichtung einer Behörde, welche die Vergehen aller öffentlichen Beamten darzulegen habe.

Dieser für die Corsen günstige Vertrag sollte die persönliche Gewähr des Kaisers haben. Demnach verließen die meisten deutschen Truppen die Insel, nachdem mehr als 3000 Deutsche ihr Grab auf Corsica gefunden hatten. Nur Wachtendonk blieb noch zurück, den Vollzug des Vertrages zu verwirklichen.

Viertes Kapitel.

Man erwartete die kaiserliche Ratification. Aber ehe sie eintraf, ließ sich der genuesische Senat zu einer widerrechtlichen Handlung fortreißen, welche das corsische Volk aufs neue empören mußte. Ceccaldi, Giafferi, der Abbé Aitelli und Raffaelli, die Häupter der Corsen, welche das Friedensdocument im Namen ihrer Nation unterzeichnet hatten, wurden plötzlich festgenommen und unter dem Vorwand hochverräterischer Absichten nach Genua geschleppt. Ein Schrei der Empörung erhob sich auf der Insel; man eilte zu Wachtendonk und machte seine Ehre für diese Gewaltthat verantwortlich, man schrieb an den Prinzen von Würtemberg, an den Kaiser selbst und forderte den vertragsmäßigen Schutz. Dies hatte die Folge, daß der Kaiser den Friedensvertrag vollzog und die Eingekerkerten reclamirte. Alle vier wurden in Freiheit gesetzt, aber der Senat suchte ihnen die Verpflichtung abzunötigen niemals mehr in ihr Vaterland zurückzukehren. Ceccaldi begab sich nach Spanien, wo er Dienste nahm; Raffaelli nach Rom; Aitelli und Giafferi gingen nach Livorno in der Nähe ihres Vaterlandes die Zustände zu beobachten, welche nicht auf die Dauer haltbar waren.

Am 15. Juni 1733 hatte auch Wachtendonk mit den letzten Deutschen die Insel verlassen, welche nun im Besitz des rechtmäßig vollzogenen Friedensinstruments sich Genua wieder gegenüber fand. Die beiden Todfeinde sahen sich kaum ins Gesicht, als sie zu den Waffen griffen. Nichts anders mehr als Kampf auf Leben und Tod war zwischen Corsen und Genuesen möglich. In so langen Jahrhunderten war der Haß Natur geworden. Der Genuese kam racheatmend und ränkevoll: der Corse unversöhnt, mißtrauisch, stolz auf seine erprobte Kraft und im Bewußtsein seiner nationalen Selbständigkeit. Ein paar Verhaftungen und Mordanschläge, und das Volk stand auf und sammelte sich in Rostino um Hyacint Paoli einen entschloßnen und tapfern Bürger

aus Morosaglia. Er war ein Mann von bedeutenden Gaben, Redner, Dichter und Staatsmann; denn in der Schule des Unglücks und der Kämpfe waren nun dem rohen Corsenvolk Männer gereift, welche Europa in Erstaunen setzen sollten. Das Volk von Rostino ernannte Hyacint und Castineta zu Generalen.

Nicht sobald war die Bewegung ausgebrochen und der Kampf mit Genua wieder aufgenommen worden, als der tapfere Giafferi sich ins Schiff warf und in Corsica landete. In Corte, welches man erstürmt hatte, wurde die erste Volksversammlung gehalten. Hier erklärte man einstimmig Genua den Krieg, und man faßte den Beschluß sich unter den Schutz des katholischen Königs von Spanien zu stellen, dessen Banner man auch in Corte aufpflanzte. Orticoni wurde an den Hof von Madrid gesandt, diesen Wunsch des Volkes vorzutragen.

Don Luis Giafferi war aufs neue zum General der Corsen ernannt worden, und diesem geschickten Heerführer war es während des Jahres 1734 gelungen, den Genuesen alles Land bis auf die festen Seeplätze zu entreißen. Darauf hatte er im Januar 1735 eine Generalversammlung in Corte vereinigt. Er forderte hier Hyacint Paoli zu seinem Collegen, und nachdem dies bewilligt worden war, trug man dem Advocaten Sebastiano Costa auf, die Statuten der neuen Regierung zu entwerfen. Diese denkwürdige Versammlung sprach die Selbständigkeit und die ewige Trennung Corsica's von Genua aus und verkündigte als Grundlagen der Landesverfassung: Selbstregierung des Volks in seinem Parlament; eine Junta von Sechsmännern, vom Parlament ernannt und alle drei Monate erneuert; ein Civilkörper von Viermännern, beauftragt mit der Rechtspflege, mit den Finanzen und den Handelsinteressen. Als alleinige Quelle der Gesetze wurde das Volk erklärt. Ein Gesetzbuch sollte von der obersten Junta verfaßt werden.

Dies waren die Grundzüge der Constitution, welche Costa entwarf, und die sich im Jahr 1735, mitten in der Barbarei

damaliger europäischer Staatsverfassungen, ein Volk gab von dem das Gerücht dann und wann die dunkle Kunde auf das Festland Europa's brachte, daß es schrecklich wild und barbarisch sei. Hier zeigt sich, daß die Erzieherin der Völker zur Freiheit nicht immer die Wissenschaft ist, noch der Reichtum und der Glanz der politischen Ereignisse, öfter vielleicht die Armut, das Unglück und die Liebe zum Vaterland. Ein kleines Volk ohne Literatur und ohne Industrie hatte an politischer Weisheit und Menschlichkeit alle Culturvölker Europa's durch eigene Kraft überflügelt; seine Staatseinrichtung war nicht auf dem Boden der philosophischen Systeme, sondern auf dem der materiellen Bedürfnisse erwachsen.

Giafferi, Ceccaldi und Hyacint Paoli waren alle drei an die Spitze der Nation gestellt worden. Unterdeß war auch Orticoni von seiner spanischen Sendung zurückgekehrt und hatte die Antwort gebracht, daß der katholische König es ablehne, Corsica in seinen besondern Schutz zu nehmen, daß er aber erkläre, Genua nie mit Truppen unterstützen zu wollen. Weil nun die Corsen auf keine andere fürstliche Protection zu rechnen hatten, thaten sie in ihrer Verlassenheit was italienische Republiken im Mittelalter bisweilen gethan haben: sie stellten sich durch Volksbeschluß unter den Schutz der heiligen Jungfrau, deren Bild in die Fahnen des Landes aufgenommen wurde, und sie erwählten Jesus Christus zu ihrem Gonfaloniere oder Bannerträger.

Indeß bot Genua, welchem der Kaiser wegen seiner Verwicklungen in die polnischen Angelegenheiten keine Hülfe leisten konnte, seine äußerste Kraft auf, die Corsen zu bezwingen. Nach einander sandte die Republik Felix Pinelli, den ehemaligen grausamen Landpfleger, und ihren tapfersten General Paul Battista Rivarola mit allen Truppen, welche aufgebracht werden konnten. Und allerdings war die Lage der Corsen verzweifelt. Denn es fehlte ihnen an allem Nötigen, weil das Land gänzlich erschöpft war und die genuesischen Kreuzer jede Zufuhr hinderten. So

groß war ihre Bedrängniß, daß sie bereits einen Friedensantrag machten, welchen Genua jedoch verwarf. Die ganze Insel war blokirt, jeder Verkehr stockte, das Pulver ging aus, Waffen, namentlich Geschütze fehlten. Als nun die Not aufs Höchste gestiegen war, ereignete es sich eines Tags, daß zwei fremde Schiffe im Golf von Isola Rossa vor Anker gingen und eine große Zahl von Lebensmitteln und Kriegsbedarf ausluden, Geschenke für die Corsen von unbekannten mysteriösen Gebern. Die Capitäne der Schiffe verschmähten jede Entschädigung, sie baten nur um corsischen Wein, um ihn auf das Wol der tapfern Nation zu trinken. Dann gingen sie unter den lauten Segenswünschen des Volks wieder in See. Dieses kleine Zeichen fremder Teilnahme versetzte die Corsen in wahre Trunkenheit. In allen Dörfern läutete man vor Freuden die Glocken. Man sagte sich, daß die göttliche Vorsehung dem armen Lande ihre Rettungsengel sende, man hoffte nun, daß irgend eine fremde Macht ihm ihren Schutz werde angedeihen lassen. Der Eindruck dieses Ereignisses war so groß, daß Genua fürchtete, was die Corsen hofften, und augenblicklich um Frieden unterhandelte. Aber man lehnte ihn ab.

Jene Schiffe hatten großherzige Engländer ausgerüstet, Freunde der Freiheit und Bewunderer des corsischen Heldenmuts. Bald sollte durch die Erhebung Nordamerika's ihr Patriotismus mit ihrem Edelsinn in Kampf geraten. Die engländische Munition verhalf den Corsen zur Erstürmung von Aleria, wo sie vier Kanonen erbeuteten. Sie griffen nun Calvi und Bastia an. Aber ihre Lage wurde mit jedem Augenblicke verzweifelter. Man hatte alle Mittel ausgegeben und keine fremde Macht trat ein. In jenen Tagen bemächtigte sich der Corsen eine tief religiöse Stimmung. Sie glichen den Juden unter den Makkabäern, als sie auf einen Messias hofften.

Fünftes Kapitel.

Da steuerte am 12. März 1736 in der Morgenfrühe ein Schiff mit brittischer Flagge nach der Küste von Aleria. Das herzuströmende Volk begrüßte dasselbe mit Jauchzen, weil es vermutete, es sei mit Munition beladen. Das Fahrzeug warf die Anker aus, und bald darauf sah man die angesehensten Männer der Insel sich an Bord begeben und einem rätselhaften Fremden aufwarten, der sich auf dem Schiff befand. Dieser Fremde war von feierlichem Wesen und theatralisch gekleidet. Er war angethan mit einem langen Kaftan von scharlachroter Seide, mit maurischen Pantalons und gelben Schuhen; ein spanischer Hut mit einer Feder bedeckte sein Haupt, im Gürtel von gelber Seide steckten reich ausgelegte Pistolen; ein Schleppsäbel hing an seiner Seite; in der rechten Hand hielt er einen Scepterstab. Hinter ihm her stiegen ans Land in ehrfürchtiger Haltung sechszehn Herren seines Gefolges, elf Italiener, zwei französische Officiere und drei Mauren. So betrat dieser rätselhafte Mann Corsica mit der Miene eines Königs und mit dem Willen es zu sein.

Die Corsen umringten die geheimnißvolle Person mit Staunen. Man war überzeugt, daß er, wenn nicht ein fremder Prinz, so doch der Abgesandte eines wolwollenden Monarchen sei. Auch lud das Schiff alsbald vor den Augen der Menge seinen Inhalt aus, 10 Kanonen, 4000 Flinten, 3000 Paar Schuh, 700 Säcke Getreide, eine große Masse Munition, einige Fäßchen voll Zechinen und eine nicht geringe Summe von Geldmünzen aus der Berberei. Es schien daß die Häupter der Insel um die Ankunft und um die Person des Fremden wußten. Man sah Xaverius Matra ihn mit der Achtung begrüßen, welche einem Könige gebührt. Man führte ihn im Triumf nach Cervione.

Dieser seltsame Ankömmling war ein Deutscher, der west-

phälische Baron Theodor von Neuhoff, von allen Abenteurern seiner Zeit der genialste und der glücklichste. Er hatte in seiner Jugend am Hof der Herzogin von Orleans als Page gedient, war dann in spanische Dienste gegangen und wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Sein glänzender Geist hatte ihn mit allen bedeutenden Persönlichkeiten der Zeit in Berührung gebracht, mit Alberoni zumal, mit Ripperda und Law, in dessen Finanzspeculationen er sich vertieft hatte. Neuhoff hatte alles erlebt, alles gesehn, alles gedacht, versucht, genossen und gelitten. Seiner Natur gemäß hatte er alle möglichen Gestalten, in welchen das Glück erscheinen kann, durchlaufen und war bei der zufälligen Vorstellung angelangt, daß es für einen kräftigen Geist wünschenswert sein müsse, König zu sein. Und dies dachte er nicht in der Hirnverrückung des Don Quijote, welcher in die Welt hineinreitend sich vorstellte, daß der Lohn seiner künftigen Thaten zum mindesten das Kaisertum Trebisonde sein werde; sondern der Zufall warf ihm den bestimmten Gedanken an eine Königskrone in seinen ganz klaren Verstand, und so beschloß er König zu sein, auf natürlichem Wege es zu werden, und er wurde es.

In Europa umherstreifend war Neuhoff gerade in dem Augenblick nach Genua gekommen, als Giafferi, Ceccaldi, Aitelli und Raffaelli gefangen eingebracht wurden. Es scheint, daß er hier zum ersten Mal auf die Corsen aufmerksam wurde, deren Tapferkeit ihm imponirte; er knüpfte Verbindungen mit solchen Corsen an, welche in Genua waren, besonders mit Männern aus der Provinz Balagna, und indem er Einsicht in die Zustände der Insel gewann, reifte in ihm der Gedanke, in diesem romantischen Lande eine Rolle zu spielen. Sofort ging er nach Livorno, wo sich der mit den Angelegenheiten seiner Nation beauftragte Orticoni befand. Er setzte sich mit diesem Manne in Verbindung und seinem Genie gelang es, ihm Bewunderung und Vertrauen in die großartigen Versprechungen einzuflößen,

welche er machte. Denn mit allen Höfen vertraut, wie er sagte, versprach er dem Corsen in Jahresfrist alle die Mittel herbeizuschaffen, welche nötig seien, die Genuesen für immer zu vertreiben. Er verlangte als Belohnung nichts mehr als dies, daß die Corsen ihn zu ihrem Könige krönten. Orticoni, hingerissen von dem ungewöhnlichen Geiste des Mannes, von der Unerschöpflichkeit seiner Berechnungen, von der Gewandtheit seiner diplomatischen, ökonomischen und politischen Ideen, und erkennend, daß Neuhoff seinem Lande wirkliche Dienste zu leisten vermöge, wandte sich anfragend an die Generale der Insel. Sie gaben ihm in ihrer verzweifelten Lage die Vollmacht, mit Neuhoff zu unterhandeln. Orticoni schloß also mit dem Baron den Vertrag, daß ihn die Corsen zu ihrem Könige ausrufen sollten, sobald er sie in den Stand setze, sich von Genua völlig zu befreien.

Wie nun Theodor dieser Aussicht gewiß war, begann er mit einer so großen Energie an ihrer Verwirklichung zu arbeiten, daß sie allein hinreicht, von seinem Genie Zeugniß zu geben. Er setzte sich mit dem englischen Consul in Livorno und mit solchen Kaufleuten in Verbindung, welche mit der Berberei Handel trieben, er verschaffte sich dahin Empfehlungsbriefe, er ging nach Afrika, und nachdem er hier, wie in Europa durch seine Agenten, Himmel und Erde in Bewegung gebracht hatte, gelang es ihm sich in den Besitz aller der Hülfsmittel zu setzen, mit welchen er dann plötzlich in Corsica landete.

Er erschien hier in der Zeit der höchsten Not. Indem er den Häuptern der Insel die Kriegsvorräte übergab, erklärte er, daß sie nur der kleinste Teil von dem seien, was nachfolgen werde. Er stellte ihnen vor, daß seine Verbindungen mit den Höfen Europa's, schon jetzt mächtig, mit dem Augenblick eine andere Grundlage bekommen müßten, wo die Genuesen geschlagen sein würden und wo er als ein Fürst mit Fürsten zu unterhandeln vermöchte. Er begehrte die Krone. Hyacint Paoli, Giafferi und der gelehrte Costa, Männer von dem positivsten Verstande,

von dem Wirklichsten erfüllt, was handelnden Menschen je auferlegt werden kann, von der Aufgabe ihr Volk zu befreien und zu constituiren, gingen trotzdem auf dies Begehren ein. Die Verpflichtung gegen den Mann und seine Dienste, die den Volksgeist aufschwingende Neuheit des Ereignisses, die Aussichten auf weitere Hülfe, endlich die Verzweiflung forderten es. Theodor von Neuhoff, designirter König der Corsen, bezog seine Wohnung in dem bischöflichen Hause von Cervione, und am 15. April versammelte sich das Volk im Convent von Alesani, um über die Einsetzung des Königtums Beschluß zu fassen. Je zwei Vertreter der Communen des Landes, Abgeordnete der Geistlichkeit und der Klöster kamen zusammen; mehr als 2000 Menschen aus dem Volk umlagerten den Convent. Man legte dem Parlament folgende Constitution vor: Die Krone des Königreichs Corsica wird der Familie des Baron Theodor von Neuhoff erblich übertragen; der König hat neben sich einen Rat von 24 vom Volk gewählten Männern, ohne deren und des Parlaments Zustimmung er keinen Entschluß fassen, noch irgend welche Auflage erheben darf. Alle Aemter gebühren den Corsen; die Gesetzgebung bleibt beim Volk und seinem Parlament.

Diese Constitutionsartikel las der Doctor Gaffori dem versammelten Volke vor, welches sie durch Zuruf annahm; dann unterzeichnete sie der Baron vor den Vertretern der Nation und schwor auf das heilige Evangelium der Verfassung treu zu bleiben. Nach diesem Akt wurde er in die Kirche geführt, wo nach einem feierlichen Hochamt die Generale ihm eine Krone auf das Haupt setzten. Die Corsen waren arm; sie hatten keine Krone von Gold; sie flochten eine von Lorbeer- und von Eichenzweigen und setzten sie auf das Haupt ihres ersten und letzten Königs. So wurde Theodor von Neuhoff, welcher sich bereits Grande von Spanien, Lord von Großbritannien, Pair von Frankreich, Graf des heiligen Reichs, Fürst des römischen Reichs nannte, König der Corsen, seines Namens Theodor der Erste.

Erklärt sich dieses seltsame Ereigniß, wie aus früheren Erscheinungen der corsischen Geschichte, so aus der damaligen Lage der Corsen, so bleibt es doch immer staunenswürdig. Denn so groß war die Liebe zur Freiheit bei diesem Volk, daß es um jene zu erringen und das Vaterland zu retten, einen fremden Abenteurer zu seinem Könige machte, weil er ihm Hoffnungen auf die Freiheit gab, und daß seine tapferen Generale, die Häupter des Landes, ohne Zögern und Neid ihrer Gewalt sich ruhig entkleideten.

Sechstes Kapitel.

Im Besitz des königlichen Titels wollte Theodor auch einen königlichen Hof um sich sehen, und war deshalb nicht sparsam mit Austeilung von Würden. Er ernannte Don Luis Giafferi und Hyacint Paoli zu seinen ersten Ministern und verlieh ihnen den Grafentitel. Xaverius Matra wurde Marquis und Großmarschall des Palasts, Giacomo Castagnetta Graf und Commandant von Rostino, Arrighi Graf und Generalinspector der königlichen Truppen. Noch andere ernannte Theodor zu Baronen, Markgrafen, Generallieutenants, königlichen Gardecapitänen und setzte sie zu Commandanten verschiedener Landesteile ein. Der Advocat Costa, nunmehr Graf Costa, wurde Großkanzler des Reichs, und der Doctor Gaffori, nunmehr Marquis Gaffori, Secretär des Cabinets seiner Majestät des constitutionellen Königs.

So lachenswerth alle diese pomphaften Einrichtungen auf dem Grunde des corsischen Elends auch erscheinen mußten, so nahm der König Theodor es doch ernst mit seiner Aufgabe. In kurzer Zeit hatte er die Ruhe im Lande wiederhergestellt, die Familienkriege geschlichtet, ein wolgeordnetes und in Companieen geteiltes Heer aufgebracht, mit welchem er dann gleich im April

1736 Porto Vecchio und Sartene den Genuesen entriß. Der Senat von Genua hatte das Rätselhafte, was vor seinen Augen geschah, erst voll Furcht angestaunt, es möchten Absichten einer fremden Macht dahinter verborgen sein; als sich aber der Baron Theodor enthüllte, waren die Genuesen eilig ihn durch Pamphlete lächerlich zu machen und als einen tiefverschuldeten Glücksritter zu brandmarken. Der König Theodor antwortete auf die genuesischen Manifeste mit deutscher Grobheit und deutschem Witz. Er marschirte dann in Person gegen Bastia, kämpfte heldenmütig vor den Mauern, und da er die Stadt nicht nehmen konnte, schloß er sie ein, streifte zu gleicher Zeit in das Innere der Insel, vernichtete genuesische Heerhaufen und strafte abgefallene Orte mit rücksichtsloser Strenge. Die Genuesen waren bald auf ihre festen Plätze am Meer beschränkt. In ihrer Verlegenheit hatten sie damals zu einem abscheulichen Mittel gegriffen, um sich zu verstärken. Sie hatten Banditen, Galeerensclaven und Mörder zu einer Bande vereinigt, deren Zahl auf 1500 Mann sich belief, hatten diesen Auswurf der Gesellschaft bewaffnet und gegen Corsica losgelassen. Diese Schaaren machten Streifzüge in das Land und verübten zahllose Gräuel. Man nannte sie Vittoli nach dem Meuchelmörder Sampiero's, oder Oriundi.

Indeß war König Theodor nicht müde geworden, für die Hebung des Landes Sorge zu tragen. Er hatte Waffenfabriken, Salinen, Zeugwirkereien angelegt, die Industrie zu beleben, durch Handelsvorteile Fremde herbeizulocken, durch Ausrüstung von Kaperschiffen den genuesischen Kreuzern die Wage zu halten gesucht. Das corsische Nationalbanner war grün und gelb und enthielt den Spruch: In te Domine speravi. Theodor hatte endlich auch Geld schlagen lassen, Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Diese Münzen zeigten auf dem Avers ein lorbeerbekränztes Schild, darüber eine Krone mit den Chiffern T. R., auf dem Revers: pro bono et libertate. Man bezahlte diese Münzen auf dem Festland aus Neugierde um den dreißigfachen

Wert. Aber alle diese Dinge halfen wenig, die Not stieg, die versprochene Hülfe kam nicht, das Volk murrte. Der König kündigte stets das Erscheinen einer befreundeten Flotte an; sie blieb aus, weil die Zusage eine Unwahrheit war. Als nun die Stimmen des Landes bedenklicher wurden, versammelte Theodor am 2. September das Parlament in Casacconi; hier erklärte er, daß er die Krone niederlegen werde, wenn bis zum Ende des October die angekündigte Hülfe nicht erschienen sei, oder daß er dann selber auf den Continent gehen werde sie zu beschleunigen. Er war in derselben verzweifelten Lage, wie der Sage nach Columbus, als das angekündigte Land nicht erscheinen wollte.

Sobald das Parlament, welches auf des Königs Vorschlag einen neuen Finanzplan, eine Vermögenssteuer genehmigt hatte, auseinander gegangen war, stieg Theodor zu Pferde, sein Reich auch jenseits der Berge kennen zu lernen. Im dortigen Lande, dem Hauptsitze der alten Signoren Corsica's, hatten sich die aristokratischen Gelüste noch erhalten. Luca Ornano empfing den Monarchen mit den angesehensten Herren jener Gegenden und führte ihn im festlichen Geleit nach Sartene. Hier kam Theodor auf den Gedanken einen neuen Ritterorden zu stiften; der Einfall war zugleich politisch, wie wir überhaupt sehen, daß der deutsche Baron und Corsenkönig nicht minder klug sich zu benehmen wußte, als andere Emporkömmlinge von größeren Dimensionen ihrer Herrschaft vor und nach ihm. Der neue Orden hieß: von der Befreiung (della Liberazione). Der König war sein Großmeister und ernannte die Cavaliere. Man sagt, daß der Orden in weniger als zwei Monaten mehr denn vierhundert Mitglieder zählte, und daß mehr als ein Viertel davon Ausländer waren, welche um der Seltsamkeit oder um der tapfern Corsen willen die Ehre der Mitgliedschaft nachsuchten. Diese war teuer; denn im Statut war festgesetzt, daß jeder Cavalier bei seinem Eintritt 1000 Scudi zahlen solle, von welchen er zeitlebens eine Leibrente von zehn Procent zu beziehen hatte.

Dies war der beste Zweck des Ordens, nämlich daß er eine Anleihe Ehrenhalber und eine Finanzspeculation war. In Sartene verlieh der König auf den Wunsch der Edeln des Landes jenseits der Berge mit verschwenderischer Hand Titel von Grafen, Baronen und Freiherren, mit welchen getröstet die Nachkommen der Ornani, der Istria, der Rocca und Leca nach Hause gingen.

Während der König die Insel mit Cavalieren und Grafen erfüllte, als wäre das arme Corsica über Nacht ein reiches Kaisertum geworden, drückten ihn in der Stille die bittersten Regentensorgen. Denn sich die Wahrheit zu gestehn, so war sein Königreich doch nur ein gemaltes, und mit Lufterscheinungen hatte er sich umgeben. Jene angekündigte Flotte wollte sich nimmer zeigen, weil auch sie eine gemalte Flotte war. Diese Chimäre versetzte den König in größere Besorgniß, als es eine wirkliche Flotte von hundert wol gerüsteten feindlichen Schiffen würde gethan haben. Er fing an sich mißbehaglich zu fühlen. Bereits gab es eine unzufriedene Partei im Lande, welche sich organisirt hatte, unter dem Namen der Indifferenten. Aitelli und Rafaelli hatten sie gebildet, Hyacint Paoli selbst war auf ihre Seite getreten. Schon hatten die königlichen Truppen mit den Indifferenten einen Zusammenstoß gehabt und waren geschlagen worden. Das Königtum Theodors schien zerplatzen zu wollen wie eine Seifenblase; Giafferi allein beschwor den Sturm noch für eine Weile.

Unter solchen Umständen hielt der König es für wolgethan, dem Unwetter aus dem Wege zu gehn und die Insel zu verlassen; nicht heimlich sondern als Fürst, welcher auf das Festland eilt, in eigner Person die zögernde Hülfe herbeizuholen. Er berief einen Tag nach Sartene, erklärte daß und warum er abreisen wolle, ordnete die Reichsregentschaft, ernannte Giafferi, Hyacint und Luca Ornano zu seinen Verwesern, setzte 27 Freiherren und Grafen zu Statthaltern der Provinzen ein, erließ ein Manifest und begab sich von zahlloser Menge begleitet am

11. November 1736 nach Aleria, wo er sich unter französischer Flagge einschiffte, mit sich nehmend den Grafen Costa seinen Großkanzler und einige Officiere seines Hauses. Ein genuesischer Kreuzer hätte den König noch im Angesicht seines Landes aufgehoben und nach Genua eingeliefert, wenn ihn nicht die Flagge Frankreichs schützte. In Livorno landete er in der Kleidung eines Abbé, um incognito zu bleiben, dann reiste er nach Florenz, nach Rom, nach Neapel, und indem er hier seinen Großkanzler und seine Officiere zurückließ, schiffte er sich nach Amsterdam ein, von wo, wie er sagte, seine Untertanen bald gute Nachrichten von ihm hören sollten.

Siebentes Kapitel.

Die Corsen glaubten nicht an die Rückkehr ihres Königs, noch an die Hülfe, die er zu senden ihnen versprochen hatte. Von der Not gedrängt, hatte das arme Volk, trunken von Freiheitsliebe, selbst die Lächerlichkeit hingenommen, welche dem Königtum eines Abenteurers anhaftet. In seiner Verzweiflung hatte es nach einem Phantom, nach einem Strohhalme gegriffen; und was hätte es nicht aus Haß gegen Genua und aus Freiheitsdrang gethan? Nunmehr sah man sich dem Ziel um nichts näher gerückt. Viele zeigten ihren Unwillen. In dieser Lage versuchten die Regenten mit Rivarola Unterhandlungen anzuknüpfen, welche indessen nicht zu Stande kamen, weil der Genuese unbedingte Unterwerfung und Auslieferung der Waffen verlangte. Man berief das Volk, seine Meinung zu hören. Es beharrte darauf, daß man dem Könige, welchem man Treue geschworen habe, treu bleiben und keinen andern Souverän als ihn anerkennen müsse.

Theodor unterdeß hatte einen Teil Europa's durchreist, neue

Verbindungen angeknüpft, Geld aufgebracht, Cavaliere ernannt, Polen und Deutsche geworben; und obwol ihn seine Gläubiger zu Amsterdam in den Schuldturm gesetzt, war es dem Genie des wunderbaren Menschen dennoch geglückt, Hülfsmittel zusammen zu bringen, welche er dann nach Corsica abgehen ließ. Von Zeit zu Zeit kam ein Schiff mit Kriegsbedarf, und eine Proclamation, welche die Corsen zur Standhaftigkeit ermunterte.

Dies und die Furcht, es möchte dem rastlos thätigen Manne endlich doch gelingen eine Macht des Festlandes für sich zu gewinnen, ängstigte die Republik Genua. Der Senat hatte einen Preis von zweitausend Genuinen auf den Kopf des Corsenkönigs gesetzt und die Agenten der Republik verfolgten seine Schritte bei allen Höfen. Selber in Geldverlegenheit nahm Genua von der Bank drei Millionen auf und mietete drei Regimenter Schweizer. Der kleine Krieg nahm seinen Fortgang. Mit äußerster Grausamkeit wurde er geführt, da man sich daran gewöhnt hatte keinen Pardon mehr zu geben. Kein Ende absehend, entschloß sich die Republik die Hülfe Frankreichs anzurufen. Sie hatte bisher gezaudert eine fremde Macht anzugehen, weil ihr Schatz erschöpft war und frühere Erfahrungen sie nicht ermunterten.

Das Cabinet von Frankreich nahm die Gelegenheit bereitwillig auf, wenigstens zu verhindern, daß ein anderer Staat seinen Einfluß auf eine Insel geltend machte, deren Lage an den Grenzen Frankreichs von so großer Wichtigkeit war. Deshalb schloß der Cardinal Fleury am 12. Juli 1737 einen Vertrag mit Genua, in Kraft dessen Frankreich versprach, ein Heer nach Corsica zu schicken zu dem Zweck die „Rebellen" der Republik zu unterwerfen. Manifeste gingen ab diesen Entschluß dem corsischen Volke kund zu thun. Sie erregten große Bestürzung und tiefen Schmerz, um so mehr als eine Macht die Corsen bekriegen zu wollen erklärte, welche in früheren Zeiten in weit anderen Verhältnissen zu ihnen gestanden hatte. Das corsische Volk beantwortete diese Manifeste mit der Erklärung, nimmermehr unter

die Herrschaft Genua's zurückkehren zu wollen und mit einem verzweifelten Anruf an das Mitleiden des französischen Königs.

Fünf Regimenter Franzosen landeten unter dem Befehl des Grafen Boissieux in Corsica im Februar 1738. Der General hatte gemessene Befehle, friedliche Unterhandlungen zu versuchen, und Genua hoffte, daß das bloße Erscheinen der Franzosen hinreichen würde, die Corsen zu entwaffnen. Aber diese blieben fest. Das ganze Land hatte sich beim Nahen der Franzosen wie ein Mann erhoben; Feuerzeichen auf den Bergen, die Muschelhörner in den Dörfern, die Glocken in den Klöstern riefen die Bevölkerung zu den Waffen. Alles was sie tragen konnte sammelte sich, ein jeder Mann versehen mit Brod auf acht Tage. Jedes Dorf bildete seine Schaar, jede Pieve ihr Bataillon, jede Provinz ihr Lager. So stand man gerüstet und wartend. Boissieux nun knüpfte Unterhandlungen an, und sechs Monate lang dauerten diese, bis von Versailles die Erklärung kam, daß die Corsen sich unbedingt der Herrschaft Genua's unterwerfen sollten. Das Volk antwortete in einem Manifest an Ludwig den Fünfzehnten, daß es ihn nochmals anflehe einen Blick des Mitleids auf es zu werfen und des Anteils gedenk zu sein, welchen seine erlauchten Ahnen an Corsica genommen, und es erklärte, daß es lieber seinen letzten Blutstropfen vergießen als unter die mörderische Herrschaft Genua's zurückkehren wolle. Indeß gab man in der bittern Not die verlangten Geißeln und erklärte sich bereit, dem französischen Könige zu vertrauen und seines Entscheides zu harren.

Auf diesem Punkt standen die Dinge, als eines Tags der Baron Droste, Neffe Theodors, in Aleria landete, eine Menge Munition und die Nachricht mit sich bringend, daß der König der Corsen mit nächstem wiedererscheinen werde. Der rätselhafte Mann landete wirklich in Aleria am 15. September, trefflicher und königlicher ausgerüstet als er zum ersten Mal gekommen war. Drei Schiffe brachte er mit sich, das eine von 64, das

andere von 60, das dritte von 55 Kanonen, außerdem Bombardierschaluppen und eine kleine Flottille von Transportschiffen. Sie waren beladen mit beträchtlichen Kriegsvorräten, mit 27 Kanonen, 7000 Bajonetflinten, 1000 großen Musketen, 2000 Pistolen, mit 24,000 Pfunden von grobem, 100,000 Pfunden von feinem Pulver, 200,000 Pfunden Blei, 400,000 Feuersteinen, 50,000 Pfunden Eisen, 2000 Lanzen, 2000 Granaten und Bomben. Alle diese Artikel hatte derselbe Mann aufgebracht, welchen seine Gläubiger in Amsterdam in den Schuldturm geworfen hatten. Seiner Ueberredungsgabe war es gelungen, die Holländer für Corsica zu interessiren und ihnen eine Verbindung mit dieser Insel wünschenswert zu machen. Eine Companie von Capitalisten, die reichen Häuser Boom, Tronchain und Neuville hatten sich zusammengethan und dem Corsenkönige Schiffe, Geld und Kriegsbedürfnisse hergeliehen. So war Theodor unter holländischer Flagge in seinem Königreich gelandet. Aber er fand die Angelegenheiten in einer Wendung, welche alle seine Hoffnungen niederschlug; er mußte die Ironie erfahren, daß er nur König war als Glücksritter und daß er dies nicht mehr sein konnte, als er in königlicher Weise und mit reellen Mitteln kam, seinen Titel zu verwirklichen. Er fand das Land widerstrebend und in voller Unterhandlung mit Frankreich. Das Volk zwar führte ihn im Triumf wieder nach Cervione, wo man ihn einst gekrönt hatte, aber die Generale, seine eigenen Grafen, ließen ihn wissen, daß die eingetretenen Umstände sie zwängen, nichts mehr mit ihm gemein zu haben, sondern mit Frankreich zu unterhandeln. Boissieux hatte gleich nach Theodors Landung eine Proclamation erlassen, welche jeden zum Rebellen und Hochverräter erklärte, der dem geächteten Baron Gehör geben würde; und so sah sich der König von denen verlassen, welche er kurz vorher zu Grafen, Markgrafen, Baronen und Cavalieren erhoben hatte. Die Holländer, in ihren Erwartungen getäuscht und von französischen und genuesischen Schiffen bedroht, ent-

schlossen sich kurz und gingen voll Unwillen unter Segel nach Neapel. Theodor sah sich deshalb gezwungen gleichfalls hinwegzugehn, und voll Gram schiffte er sich nach dem Festlande ein.

Achtes Kapitel.

In den letzten Tagen des October kam die entscheidende Friedensacte von Versailles, in Form eines Edicts, welches der Doge und Senat Genua's erließ und Frankreich und der Kaiser unterzeichnet hatten. Es enthielt einige Zugeständnisse und den ausdrücklichen Befehl zur Unterwerfung unter Genua. Fünfzehn Tage gab Boissieux den Corsen dazu Zeit. Sie versammelten sich sofort im Convent zu Orezza zur Beratung, und erklärten in einem Manifest: „Wir werden den Mut nicht verlieren, und uns mit dem männlichen Entschluß zu sterben waffnend, werden wir es vorziehn mit Ruhm, die Waffen in der Hand zu enden, als elende müßige Zuschauer der Leiden unsres Vaterlandes zu sein, und als in Ketten zu leben und die Sclaverei auf unsre Nachkommen zu vererben. Wir denken und wir sagen mit den Makkabäern: melius est mori in bello, quam videre mala gentis nostrae."

Schon hatten die Feindseligkeiten begonnen. Boissieux hatte 400 Mann nach Borgo geschickt, die dortige Bevölkerung noch vor der gesetzten Frist zu entwaffnen. Eben tagte das Volk in Orezza. Auf die Nachricht von dem Einrücken der Franzosen in Borgo, erhob sich der alte Ruf: libertà, popolo. Sie stürzten nach Borgo, fielen auf die Franzosen, schlossen sie ein. Der Commandant des Corps schickte Boten zu Boissieux, welcher sogleich mit 2000 Mann herbeimarschirte, die Bedrohten zu retten. Die Corsen aber warfen sie von den Bergen, zerschlugen ihre Bataillone, trieben sie vor sich her in die Mauern von Bastia.

Hierauf sandte Boissieux Depeschen nach Frankreich, Verstärkung zu fordern, und selber todkrank begehrte er seine Entlassung. Er, ein Neffe des berühmten Villars, starb in Bastia am 2. Februar 1739. Sein Nachfolger war der Marquis von Maillebois, welcher mit beträchtlicher Macht im Frühjahr auf Corsica landete.

Maillebois streng und gerecht, rasch und sicher im Handeln, war ganz der Mann, seine Aufgabe durchzuführen. Nachdem die Frist abgelaufen war, welche er den Corsen gesetzt hatte, ließ er seine Truppen in verschiedenen Richtungen vorrücken. Hyacint Paoli, in der Balagna angegriffen, wich zurück; mehr Politiker als Kriegsmann verzweifelte er am Widerstand und unterwarf sich. Dies hatte zur Folge, daß auch Giafferi ein Gleiches that. Maillebois empfing hierauf die Häupter der Corsen in Morosaglia und stellte ihnen vor, daß die Ruhe des Landes ihre Auswanderung gebiete. Sie fügten sich, und so verließen im Sommer 1739 zweiundzwanzig angesehene Männer ihr Vaterland. Unter ihnen befanden sich Hyacint Paoli mit seinem vierzehnjährigen Sohn Pasquale, Giafferi mit seinem Sohn, Castineta und Pasqualini.

Das Land diesseits der Berge war unterworfen; aber jenseits behaupteten sich noch zwei tapfere Verwandte des Königs Theodor, seine Neffen, der Baron von Droste und Friedrich von Neuhoff, welche besonders an den Männern von Zicavo einen Anhalt fanden. Nach mutigem Kampf und nachdem Friedrich einige Zeit in den Bergen und Buschwäldern als Guerilla umhergeirrt war, erhielten sie ehrenvolle Pässe ins Ausland.

Maillebois regierte jetzt die Insel; er hemmte den genuesischen Gouverneur in seinen Absichten, und hielt mit Kraft Ordnung und ein gerechtes Regiment. Alle diejenigen Corsen, welche die Rache Genua's fürchteten und Lust hatten unter französischer Fahne zu dienen, vereinigte er zu einem Regiment, das den Namen Royal-Corse führte. Dann riefen ihn die Ereignisse auf dem Festland nach Frankreich zurück. Er verließ Corsica im

Jahr 1741, und bald folgte ihm auch der Rest der französischen Truppen nach.

Kaum hatten diese die Insel geräumt, als der Genuesenhaß wieder in lichten Flammen aufschlug. Er war ein Erbteil der Geschichte des Landes, eine nationale Eigenschaft geworden. Der Gouverneur Domenico Spinola machte den Versuch die alte Auflage der due seini einzutreiben. Augenblicks Aufstand des Volks, Kampf und Niederlage der Genuesen. Der kleine Krieg breitete sich über das Land aus.

Da erschien plötzlich im Januar 1743 der verschollene König Theodor wieder. Er landete mit drei englischen Kriegsschiffen, wie ehedem wol versehn mit beträchtlichem Kriegsmaterial, in Isola Rossa. Von seinem Reich verjagt hatte er den Wunsch wieder König zu sein nicht aufgegeben; er war nach England gegangen und seinem Eifer glückte hier noch einmal, was ihm in Amsterdam geglückt war. Nun ankerte er an der corsischen Küste, teilte die Munitionen und die Waffen aus und schickte Proclamationen ins Land, welche in der Sprache eines gekränkten und entrüsteten Königs die Verräter straften und die Treuen aufforderten sich um seine Person zu schaaren. Das Volk schwieg; was er hörte überzeugte den unglücklichen Herrscher, daß der Traum seines Reichs für immer zerronnen sei. Mit kummervollem Herzen ließ er die Anker lichten und segelte davon, sein Inselkönigreich nie mehr wieder zu sehn. Er zog sich nach England zurück.

Corsen und Genuesen waren unterdeß zu einem neuen Vertrage geneigt. Man schloß ihn auf Bedingungen, welche dem Lande sonst schon begehrte doch immer wieder verletzte Rechte zurückgaben. Hierauf schien sich die Ruhe in zwei Friedensjahren zu befestigen, wenn gleich die Insel durch die Blutrache zerrissen wurde. Um diese Uebel abzustellen ernannte das Volk Gaffori, Venturini und Alerius Matra zu Protectoren des Vaterlandes, und diese Triumvirn erschienen für jetzt als die nationalen

Häupter. Aber Andere, verbannte, unternehmungslustige Männer, erkannten, daß die fortlodernde Glut nur bedeckt sei, und sie entschlossen sich zu einem neuen Angriff auf die genuesische Herrschaft.

Im Dienst des Königs von Sardinien stand damals der Graf Domenico Rivarola, ein Genuese von Geburt aus Bastia, welcher aber mit der Republik tödtlich verfeindet war. Er sammelte mehre Corsen um sich, stellte dem Könige Carl Emanuel den günstigen Erfolg einer Unternehmung zu Gunsten Corsica's vor, erhielt Schiffe und eroberte mit engländischer Unterstützung Bastia. Die Corsen erklärten sich für ihn, und der Krieg wurde wieder allgemein. Nun zog Giampietro Gaffori, ein Mann von bewundernswürdigem Heldenmut, auf Corte und bestürmte die auf einem schroffen Felsen gelegene Citadelle. Der genuesische Commandant sah den Fall derselben voraus, wenn die Corsen fortfuhren nachdrücklich zu feuern und noch eine Bresche zu schießen. Er ergriff den jungen gefangenen Sohn Gaffori's und ließ ihn an die Mauer der Citadelle binden, um den Vater vom Feuern abzuhalten. Als die Corsen Gaffori's Sohn dort schweben sahen, schwiegen ihre Kanonen und kein Schuß fiel. Giampietro Gaffori schauderte, dann rief er nach einer tiefen Stille plötzlich: Feuer! und mit verdoppelter Wut begann das Geschütz gegen die Mauer zu feuern. Das Castell fiel; der Knabe war unversehrt; der heroische Vater schloß ihn weinend in seine Arme.

Nach dem Falle Corte's erhob sich alles Land im Innern der Insel, und eine Volksversammlung sprach am 10. August 1746 aufs neue die Unabhängigkeit Corsica's aus. Gaffori, Venturini und Matra wurden zu Generalen und Protectoren der Nation erklärt; man erließ eine Aufforderung an alle überseeischen Corsen in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Hoffnung auf Sardinien zerrann übrigens bald, denn seine Hülfe war unzureichend, Bastia fiel wieder in die Hände der Genuesen, und

Rivarola mußte sich nach Turin entfernen. Der genuesische Senat aber nahm nochmals zu Frankreich seine Zuflucht.

Zweitausend Franzosen gingen im Jahre 1748 unter dem Befehl des General Cursay nach Corsica. Ihr Erscheinen machte die unglückliche Nation tief bestürzt. Weil nun auch der Aachener Friede jede Hoffnung auf die sardinische Unterstützung vernichtet hatte, verstanden sich die Corsen dazu die Vermittlung des Königs von Frankreich anzunehmen. Cursay selbst war ein Mann von dem edelsten Wesen, menschenfreundlich, wolwollend und gerecht; die Corsen hatten ihn kaum kennen gelernt als sie ihn liebten und ihre Sache vertrauend in seine Hände gaben. So kam im Juli 1751 ein Vertrag zu Stande, welcher ihnen günstig war, ihnen mehr Rechte gewährte als sie bisher erhalten hatten und vor allem ihre Nationalität schirmte. Aber Cursay war um dieses Vertrages willen den Genuesen verhaßt geworden; er geriet mit der Republik in Feindschaft; es fanden blutige Auftritte statt und der Liebling des Volkes hätte in einem Tumult in Ajaccio sein Leben verloren, wäre nicht der tapfere Gaffori zu seiner Hülfe herbeigeeilt. Nun verläumdeten ihn die Genuesen bei seinem Hof, nannten ihn die Ursache fortdauernder Unruhen, einen Intriguanten und Pflichtvergessenen und gaben zu verstehn, daß er in Corsica nach dem Königtum strebe. Frankreich rief den edlen Mann zurück; er wurde als Gefangener des Staats in den Turm zu Antibes gebracht, wo er verbleiben sollte bis sein Proceß entschieden sei.

Das Schicksal Cursay's setzte die Corsen in Wut; alles Volk diesseits und jenseits der Berge griff zu den Waffen. In Orezzo wurde Giampietro Gaffori zum alleinigen General und Gouverneur der Nation ernannt.

Gaffori wurde jetzt der Schrecken Genua's. In diesem unbezwinglichen Heldengeist schien Sampiero wieder aufgelebt zu sein. Kaum war er an die Spitze seines Volkes gestellt, so sammelte er dessen Kräfte, organisirte sie geschickt, warf sich mit

Schnelligkeit auf den Feind, schlug ihn allenthalben und entriß ihm die ganze Insel bis auf die festen Küstenplätze. Damals war Grimaldi Gouverneur; ränkevoll und listig wie einst Fornari, ersah er keine andere Rettung als in der Ermordung des gewaltigen Mannes. Er entwarf einen Anschlag auf sein Leben. Gaffori hatte nach corsischer Weise Todfeinde, Rächer, Männer aus Corte, mit Namen Romei. Diese gewann der Gouverneur, und damit die That noch abscheulicher werde, ließ sich auch der eigene Bruder Gaffori's Anton-Francesco gewinnen. Diese Verschworenen lockten Gaffori in einen Hinterhalt und ermordeten ihn, am 3. October 1753. Die Strafe ereilte nur den unnatürlichen Bruder; denn wenige Tage nach der vollbrachten Unthat gefangen, wurde er mit dem Rade gerichtet, während die Romei sich zum Gouverneur gerettet hatten. Man erzählt, daß Giampietro's durch ihren Heldensinn längst bekanntes Weib nach dem Tode ihres Gatten ihren zwölfjährigen Sohn an den Altar führte und ihn schwören ließ, den Mord seines Vaters zu rächen. Das corsische Volk hatte seinen edelsten Patrioten verloren. Giampietro Gaffori, ein Doctor der Rechte und gelehrter Mann, in einem vorgeschrittenen Jahrhundert gebildet, großmütig, von ungewöhnlichem Seelenadel, für sein Volk alles zu opfern bereit, war würdig in der Geschichte seines Landes neben Sampiero gepriesen zu werden. Ein Volk aber, welches solche Männer fort und fort aufzustellen hatte, mußte unbezwinglich sein. Gaffori war todt; und Pasquale Paoli stand da.

Die Nation kam wie einst nach dem Falle Sampiero's zu einem Tage zusammen, um ihren Helden durch Todtenehren zu feiern. Dann beschloß sie einstimmig den Krieg gegen Genua und erklärte alle für des Todes schuldig, welche es wagen würden von Unterhandlung mit dem Erbfeinde zu reden. Fünf Männer stellte man an die Spitze der Regierung, Clemens Paoli, Hyacints ältesten Sohn, Thomas Santucci, Simon Pietro Frediani und den Doctor Grimaldi.

Zwei Jahre leiteten die Fünf die Angelegenheiten des Landes und den Krieg gegen die Republik, aber es machte sich das Bedürfniß fühlbar die Kräfte der Nation in einer einzigen starken Hand zu vereinigen, und deshalb berief man einen Mann, welcher bestimmt war nicht allein der Ruhm seines Volks, sondern auch eine der schönsten Zierden der Menschheit zu werden.

Neuntes Kapitel.

Pasquale Paoli war der jüngste Sohn Hyacints. Im Alter von vierzehn Jahren hatte ihn der Vater mit sich in die Verbannung nach Neapel genommen. Hier versprachen die Anlagen des Knaben einen Mann, welcher dereinst seinem Lande große Dienste leisten möchte. Mit Sorgfalt ließ ihn sein hochgebildeter Vater erziehn und ihn den Unterricht der berühmtesten Männer der Stadt genießen. Neapel war damals und durch das ganze achtzehnte Jahrhundert ein Vereinigungspunkt jener großen italienischen Philosophenschule der Humanität, der Geschichte und der Staatsökonomie, welche Männer zählte wie Vico, Giannone, Filangieri, Galiani, Genovesi. Der Letztere namentlich, der große Nationalökonom, war Pasquale's Lehrer und legte Zeugniß von dem Genie seines Schülers ab. Aus dieser Schule ging Paoli hervor, einer der größten praktischen Humanitätsphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts, welche ihre Grundsätze als Gesetzgeber und Ordner der Staatsgesellschaft zu verwirklichen gesucht haben.

Als die in Corsica eingesetzte Fünfregierung den Bedürfnissen nicht entsprach, war Clemens Paoli es selbst, welcher die Wünsche der Corsen auf seinen Bruder Pasquale lenkte. Pasquale war damals Officier in Diensten Neapels, durch Tapferkeit im calabresischen Kriege bereits namhaft geworden und allen

wert durch den Adel seiner Person und seinen gebildeten Geist. Sein Bruder Clemens schrieb ihm eines Tags, daß er nach seiner Insel zurückkehren solle, weil es der Wille seiner Landsleute sei, ihn als General der Nation an ihre Spitze zu stellen. Pasquale schwankte. Gehe, mein Sohn, so sagte der alte Hyacint zu ihm, thue deine Pflicht und sei der Befreier deines Vaterlandes.

Am 29. April 1755 landete der junge Paoli in Aleria, auf derselben Stelle, wo neunzehn Jahre früher Theodor gelandet war. In so wenig Jahren welch ein anderes Gepräge schienen die Dinge bekommen zu haben. Ein junger Sohn des Landes war es, weder durch Thaten ausgezeichnet, noch durch Einfluß von Verbindungen und verheißende Hoffnung auf fremde Hülfe; kein Projectmacher, nicht imponirend durch theatralisches Schaugepränge; er kam mit leeren Händen, zaghaft bescheiden, und brachte nichts mit sich als seine Liebe zum Vaterland, seine Willenskraft und seine humanistische Philosophie, mit welcher er ein ganz verwildertes, vom Familienhaß, dem Banditenwesen und der Blutrache zerfleischtes Naturvolk befreien und zu einer sittlichen Staatsgesellschaft umbilden wollte. Dies Problem war in der Weltgeschichte unerhört, und wie es vor den Augen Europa's gelingen wollte in einer Zeit, wo ähnliche Versuche an den Culturvölkern scheiterten, wurde der Beweis gegeben, daß die rohe Einfalt der Natur für die demokratische Freiheit empfänglicher sei, als die verfeinerte Verderbtheit der Cultur es sein kann.

Pasquale war damals 29 Jahre alt, von kräftig edler Gestalt, von achtunggebietendem Wesen; seine anspruchlose Weise, die Festigkeit und Milde seines Antlitzes, die woltönende Stimme, die schlichte und doch überredende Sprache und der klarste Verstand erweckten ihm sofort Vertrauen. Man ahnte den Mann des Volks und den großen Bürger. Als sich nun die Nation, in Sant' Antonio della Casabianca versammelt, dahin erklärt hatte, daß Pasquale Paoli ihr alleiniger General sein solle, lehnte er zuerst die Berufung ab, seine Jugend und Unerfahrung

vorstellend; doch nicht einmal darauf ging das Volk ein, daß man ihm einen Collegen zur Seite stelle. Am 15. Juli 1755 übernahm er die oberste Regierung seines Vaterlandes.

Er fand sein Volk in diesem Zustande: die Genuesen auf ihre Festungen beschränkt den Krieg rüstend; den größten Teil der Insel frei; das Volk verwildert, der Gesetze ungewöhnt, von Parteien und der Blutrache zerrissen; Ackerbau, Industrie, Wissenschaften vernachlässigt oder nicht vorhanden; alles ungeordneter roher Stoff, doch voll von gesunden Keimen, welche frühere Jahrhunderte gepflanzt, spätere nicht erstickt, sondern gefördert hatten. Er fand endlich ein Volk vor, dessen edelste Eigenschaften Vaterlandsliebe und Freiheitssinn fast bis zur rasenden Leidenschaft gesteigert waren.

Gleich die ersten Maßregeln Paoli's gingen an die Wurzel des Uebels. Es wurde ein Gesetz erlassen, welches die Vendetta mit der Schandsäule und mit dem Tod durch Henkershand bestrafte. Nicht allein Furcht, auch Ehrgefühl sollten helfen, wie moralische Belehrung. Prediger, Missionäre gegen die Blutrache, zogen umher und predigten auf den Feldern, daß man seinen Feinden verzeihen müsse. Paoli selbst durchreiste das Land, haßentbrannte Familien zu versöhnen. Einer seiner Verwandten hatte dem Gesetz zum Trotz Blutrache geübt; er schwankte keinen Augenblick; er ließ ihn hinrichten. Diese Festigkeit und der Anblick einer unparteiischen Gerechtigkeit machten tiefen Eindruck.

Mitten in solcher Thätigkeit überraschte Paoli die Nachricht, daß Emanuel Matra seine Anhänger um sich versammelt, die Waffen erhoben habe und gegen ihn marschire. Matra, aus einem Hause alter Caporali von jenseits der Berge, war durch Ehrgeiz und Neid zu diesem Entschluß getrieben worden. Er hatte sich selbst Rechnung gemacht, die höchste Stelle in der Nation zu bekleiden; seinem Nebenbuler sie zu entreißen war er aufgestanden. Seine Macht war drohend. Paoli wollte das Vaterland vor einem innern Kriege bewahren, er bot seinem Gegner an,

die Waffen ruhen zu lassen und einer Volksversammlung die Entscheidung anheim zu geben, wer von ihnen General der Nation sein solle. Der trotzige Matra verwarf diesen Vorschlag, er pochte auf seine Tapferkeit, seine Kriegserfahrung, sogar auf die Unterstützung durch Genua. In mehren Treffen überwand er die Heerhaufen Paoli's, dann zurückgeworfen erschien er im Anfang des Jahres 1756 mit genuesischer Hülfe wieder, und mit großer Kühnheit überfiel er Paoli in Bozio. Pasquale warf sich schnell in das Kloster und verschanzte sich daselbst. Die Gefahr war groß, der Sturm auf das Kloster wütend; schon brannten die Thüren, die Flamme ergriff bereits das Innere des Gebäudes. Paoli gab sich verloren. Da ließen sich von den Bergen Muschelhörner hören und herab kam sein Bruder Clemens, Thomas Carnoni, Pasquale's bisheriger Todfeind, welchen die eigne Mutter bewaffnet hatte um den Gegner zu retten, und eine Schaar Tapferer. Nun wurde der Kampf verzweifelt. Man sagt, daß Matra, als die Seinigen todt oder geflohen waren, mit einer beispiellosen Wildheit kämpfte und selbst dann zu kämpfen fortfuhr, als ihn ein Schuß bereits in die Kniee geworfen hatte, bis ihn ein zweiter todt niederstreckte. An der Leiche des Feindes weinte Paoli vor Kummer, einen Mann von solcher Heldenkraft unter Verrätern todt und seinem Vaterlande verloren zu sehn. Die Gefahr war nun beseitigt und die Partei Matra's vernichtet; ihrer wenige nur hatten sich nach Bastia zu den Genuesen geflüchtet, um bei günstiger Zeit wieder zu erscheinen.

Es zeigte sich übrigens, daß Genua schon erschöpft war. Diese einst so mächtige Republik war am Vorabende ihres Falls. Geängstigt durch die Fortschritte der Corsen, deren nationale Regierung sich von Tag zu Tage mehr befestigte, machte sie zwar Versuche sie mit Waffengewalt zu erdrücken, aber diese hatten nicht mehr den Nachdruck wie in der Zeit der Doria und der Spinola. Die Republik nahm mehrmals Schweizer und Deutsche

in Sold und griff Paoli's Hauptquartier in der Nähe Bastia's an, doch ohne Erfolg. Hierauf wandte sie sich wieder an Frankreich. Um zu hindern, daß nicht die Engländer einen Küstenplatz in Corsica besetzten, schickte das französische Cabinet im Jahre 1756 Besatzungen nach den festen Städten der Insel. Doch hielten sich die Franzosen neutral und thaten nichts mehr als diese Orte besetzen, welche sie endlich im Jahre 1759 wieder räumten.

Genua verzagte. Es sah die Corsen zu einem geordneten Staate zusammenwachsen und das Land in kurzer Zeit wunderbar emporblühen. Die Finanzen waren geregelt, der Ackerbau rührte sich, Fabriken, selbst Pulvermühlen waren in Gang gekommen, eine neue Stadt Isola Rossa entstand vor den Augen des Feindes; Paoli hatte selbst eine Flotte aufgestellt; die corsischen Kreuzer machten das Meer für genuesische Schiffe unsicher. Ganz Corsica, vom Familienhader gereinigt, war wol bewehrt und wol gerüstet; immer enger waren die letzten festen Städte umschlossen, welche die Republik noch besaß. Solche Entwicklung hatte das corsische Volk unter einer weisen Regierung und aus eigner Kraft genommen, daß es keiner fremden Hülfe mehr bedurfte. Genua ließ sich nun herbei, Friedensanträge zu machen; aber die Corsen erklärten nur dann auf solche eingehen zu wollen, wenn die Genuesen ihre Insel gänzlich würden geräumt haben.

Noch einmal versuchte die Republik den Krieg. Sie wandte sich wieder an die Matra, an Antonio und Alerius, welcher ehedem neben Gaffori Regent der Nation gewesen war. Einer nach dem andern, zum genuesischen Marschall ernannt und mit Truppen versehn, erregte Empörung und wurde nach kurzem Kampfe überwältigt. Da erkannte der genuesische Senat, daß die Corsen nicht mehr zu überwinden seien, es sei denn durch einen ernstlichen Angriff von Seiten Frankreichs, und er schloß am 7. August 1764 zu Compiegne einen Vertrag mit dem französischen Könige, wonach dieser sich aufs neue verpflichtete

während vier Jahre die Küstenstädte der Insel besetzt zu halten. Sechs Bataillone Franzosen landeten hierauf in Corsica unter dem Befehl des Grafen Marbeuf, welcher den Corsen ankündigte, daß er zwischen ihnen und der Republik vollkommne Neutralität beobachten werde, da sein vertragsmäßiger Zweck nur die Besetzung der Küstenplätze sei. Aber den Corsen war diese Besetzung, welche sie nicht hindern konnten, feindlich, und eine Neutralität nichtig, welche ihnen verwehrte, die vorgerückten Belagerungen zu Ende zu führen. Sie beklagten sich durch Proteste, aber sie hoben die Belagerung von San Fiorenzo auf, welches dem Fall schon nahe war.

So blieben die Angelegenheiten vier Jahre lang: die Genuesen unthätig; die Franzosen, in keiner Weise von ihnen abhängig, im Besitz der festen Plätze und freundschaftlich mit den Corsen verkehrend; die Corsen rastlos thätig, ihre Verfassung befestigend, ihrer Selbständigkeit froh und voll Hoffnung, daß nach dem Verfluß jener vier Vertragsjahre sie in den vollen Besitz ihrer Insel kommen und das Ziel ihrer heroischen Nationalkämpfe endlich erreichen würden.

Ganz Europa pries die corsische Verfassung als das Muster volkstümlicher Freiheit, und sie war allerdings preiswürdig in ihrer Einfachheit und Gesundheit, das beste Denkmal welches die Staatsweisheit des Jahrhunderts der Humanität sich aufgestellt hat.

Zehntes Kapitel.

Als Pasquale die corsische Republik ordnete, ging er von den einfachen Grundsätzen aus, daß das Volk die alleinige Quelle der Macht und der Gesetze sei, und daß diese nur den Zweck hätten, dessen Wol auszusprechen und zu erhalten. Als er die Form der Regierung regelte war sein Gedanke der: daß sie eine

Art nationaler Jury bilden sollte, in eben so viele Zweige untergeordnet als es Zweige der Verwaltung oder des Rechtes gab, und daß die Verwaltung einem Hause von Krystall gleichen müsse, worin jeder sehen könne was vor sich gehe; denn das geheimnißvolle Dunkel begünstige die Willkürherrschaft und ernähre das Mißtrauen des Volks.

Er nahm zur Grundlage seiner Staatseinrichtung jene volkstümliche Gemeindeordnung der Terra del Commune, mit ihren Communen, Pieven, Bürgermeistern und Vätern der Gemeine.

Alle über 25 Jahre alten Bürger der Gemeine waren Wähler zur Generalversammlung (consulta). Sie vereinigten sich unter dem Vorsitz des Podestà des Ortes und schworen zuvor nur solche Männer zu wählen, welche sie für die Würdigsten hielten.

Auf je 1000 Seelen kam ein Vertreter zur Generalversammlung.

Diese selbst besaß die Souveränität im Namen des Volks. Sie bildete sich aus den Abgeordneten der Communen, denen der Geistlichkeit und den Vorstehern der Provinzialbehörden. Sie bestimmte die Abgaben, entschied über Krieg und Frieden und gab Gesetze. Eine Mehrheit von zwei Dritteln machte die Beschlüsse gesetzeskräftig.

Aus der Generalversammlung ging der oberste Staatsrat (consiglio supremo) hervor, eine Körperschaft von Neunmännern, darstellend die 9 freien Provinzen Corsica's: Nebbio, Casinca, Balagna, Campoloro, Orezza, Ornano, Rogna, Vico und Cinarca. Der Staatsrat war die ausübende Behörde, er berief die Generalversammlung, vertrat sie in politischen Angelegenheiten, ordnete die öffentlichen Arbeiten und wachte über die Sicherheit des Landes. Er hatte auch das Recht in den wichtigsten Fällen die höchste Instanz zu sein, und ein Veto gegen die Beschlüsse der Generalversammlung bis zu einer neuen Beratung

einzulegen. Sein Präsident war der General der Nation; ohne den Beirat der Staatsräte konnte er nichts vollziehen.

Beide Gewalten, Präsident und Staatsrat, waren dem Volk oder seiner Vertretung verantwortlich und konnten durch Nationalbeschluß entsetzt und gestraft werden. Die Staatsräte wurden überdies von der Generalversammlung selbst und auf ein Jahr ernannt, mußten über 35 Jahre alt und bereits Präsidenten der Provinz gewesen sein. Ebenso ernannte die Generalversammlung die fünf Syndici oder Censoren.

Der Syndicat war eine Behörde, welche die Provinzen bereiste, um die Klagen des Volks gegen Verwaltung oder Rechtspflege zu vernehmen und vollgültige Entscheide zu treffen, welche der General nicht umstoßen durfte. Dieser ernannte alle Verwaltungsbeamte und die Steuereinnehmer, welche wiederum der Censur der Fünfmänner unterworfen waren.

Die Justiz war in folgender Weise geordnet. Jeder Podestà konnte Fälle entscheiden bis zum Betrag von zehn Lire; weiter hinauf bis zu dreißig Lire mußte er die beiden Gemeinväter zuziehen. Was dreißig Lire überstieg, gehörte vor das Tribunal der Provinz, einer Behörde von einem Präsidenten und zwei Assessoren, welche die Generalversammlung ernannte, und von einem Fiscaladvokaten, welchen der Staatsrat ernannte. Das Tribunal der Provinz wechselte jedes Jahr.

Von ihm konnte man an die Rota civile appelliren, eine höchste Behörde von drei Doctoren des Rechts, welche auf Lebenszeit ernannt waren. Dieselben Tribunale übten auch die Criminaljustiz mit jedesmaliger Zuziehung von sechs Familienvätern, welche die That aus dem Zeugenverhör zu ermitteln, das Schuldig oder Nichtschuldig zu sprechen hatten.

Die Mitglieder des Staatsrates, des Syndicats, der Tribunale der Provinzen durften erst nach zwei Jahren wieder gewählt werden. Ebenso wechselten alljährlich die Podestà und Väter der Gemeine, welche von den Bürgern des Orts, die über

25 Jahre alt waren, jedes Jahr in der Versammlung auf dem Kirchenplatze gewählt wurden.

In dringenden Fällen, bei Empörung und Tumult auf irgend einem Punkt der Insel, hatte der General die Gewalt, eine vorübergehende, dictatorische Behörde für das betreffende Local zu ernennen, die Giunta des Kriegs (giunta di osservazione o di guerra) genannt. Sie bestand aus drei oder mehr Mitgliedern mit einem Staatsrat an der Spitze; und mit unbedingter Macht einzuschreiten, Maßregeln zu ergreifen, zu strafen, war dieser augenblickliche Prevotalgerichtshof schrecklich genug. Man nannte ihn im Volk die giustizia Paolina. War seine Sendung erfüllt, so legte er vor den Censoren Rechenschaft ab.

Dies sind die Grundzüge der Gesetzgebung Paoli's und der corsischen Republik. Sieht man auf ihre leitenden Ideen, Selbstregierung des Volks, allseitige gesetzlich geregelte Freiheit des Bürgers, Teilnahme am Staatsleben, Oeffentlichkeit und Einfachheit der Verwaltung, volkstümliche Gerichte; so muß man wol gestehn, daß der Staat der Corsen menschlicher eingerichtet war, als jeder andere desselben Jahrhunderts. Sieht man endlich auf die Zeit seines Entstehns, welche dem Staat des großen Washington und den Gesetzgebungen der Franzosen um Jahrzehnte voranging, so gebührt Pasquale Paoli und seinem Volk noch mehr Bewunderung.

Einem regulären stehenden Soldatenwesen war Paoli Feind. Er selber sagte: „In einem Lande, welches frei sein will, muß jeder Bürger Soldat sein und sich immer bereit halten für die Verteidigung seiner Rechte sich zu bewaffnen. Die disciplinirten Truppen leisten mehr für den Despotismus als für die Freiheit. Rom hörte an dem Tage auf, frei zu sein, an welchem es bezahlte Soldaten hatte, und die unbezwinglichen Phalangen Sparta's waren aus dem Aufgebot der Massen gebildet. — Endlich sobald es eine stehende Armee gibt, bildet sich ein Corpsgeist;

man spricht von der Tapferkeit dieses Regiments, dieser Companie; das sind ernstere Uebel als man denkt, und es ist gut, sie so viel als möglich zu vermeiden. Man muß von der Entschlossenheit reden, welche diese Commune, von der Selbstaufopferung, welche die Glieder dieser Familie, von der Tapferkeit, welche dieser Bürger bewiesen hat; auf diese Art erweckt man den Eifer bei einem freien Volk. Wenn unsre Sitten so sein werden, wie sie sein sollen, so wird unser ganzes Volk disciplinirt und unsre Miliz unbesiegbar sein."

Nur notgedrungen gab Paoli so weit nach, daß man eine kleine Zahl regulärer Truppen schuf, um die festen Punkte zu besetzen. Es waren zwei Regimenter zu vierhundert Mann, befehligt von Jacobo Baldassari und Titus Buttafuoco. Jede Companie hatte zwei Capitäne und zwei Lieutenants. Französische, preußische und schweizerische Officiere übten sie ein. Jeder reguläre Soldat war bewaffnet mit einer Bajonetflinte, einem Paar Pistolen und einem Dolch. Die Uniform war das schwarze Wollentuch des Landes; den Officier zeichnete allein dies aus, daß er eine kleine Tresse am Rockkragen trug, und daß seiner Flinte das Bajonet fehlte. Alle trugen Mützen von corsischem Eberfell und lange Gamaschen von Kalbleder bis zum Knie. Man rühmte die guten Dienste, welche diese beiden Regimenter leisteten.

Die Miliz oder die Volksbewaffnung war folgender Art organisirt. Alle Corsen von 16 bis zu 60 Jahren waren Soldaten. Jede Commune hatte eine, oder je nach ihrer Größe mehre Companien aufzustellen, deren Officiere sie selbst wählte. Jede Pieve wiederum bildete ein Lager unter einem Commandanten, welchen der General ernannte. Die gesammte Miliz war in drei Aufgebote geteilt, von denen jedes fünfzehn Tage lang eintrat. Als Regel galt, die Sippschaften zusammenzustellen, so daß die Soldaten einer Companie meist Blutsfreunde waren. Die in den festen Plätzen lagen, bekamen jährlichen Sold,

die Anderen nur so lange sie im Felde waren. Die Dörfer gaben das Brod.

Alle Staatsausgaben bestritten sich aus den zwei Liren Abgabe für jede Familie und aus den Gefällen vom Salz, der Corallenfischerei und anderen indirecten Steuern.

Nichts was eines Volkes Wol begründen und vermehren kann, übersah Paoli. Dem Ackerbau widmete er große Sorgfalt; jährlich ernannte die Generalversammlung zwei Commissarien für jede Provinz, welche die Agricultur zu pflegen hatten. Man pflanzte den Oelbaum, die Castanie, den Mais; man entwarf Pläne, die Sümpfe auszutrocknen, Wege zu bahnen. Merkwürdige Lage der Dinge! Mit der einen Hand wehrte damals der Corse seinen Feind ab, mit der andern streute er Pflanzensamen in seine Erde.

Auch die Wissenschaft, aller Freiheit und alles Glückes höchste Gewähr und edelste Vollendung, suchte Paoli seinem Volk zu geben. Die eisernen Zeiten hatten sie nicht aufkommen lassen. Die Corsen waren Naturkinder geblieben, unwissend doch reich an Mutterwitz. Genua, so sagt man, hatte das Schulwesen mit Absicht vernachlässigt. Nun sah man unter dem Regimente Paoli's überall Volksschulen entstehen, und die corsischen Geistlichen, tapfere und freie Männer, beeiferten sich, die Jugend zu unterweisen. In Corte wurde eine nationale Druckerei geschaffen, aus welcher nur dem Unterricht und der Volksaufklärung gewidmete Bücher hervorgingen. Die Kinder fanden in diesen Büchern geschrieben, daß die Liebe zum Vaterland die höchste Tugend eines edlen Mannes sei, und daß alle diejenigen, welche im Kampf für die Freiheit gefallen, Märtirer seien und im Himmel ihren Sitz bekommen hätten unter den Heiligen.

Am 3. Januar 1765 eröffnete Paoli die corsische Universität in Corte. Man lehrte auf ihr Theologie, Philosophie, Mathematik, das Recht, die Humanitätswissenschaften. Medicin und Chirurgie wurden ausgesetzt, bis man im Stande sein würde,

die nötigen Instrumente anzuschaffen. Alle Professoren waren Corsen, die ersten: Guelfucci von Belgodere, Stefani von Venaco, Mariani von Corbara, Grimaldi von Campoloro, Ferdinandi von Brando, Vincenti von Santa Lucia. Arme Schüler wurden auf Kosten des Volks verpflegt. Am Ende eines jeden Cursus wurde ein feierliches Examen in Gegenwart der Mitglieder der Generalversammlung und der Regierung abgehalten. Die Anwesenheit der edelsten Bürger erhöhte den Tadel wie das Lob. Vor ihren Augen und vor dem Volk wußte sich diese Jugend als die junge Landesbürgerschaft angesehn, welche über kurz oder lang an dem Werk der Befreiung des Vaterlandes mit zu arbeiten berufen war. So aufwachsend mitten in der Geschichte des eignen Volks, unter den stürmischen Ereignissen selbst, hatte sie das eine hohe Ideal fest und wirklich vor Augen. Welcher Geist daher in dieser Jugend wehte, ist leicht zu erkennen, und mag ihn das folgende Bruchstück einer der Reden beweisen, die nach der öffentlichen Prüfung irgend ein Schüler der Rhetorik im Beisein der Abgeordneten und Väter des Landes zu halten pflegte. Ein Schüler sprach vor ihnen und vor Paoli:

„Die Nationen, welche nach der Freiheit gestrebt haben, haben große Wechselfälle erlitten; es gab unter ihnen weniger mächtige und weniger tapfere als die unsrige ist. Dennoch haben sie mit Festigkeit und Beharrlichkeit am Ende alle Schwierigkeiten überwunden. Wenn man die Freiheit durch bloße Reden gewönne, so wäre alle Welt frei. Aber es bedarf dazu einer unerschütterlichen Standhaftigkeit, welche über alle Hindernisse hinausgeht, und weil diese Tugend unter den Menschen selten ist, so hat man diejenigen immer als Halbgötter angesehn, welche davon Zeugniß gaben. Gewiß, die Vorrechte und die Lage eines freien Volkes sind zu unschätzbar, als daß man sie ihrer Wichtigkeit gemäß auseinander setzen könnte. Doch ist genug gesagt, wenn man sich erinnert, daß sie die Bewunderung der größten Menschen erregen. Was uns betrifft, so gefalle es dem Himmel,

daß er uns dem Lauf unserer Geschicke folgen lasse. Aber unser Volk, dessen Herz größer ist, als sein Glück, obwol es arm ist und in ein grobes Gewand gehüllt, ist ein Vorwurf für das ganze unter der Last schwerer Ketten träge gewordene Europa, und man fühlt die Notwendigkeit, uns unser Dasein zu rauben.

„Tapfere Landsleute, der verhängnißvolle Augenblick ist da. Der Sturm braust schon über unsern Häuptern, von allen Seiten drohen uns die Gefahren; laßt uns wissen, wie wir uns über den Verhältnissen erhalten und uns mit der Zahl unsrer Feinde vergrößern; es handelt sich um die Verteidigung unseres Namens, unserer Freiheit, unserer Ehre. Umsonst würden wir bis auf den heutigen Tag heroische Gefühle gezeigt haben, umsonst würden unsre Vorfahren Ströme von Blut vergossen und unerhörte Leiden erduldet haben. Wenn wir schwach werden, ist alles verloren ohne Rückkehr. Wir schwach werden! Erhabene Schatten unserer Väter, ihr, die ihr so viel gethan habt, um uns die Freiheit zu hinterlassen als das reichste Erbe, fürchtet nicht, daß wir euch ob eurer Opfer werden erröten machen. Nein, niemals! Eure Enkel werden in allem euer Beispiel nachahmen, entschlossen, wie sie sind, frei zu leben oder zu sterben, kämpfend für die Verteidigung ihrer unverletzlichen und heiligen Rechte. Wir können uns nicht entschließen, zu glauben, daß der König von Frankreich die Partei unsrer Feinde ergreifend seine Waffen gegen unser Land richte: nein, ein Ereigniß dieser Natur darf nicht Statt haben. Aber wenn es doch in dem erznen Buche geschrieben steht, daß der mächtigste Monarch der Erde eins der kleinsten Völker Europa's bekämpfen soll, so haben wir noch einen gerechten Grund, stolz zu sein, denn wir sind sicher entweder frei für immer und ruhmvoll zu leben, oder unsern Fall unsterblich zu machen. Mögen diejenigen, welche sich einer solchen Tugend nicht für fähig halten, nicht erschrecken: meine Worte richten sich nur an die wahren Corsen, deren Gefühle bekannt sind.

„Was uns betrifft, tapfere Jünglinge, keiner, ich schwöre es

bei den Manen unsrer Väter! nein, keiner wird den zweiten Aufruf abwarten; es gilt im Angesicht der Welt zu zeigen, daß wir verdienen, Tapfere genannt zu sein. Wenn die Fremden an unsern Küsten landen, bereit Schlachten zu schlagen, um die Prätensionen ihrer Verbündeten aufrecht zu halten, werden wir, die wir kämpfen für unsere eigene Wolfahrt, für das Wol unserer Enkel, für die Verteidigung unseres Vaterlandes, für die Aufrechthaltung der gerechten und großherzigen Entschlüsse unserer Väter, werden wir dann schwanken, allen Gefahren zu trotzen, unser Leben auszusetzen und zu opfern? Tapfere Mitbürger, die Freiheit ist unser Ziel und was es von edlen Seelen in Europa gibt, sieht auf uns, nimmt Teil an uns, erhebt Wünsche für den Triumf unsrer Sache. Möge unsere Entschlossenheit die allgemeine Aufmerksamkeit überbieten, und mögen unsere Feinde, wie auch ihr Name sei, aus der Erfahrung lernen, daß die Eroberung von Corsica nicht so leicht sei als man denkt. Es gibt hier in diesem Lande freie Menschen und der freie Mann weiß zu sterben."

Eilftes Kapitel.

So war alles Denken und Wollen des corsischen Volks jedes Alters und Geschlechts auf das gemeinsame Ziel gerichtet. Frei und stark war dieser Volksgeist, hochgeadelt durch die reinste Vaterlandsliebe, durch ererbte Tapferkeit, durch die helle Vernunft der Verfassung, welche keine fremd herübergebrachte Theorie erklügelt, sondern die heimische Tradition erzeugt hatte. Der große Bürger Pasquale war der Vater des Vaterlandes. Wo er sich zeigte, trat ihm die Liebe und der Segen seines Volks entgegen; man sah Weiber und Greise ihre Kinder und Enkel auf den Armen erheben, daß sie den Mann sehen sollten, welcher das Volk glücklich gemacht hatte. Auch die Küstenstädte,

die noch in der Gewalt Genua's verblieben waren, trugen Verlangen, das Glück der corsischen Verfassung zu teilen. Es fanden Bewegungen Statt. Carl Masseria und sein Sohn, beide heldenmütig, hatten es über sich genommen, das Castell von Ajaccio durch List und Gewalt in die Hände der Nationalen zu bringen. Die That mißlang; der Sohn fiel im Kampf, der Vater schon zum Sterben verwundet starb ohne Klagelaut auf der Folter.

So sehr erstarkt aber war das corsische Volk, daß es weit davon entfernt, seine Augen ängstlich auf Hülfe vom Auslande zu richten, in sich selber nicht allein die Mittel zum Widerstande, sondern auch zum Eroberungsangriff fand. Schon wehte sein Banner auf dem Mittelmeer; ein Malteserritter de Perez war der Admiral der kleinen Flotte, welche bereits anfing den Genuesen furchtbar zu werden. Man sprach in Corsica davon, daß die Lage der Insel sie wol berechtige eine Seemacht zu werden, wie einst griechische Inseln im Ostmeer es gewesen waren; man hörte sogar von der Möglichkeit einer Landung der Corsen auf der Küste Liguriens.

Nun gab die überraschende Eroberung der nahen Insel Capraja möglichen Vorstellungen größere Wahrscheinlichkeit und der Furcht größere Begründung. Diese kleine Insel war in früheren Zeiten der corsischen Signorenfamilie da Mare dienstbar gewesen, dann in den Besitz der Genuesen übergegangen. Sie ist unfruchtbar, aber ein wichtiger und schwer zu nehmender Stationspunkt im genuesisch-toscanischen Canal. Ein Corse Centuri faßte den Gedanken, sie zu überrumpeln. Paoli ging schnell darauf ein, und so lief im Februar 1765 eine kleine Expedition von zweihundert Mann regulärer Truppen und einer Schaar Milizen vom Cap Corso aus. Sie überfielen die Stadt Capraja, welche anfangs lebhaften Widerstand leistete, dann mit ihnen gemeine Sache machte. Das Castell aber hielt der genuesische Commandant Bernardo Ottone mit rühmlicher Tapferkeit. Auch

schickte Genua auf die Kunde von dem Ereigniß eilig seine Flotte unter dem Admiral Pinelli. Sie wurde zurückgetrieben, zu dreien Malen. Der Zorn und die Scham Genua's, einer Handvoll Corsen, welche sich dort festgesetzt hatten, Capraja nicht entreißen zu können, war so groß, daß alte Senatoren in Tränen ausbrachen. Noch einmal ließ der Senat die Flotte gegen das Eiland auslaufen, vierzig Kriegsschiffe an der Zahl. Die fünfhundert Corsen unter Achill Murati behaupteten sich und sie warfen die Genuesen in das Meer zurück. Da ergab sich auch Bernardo Ottone im Mai 1767, und Capraja von den Corsen gänzlich in Besitz genommen, wurde zu ihrer Provinz erklärt. Die genuesische Republik sah also ihren Handel durch eine Corsenfestung fast vor ihren Toren aufs neue und gefährlich bedroht.

Der Fall Capraja's erschütterte den Senat und beschleunigte die Entschließung das unhaltbare Corsica endlich ganz aufzugeben. Doch zögerte die alternde Republik, den schmerzlichen Entschluß auszusprechen, bis ein Mißgriff, welchen sie machte, sie dazu nötigte. Damals waren nämlich die Jesuiten sowol aus Spanien als aus Frankreich vertrieben worden; der König von Spanien aber hatte den genuesischen Senat ersucht, den Exilirten ein Asil in Corsica zu gestatten. Ihm zu Gefallen war Genua darauf eingegangen, und eines Tages sah man eine große Zahl von Vätern Jesu in Ajaccio landen. Die Franzosen, welche doch die ewige Verbannung der Jesuiten ausgesprochen hatten, nahmen es als eine Beleidigung von Seiten Genua's auf, daß der Senat jenen die corsischen Seestädte öffnete, welche Frankreich selbst besetzt hielt. Sofort bekam der Graf Marbeuf Befehl, seine Truppen aus Ajaccio, aus Calvi und Algajola herauszuziehn, und kaum war dies geschehn, als die Corsen frohlockend die Stadt Ajaccio besetzten bis auf die Citadelle, in welche die Genuesen eingerückt waren.

Unter diesen Umständen und bei der heftigen Spannung,

welche zwischen Frankreich und Genua eingetreten war, sah der genuesische Senat voraus, daß er den Corsen würde weichen müssen. Also kam er zu dem schmählichen Entschluß, seine vorgeblichen Rechte auf die Insel an Frankreich freiwillig zu verkaufen.

Der französische Minister Choiseul ergriff den Antrag mit Freuden. Die Erwerbung einer so wichtigen Insel im Mittelmeer schien ein großer Gewinnst und ein Ersatz zu einer Zeit, in welcher man Canada verloren hatte. Der Vertrag wurde am 15. Mai 1768 zu Versailles geschlossen und gezeichnet von Choiseul für Frankreich und von Domenico Sorba für Genua. Wider alles Völkerrecht übertrug hier Genua ein Volk, auf welches es keine andere Rechte besaß, als die längst verfallenen der Eroberung, an eine fremde Macht, welche mit jenem eben noch als mit einer unabhängigen Nation unterhandelt und verkehrt hatte, und ein freies Volk mit der sittlichsten Staatseinrichtung wurde einer willenlosen Heerde gleich verhandelt. Auch hatte Genua noch die entwürdigende Bedingung gestellt, daß es wieder in seine Rechte auf Corsica zurücktreten könne, so bald es im Stande wäre, die Kosten abzutragen, welche Frankreich durch die Besetzung Corsica's auf sich genommen hatte.

Ehe nun die französische Expedition aus den Häfen der Provence abging, hatte sich das Gerücht von dem erst geheim gehaltenen Vertrage schon in Corsica verbreitet. Paoli hatte die Landesversammlung am 22. Mai nach Corte berufen und einstimmig hatte man Gegenwehr und Erhebung in Masse beschlossen. Männlich und voll Feuer hatte Carl Bonaparte, Paoli's Secretär, geredet.

Unterdeß war der Graf Narbonne mit Truppen in Ajaccio gelandet, und die erstaunten Bewohner der Stadt hatten das genuesische Banner herunternehmen und die weiße Fahne Frankreichs aufpflanzen sehen. Gleichwol leugneten die Franzosen noch die eigentliche Absicht ihrer Ankunft und suchten die Corsen

durch falsche Vorspiegelungen zu täuschen, bis der Marquis Chauvelin, mit dem Oberbefehl in Corsica beauftragt, mit allen seinen Truppen in Bastia landete.

Am 7. August desselben Jahres sollte jener auf vier Jahre abgeschlossene Besetzungsvertrag ablaufen; an diesem Tage erwartete man den Beginn der Feindseligkeiten. Aber schon am 30. Juli marschirten die Franzosen auf den Befehl Marbeufs 5000 Mann stark von Bastia gegen San Fiorenzo und bemächtigten sich nach einem ungleichen Kampf einiger Punkte in Nebbio. So ward offenkundig, daß das letzte Schicksal an den Corsen vollzogen werden sollte. Immer ihnen feind hatte es stets fremde Despoten zwischen sie und Genua gestellt, und am Vorabend ihrer Befreiung sie jedesmal in das alte Elend zurück geworfen.

Pasquale eilte nach dem Nebbio mit einigen Milizen. Sein Bruder Clemens hatte daselbst schon mit 4000 Mann sich aufgestellt. Aber beide konnten nicht hindern, daß Marbeuf das Cap Corso unterwarf. Nun erschien auch Chauvelin mit 15000 Franzosen, ausgesandt, das freieste und tapferste Volk der Welt zu unterjochen. Er wandte sich gegen das stark befestigte Furiani, begleitet von einem Verräter Matias Buttafuoco aus Vescovato, welcher der Erste die Schande auf sich lud, vom Feinde Lohn und Titel zu erwerben. Der Kampf um Furiani war verzweifelt. Nur 200 Corsen hielten den Platz unter Carlo Saliceti und Ristori, aber sie ergaben sich auch dann nicht, als der ganze Ort zu einem Schutthaufen zerschossen war, sondern die Waffen in der Hand schlugen sie sich nach der Seeküste durch.

Ein gleich mörderischer Kampf fand in der Casinca und an der Golobrücke statt. Auf allen Punkten wurden die Franzosen zurückgeworfen; Clemens Paoli bedeckte sich mit Ruhm. Ihn und Pietro Colle nennt die Geschichte als die tapfersten Helden in dem letzten Freiheitskampf der Corsen.

Die Trümmer der geschlagnen französischen Armee warfen sich auf Borgo, einen hoch gelegnen Ort auf den Bergen von

Mariana und verstärkten dessen Besatzung. Um jeden Preis wollte Paoli diesen Ort gewinnen; er begann deshalb den Sturm am 1. October, in der Nacht. Es war die glänzendste Waffenthat der Corsen. Von Bastia zog Chauvelin herbei, Borgo zu unterstützen: ihm warf sich Clemens entgegen; Colle, Grimaldi, Agostini, Serpentini, Pasquale Paoli, Achille Murati stürmten gegen Borgo. Von beiden Seiten wurde jede Kraft hereingezogen. Dreimal machte die ganze Stärke der französischen Armee einen verzweifelten Anlauf und dreimal wurde sie geworfen. Die corsischen Milizen, an Zahl um so vieles geringer, zertrümmerten hier die geschlossenen Reihen einer Armee, welche seit Ludwig XIV. in dem Rufe stand, die bestorganisirte Europa's zu sein. Man sah auch Weiber in Mannsgewand mit der Flinte und dem Schwert unter die Franzosen sich stürzen. Endlich wichen diese nach Bastia; ihrer viele waren erschlagen, viele, darunter Marbeuf, verwundet, 700 Mann aber mit dem Obersten Ludre, die Besatzung von Borgo, streckte das Gewehr und gab sich den Corsen gefangen.

Die ruhmvolle Schlacht von Borgo zeigte den Franzosen, welches Volk sie zu unterjochen gekommen waren. Sie hatten nun alles Land wieder verloren bis auf die festen Plätze. Chauvelin aber schrieb an seinen Hof, berichtete seine Verluste und forderte neue Truppen. Man sandte ihm frische 10 Bataillone.

Zwölftes Kapitel.

Zu dieser Zeit war die Sympathie für die Corsen stärker geworden als je. In England namentlich sprach die öffentliche Meinung laut für das unterdrückte Volk und forderte die Regierung auf gegen den Despotismus einzuschreiten, dessen Grundsätze Frankreich so schamlos in Ausführung brachte. Man sagte,

daß Lord Chatham wirklich die Idee faßte, einen Machtspruch zu Gunsten der Corsen einzulegen. Diese hielten ihre Augen freilich auf das constitutionelle England gerichtet, hoffend, daß eine große und freie Nation ein freies Volk nicht werde untergehn lassen. Sie täuschten sich. Das brittische Cabinet untersagte wie im Jahre 1760 allen Verkehr mit den corsischen „Rebellen.“ Nur in Comite's und auf private Weise sprach sich das englische Volk aus, und bei diesen Kundgebungen und privaten Geldspenden verblieb es; die Cabinette aber billigten es, daß mit einem Heldenvolk auch ein gefährlicher Keim demokratischer Freiheit erstickt werde.

Pasquale erkannte trotz der Erfolge, welche sein Volk errungen hatte, die ganze Gefahr seiner Lage. Er machte Frankreich den Vorschlag eines Vergleichs, welcher dem Könige die Anerkennung seiner Autorität, den Corsen ihre Verfassung ließ, den Genuesen eine Entschädigung gab. Man verwarf den Vergleich und rüstete sich zu einem letzten Schlage. Chauvelin indeß fühlte seine Schwäche. Man will wissen, daß er von den Genuesen die Intrigue gelernt hatte. Wie Sampiero und wie Gaffori sollte auch Paoli durch Meuchelmord enden. In der Geschichte eines jeden tapferen und freien Volks wird niemals der Verrat vermißt; denn die menschliche Natur scheint des Schattens der Gemeinheit nicht entbehren zu können, wo sie am reinsten glänzt. Es fand sich ein Verräter in dem Sohne des eigenen Kanzlers Paoli's, Matias Massesi; Briefe die er verlor enthüllten die geheime Absicht. Vor den Staatsrat gestellt gestand er und wurde dem Henker überliefert. Ein anderes Complot von dem unruhigen Dumouriez, welcher damals in Corsica diente, geschmiedet, um Paoli in seinem Hause zu Isola Rossa Nachts aufzuheben, mißlang gleichfalls.

Chauvelin hatte die neuen 10 Bataillone ins Feld gestellt; aber auch diese waren von den Corsen in Nebbio zurückgeschlagen worden. Tief beschämt schickte der stolze Marquis Boten

nach Frankreich, welche die Schwierigkeit, Corsica zu bändigen, erklären sollten. Die französische Regierung rief hierauf Chauvelin von seinem Posten ab, im December 1768, und ernannte Marbeuf zum einstweiligen Oberbefehlshaber, bis der Nachfolger, der Graf de Vaux eingetroffen sein würde.

De Vaux hatte unter Maillebois in Corsica gedient; er kannte das Land und wußte wie man dort den Krieg zu führen habe. Ausgerüstet mit einer großen Waffenmacht von 45 Bataillonen, vier Regimentern Reiterei und beträchtlicher Artillerie, beschloß er den Kampf mit einem Schlage zu endigen. Im Angesicht dieser Gefahr berief Paoli das Volk nach der Casinca am 15. April 1769. Man faßte hier den Beschluß bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen und jeden Mann im Lande aufzubieten. Lord Pembrocke, der Admiral Smittoy, andere Engländer, Deutsche und Italiener, Freunde der corsischen Sache, welche zugegen waren, erstaunten über die gefaßte Haltung der nach der Casinca strömenden Milizen. Viele Fremde stellten sich unter die Reihen der Corsen. Auf ihrer Seite stand auch eine ganze Companie von Preußen, welche aus genuesischem Dienst in den corsischen getreten waren. Doch durfte sich niemand das Verzweifelte der Lage verbergen; auch wirkte bereits französisches Geld im Lande, der Verrat tauchte auf; selbst Capraja war durch die Falschheit des Commandanten Astolfi gefallen.

Mit aller Macht marschirten die Franzosen auf das Nebbio. Diese von einem langen und schmalen Tal durchschnittene Bergprovinz war schon oft der Schauplatz entscheidender Kämpfe gewesen. Paoli hatte hier sein Quartier aufgeschlagen, nachdem er Saliceti und Serpentini in der Casinca gelassen hatte. De Vaux, Marbeuf und Grande-Maison rückten in das Nebbio, Paoli auf einmal zu vernichten. Der Angriff begann am 3. Mai. Nach einem Kampf von drei Tagen wurde Paoli aus Murato, seinem Lager, vertrieben. Er beschloß nun über den Golo zu ziehen und diesen Fluß zwischen sich und dem Feinde zu

halten. In Rostino schlug er sein Hauptquartier auf und übertrug Gaffori und Grimaldi die Verteidigung von Lento und von Canavaggia, denn auf diesen Punkten konnten die Franzosen leicht vorwärts dringen. Aber Grimaldi wurde zum Verräter, und Gaffori, ungewiß aus welchen Gründen behauptete seine Stellung nicht.

So geschah es, daß die Franzosen von den Höhen herabkamen und gegen Pontenuovo, die Brücke welche über den Golofluß führt, vordrangen. Am Golo standen die Corsen ausgebreitet, die Preußencompanie und mehr als 1000 Corsen hielten die Brücke. Die Franzosen trieben nun, unerwartet von den Bergen herabkommend, die Milizen vor sich her; aufgelöst und von Schrecken erfaßt stürmten diese gegen die Brücke, hinüber zu kommen. Die Preußen hatten Befehl, die Flüchtigen aufzuhalten, sie gaben in der Verwirrung Feuer auf ihre eigenen Freunde, während zugleich die Franzosen feuerten und mit dem Bajonet andrangen. Das schreckliche Wort „Verrat!“ ließ sich hören. Vergebens suchte Gentili die Auflösung zu hemmen; sie wurde allgemein; keine Stellung war mehr haltbar, und in wilder Flucht zerstreuten sich die Milizen in die Wälder und das umliegende Land. Die unglückliche Schlacht von Pontenuovo wurde geschlagen am 9. Mai 1769, und an diesem Tage verlor das Volk der Corsen seine Freiheit und seine Selbständigkeit.

Noch versuchte Paoli den Feind am Eindringen in die Provinz Casinca zu hindern. Es war zu spät. Das ganze Land diesseits der Berge fiel in wenig Tagen in französische Gewalt und jenes instinctartige Gefühl der Rettungslosigkeit, welches die Gemüter eines Volks in schweren Momenten zu ergreifen pflegt, hatte sich der Corsen bemächtigt. Es fehlte ihnen ein Mann wie Sampiero war. Paoli verzweifelte. Er war auf Corte geeilt, der Entschluß sein Vaterland zu verlassen war ihm nahe gekommen. Der tapfere Serpentini hielt zwar noch in der Balagna Stand, und Clemens Paoli neben ihm war entschlossen

bis auf den letzten Atemzug zu kämpfen, Abatucci endlich behauptete sich noch jenseits der Berge mit einer Schaar kühner Patrioten. Es war noch nicht alles verloren; wenigstens konnte man sich in die Berge werfen und den kleinen Krieg fortführen, wie ehedem Rinuccio, Vincentello und Sampiero es gethan hatten. Aber ein Mann wie Pasquale Paoli konnte nicht die trotzige Hartnäckigkeit des Charakters besitzen gleich jenen Menschen der erznen Jahrhunderte, noch wollte er, der Gesetzgeber und Pythagoras seines Volks, zu einem Bandenführer in den Bergen herabsinken. Vor dem Blut schaudernd, das ein fortgesetzter Kampf über sein Land verströmen müsse, ergab er sich dem Schicksal. Zu ihm stießen sein Bruder Clemens, Serpentini, Abatucci, andere. Die kleine Schaar eilte flüchtig nach Vivario, dann am 11. Juni nach dem Golf von Porto Vecchio. Dort schifften sie sich, dreihundert Corsen an der Zahl, auf einem englischen Schiffe ein, welches ihnen der Admiral Smittoy gab, und sie gingen über Toscana nach England, welches fortan bis auf unsre Tage das Asyl der Flüchtigen verunglückter Nationen geworden ist, und seither niemals edlere Flüchtige gastlich aufgenommen hat.

Es hat nicht an Solchen gefehlt, welche im Hinblick auf die alten tragischen Corsenhelden Paoli der Schwachheit angeklagt haben. Wie er selber sich erkannte, beweisen seine eignen Worte. Er sagt in einem Brief: „Wenn Sampiero in meiner Zeit gelebt hätte, so würde mir die Befreiung des Landes weniger Mühe gekostet haben. Was wir für die Ordnung unserer Nationalität versuchten, das hätte er vollendet. Es bedurfte damals eines Mannes, der so kühn und unternehmend war, daß er den Schreck bis in die Comtoire von Genua warf. Frankreich hätte sich nicht in den Kampf gemischt, oder es würde doch einen furchtbareren Gegner gefunden haben, als alle diejenigen waren, die ich ihm entgegenstellen konnte. Wie oft habe ich das nicht beklagt! Sicher, es ist nicht der Mut, nicht die heroische

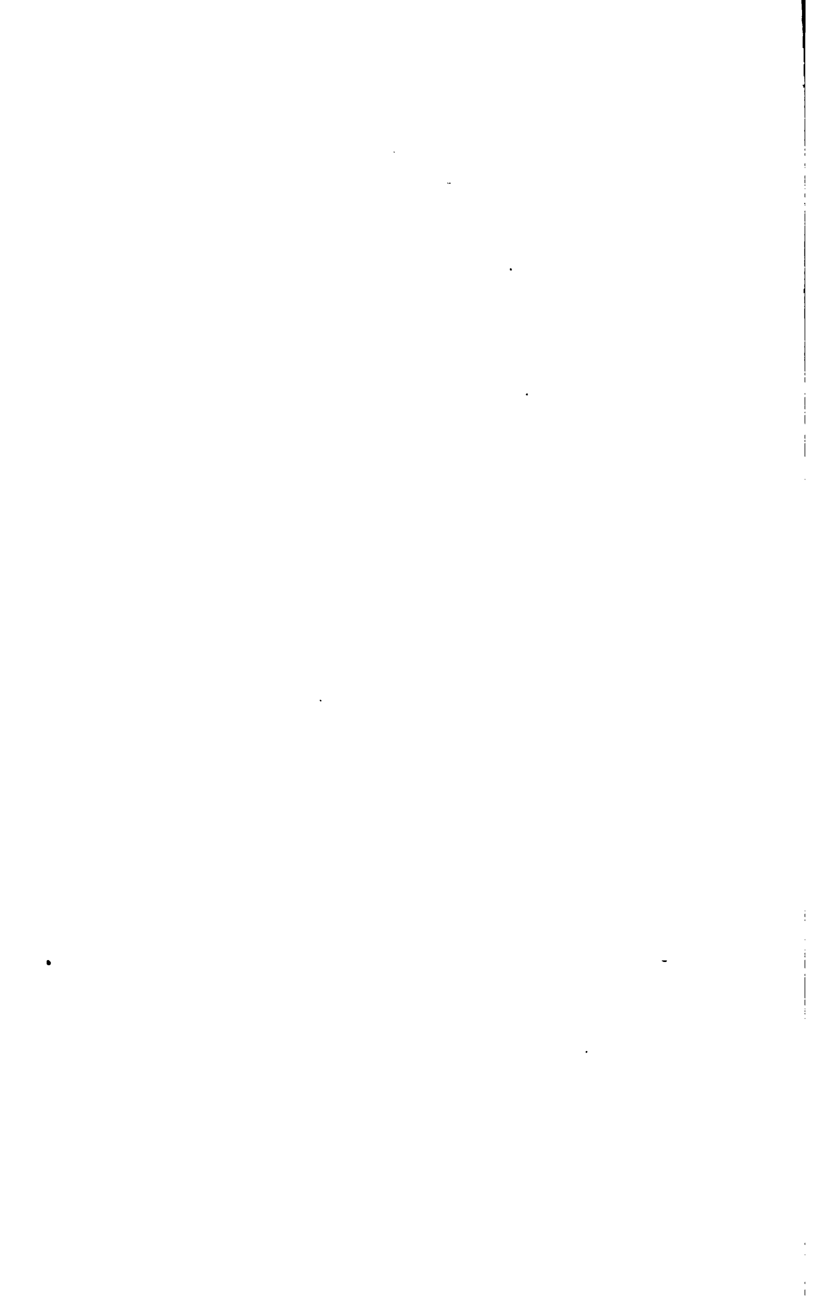
Beharrlichkeit, welche den Corsen fehlten, sondern ein Führer, der die Kriegsoperationen in Gegenwart von erfahrenen Generalen combiniren und leiten konnte. Wir hätten uns in dieses edle Werk geteilt, während ich an einem Gesetzesbuche gearbeitet, welches den Sitten und den Bedürfnissen der Insel entsprach; hätte sein gewaltiges Schwert es auf sich genommen unser gemeinsames Werk zu befestigen."

Am 12. Juni 1769 war das corsische Volk den Franzosen erlegen. Doch mitten in dem großen Schmerz, daß nun doch Jahrhunderte des beispiellosen Kampfes die geliebte Freiheit nicht zu retten vermocht hatten, und noch unter dem Waffenlärm der alles Land diesseits wie jenseits der Berge besetzenden Franzosen, gebar dieses corsische Volk in unerschöpfter Heroenkraft am 15. August Napoleon Bonaparte, den Vernichter Genua's, Unterjocher Frankreichs, und Rächer seines Volks. Solche Genugthuung wollte das Schicksal den Corsen in ihrem Sturze geben und die Heldentragödie ihrer Geschichte versöhnend schließen.

Corsica.

Aus meiner Wanderschaft im Sommer 1852.

> **Nel mezzo del cammin di nostra vita**
> **Mi ritrovai per una selva oscura,**
> **Che la diritta via era smarrita,**
> **Ahi quanto a dir qual era è cosa dura,**
> **Questa selva selvaggia ed aspra e forte — —**
> **Ma per trattar del ben ch' i' vi trovai,**
> **Dirò dell' altre cose, ch' io v'ho scorte.**
>
> **Dante.**



Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Eintritt in Corsica.

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.
Dante.

Die Fahrt von Livorno gegen Corsica hin ist schön und unterhaltender als die von Livorno nach Genua. Man genießt beständig den Anblick der malerischen Inseln des Canals von Toscana. Hinter uns lag die Terra Firma, Livorno mit seinem Mastenwalde zu Füßen des Monte Nero, vor uns der einsame durchbrochene Turm von Meloria, jener Klippe im Meer, an welcher die Pisaner unter Ugolino von den Genuesen vernichtet wurden, so daß ihre Seemacht sank und Genua seitdem auch in den Besitz Corsica's kam; weiterhin die Felseninsel Gorgona, ihr nahe im Westen das Eiland Capraja. In ihrem Angesicht erinnert man sich an die Verse Dante's in seinem Ugolino-Gesange:

Weh dir, o Pisa, allem Volk gehässig
Im schönen Land, wo man das Si hört klingen;
Weil dich zu strafen deine Nachbarn lässig,
Mag vor Capraja und Gorgona dringen,
Des Arno Mündung dämmend zu verstopfen,
Daß seine Fluten all dein Volk verschlingen.

Die Insel Capraja verdeckt das Westende Corsica's, aber hinter ihr steigen die blauen Berge des Cap Corso in weit ausgedehnten Linien aus dem Meere auf. Noch weiter westlich zeigt sich Elba, ein mächtig herausgehobnes Felseneiland, nach dem Festlande zu absinkend und der Terra Firma von Piombino zugekehrt, welche in schwachen Linien angedeutet ist.

Das Meer stralte in dem tiefsten Purpurblau, und die hinter Capraja untersinkende Sonne überzog die Segel vorüberfahrender Schiffe mit einem sanften Rosenrot. Eine Fahrt auf diesem Becken des Mittelmeers ist in Wahrheit eine Fahrt durch die Geschichte selber. Ich dachte mir dieses schöne Meer bevölkert von den Flotten der Phönizier und der Griechen, von den Schiffen jener Phokäer, welche einst hier herumschwärmten — dann Hasdrubal und die Carthager, die Etrusker, die Römer, Mauren und Spanier, die Pisaner und Genuesen. Aber noch eindringlicher mahnt der Anblick von Elba und Corsica an das größte Weltdrama der neuen Zeit, welches den Namen Napoleon trägt. Beide Inseln liegen friedlich neben einander, so nahe fast wie eines Menschen Wiege und sein Grab. Corsica, welches Napoleon gebar, dehnt sich weit vor den Blicken aus, Elba ist klein. Das also war die Felsenzwangsjacke die man dem Riesen anlegte. Er zersprengte sie so leicht, wie Simson die Bande der Philister zersprengte. Dann stürzte er bei Waterloo. Er war von Elba ab nur ein Abenteurer wie Murat, der von Corsica aus, Napoleon nachahmend, mit einem Häuflein Soldaten Neapel erobern ging und tragisch endete.

Der Blick auf Elba wirft in die angeregte Phantasie eine Fata Morgana, das Bild der fernen afrikanischen Sanct' Helena. Vier Inseln bestimmten das Geschick Napoleons: Corsica, England, Elba, Sanct' Helena. Er selber war eine Insel im Ocean der Weltgeschichte, unico nel mondo, so sagte der corsische Schiffsmann, neben dem ich stand, im Angesicht Corsica's von Napoleon sprechend.

Mittlerweile ward es dunkel. Die Sterne leuchteten prächtig, die Meereswellen phosphorescirten. Hoch über Corsica blinkte die Venus, der stellone oder große Stern, wie ihn die Schiffer nennen, und auf welchen das Schiff hielt. Wir segelten zwischen Elba und Capraja und hart an den Felsen dieses Eilands vorbei. Dort saß einst der Geschichtschreiber Paul Diaconus in der Verbannung. Capraja ist ein nackter Granitfels. Ein genuesischer Turm steht auf einer Klippe und der einzige Ort der Insel, ihres Namens, versteckt sich furchtsam hinter dem gigantischen Felsen welchen die Festung krönt. Die weißen Mauern und Häuser, das rötliche Gestein, die Oede und Weltverlassenheit machen den Eindruck irgend einer syrischen Felsenstadt. Capraja, das die Corsen zur Zeit Paoli's eroberten, war den Genuesen geblieben als sie Corsica an Frankreich verhandelten. Mit Genua fiel die Insel an Piemont.

Wir nahten dem Ufer Corsica's, auf welchem ein Feuerschein hin und her blinkte, bis endlich das Schiff auf den Fanal von Bastia lossteuerte. Wir waren im Hafen. Die Stadt umringt ihn, links das alte genuesische Fort, rechts die Marina, hoch darüber dunkle Berge. Ein Boot kam ans Schiff und nahm die Passagiere auf, welche ans Land steigen wollten.

So betrat ich die Insel Corsica, die mich schon als Kind so mächtig gelockt hatte, wenn ich sie auf der Karte betrachtete. Der Eintritt in ein fremdes Land, zumal in der Nacht welche es geheimnißvoll verschleiert, ist erwartungsvoll, und die ersten Eindrücke pflegen für Tage zu bestimmen. Ich gestehe es, meine Stimmung war die unheimlichste und ich konnte mich ihrer lange nicht erwehren. Wir in Deutschland wissen von Corsica kaum mehr als daß Napoleon dort geboren sei, daß Pasquale Paoli dort heldenmütig um die Freiheit kämpfte, und daß die Corsen die Blutrache und die Gastfreundschaft üben und die verwegensten Banditen sind. Ich hatte die dunkelsten Vor-

stellungen mit mir gebracht, und die ersten Begegnisse waren der Art, daß sie wol berechtigt zu sein schienen.

Das Boot landete an dem Kai, auf welchem bei dem spärlichen Schein von Handlaternen eine Gruppe von Doganieri und von Matrosen stand. Der Bootsmann sprang ans Land. Ich sah wenige Menschen von so abschreckender Gestalt. Er trug die phrygische Mütze von roter Wolle auf dem Kopf und ein weißes Tuch über das eine Auge gebunden; er war ein leibhaftiger Charon, und die grundlose Wut, mit welcher er fluchend und das empfangene Ueberfahrtsgeld bei der Laterne besehend, die Passagiere anschrie, ließ mich gleich eine Probe von dem jähzornigen Naturell der Corsen kosten.

Die auf dem Kai Stehenden waren im eifrigsten Gespräch. Ich hörte sie erzählen, daß vor einer Viertelstunde ein Corse seinen Nachbar mit drei Dolchstichen ermordet habe (amazzato, amazzato, ein Wort das ich in Corsica ungezählte Male gehört habe; amazzato con tre colpi di pugnale). Weshalb? — „Nur in der Hitze des Gesprächs; die Sbirren laufen hinter ihm her; er wird schon in der Macchia sein." Die Macchia ist der Buschwald. In Corsica hörte ich das Wort macchia ebenso oft als amazzato oder tumbato. Er ist in die Macchia gegangen heißt so viel als: er ist Bandit geworden.

Ich empfand Grauen und jene Spannung, welche die Erwartung abenteuerlicher Dinge erregt; ich war im Begriff eine Locanda aufzusuchen. Ein junger Mann trat auf mich zu und sagte mir auf toscanisch, daß er mich in ein Gasthaus führen wolle. Ich folgte dem freundlichen Italiener, einem Bildhauer aus Carrara. Kein Licht als die Sterne am Himmel brannte in den engen Straßen von Bastia. Wir klopften an vier Locanden vergebens; keine öffnete. Wir klopften an der fünften; niemand hörte. Hier werden sie nicht aufthun, sagte der Carrarese, denn des Wirten Tochter liegt auf der Todtenbahre. Wir gingen eine Stunde in der öden Stadt umher, niemand mochte unser

Pochen hören. Ist dies also die gerühmte corsische Gastlichkeit? Mich dünkt, ich bin in die Stadt des Todes gekommen, und morgenden Tags will ich über das Tor von Bastia schreiben: Ihr die ihr eingeht, laßt jede Hoffnung schwinden.

Wir wollten indeß noch einen Versuch machen. So weiter wankend stießen wir auf einen Trupp von Passagieren, welche ebenso unglücklich gewesen waren als ich. Es waren zwei Franzosen, ein italienischer Emigrant und ein englischer Convertit. Ich schloß mich an sie an, und nochmals machten wir die Rundreise der Locanden. Das brachte mir nun vorweg keinen großen Begriff von der Cultur Corsica's bei, denn Bastia ist die größte Stadt der Insel und zählt etwa 15000 Einwohner. Fand der Fremde schon hier keine Aufnahme, was sollte er im Innern des Landes finden?

Unterdeß begegnete uns eine Rotte von Sbirren, corsische Gendarmen, braune Kerle mit schwarzen Bärten, in blauen Leibröcken mit weißen Achselschnüren, die Doppelflinten auf den Schultern. Wir klagten ihnen unsre Not. Es erbot sich einer uns zu einem Soldaten zu führen, der einen Weinschank halte; dort, so meinte er, würden wir unterkommen. Er führte uns an ein altes Haus gegenüber dem Fort. Wir klopften so lange, bis der Soldatenwirt wach wurde und sich am Fenster zeigte. In demselben Augenblick rannte jemand an uns vorüber, unser Sbirre ihm nach ohne ein Wort zu sagen, und beide waren im Dunkel der Nacht verschwunden. Was war's?' was soll diese Jagd bedeuten? Nach einer Weile kehrte der Sbirre zurück; er hatte geglaubt der Laufende sei der Mörder gewesen. Aber, sagte er, der ist schon in den Bergen, oder ein Fischer hat ihn nach Elba oder Capraja hinübergefahren. Vor Kurzem haben wir den Arrighi im Gebirg erschossen, auch den Massoni und den Serafino. Das war eine schlimme Bataille, die mit dem Arrighi. Er hat uns fünf Leute getödtet.

Es erschien der alte Soldatenwirt und führte uns in ein

großes, sehr unsaubres Zimmer. Wir setzten uns froh um den Tisch und ließen uns das Nachtmal wol gefallen, trefflichen corsischen Wein, der an Feuer dem spanischen ähnt, gutes Waizenbrod und frischen Schafkäse. Eine dunstige Oellampe erhellte dies homerische Wandermal, dem die Laune nicht fehlte. Da wurde mancher gute Trunk auf die Helden Corsica's ausgebracht, und eine Flasche nach der andern holte der Sbirrenwirt aus der Ecke hervor. Wir waren vier Nationen beisammen, Corse, Franzose, Deutscher und Lombarde. Ich nannte einmal den Namen Louis Bonaparte und that eine Frage — da verstummte plötzlich die Gesellschaft, und die muntern Franzosen machten ein niedergeschlagnes Gesicht.

Allmälig graute der Morgen. Wir verließen die Casa des alten Corsen, wanderten an das Meer und weideten uns an dem Schimmer der Frühe, welcher auf ihm glänzte. Die Sonne stieg auf und erhellte die drei Inseln, die man von Bastia aus vor sich liegen sieht, Capraja, Elba und das kleine Monte Cristo. Die vierte in dieser Reihe ist Pianosa, das alte Planasia, auf welcher Tiberius den Enkel des Augustus, Agrippa Posthumus, erwürgen ließ; sie ist flach wie ihr Name es sagt und deshalb von hier aus nicht zu erkennen. Der beständige Anblick jener drei blauen Inselberge am Saume des Meers macht die Spaziergänge von Bastia doppelt schön.

Ich setzte mich auf das Gemäuer des Forts und blickte auf das Meer und den kleinen Hafen der Stadt, in welchem kaum sechs Schiffe ankerten. Die braunen Uferberge, die grünen Höhen mit ihren Olivenhainen, kleine Capellen am Strande, einzelne graue Türme aus der Genuesenzeit, das Meer in aller Pracht südlicher Farbe, das Gefühl in ihm verloren auf einer fremden Insel zu stehn, das machte damals einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Gemüt.

Als ich das Fort verließ, um nun am hellen Tag in eine Locanda mich überzusiedeln, hatte ich wieder eine Scene vor

mir, welche wild und bizarr genug war. Eine Menschenmenge umstand zwei Carabiniers zu Pferd; sie hatten vor sich an einer Leine einen Mann gebunden, welcher die wunderlichsten Sprünge machte und alle Bewegungen eines Pferdes nachahmte. Ich erkannte, daß der Mann ein Verrückter sei und sich mit der Vorstellung schmeichelte, ein edles Roß zu sein. Niemand von den Umstehenden lachte, obwol die Capriolen des Unglücklichen wunderlich genug waren. Alle standen ernst und schweigend; und da ich diese Menschen in solchem Schweigen vor dem Elend sah, wurde mir zum ersten Mal auf ihrer Insel wol und ich sagte mir, daß die Corsen nicht Barbaren seien. Die Reiter ritten mit dem Verrückten endlich ab, welcher die ganze Straße entlang wie ein Pferd an der Leine trottirte und seelenvergnügt zu sein schien. Diese Art, ihn an seinen Bestimmungsort zu schaffen, indem man sich seiner fixen Idee dabei bediente, erschien mir schlau und zugleich naiv.

Zweites Kapitel.

Die Stadt Bastia.

Diese Lage Bastia's ist wenn auch nicht ausgezeichnet, doch immer überraschend. Die Stadt liegt im Amphitheater um den kleinen Hafen; das Meer bildet hier keinen Golf, sondern nur einen Landungsplatz, eine Cala. Die rechte Seite des Hafens sperrt ein gigantischer schwarzer Fels, vom Volk Leone genannt, weil er einem Löwen ähnlich sieht. Ueber ihm steht das finstre genuesische Fort, der Donjon. Links läuft der Kai in einen Molo aus, der auf seiner Spitze einen Leuchtturm trägt. Ueber dem Hafen steigt die Stadt in Terrassen auf, hohe Häuser, eng zusammen, turmartig, mit vielen Balkonen: über der Stadt grüne Berge mit verlassenen Klöstern und Olivenhainen; auch Fruchtgärten von Orangen, Citronen und Mandeln gibt es da in Fülle.

Bastia hat seinen Namen von der Bastei, welche die Genuesen dort bauten. Die Stadt ist nicht alt, weder Plinius noch Strabo oder Ptolemäus nennen einen Ort auf ihrer Stelle. Ehemals stand dort die kleine Marina des Ortes Cardo, welcher in der Nähe liegt. Darauf ließ im Jahr 1383 der genuesische Gouverneur Lionello Lomellino das Castell erbauen, um welches bald ein Stadtteil, die Terra nuova, entstand; der ursprüngliche, untere hieß nun die Terra Vecchia. Beide Quartiere bilden noch heute zwei getrennte Cantons. Die Genuesen verlegten den Sitz ihrer corsischen Regierung von Biguglia nach Bastia, und hier residirten die Fregosi, die Spinola, die Doria — elf Doria regierten Corsica in mehr als 400 Jahren — die Fieschi, Cibò, Giustiniani, Negri, Vivaldi, Fornari und so viele andere Edle berühmter Familien Genua's. Als Corsica unter französischer Herrschaft im Jahre 1797 in zwei Departements geschieden wurde, welche nach den Flüssen Golo und Liamone genannt wurden, blieb Bastia der Hauptort des Golodepartements. Im Jahr 1811 vereinigte man beide wieder, und nun wurde das kleinere Ajaccio die Landeshauptstadt. Noch heute kann Bastia es nicht verschmerzen, daß es einst das Haupt der Insel war, und jetzt zu einer Souspräfectur herabgesunken ist, aber ohne Zweifel ist es durch Industrie, Handel und Intelligenz noch immer das Haupt Corsica's. Die gegenseitige Eifersucht der Bastianer und der Bürger Ajaccio's würde als lächerliche Kleinstädterei erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß die Scheidung Corsica's in das Land diesseits und jenseits der Berge uralt historisch ist; und so ist auch der Charakter der Bewohner beider Landeshälften verschieden. Jenseits der Berge, welche Corsica von Nord nach Süd teilen, herrscht bei weitem mehr Wildheit; alles geht dort bewaffnet; diesseits ist mehr Cultur, mehr Ackerbau, mehr mildere Sitte.

Die Terra Vecchia ist jetzt eigentlich zur Terra nuova geworden, denn sie enthält die besten Straßen. Die ansehnlichste

ist die erst wenige Jahre alte Via Traversa, eine nach dem Meer hingebogene Straße von sechs- und siebenstöckigen Häusern, welche noch fortgebaut wird. Ihre Lage erinnerte mich an die schönste Straße, die ich noch irgend sah, die Strada Balbi und Nuova in Genua. Aber die Häuser, obwol palastartig, haben nichts von Kunst noch von edlem Material an sich. Corsica hat die edelsten Steinarten in kaum glaublicher Fülle, Marmor, Porphyr, Serpentin, Alabaster, Granite köstlichster Art, doch werden sie kaum verwendet. Die Natur liegt hier überall verwahrlost, sie ist eine schöne verzauberte Prinzessin.

Man baut jetzt in der Via Traversa einen Justizpalast, für dessen Arcaden ich in den Marmorbrüchen von Corte die Säulen heraushauen sah. Sonst sah ich mich vergebens nach Marmorschmuck um; doch, und wer wird es glauben, die ganze Stadt Bastia ist mit Marmor gepflastert, einem rötlichen Stein, welcher in Brando gebrochen wird. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß Bastia das vortrefflichste Pflaster in der ganzen Welt habe. Sagen habe ich es hören.

Trotz ihrer Länge und Breite ist die Via Traversa die todteste von allen Straßen Bastia's. Aller Verkehr concentrirt sich auf dem Platz Favalelli, auf dem Kai und in der Terra Nuova um das Fort. Abends lustwandelt die schöne Welt auf dem großen Platz San Nicolao am Meer, wo die Unterpräfectur und der oberste Gerichtshof stehen.

Keine schöne Architectur fesselt hier den Fremden, seine Unterhaltung sind allein die reizenden Spaziergänge am Meer und in die vom Oelbaum umschatteten Berge. Die Kirchen sind zum Teil groß und reich, aber plump im Aeußern und ohne besondere Kunst. Der Dom, mit manchem Grab genuesischer Herren, liegt in der Terra Nuova, in der Terra Vecchia steht die ansehnliche Kirche Sanct Johannis des Täufers. Ich nenne sie nur um des Grabes von Marbeuf willen. Marbeuf hatte Corsica sechszehn Jahre lang regiert; er war der Freund Carls

Bonaparte, des einst so warmen Anhängers Paoli's gewesen, und er hatte die Laufbahn Napoleons eröffnet, indem er ihm eine Stelle in der Militärschule von Brienne verschaffte. Sein Grab in jener Kirche hat keine Inschrift, weil die ursprüngliche zur Zeit der paolistischen Revolution gegen Frankreich vernichtet ward. Die corsischen Patrioten hatten damals auf den Grabstein Marbeufs geschrieben: „Das Monument welches die schimpfliche Lüge und die feile Schmeichelei dem Tyrannen des seufzenden Corsica gewidmet, hat nun die wahre Freiheit und die freie Wahrheit des ganzen jubelnden Corsica zerstört.“ Nachdem Napoleon Kaiser geworden, wollte Madame Letitia der Wittwe Marbeufs den ersten Rang einer Hofdame verleihen, aber Napoleon vermied diese Tactlosigkeit, indem er erkannte daß es unschicklich sei Madame Marbeuf eine Dienstcharge in derjenigen Familie anzutragen, welche einst der Gönnerschaft ihres Gemals so viel zu verdanken hatte. Er bewilligte dem Sohne Marbeufs eine Pension von 10000 Franken, aber der junge General fiel an der Spitze seines Regiments in Rußland. — Das kleine Theater Bastia's ist ein Denkmal Marbeufs, er hat es auf seine Kosten erbauen lassen.

Noch eines andern namhaften Franzosen Grab liegt in Sanct Johann, das des Grafen Boissieux, welcher im Jahre 1738 starb. Er war Neffe des berühmten Villars, in der Kriegführung hatte er kein Glück gehabt.

Das größte Interesse hatte für mich in Bastia das Leben im Hafen und das Treiben auf den Märkten.

Da ist der Fischmarkt. Ich unterließ es nicht jeden Morgen den Meerthieren meinen Besuch zu machen, und wenn die Fischer etwas absonderliches gefangen hatten, so zeigten sie's mir freundlich und sagten: dies heißt murena, und dies ist die razza und das der pesce spada und der pesce prete, und die triglia, die so schön rot ist, und der capone und der grongo. Da im Winkel, wie nicht zünftig, sitzen die Teichfischer; die Ostküste

Corsica's hat große Teiche, welche durch schmale Nehrungen vom Meer getrennt sind und mit ihm in Verbindung stehen. Die Fischer fangen dort in Binsenreusen große und schmackhafte Fische. Der schönste aller Fische ist die Murene; sie gleicht einer Schlange, aus dem edelsten Porphyr gebildet. Sie verfolgt den Seekrebs (legusta), in den sie sich hineinsaugt; die Legusta frißt wieder die Scorpena, und die Scorpena wiederum die Murena. Da haben wir das scharfsinnige Witzspiel von Wolf, Lamm und Kohlkopf, und wie diese über einen Fluß zu bringen seien. Ich bin zu wenig Diplomat um diesen verkreuzten Krieg der drei Fische zu schlichten; die Fischer fangen oft alle drei in einem und demselben Netze. Man fängt in den Golfen viel Thunfische und Sardinen, besonders bei Ajaccio und Bonifazio. Die Römer mochten keine Sclaven aus Corsica, weil sie zu trotzig waren, aber die Fische Corsica's prangten auf den Tischen der Großen, und selbst Juvenal weiß sie zu rühmen.

Der Markt am Platz Favalelli gewährt des Morgens einen lebhaften Anblick. Dort sitzen nämlich die Gemüse- und Frucht-händlerinnen mit ihren Körben, aus denen die schönen Früchte des Südens lachen. Man braucht nur auf diesen Markt zu gehen um zu lernen, was die Natur Corsica's hervorbringt; da sind Birnen und Aepfel, Pfirsiche und Aprikosen, Pflaumen jeder Art, hier grüne Mandeln, Orangen und Limonen, Granatäpfel, daneben Kartoffeln, wieder Blumensträußchen, dort grüne oder blaue Feigen, und die unvermeidlichen Pomi d'oro (pommes d'amour); da die köstlichsten Melonen, das Stück für einen Soldo; mit dem August finden sich auch die Muscatellertrauben vom Cap Corso ein. Aus den Dörfern in der Nähe kommen in voller Morgenfrühe Frauen und Mädchen herab, Früchte nach der Stadt zu tragen. Manche schöne Gestalt sieht man unter ihnen. Eines Abends wanderte ich am Meer entlang nach Pietra Nera zu, und traf ein junges Mädchen, welches den leeren Frucht-korb auf dem Kopf nach ihrem Dorfe zurückging. Buona sera

— Evviva siore. Nun gab's eine lebhafte Unterhaltung. Die junge Corsin erzählte mir mit der größesten Unbefangenheit die Geschichte ihres Herzens; ihre Mutter zwingt sie einem jungen Menschen die Hand zu geben, welchen sie nicht mag. Warum mögt ihr ihn nicht? — Weil mir sein Wesen nicht gefällt, ah madonna! — Ist er eifersüchtig? — Come un diavolo, ah madonna! Ich wollte schon nach Ajaccio entfliehen." — Indem wir so fortredeten, kam ein Corse uns entgegen, welcher mit dem Kruge in der Hand zur Wasserquelle ging. „Wenn Ihr Wasser trinken wollt, sagte er, so wartet ein wenig, bis ich herabkomme, und du, Paolina, komme nachher zu mir, ich habe dir wegen deiner Heirat etwas zu sagen."

Sehet, sagte mir das Mädchen, das ist einer aus meiner Sippschaft, sie sind mir alle gut, und wenn ich des Weges gehe, so bieten sie mir einen guten Abend, und keiner will es zugeben, daß ich den Antonio heirate. — Wir waren ihrem Hause nahe gekommen. Paolina wandte sich plötzlich sehr ernst zu mir und sagte: Siore, jetzt müßt ihr umkehren; denn komme ich mit euch zusammen in mein Dorf, so werden die Leute eine böse Rede machen (faranno mal grido). Kommt aber morgen, wenn ihr wollt, und seid Gast bei meiner Mutter, und dann wollen wir euch zu unsern Verwandten schicken, denn wir haben Freundschaft genug im ganzen Cap Corso. — Ich kehrte um, und im Anblick des schönen Meeres und der stillen Berge, auf denen Ziegenhirten ihre Feuer anzuzünden begannen, wurde mir recht homerisch zu Sinne, so daß ich der gastlichen Phäaken und der Nausikaa gedenken mußte.

Die Frauen in Corsica tragen das Mandile, ein Tuch von beliebiger Farbe, welches die Stirn bedeckt und glatt aufliegend um den Zopf gewunden wird, so daß die Haare nicht zu sehen sind. In ganz Corsica ist es gebräuchlich; es ist uralt, denn schon Frauengestalten auf etrurischen Vasen sind mit dem Mandile abgebildet. Junge Mädchen kleidet es vorzüglich, ältliche

Frauen weniger; es gibt diesen das Aussehen von Judenweibern. Die Kopfbedeckung des Mannes ist das braune oder rote Beretto, die uralte phrygische Mütze, die schon Paris, der Sohn des Priamus getragen hat. Auf Marmorfiguren, welche den trojanischen Prinzen darstellen, trägt er es, ebenso trägt es der persische Mithras, wie ich es in den vielen symbolischen Darstellungen des Mithrasopfers gesehen habe. Bei den Römern war die phrygische Mütze das Symbol der Barbaren; es tragen sie auch die bekannten dacischen Kriegsgefangenen vom Triumfbogen des Trajan, welche jetzt auf dem Bogen des Constantin stehen, und andere Barbarenkönige und Sclaven der Sarmaten und asiatischen Völker, die in Triumfzügen abgebildet sind. Dieselbe phrygische Mütze trugen die Dogen der Venetianer als Zeichen ihrer Würde.

Die Weiber tragen in Corsica alle Lasten auf dem Kopf, und es ist kaum glaublich wie viel sie zu tragen vermögen; so beschwert halten sie oft noch die Spindel in der Hand und spinnen im Gehen. Sehr malerisch sieht es aus, wenn sie die ehernen zweihenkeligen Wassergefässe auf dem Kopfe tragen. Ich sah sie nur in Bastia; jenseits der Berge schöpft man das Wasser in steinernen Krügen von rohen, aber doch noch an das Etrurische streifenden Formen.

„Sehen Sie jene Frau mit dem Wasserkessel auf dem Kopf?" — Ja; was ist an ihr merkwürdig? — „Sie wäre heute vielleicht Prinzessin von Schweden und Gemalin eines Königs." — Madre de Dio! — „Sehen Sie dort jenen Ort auf dem Berge, das ist Cardo. Eines Tags verliebte sich der gemeine Soldat Bernadotte in eine Bauerstochter von Cardo. Die Eltern wiesen den armen Schlucker zurück. Der povero diavolo wurde aber eines Tages König, und hätte er jenes Mädchen geheiratet, so wäre sie eine Königin geworden. Da geht nun ihre Tochter die das Wasser auf dem Kopfe trägt und sich grämt, daß sie nicht Prinzessin von Schweden ist." — Es war auf der Straße von

Bastia nach San Fiorenzo, wo Bernadotte als Soldat am Wege arbeitete. Am Ponte d'Ucciani wurde er Corporal, und höchst selig über seine Charge; er wachte nun als Straßenvogt über die Arbeiter, dann copirte er für Imbrico, den Greffier am Gerichtshof, die Registerrollen. Es gibt deren noch eine große Masse von seiner Hand im Archive zu Paris.

An der Golobrücke, einige Meilen von Bastia, war es wo Massena zum Corporal ernannt wurde. Ja, Corsica ist eine wunderbare Insel. Es ging mancher hier in den einsamen Bergen ohne zu träumen, daß er einst eine Krone tragen sollte. Den Anfang machte der Papst Formosus im neunten Jahrhundert, welcher aus dem corsischen Dorf Vivario gebürtig war, dann folgte ihm im sechszehnten ein Corse aus Bastia Lazaro, Renegat und dann Dey von Algier; eine Corsin war zur Zeit Napoleons erste Kaiserin von Marocco, und Napoleon selber war erster Kaiser Europa's.

Drittes Kapitel.

Gegend um Bastia.

Wie schön sind hier die Spaziergänge in der Morgenfrühe oder im Abendlicht. Mit wenig Schritten ist man am großen Element oder in den Bergen, und dort wie hier der Welt abhanden gekommen und in der wolthuendsten Einsamkeit der Natur. Am Meere stehn dichte Olivenhaine. Oft lagerte ich mich dort bei einer Familiengruft mit maurischer Kuppel an einem wonnesam verschwiegnen Platz, und blickte über die See hinaus nach den drei Inseln an ihrem Saum. Die Luft ist so sonnig, und so heilsam, und wo das Auge hinblickt, überall Feiertagsruhe und Einsiedelei, braune Felsen am Strand, mit stachlichtem Cactus bedeckt, vereinsamte Wachttürme, nicht Mensch noch Vogel

auf dem Wasser, rechts und links himmelhohe Berge, warm und sonnig.

Ich stieg über Bastia in die nächsten Berge hinauf. Dort ist die Aussicht auf Stadt, Meer und Inseln erfreuend. Wein- und Olivengärten, Orangenbäume, kleine Landhäuser von den bizarrsten Formen, hie und da eine Fächerpalme, Grabkapellen unter Cypressen, von Epheu ganz erstickte Ruinen, das liegt dort zerstreut. Die Stege sind beschwerlich; man wandert über Steingeröll und an Mauern, zwischen Brombeerhecken und Epheugewinden und wildem Distelgewucher. Der Blick nach der Südküste Bastia's überraschte mich. Dort treten die Berge, wie fast alle Corsica's von den schönsten Pyramidenformen, weiter zurück und senken sanft eine lachende Ebne nieder. Da liegt der große Teich von Biguglia, von Schilf umkränzt, todt und still, kaum von einem schmalen Fischerkahn durchfurcht. Die Abendsonne ging eben unter, als ich diesen Blick genoß. Der Teich erschimmerte rosenrot, die Berge desgleichen, das Meer war voll vom Abendglanz, ein einzelnes Schiff glitt darüber hinweg. Die Stille einer großen Natur beruhigt die Seele. Zur linken Hand sah ich das Kloster Sant' Antonio unter Olivenbäumen und Cypressen; zwei Geistliche saßen vor der Halle, und eben traten aus der Kirche schwarzverschleierte Nonnen heraus. Ich sah einst ein Bild, welches eine sicilianische Vesperstunde darstellte, und erinnerte mich augenblicklich dessen, da ich es hier wieder fand.

Nun zur Landstraße hinunter steigend, kam ich auf den einen Weg, welcher nach Cervione führt; Hirten trieben ihre Ziegenheerden heim und Reiter auf roten Pferden jagten an mir vorüber, alle die phrygische Mütze auf dem Kopf, das schwarzbraune Wamms von Schafwolle übergeworfen, die Doppelflinte umgehängt, wilde Kerle mit bronzenen Gesichtern. Ich sah ihrer oft zwei hinter einander auf demselben Pferd, oft Mann und Weib hintereinander, und in der Sonnenglut niemals ohne den großen Sonnenschirm über sich aufgespannt zu halten. Der

Sonnenschirm ist hier unentbehrlich; ich sah häufig Männer wie Weiber am Ufer im Meere sitzen, die Weiber bekleidet, die Männer nackt, und so saßen sie geruhig im Wasser und hielten über sich den Sonnenschirm, und ihnen war kannibalisch wol. Die Weiber reiten hier wie die Männer und sind flink auf dem Thier. Der Mann hat immer die Zucca, die runde Kürbißflasche übergehängt, oft auch einen kleinen Ziegenschlauch, den Zaino, um den Leib aber die Carchera, einen ledernen Gurt, worin die Kartuschen stecken.

Vor mir her schritten viele Männer, welche von der Feldarbeit nach der Stadt zurückkehrten. Ich schloß mich an sie an und erfuhr von ihnen, daß sie nicht Corsen sondern Italiener vom Festlande seien. Jährlich kommen nämlich von der Terra Firma, besonders aus Ligurien, aus Lucca und von Piombino, mehr als 5000 Arbeiter auf die Insel, um für die faulen Corsen die Feldarbeit zu verrichten. Noch bis auf den heutigen Tag haben sich die Corsen den wolbegründeten Ruf der Arbeitscheu bewahrt, und darin sind sie andern tapfern Bergvölkern, wie den Samniten, durchaus unähnlich. Jene fremden Arbeiter heißen hier allgemein Lucchesi. Ich habe mich selbst davon überzeugen können, in welcher gründlichen Verachtung diese fleißigen Menschen bei den Corsen stehn, weil sie ihre Heimat verlassen haben und im Schweiße ihres Angesichts, der Fieberluft ausgesetzt arbeiten, um ein Lohnersparniß mit nach Hause zu bringen. Oftmals hörte ich das Wort Lucchese als Schimpfwort gebrauchen, und besonders ist alle Feldarbeit in den Bergen des Innern verhaßt und als eines freien Mannes unwürdig angesehn. Nach der uralten Sitte der Väter ist dort der Corse ein Hirt, begnügt sich mit seinen Ziegen, mit dem Mehl seiner Castanien, dem frischen Trunk seiner Quelle und der Jagdbeute.

Ich erfuhr zu gleicher Zeit, daß Corsica gegenwärtig der Aufenthalt vieler italienischer Demokraten sei, welche nach der mißglückten Revolution sich auf diese Insel flüchteten. Es gab

ihrer im Sommer ungefähr 150, über die Insel zerstreut, Männer aus allen Ständen; die meisten lebten in Bastia. Ich hatte Gelegenheit die Angesehensten dieser Flüchtlinge kennen zu lernen und sie auf ihren Spaziergängen zu begleiten. Es war eine Gesellschaft, bunt wie das politische Italien, Lombarden, Venetianer, Neapolitaner, Römer, Florentiner. Ich machte die Erfahrung, daß in einem culturlosen Lande Italiener und Deutsche sich sofort gegenseitig anziehen, und auf neutralem Boden ein heimisches Gefühl für einander haben; auch hat die Allgemeinheit der Völkerschicksale vom Jahre 1848 viele Schranken niedergerissen und gewisse Theorien erzeugt, worin der Einzelne, mag er einer Nation angehören welcher er wolle, auf gleiche Weise zu Hause ist. Ich fand unter den Exilirten auf Corsica Männer und Jünglinge von allen Schichten, wie sie eine gleiche Gesellschaft auch bei uns zusammenbringt, exaltirte und sanguinische Köpfe, andere wieder positiv erfahrne Männer von lebenskräftigen Grundsätzen und hellem Verstande.

Die Welt ist jetzt voll von Flüchtlingen der Nationen Europa's; besonders sind sie über die Inseln zerstreut, welche durch ihre Natur seit alten Zeiten zu Asilen bestimmt sind. Es leben viele Verbannte auf den jonischen Inseln, auf den Inseln Griechenlands, viele auf Sardinien und Corsica, viele auf den normännischen Inseln, die meisten in Britannien. Es ist ein europäisches Loos, welches diese Verbannten tragen, nur das Local ist verschieden; das politische Schicksal aber der Verbannung ist so alt als die Geschichte der Staaten. Ich erinnerte mich lebhaft daran, wie ehedem Inseln des Mittelmeers, Samos, Delos, Aegina, Corcyra, Lesbos, Rhodus die Asile der politischen Flüchtlinge Griechenlands gewesen waren, so oft sie Revolutionen aus Athen oder Theben, aus Korinth oder Sparta vertrieben hatten; ich gedachte der vielen Verbannten, welche Rom zur Kaiserzeit auf die Inseln verwies, wie den Agrippa Posthumus nach Planasia bei Corsica, den Philosophen Seneca

nach Corsica selbst. Und besonders war Corsica zu allen Zeiten sowol ein Verbannungsort als ein Zufluchtsort, also im eigentlichen Wortsinn eine Banditeninsel, und das ist sie noch bis auf den heutigen Tag. In den Bergen irren heimatlos die Bluträcher, in den Städten wohnen heimatlos die politischen Flüchtlinge. Auf diesen wie auf jenen lastet die Acht, und Kerker wenn nicht Tod würde sie treffen, wenn sie das Gesetz erreichte.

Corsica erfüllt an diesen Verbannten Italiens mehr noch als die Religion der Gastlichkeit, auch die der Dankbarkeit. Denn in früheren Jahrhunderten haben verbannte Corsen in allen Ländern Italiens die gastlichste Aufnahme gefunden, und die politischen Flüchtlinge Corsica's sah man in Rom, in Florenz, in Venedig und in Neapel. Die französische Regierung hat ihre Gäste auf der Insel bisher in liberaler Weise geduldet. Die Abgeschiedenheit zwingt die Verbannten zu einem beschaulichen und würdigen Stillleben. Sie mögen deshalb glücklicher daran sein als ihre Leidensbrüder auf Jersey oder in London.

Viertes Kapitel.

Der Florentiner Francesco Marmocchi.

„Zwei, die Verbannung nur, und der Verbannte sind hier."
Seneca auf Corsica.

Προςκυνουντες την εἱμαρμενην σοφοι.
Aeschylus im Prometheus.

Man hatte mir in der Buchhandlung Fabiani, wohin ich gegangen war, eine Geographie der Insel zu suchen, gesagt, daß eine solche eben in der Presse und ihr Verfasser ein verbannter Florentiner, Francesco Marmocchi sei. Ich suchte diesen Herrn auf und machte in ihm eine meiner trefflichsten Bekanntschaften Italiens. Ich fand einen Mann von einnehmendem

Aeußern, in den letzten dreißiger Jahren; er war unter Büchern vergraben. Es möchte wenig Emigrantenstübchen von diesem friedlichen Charakter geben. In den Bücherschränken die besten klassischen Werke, auch Humboldts Kosmos, auf welchen mein Blick mit nicht geringer Freude fiel, Kupferstiche an den Wänden, welche Ansichten von Florenz darstellten; — all dieses ließ mich hier nicht allein die Zurückgezogenheit eines Gelehrten, sondern die eines feingebildeten Florentiners erkennen. Es gibt vielleicht keinen größern Gegensatz als den zwischen Florenz und Corsica, und mir selbst war im Anfange wunderlich zu Sinn, da ich nach einem sechswöchentlichen Leben in Florenz von den Madonnen Raphaels unmittelbar unter die Banditen Corsica's mich verschlagen fand; indeß Corsica ist immer eine Insel von bezaubernder Schönheit, und bleibt gleich die Verbannung selbst im Paradiese ein Exil, so kann sich doch besonders ein Naturforscher hier in ungestörter Stille ebenso mit der großen Natur getrösten, wie Seneca es that. Alles was Seneca aus seiner corsischen Verbannung in dem Brief an seine Mutter Helvia von dem Trost der Naturbetrachtung und der Wissenschaft geschrieben hat, kann im vollen Maß Francesco Marmocchi auf sich anwenden, und dieser ehemalige Florentiner Professor erschien mir in seiner würdig edlen Zurückgezogenheit und in der Muße seiner Studien als der glücklichste aller Verbannten.

Marmocchi war in der Revolutionszeit neben Guerazzi Minister von Toscana, dann Ministersecretär gewesen; er war glücklicher als sein politischer Freund, er entwich von Florenz nach Rom, von Rom endlich nach Corsica, wo er bereits drei Jahre verlebt hatte. Seine rastlose Thätigkeit und die stoische Heiterkeit, mit welcher er die Verbannung erträgt, geben Beweis von seiner männlichen Kraft. Er gehört zu den geistvollsten Geographen Italiens. Er hat außer seinem großen Werke, einer allgemeinen Geographie in sechs Quartbänden, welche jetzt neu aufgelegt wird, eine besondere Geographie Italiens in zwei Bänden,

eine historische Geographie des Altertums, des Mittelalters und der neueren Zeit, eine Naturgeschichte Italiens und andere Werke geschrieben. Ich fand ihn über der Correctur seiner kleinen Geographie Corsica's, eines trefflichen Handbuches, welches er leider hat französisch schreiben müssen. Dieses Buch ist bei Fabiani in Bastia erschienen; ich verdanke ihm gute Notizen über Corsica.

Eines Morgens gingen wir vor Sonnenaufgang in die Berge von Cardo, und hier unmittelbar in der blühenden Natur ist es gut den Geographen selbst als Wegweiser und Naturausdeuter anzuhören und uns über die Insel belehren zu lassen; ich folge hier fast wörtlich seiner Geographie.

Corsica verdankt einer successiven Zusammenballung der herausgehobenen Massen seine ganze Existenz; in einem langen Zeitraum hat es drei große vulcanische Processe gehabt, woher sich die bizarren und abgerissenen Conturen seines Landes herschreiben. Es lassen sich nun die dreierlei Erhebungen wol unterscheiden. Die ersten Landmassen sind diejenigen, welche die südwestliche Seite einnehmen. Die erste Erhebung fand in der Richtung von Nordwest nach Südost statt; ihre Kennzeichen sind die großen Bergrippen, welche parallel in der Richtung von Nordost und Südwest nach dem Meere hinabsteigen und die ansehnlichsten Vorgebirge der Insel auf der Westküste bilden. Es war damals also die Axe Corsica's eine andere, und die Inseln im Canal von Bonifazio wie ein Teil vom Nordosten Sardiniens standen im Zusammenhang mit Corsica. Das Material dieser ersten Erhebung besteht größten Teils aus Urgranit; zur Zeit jener Urrevolution zeigte also die Insel keinen Lebensfunken.

Die zweite Erhebung fand von Südwest nach Nordost statt, und auch von ihr besteht ein gutes Teil in Granitoiden. Je mehr man nach Nordost vorschreitet, desto mehr geht das Urgranitgestein in ophiolitisches Erdreich über. Uebrigens ist die zweite Erhebung kaum kenntlich. Sie zerstörte offenbar großen

Teils den nördlichen Kamm der ersten; aber die corsische Geologie hat davon kaum einige Spuren aufbewahrt.

Die beinahe gänzliche Zertrümmerung des südlichen Teils der ersten Erhebung war die Wirkung der dritten und letzten, wodurch die Insel ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat. Sie fand Statt in der Richtung von Norden nach Süden. So lange die Masse dieser letzten nicht mit den durch die voraufgegangenen Erhebungen gebildeten in Contact kommt, hat sie eine reguläre Richtung behalten, wie das die Gebirgskette des Cap Corso zeigt. Mit einem fürchterlichen Stoß hatte sie die südlicher aufgetürmten Felsenkämme zu durchbrechen; sie warf über den Haufen, änderte ihre Richtung, zerbrach selber an vielen Stellen, wie es die Ausmündungen von Tälern beweisen, welche aus dem Innern nach der Ebne der Ostküste führen und das Bette der Ströme geworden sind, die auf dieser Seite ins Meer rollen: des Bevinco, des Golo, Tavignano, Fiumorbo und anderer.

Die Felsenlagen dieser dritten Erhebung sind ursprünglich ophiolitisch und calcär, an verschiedenen Stellen von secundärem Erdreich wieder bedeckt.

Die primitiven Landmassen, welche also den Süden und Westen der Insel einnehmen, bestehen beinahe ganz aus Granit. An ihren Gränzen schließen sie einige Lagen von Gneiß und von Schiefer ein. Beinahe überall ist der Granit bedeckt, und dies ist ein evidenter Beweis, daß die Periode seiner Entlassung derjenigen voraufging, wo sich die Massen im Schooß des Oceans bildeten und sich in horizontalen Lagen auf die cristallinischen Granitmassen legten. Porphyrische und euritische Lager durchstoßen die Granite; eine entschiedene Porphyrbildung krönt die Berge Cinto, Vagliorba und Perturato, die höchsten Berge von Niolo und bedeckt die Granite. Diese Porphyre sind wiederum von zwei bis drei Fuß mächtigem Grünstein durchschnitten.

Die intermediären Massen nehmen das ganze Cap Corso und den Osten der Insel ein. Sie bestehen in blaugrauen Kalken,

in massenhaftem Talk, in Tropfstein, Serpentin, Euphotiden, in Quarz, Feldspath und Porphyren.

Das tertiäre Gelände zeigt sich nur in isolirten Streifen, wie bei S. Fiorenzo, Volpajola, Aleria und Bonifazio. Sie zeigen viele Fossile von Seethieren untergeordneter Gattung, von Meerigeln, Meerkämmen, Polypen, und vielen anderen Versteinerungen in den Kalklagen.

Was nun die Ebnen der Ostküste wie die Ebne von Biguglia, Mariana und Aleria betrifft, so sind sie diluviale Anschwemmungen jener Zeit, als die Fluten eine große Menge von Thiergeschlechtern vertilgten. In der Nähe von Bastia hat man unter den diluvialen Fossilen den Kopf eines Lagomys gefunden, eines kleinen Hasen ohne Schwanz, welcher heute in Sibirien lebt.

Corsica besitzt keinen Vulcan, doch Spuren alter Vulcane bei Porto Vecchio, Aleria, Balistro, Santa Manza und andern Stellen.

Es scheint fast unglaublich, daß eine Insel, so nahe bei Sardinien gelegen, so nahe bei Toscana und vor allem so nahe bei der Eiseninsel Elba, so arm an Metallen sein könne, als sie es wirklich ist. Es finden sich freilich zahlreiche Anzeichen metallischer Minen überall, hier von Eisen oder Kupfer, dort von Blei, von Antimonium, Magnesia, Reißblei, Zeichen von Quecksilber, Cobalt, Gold und Silber. Aber sie sind illusorisch wie der Ingenieur Gueymard in seinem Werk über die Geologie und Mineralogie Corsica's es gezeigt hat.

Die einzigen Metallminen von Belang, welche ausgebeutet werden können, sind gegenwärtig die Eisenminen von Olmeta und Farinole auf dem Cap Corso, eine Eisenmine bei Venzolasca, die Kupfermine von Linguizzetta; die Antimoniummine von Ersa auf dem Cap Corso, die Magnesiamine bei Alesani.

Dagegen ist Corsica eine unerschöpfliche Schatzkammer der seltensten und köstlichsten Steine, ein Elysium der Geologie. Doch liegen sie unbenutzt, den Schatz hebt Niemand. Es verlohnt

sich hier der Mühe, diese prachtvollen Steine zu ordnen, wie sie die Geologie bisher geordnet hat.

1) Granite. Roter Granit, ähnlich dem orientalischen, zwischen Orto und dem See von Creno.

Corallenroter bei Olmiccia.

Rosenrotet bei Cargese.

Roter mit leichtem Violet bei Aitone.

Rosiger von Carbuccia.

Rosiger von Porto.

Rosenroter bei Algajola.

Granit mit Granaten (in der Größe einer Nuß) bei Vizzavona.

2) Porphyre. Variirter Porphyr in Niolo.

Schwarzer, rosig gefleckt bei Porto Vecchio.

Blaßgelber mit rosigem Feldspath bei Porto Vecchio.

Graugrüner mit Amethist an der Restonica.

3) Serpentine.

Grüne, sehr harte, wieder transparente Serpentine bei Corte, bei Matra, bei Bastia.

4) Euriten, Amphiboliten und Euphotiden.

Globuleuser Eurit bei Curso und Girolata, im Niolo ꝛc.

Globuleuser Amphibolit, gemeinhin orbiculärer Granit (die Kügelchen bestehn aus Feldspath und Amphibolen in concentrischen Lagen), in isolirten Blöcken bei Sollucaro, am Taravo, im Tale Campolaggio ꝛc.

Amphibolit mit Cristallen von schwarzer Hornblende in einem weißen Feldspath, bei Olmeto, bei Levie und Mela.

Euphotiden, auch Verde von Corsica und Verde d'Orezza genannt, im Bette des Fiumalto, im Tale von Bevinco.

5) Jaspis und Achate.

Jaspis (in Graniten und Porphyren) im Niolo und im Tale von Stagno.

Achate (ebenfalls in den Graniten und Porphyren) ebendaselbst.

6) Marmor und Alabaster.

Weißer statuarischer Marmor von blendender Schöne, bei Ortiporio, bei Casacconi, bei Borgo de Cavignano ꝛc.

Blaugrauer Marmor bei Corte.

Gelber Alabaster im Tale von S. Lucia bei Bastia.

Weißer Alabaster, halb durchsichtig, geblättert und gefasert, in einer Grotte hinter Tuara, im Golf von Girolata.

Fünftes Kapitel.

Eine zweite Lection.

Es war eine lehrreiche Lection, welche mir Francesco Marmocchi, weiland Professor der Naturgeschichte, weiland Minister von Toscana und jetzt Fuoruscito und armer Einsiedel, in der allerrosigsten Morgenstunde hoch oben auf dem grünen Berge Cardo gab, da wir zu Füßen unter uns das schöne Mittelmeer hatten, dessen Farbe gerade so war, wie Dante es gesagt hat: color dell'oriental zaffiro.

„Sehen Sie, sagte Marmocchi, dort drüben zeigt sich der blaue Saum, das ist das schöne Toscana."

O wol, ich sehe Toscana ganz deutlich, ich sehe ganz deutlich das schöne Florenz und mitten in die Uffizien hinein, wo die Bildsäulen der großen Toscaner stehn, Giotto, Orgagna, Nicola Pisano, Dante, Petrarca, Boccaccio, Machiavelli, Galilei und der göttliche Michelangelo. Es gehen eben dreitausend Croaten unter den Bildsäulen spazieren; die Luft ist so klar, man kann alles sehn und alles hören. Hören Sie, Francesco, was der steinerne Michelangelo eben für einen trefflichen Vers zum Dante spricht:

„Mir ist so lieb mein Schlaf und daß ich bin von Steine;
So lang die Schmach noch dauert, dieses Wehgeschick;

Nichts sehn, nichts hören, das ist nun mein Glück;
Drum weck' mich nicht, sprich leise, ach! und weine!"

Aber sehen Sie, wie dieser dürre braune Fels sich ganz und gar mit Blumen geschmückt hat! Auf seinem Haupte trägt er einen herrlichen Busch von weiß überblüheten Mirten, und seine Brust ist dreifach von Gnadenketten umwunden, von Epheu, von Brombeerranken und von der weißen Waldrebe, der Clematis. — Es gibt nicht schönere Guirlanden als diese Clematiskränze mit den weißen Blütenbüscheln und feinen Blättern; schon die Alten liebten sie und haben sie gern in horazischen Stunden ums Haupt getragen.

Auf einem Umkreise von wenig Schritten, welche Fülle von Pflanzen neben einander! Da ist Rosmarin und Citisus, hier der wilde Spargel, daneben ein hoher Busch lilablütiger Erika, wieder hier die giftige Euforbia, welche den milchweißen Saft ausströmt, wenn man sie bricht, und hier das sympathische Helianthemum mit schönen gelben Blüten, welche nach und nach und allgesammt abfallen, wenn man einen einzelnen Zweig abgerissen hat. Da steht wieder fremd und bizarr, wie ein maurischer Heide der stachlichte Cactus, daneben der wilde Oelstrauch, die Korkeiche, der Lentiscus, die wilde Feige, und zu ihren Füßen blühen die wolbekannten Kinder meines Vaterlandes die Scabiosa, das Geranium, die Malve. Wie schön, durchdringend, stärkend sind diese Wolgerüche, welche all' das blühende Kraut aushaucht, Raute, Lawendel und Mente und all' diese Labieen. Sagte nicht Napoleon auf Sanct' Helena, da seine traurigen Gedanken wieder zu seiner schönen Heimatsinsel zurückkehrten: „Alles war dort besser, bis auf den Duft des Bodens; am Wolgeruch allein würde ich mit geschlossenen Augen Corsica erkennen!"

Hören wir nun von Marmocchi Etwas über die Botanik Corsica's im Allgemeinen.

Corsica ist die centralste Provinz des großen Pflanzenreichs der mittelländischen Zone; eines Reiches, welches charakteristisch ist durch die Ueberfülle der duftigen Labieen und der graziösen Caryophylleen. Diese Pflanzen bedecken alle Teile der Insel und durchduften zu jeder Jahreszeit ihre Luft.

Wegen dieser centralen Lage verbindet sich die corsische Pflanzenwelt mit der aller andern Provinzen jenes ungeheuren Pflanzenreiches: durch das Cap Corso mit den Pflanzen Liguriens, durch die Ostküste mit denen Toscana's und Roms, durch die West- und Südküste mit der Pflanzenwelt der Provence, Spaniens, der Berberei, Siciliens und des Orients, und endlich durch die sehr gebirgige und sehr hohe Region des Innern mit dem Pflanzenwuchs der Alpen und der Pyrenäen. Welch' ein wunderbarer Reichtum also in der corsischen Vegetation! Das ist eine Mannigfaltigkeit, welche die Schönheit der Gegenden dieser Insel, die schon durch die Natur und den Boden so malerisch sind, unendlich erhöht.

Einige ihrer Forsten auf den Abhängen der Berge sind so schön wie die herrlichsten Europa's; die beiden vorzüglichsten die von Aitone und Vizzavona. Außerdem sind viele Provinzen Corsica's mit unermeßlichen Castanienhainen bedeckt, deren Bäume ebenso gewaltig und fruchtbar sind als die schönsten von den Apenninen oder vom Etna. Olivenpflanzungen, umfangreich gleich Forsten, umkränzen Hügel und Täler, welche nach dem Meere sich hinziehen oder seinen Einflüssen offen liegen. Ueberall, selbst auf den rauhen und zackigen Seiten der hohen Berge schlingen sich Weinreben um Fruchtbaumgärten und breiten dem Blick ihre grünen Blätter und ihre purpurnen Trauben aus. Fruchtbare Ebnen, golden von reichen Erndten, dehnen sich an den Küsten der Insel hin; und der Waizen wie der Roggen schmücken hie und da die Berghänge mit ihrem frischen Grün, welches mit dem tieferen Grün der Buschwälder und mit den kalten Tönen der Steine und der nackten Felsen so schön contrastirt.

Der Ahorn und der Wallnußbaum gedeihen wie die Castanie fröhlich in den Tälern und auf den Höhen; die Cypresse und die Meerpinie lieben die minder hohen Gegenden; die Forsten sind voll von Korkeichen und immergrünen Eichen; der Arbutus, die Mirte wachsen zu Bäumen auf. Der Pyrus und besonders der wilde Oleaster bedecken weite Strecken auf den Höhen. Der immergrüne Alatern, der Ginster Spaniens und Corsica's sind mit mannichfaltigen aber immer gleich schönen Haiden vermischt; man unterscheidet unter diesen die Erica arborea, welche oft eine ungemeine Höhe erreicht.

In den Strichen, die durch Austreten der Ströme und Bäche gewässert werden, wachsen der Ginster vom Etna mit seinen schönen goldgelben Blüten, die Cisten, Lentisken, die Terebinthen überall da wo die Erde nicht von Menschenhand berührt wird. Tiefer unten gibt es keinen Holweg noch Tal, welches nicht von der graziösen Lorbeerrose umschattet wäre, deren Zweige gegen die Seeküsten hin sich mit denen der Tamarinden verschwistern.

Die Fächerpalme wächst auf den Felsen am Meeresstrand, und die Dattelpalme, wahrscheinlich aus Africa hergebracht, auf den geschütztesten Stellen der Küsten. Die Cactus opuntia und die amerikanische Agave wachsen überall an warmen, felsigen, dürren Orten.

Was soll ich von den prächtigen Cotyledonen sagen, von den schönen Hülsengewächsen, den großen Verbaceen, den herrlichen gepurpurten Digitalen, welche die Berge der Insel zieren? Und von den Malven, den Orchideen, Liliaceen, Solaneen, den Centaureen und den Disteln, Pflanzen, welche die sonnenheißen, kühlen oder schattigen Gegenden, in welche ihre natürlichen Sympathieen sie wachsen lassen, so wol verzieren?

Die Feige, die Granate, der Weinstock geben in Corsica gute Früchte, selbst wenn der Landmann sie nicht pflegt, und das Clima wie der Boden der Küsten dieser schönen Insel sind

der Limone und der Orange und andern Bäumen derselben Familie so günstig, daß sie hier wahre Wälder bilden.

Die Mandel, die Kirsche, die Pflaume, der Apfelbaum, der Birnbaum, der Pfirsich und die Apricose und im Allgemeinen alle Obstbäume Europa's sind hier gemein. In den heißesten Strichen kommen die Früchte des Johannisbrodbaumes, des Mispelbaumes von mehren Arten, des Brustbeerbaumes zu vollkommner Reife.

Endlich könnte der Mensch, wenn er es wollte, nach den verschiedenen Gegenden und ohne viel Mühe das Zuckerrohr, die Baumwolle, den Tabak, die Ananas, den Krapp und selbst den Indigo mit Erfolg anpflanzen; mit einem Wort, Corsica könnte für Frankreich das Klein-Indien des Mittelmeeres sein.

Diese überaus herrliche Vegetation wird durch das Clima begünstigt. Das corsische Clima hat drei bestimmte Temperaturzonen, welche sich nach der Bodenerhebung abstufen. Die erste steigt vom Spiegel des Meeres bis zur Höhe von 580 Metres auf, die zweite von da bis zur Höhe von 1950 Metres, die dritte bis zum Gipfel der Berge.

Die erste Zone, also überhaupt die Meeresküste, ist warm wie die parallelen Striche Italiens und Spaniens. Sie hat eigentlich nur zwei Jahreszeiten, den Frühling und den Sommer, selten fällt das Thermometer hier ein oder zwei Grade unter Null und nur für wenige Stunden. Auf allen Küsten ist die Sonne selbst im Januar warm, aber die Nächte und der Schatten kühl und das in allen Jahreszeiten. Der Himmel bewölkt sich nur für Pausen; der einzige Wind von Südost, der schwere Scirocco bringt anhaltende Nebeldünste, welche der heftige Südwest, der Libeccio, wieder vertreibt. Auf die gemäßigte Kälte des Januar folgt bald eine Hundstaghitze für acht Monate, und die Temperatur steigt von 8 Graden zu 18 und selbst zu 26 Graden im Schatten. Es ist ein Unglück für die Vegetation, wenn es dann nicht im März oder April regnet, und dieses

Unglück ist häufig, doch haben die Bäume Corsica's allgemein harte und zähe Blätter, welche der Dürre widerstehen, wie der Oleander, die Mirte, der Cistus, der Lentiscus, der wilde Oelbaum. In Corsica, wie in allen heißen Climaten, sind die Niederungen, die wasserhaltigen und schattigen Gegenden fast pestaushauchend; man wandelt da nicht Abends, ohne sich lange und schwere Fieber zu holen, welche, wenn man nicht gänzlich die Luft verändert, mit Wassersucht und Tod endigen.

Die zweite climatische Zone der Insel kommt dem Clima von Frankreich, namentlich von Burgund, Morvan und Bretagne gleich. Da dauert der Schnee, der sich im November zeigt, bisweilen 20 Tage; aber er thut merkwürdiger Weise dem Oelbaum nicht Schaden bis zur Höhe von 1160 Metres, sondern macht ihn noch fruchtbarer. Die Castanie scheint der eigentliche Baum dieser Zone zu sein, denn sie endigt in der Höhe von 1950 Metres und weicht dann den grünen Eichen, den Tannen, Buchen, Buxusbäumen und Wachholdern. In diesem Clima wohnt auch der größere Teil der Corsen in zerstreuten Dörfern auf Berghängen und in Tälern.

Das dritte Clima ist kalt und stürmisch wie das Norwegens während acht Monate im Jahre. Die einzigen bewohnten Orte in dieser Zone sind das Niolo und die beiden Forts von Vivario und von Vizzavona. Ueber diese bewohnten Orte hinaus erblickt das Auge keine Vegetation mehr als Tannen, welche an grauen Felsen hängen. Dort wohnt der Geier und das Wildschaf, und dort ist das Vorratshaus und die Wiege der vielen Ströme, welche ins Land hinunterrauschen.

Man kann also Corsica als eine Pyramide betrachten, welche in drei horizontalen Stufen sich abstuft, von denen die unterste warm und feucht, die oberste kalt und trocken ist, und die mittlere an beiden Beschaffenheiten Teil hat.

Sechstes Kapitel.

Gelehrte Männer.

Betrachtet man die Reihe bedeutender Menschen, welche Corsica in kaum hundert Jahren hervorgebracht hat, so muß man staunen, daß eine so kleine und so gering bevölkerte Insel auch in der Production großer Männer so reich ist. Ihre Staatsmänner und Feldherren sind von europäischer Bedeutung, weniger bedeutend freilich ihre wissenschaftlichen Talente, welche bei der Beschaffenheit der Inselnatur und ihrer Geschichte natürlich hinter jenen zurücktreten mußten.

Aber auch die Wissenschaft hat in neuerer Zeit manche gute Kraft von einheimischer Wirksamkeit erzogen, und Namen wie Pompei, Renucci, Savelli, Raffaelli, Giubega, Salvatore Viale, Caraffa, Gregori sind Zierden Corsica's. Es ist bemerkenswert, daß die meisten glänzenden Köpfe unter ihnen dem Advokatenstande angehören. Sie haben sich besonders in der Rechtswissenschaft und in der Geschichtschreibung ihres Landes hervorgethan.

Vor allen zeichnet sich Giovanni Carlo Gregori aus, einer der verdienstvollsten Männer Corsica's, dessen Andenken dort nicht erlöschen wird. Er war im Jahre 1797 in Bastia geboren aus einer sehr angesehenen Familie der Insel. Dem Recht sich widmend wurde er nach und nach Auditeur in Bastia, Instructionsrichter in Ajaccio, Rat am königlichen Hofe in Riom, dann am Appellhofe von Lyon, wo er auch als Präsident der Academie der Wissenschaften thätig war und am 27. Mai 1852 starb. Außer seinen Studien über das Römische Recht beschäftigte ihn unablässig die patriotische Leidenschaft für die Geschichte Corsica's. Er hatte den Plan gefaßt, sie zu schreiben, er hatte viele Materialien dafür gesammelt, aber der Tod überraschte ihn, und der Verlust seiner Arbeit ist für Corsica nicht genug zu beklagen. Indessen hat Gregori seinem Vaterlande schon

große Dienste geleistet; er besorgte die neue Ausgabe des nationalen Historikers Filippini, welchen er hatte fortsetzen wollen; ebenso die Herausgabe der corsischen Geschichtsbücher des Petrus Cyrnaeus; im Jahre 1843 gab er ein höchst wichtiges Werk heraus, die Statuten von Corsica. In jüngeren Jahren hatte er auch eine corsische Tragödie Sampiero geschrieben, die ich nicht zu Gesicht bekommen habe.

Unter seinen nachgelassenen Manuscripten befindet sich ein Teil seiner Geschichte Corsica's und reiches Material zu einer Geschichte des Handels der Seenationen. Gregori's Tod erfüllte nicht allein Corsica, sondern auch die Männer der Wissenschaft in Frankreich und in Italien mit tiefem Schmerz.

Er und Renucci haben auch Verdienste um die Bibliothek von Bastia, welche 16000 Bände stark in dem großen ehemaligen Gebäude der Jesuiten aufgestellt ist. Sie haben dieselbe eigentlich erst geschaffen, und sie ist neben der Bibliothek von Ajaccio die zweite der Insel. Das wissenschaftliche Leben Corsica's ist überhaupt noch sehr jung. Wie der Geschichtschreiber Filippini, der Zeitgenosse Sampiero's klagt, ließ die Trägheit, die durch den ewigen Krieg wesentlich kriegerisch gewordene Natur der Corsen und die daraus folgende Unwissenheit die Literatur gar nicht aufkommen. Aber merkwürdig ist es, daß die Corsen im Jahre 1650 eine Academie der Wissenschaften stifteten, deren erster Präsident der Dichter, Advokat, Theolog und Historiker Geronimo Biguglia war. In jener Zeit liebte man es solchen Academieen die wunderlichsten Namen beizulegen; die Corsen nannten die ihrige die Academia dei Vagabondi, Vagabunden-Academie, und passender konnten sie damals den Namen nicht wählen. Der Marquis von Cursay, dessen Andenken in Corsica sehr gefeiert ist, stellte diese Academie wieder her, und Rousseau, selber ein Vagabunde in seinem Leben, schrieb für dieses corsische Institut eine kleine Abhandlung: „welches ist die für Helden notwendigste Tugend, und

welches sind die Helden, welchen diese Tugend gemangelt hat?“ Auch die Aufgabe ist echt corsisch.

Die literarischen Anstalten — jene Academie ist aufgelöst — sind in Bastia wie in Corsica überhaupt sehr dürftig. Bastia besitzt ein Lyceum und geringere Schulen. Ich wohnte einer Preisverteilung in der ersten Mädchenschule bei. Sie fand im Hofe des alten Jesuitencollegium statt, welcher zierlich ausgeschmückt und Abends illuminirt war. Die Mädchen, alle weiß gekleidet, saßen in Reihen vor den angesehensten Bürgern und den Behörden der Stadt und empfingen Lorbeerkränze, wenn sie dieselben sich errungen hatten. Die erste Lehrerin rief den Namen der glücklichen Siegerin auf, worauf diese an das Katheder trat und den Lorbeerkranz empfing; den Kranz brachte sie einem der angesehenen Herren der Stadt, ihm stillschweigend die Gunst gebend, sie zu krönen. Was dann in zierlicher Weise geschah. Es wurden solcher Lorbeerkränze ungezählte ausgeteilt, und manches liebliche Kind trug deren wol zehn bis zwölf für seine unsterblichen Arbeiten davon, und wußte sie mit einer gleichen Grazie zu empfangen. Doch schien es mir, als schmeichelte man zu sehr angesehenen Eltern oder alten Familien, und ohne Aufhören krönte man Fräulein Colonna d'Istria, Fräulein Abbatucci, Fräulein Saliceti, so daß diese jungen Damen mehr Lorbeeren nach Hause trugen, als genug sein würde, die unsterblichen Poeten eines Säculum zu krönen. Den Schluß dieser graziösen Feier, die wol nichts anderes ist, als eine französische Schmeichelei der Eitelkeit, machte ein kleines Bühnenstück, welches die jungen Mädchen ganz artig aufzuführen wußten.

Eine einzige Zeitung hat Bastia, die L'ère nouvelle, Journal de la Corse, welche auch nur am Freitage erscheint. Ihr Redacteur war bis zum Sommer der Advocat Arrighi, ein talentvoller Mann; der neue Präfect Corsica's, den man mir als einen jungen Beamten ohne Erfahrung schilderte, eifrig bemüht sich bemerklich zu machen, wie ehemals die römischen

Präfecten in ihren Provinzen es thaten, bedrohte jede mißliebige Aeußerung der corsischen Presse, der unschuldigsten in der Welt, mit Entziehung der Concession, und zwang so Herrn Arrighi zurückzutreten. Das Journal, ganz bonapartisch gesinnt, besteht noch fort; das zweite Journal Corsica's ist das Regierungsblatt Ajaccio's.

Bastia hat drei Buchhandlungen, von denen die Libreria Fabiani selbst einer mittlern deutschen Stadt Ehre machen würde. Gut ausgestattete Werke sind in ihrem Verlage erschienen.

Siebentes Kapitel.

Ein statistisches Kapitel.

Ich habe im Journale Bastia's vom 16. Juli 1852 die Statistik Corsica's nach der Berechnung des Jahres 1851 gefunden und teile sie hier mit.

Corsica hatte im Jahre		1740	nur	120,380	Einwohner,
"	"	1760	"	130,000	"
"	"	1790	"	150,638	"
"	"	1821	"	180,348	"
"	"	1827	"	185,079	"
"	"	1831	"	197,967	"
"	"	1836	"	207,889	"
"	"	1841	"	221,463	"
"	"	1846	"	230,271	"
"	"	1851	"	236,251	"

Nach den fünf Arrondissements kamen auf

Ajaccio	55,008
Bastia	20,288
Calvi	24,390
Corte	56,830
Sartene	29,735.

Corsica zerfällt in 61 Cantone, 355 Communen, 30,438 Häuser, 50,985 Haushaltungen.

Männliches Geschlecht	Ledige	75,543	117,938.
	Verheiratete	36,715	
	Wittwer	5,680	
Weibliches Geschlecht	Ledige	68,229	118,313.
	Verheiratete	36,916	
	Wittwen	13,168	

236,187 Einwohner sind römische Katholiken, 54 reformirte Christen. Franzosen durch Geburt, d. h. inbegriffen die Corsen gibt es 231,653.

Naturalisirte Franzosen .	353,
Deutsche	41,
Engländer	12,
Holländer	6,
Spanier	7,
Italiener	3806,
Polen	12,
Schweizer	85,
Andre Fremde	285.

An Kranken zählte man im Jahre 1851 2554 Individuen, davon waren 435 auf beiden, 568 auf einem Auge blind, 344 taubstumm, 183 verrückt, 176 Klumpfüße.

Beschäftigung: 32,364 Männer und Weiber waren Ackereigenthümer, 34,427 Tagelöhner, 6924 Domestiken. Bauhandwerker (Maurer, Zimmerer, Schlosser, Maler ꝛc.) 3194. Händler mit gewirkten Waaren und Schneider 4517. Händler mit Nahrungsmitteln 2981. Fuhrwerker 1623. Luxushändler (Uhrmacher, Goldschmiede, Graveure ꝛc.) 55. Rentiers: Männer und Weiber 13,160. Staatsbeamte 1229. Communalbeamte 803. Militärs und Marinari 5627. Pharmacisten und Aerzte 311. Geistliche 955. Advocaten 200. Lehrer 635. Künstler

105. Litteraten 51. Liederliche Weiber 91. Vagabunden und Bettler 688. Kranke im Hospital 85. Eine und zwar die originellste Menschenclasse der Insel ist in dieser Aufzählung nicht bestimmt, ich meine die Hirten. Die Zahl der eigentlichen Banditen gibt man auf 200 an; ebensoviel corsische Banditen mögen in Sardinien flüchtig sein.

Ich gebe nun in Kürze das Nötige über die allgemeine Verwaltung Corsica's, damit man auch hierüber eine klare Vorstellung habe.

Seit dem Jahre 1811 bildet Corsica ein Departement. Ein Präfect, dessen Sitz Ajaccio ist, verwaltet dasselbe; für das Arrondissement Ajaccio versieht er zugleich die Functionen eines Unterpräfecten. Unter ihm stehen in den übrigen vier Arrondissements vier Unterpräfecten. Dem Präfecten steht zur Seite der Präfecturrat von drei Mitgliedern, welcher über die Reclamationen betreffs der Steuern, der öffentlichen Arbeiten, der Gemeinde- und Nationalgüter zu entscheiden hat. Den Vorsitz führt der Präfect, man appellirt an den Staatsrat.

Jedes Jahr versammelt sich der General-Rat, dessen Mitglieder durch die Wähler eines jeden Cantons gewählt werden, in Ajaccio, um über die öffentlichen Angelegenheiten des Landes zu beraten. Seine Befugniß ist die Verteilung der directen Steuern unter die Arrondissements. Der General-Rat kann sich nur nach einer Ordonnanz des Staatsoberhauptes versammeln, welcher die Dauer der Sitzung bestimmt. Es gibt für jeden Canton einen Repräsentanten, also im Ganzen 61.

Jedes Arrondissement versammelt in seinem Hauptort einen Bezirks-Rat von so viel Mitgliedern, als es Cantons hat. Diejenigen Bürger, welche nach französischem Staatsgesetze berechtigte Wähler sind, haben auch das Recht zur legislativen Versammlung zu wählen. Es gibt etwa 50000 berechtigte Wähler in Corsica.

Maires und Adjuncten, welche vom Präfecten ernannt

werden, verwalten die Communen; dieses demokratische Recht ist dem Volk geblieben, daß es den Municipalrat erwählen darf, welcher dem Maire zur Seite steht.

Was die Gerichtsbarkeit anbetrifft, so steht das Departement unter dem Appellhofe von Bastia, welcher besteht aus 1 Oberpräsidenten, 2 Kammerpräsidenten, 17 Räten, 1 Auditor-Rat, 1 General-Procurator, 2 General-Advokaten, 1 Substituten, 5 Greffiers.

Der Assisenhof hält seine Sitzungen in Bastia und besteht aus 3 Appell-Räten, dem General-Procurator und einem Greffier; die Sitzungen finden in der Regel alle Vierteljahre statt. Es gibt ein Tribunal erster Instanz in jedem Hauptort des Arrondissements; außerdem in jedem Canton einen Friedensrichter. In jeder Commune befindet sich ein Tribunal der einfachen Municipalpolizei, welches aus dem Maire und seinen Adjuncten besteht.

Die geistliche Verwaltung steht unter der Diöcese von Ajaccio, dessen Bischof, der einzige Corsica's, Suffragan des Erzbischofs von Aix ist.

Corsica bildet die 17. Militärdivision Frankreichs. Ihr Generalquartier ist Bastia, wo der Divisionsgeneral seinen Sitz hat. Die Gendarmerie, für Corsica so wichtig, bildet die 17. Legion und steht ebenfalls in Bastia. Es gehören zu ihr vier Companien mit vier Chefs, 16 Lieutenantsschaften und 102 Brigaden.

Ich füge noch Einiges über Agricultur und industrielle Verhältnisse hinzu. Der Ackerbau, die Grundlage alles Nationalreichtums, liegt in Corsica sehr im Argen. Das geht schon allein daraus hervor, daß die cultivirten Länder der Insel heute nur ein weniges mehr als drei Zehntel der Oberfläche der Insel betragen. Genau wird die ganze Oberfläche auf 874,741 Hectaren bestimmt. Die Fortschritte des Landbaues werden unendlich erschwert durch das Banditenwesen, die Familienkriege, die

Communalländerei, durch den Mangel an Wegen, die große Entfernung der Aecker von den Wohnungen, durch die Ungesundheit der Luft auf den Ebnen, endlich durch die corsische Trägheit.

Wie der Ackerbau in Corsica darniederliegt, so ist auch die Industrie in sehr dürftigem Zustande. Sie beschränkt sich auf die nächsten Bedürfnisse, die notwendigen Artikel des Handwerkes und der Nahrung; die Weiber weben fast überall das braune, grobe Tuch (panno corso), welches man auch pelone nennt. Die Hirten bereiten den Käse und den Käsekuchen broccio. Im Golf von Porto Vecchio allein gibt es Salinen. Sardinen, Thunfische, Corallen werden an vielen Küstengegenden gefischt, aber die Fischerei wird nicht eifrig betrieben.

Corsica's Handel ist ebenfalls gering. Man führt hauptsächlich Oel aus, wovon die Insel eine solche Menge besitzt, daß sie bei größerer Cultur allein für 60 Millionen Franken liefern könnte; ferner Limonen, Wein, Hülsenfrüchte, Castanien, frische und gesalzene Fische, Holz, Färbepflanzen, Häute, Corallen, Marmor, viel Fabriktabak, namentlich Cigarren, wofür das Blatt eingeführt wird. Eingeführt wird hauptsächlich: Getreide, Korn, Waizen, Reis, Zucker, Caffee, Vieh, Seide, Baumwolle, Lein, Leder, Eisenmineral und gegossenes Eisen, Ziegelsteine, Glas, Tongut.

Ausfuhr und Einfuhr stehn in einem schreienden Mißverhältnisse zu einander. Die Douane drückt alle Manufactur und allen Handel nieder; sie verhindert die Fremden ihre Producte für Landesproducte umzusetzen, daher müssen die Corsen das Zehnfache für ihre Gebrauchsartikel in Frankreich zahlen, während man selbst Weine aus der Provence ohne Zoll nach Corsica einführt und so die Weinproduction der Insel herabdrückt. Denn Corsica darf im Ganzen keinen Wein nach Frankreich ausführen, weil Frankreich ein reiches Weinland ist. Selbst Mehl und Gemüse werden aus der Provence für die Truppen auf die Insel

geschickt. Tabak auf den Continent auszuführen ist verboten. Das tyrannische Gesetz der Douane lastet schwer auf der armen Insel, und sie welche jährlich für drei Millionen Artikel aus Frankreich zu kaufen gezwungen ist, setzt an Frankreich selbst nur eine und eine halbe Million ab. An den Schatz zahlt Corsica jährlich eine Million und 150,000 Franken.

Der Haupthandel gehört den Häfen Bastia, Ajaccio, Isola Rossa und Bonifazio.

So traurig nun die Lage Corsica's im Ganzen ist, so schützt es wenigstens die geringe Bevölkerung vor der Geißel des Proletariats, welches in den großen Culturländern des Festlandes viel schrecklichere Mysterien aufzuweisen hat, als jene des Banditenwesens und der Blutrache in Corsica sind.

Fünf und achtzig Jahre sind nunmehr, mit geringen Unterbrechungen, die Franzosen im Besitze der Insel, und weder ist es ihnen geglückt, die immer offne Wunde des corsischen Volkes zu heilen, noch haben sie mit allen Mitteln ihrer Cultur mehr für das Land gethan, als einige geringe Verbesserungen. Die Insel, welche Frankreich zweimal ihre Kaiser und zweimal ihre Gesetze dictirt hat, hat davon nichts mehr gewonnen als die Sättigung ihrer Rache. Der Corse wird es nie vergessen, auf welche schmähliche Weise Frankreich sein Vaterland sich zu eigen machte, und niemals lernt ein tapferes Volk seine Bezwinger lieben. Wenn ich die Corsen noch heute Genua heftig schmähen hörte, sagte ich ihnen: laßt die alte Republik Genua ruhen; ein Corse, Napoleon, hat sie vernichtet — Frankreich hat euch betrogen und um eure Nationalität gebracht, ihr habt eure vendetta an Frankreich vollzogen, denn ihr schicktet ihm einen Corsen Napoleon, der es unterwarf — und auch heute ist dieses große Frankreich eine corsische Eroberung und eure eigene Provinz.

Zwei Kaiser, zwei Corsen auf Frankreichs Tron mit despotischer Gewalt die französische Nation niederbeugend: nun, wenn

eine ideelle Vorstellung den Wert des Wirklichen haben kann, so muß man sagen, niemals ist ein tapferes Volk glänzender an seinen Unterjochern gerächt worden. Der Name Napoleon ist das einzige Band, welches die corsische Nation mit Frankreich zusammenhält; ohne dieses stünde sie zu Frankreich nicht anders als andere eroberte Länder zu ihren fremden Herren. Ich habe bei vielen Schriftstellern die Versicherung gelesen, daß die corsische Nation im Grunde ihres Herzens französisch sei. Ich halte diese Versicherung für einen Irrtum oder eine absichtliche Unwahrheit. Nimmer habe ich mich davon überzeugt. Den Corsen und den Franzosen trennt eine tiefe Kluft der Nationalität, des innersten Wesens und Empfindens. Der Corse ist entschieden Italiener, seine Sprache ist anerkannt einer der reinsten Dialecte Italiens; seine Natur, sein Boden, seine Geschichte ketten noch den verlornen Sohn an das alte Mutterland. Die Franzosen selbst fühlen sich auf diesem Eilande fremd, und Soldaten wie Beamte betrachten ihren Dienst daselbst als eine „trostlose Verbannung auf die Ziegeninsel."

Es gibt corsischen Patriotismus noch heute; ich sah ihn bisweilen hervorbrechen. Noch heute regt sich in den Corsen der Groll, welchen das Andenken an die Schlacht von Ponte Nuovo erweckt. Als ich eines Tages über jenes Schlachtfeld fuhr und wir die berühmte Brücke sahen, stieß mich ein neben mir sitzender Corse, ein Landmann, heftig an und rief mit leidenschaftlicher Geberde: „Dies ist der Ort wo die Genuesen unsere Freiheit ermordet haben, ich wollte sagen die Franzosen." Man wird den Sinn verstehen, sobald man weiß, daß für den Corsen der Name Genuese so viel bedeutet als Todfeind, denn der Haß gegen Genua, so sagten mir die Corsen selbst, ist bei ihnen unsterblich. Ein andermal fragte ich einen Corsen, einen wolgebildeten Mann, ob er ein Italiener sei? Ja, sagte er, weil ich ein Corse bin. Ich verstand das Wort wol und reichte ihm die Hand. Dies nun sind Einzelheiten, Zufälligkeiten,

aber oft wirft ein lebendiges Wort aus dem Munde des Volks ein helles Licht in seine Stimmung und enthüllt plötzlich die Wahrheit, welche nicht in den Büchern schreibender Beamten steht.

Ich habe es vielmal und in allen Teilen des Landes gehört: wir Corsen möchten mit Freuden italienisch sein, denn wir sind ja Italiener, wenn nur Italien einig und stark wäre; so wie es heute steht, sind wir französisch, denn wir brauchen eine große Macht, die uns aufhilft, da wir allein zu arm sind.

Die Regierung thut das Mögliche, um die italienische Sprache durch die französische zu verdrängen. Alle gebildeten Corsen sprechen französisch, und man sagt, gut; die Modesucht, das Bedürfniß, die Aussicht nach Aemtern nötigt vielen das Französische auf. Mit Bedauern stieß ich auch auf solche Corsen, es waren dies allemal junge Männer, welche offenbar aus Eitelkeit unter einander französisch sprachen. Ich konnte mich dann nicht enthalten, mich vor ihnen zu verwundern, daß sie ihre schöne Landessprache so leichtsinnig gegen die Sprache der Franzosen vertauschten. In den Städten spricht man viel französisch, aber das Volk redet nur italienisch, auch wenn es in der Schule oder durch den Verkehr das Französische erlernt hat. In das Innere und in die Berge ist das Französische gar nicht eingedrungen; da hat sich auch die Sitte der Väter, die Unschuld der Naturzustände, die Herzenseinfalt, die Gerechtigkeit, der Edelmut, die Freiheitsliebe unangetastet erhalten. Schlimm wäre es für das edle Volk der Corsen, wenn sie eines Tages die Tugenden ihrer rohen aber großen Väter gegen die raffinirten Sitten der Pariser Gesellschaft vertauschten. Die ganze heroische Geschichte der Corsen entspringt einzig und allein aus dem Naturgesetz der Unverletzlichkeit und Heiligkeit der Familie, und selbst ihre freie Verfassung, welche sie im Lauf der Zeit sich gaben und unter Paoli abschloßen, ist nur eine Entwicklung der Familie. Alle Tugenden der Corsen entspringen aus diesem

Geist, sogar die Nachtseiten ihrer Gesellschaft, wie die Blutrache, gehören dieser gemeinsamen Wurzel an.

Wir blicken mit Schaudern auf den Bluträcher, der von den Bergen herabkommt, seines Feindes Sippschaft Glied für Glied zu erdolchen; doch kann dieser blutige Vampyr an Kraft, an Edelmut, Rechtsgefühl und Vaterlandsliebe immer noch ein Held gegen den blutlosen Schleicher sein, wie er in der großen Gesellschaft unserer Civilisation umherschleicht und heimlich die Seelen seiner Mitmenschen aussaugt.

Achtes Kapitel.

Bracciamozzo, der Bandit.

> Che bello onor s'acquista in far vendetta.
>
> Dante.

Am zweiten Tag nach meiner Ankunft in Bastia weckte mich gegen die Nacht ein entsetzlicher Lärm in meiner Locanda in der Straße der Jesuiten. Es war nicht anders, als sollten die Lapithen und die Centauren handgemein werden. Ich springe an die Thüre — da gab's im Speisezimmer folgende Scene: der Wirt, furios und schreiend, hat die Flinte auf einen Menschen angelegt, der vor ihm auf den Knieen liegt, andere schreien dazwischen und beschwichtigen. Jener bittet um Gnade: man wirft ihn aus dem Hause. Es war ein junger Mensch, welcher sich in der Locanda für einen Marseiller ausgegeben, den vornehmen Herrn gespielt hatte und am Ende nicht bezahlen konnte.

Bald darnach ging ich in der Morgenfrische über San Nicolao, den öffentlichen Promenadeplatz, um ein Bad im Meer zu nehmen. Die Henker errichteten eben die Guillotine neben dem Tribunal, und wenn auch nicht in der Mitte, so doch immer auf dem Promenadeplatze selbst. Carabiniers und Volk um=

standen diese grausige Scene, wozu das Meer und die friedlichen Olivenhaine im schneidendsten Contraste standen. Die Luft war dumpf und schwer vom Scirocco. Am Kai standen gruppenweise Marinari und Arbeiter, schweigsam ihre Kalkpfeifen rauchend und den roten Pfahl anstarrend, und mancher von ihnen in seinem spitzen Berretto, die braune Jacke halb übergehängt, die braune Brust bloß, ein rotes Halstuch nachlässig umgeknüpft, sah aus als hätte er mit der Guillotine mehr zu thun als sie zu betrachten. Und in Wahrheit mochte nicht Einer unter dem Volkshaufen stehn, den nicht dasselbe Schicksal treffen konnte das den Banditen erwartete, wenn nämlich der Zufall es fügte, daß die geheiligte Sitte der Blutrache ihn zum Morde und der Mord zum Banditenleben zwang.

Wen wird man richten?

Den Bracciamozzo (Stümmelarm). Er ist erst 23 Jahre alt. Die Sbirren haben ihn in den Bergen gefangen; wie ein Teufel hat er sich gewehrt; sie haben ihm einen Arm zerschossen, den Arm haben sie ihm abgenommen, und er ist geheilt.

Was hat er verbrochen?

Er hat zehn Menschen umgebracht!

Zehn Menschenleben! und warum?

Aus Capriccio.

Ich eilte schnell ins Meer mir durch ein Bad wol zu thun, und dann in meine Locanda zurück, um dem Zuge nicht mehr zu begegnen. Die Eindrücke waren so gräßlich, daß mich in in dieser wilden Einsamkeit ein Schauer überfiel. Ich nahm den Dante hervor; mir war zu Mut, als sollte ich eine seiner wilden Phantasien aus der Hölle lesen, wo die Pechteufel die armen Seelen mit Harpunen hinunterstoßen, so oft sie auftauchen wollen, Luft zu schnappen. Meine Locanda lag in der engen und düstern Straße der Jesuiten. Eine Stunde war verflossen, da rief mich ein dumpfes Murmeln und Pferdetrott an das Fenster — Bracciamozzo wurde vorbeigeführt, geleitet von

den Todtenbrüdern in ihren Kaputzmänteln, welche vom Gesichte nichts frei lassen als die Augen, die gespenstisch durch die Augenlöcher heraussehen — leibhaftige Dämonengestalten, dumpf vor sich hinmurmelnd, schauerlich, wie aus der Dante'schen Hölle in die Wirklichkeit gesprungen. Der Bandit ging festen Schrittes zwischen zwei Priestern, von denen der Eine ihm ein Crucifix vorhielt. Es war ein junger Mensch mittlerer Größe, ein schöner bronzener Kopf mit rabenschwarzen krausen Haaren, das Gesicht erblaßt und die Blässe noch gehoben durch einen feinen Schnurrbart. Der linke Arm war ihm auf den Rücken gebunden, der andere war ein Stummel. Sein Auge, wol feurig wie das eines Tigers wenn ihn die Mordlust durchzuckte, war still und ruhig. Im Gehen murmelte er, wie es schien, Gebete. Sein Schritt war sicher und seine Haltung aufrecht. Vorauf ritten dem Zuge Gendarmen, die Schwerter bloß; hinter dem Banditen gingen paarweise die Todtenbrüder; den Zug schloß der schwarze Sarg; ein weißes Kreuz war darauf gepinselt und ein Todtenkopf. Vier Barmherzige trugen ihn. Langsam zog der Zug durch die Jesuitenstraße, gefolgt von der murmelnden Menschenmenge, und so führten sie den Vampyr mit dem zerschossenen Flügel nach dem Blutpfahl. Ich habe niemals eine schauerlichere Scene mit Augen gesehn, und wenige die sich bis auf die kleinsten Züge wider meinen Willen in mein Gedächtniß so hinein daguerreotypirt haben.

Man sagte mir darnach daß der Bandit ohne Zagen gestorben sei, und daß seine letzten Worte waren: ich bitte Gott und die Welt um Verzeihung, denn ich erkenne daß ich viel Böses gethan habe.

Dieser junge Mensch war nicht eigentlich Bluträcher aus persönlichen Veranlassungen, sondern Bandit aus Ehrgeiz geworden. Seine Geschichte wirft viel Licht in die erschreckenden Zustände der Insel. Zur Zeit der Blüte Massoni's, der eines Verwandten Blut gerochen hatte und dann Bandit geworden war, trug ihm

Bracciamozzo, wie das Volk den jungen Giacomino sofort nannte nachdem ihm der Arm verstümmelt worden war, die Lebensmittel zu. Denn diese Banditen stehen immer im Einverständnisse mit Freunden und mit Ziegenhirten, welche ihnen in ihre Schlupfwinkel Nahrungsmittel bringen und Bezahlung empfangen, wenn Geld vorhanden ist. Giacomino, berauscht von dem Ruhm des tapfern Massoni, setzte sich in den Kopf, ihm gleich zu werden und sich von ganz Corsica bewundern zu lassen. Er tödtete einen Menschen, sprang dann in den Buschwald und wurde Bandit. Das Volk nannte ihn bald „Vecchio", den Alten, wahrscheinlich deshalb weil er als ein blutjunger Mensch schon so viel Blut vergossen hatte, als ein alter Bandit. Eines Tages erschoß der Vecchio den allgemein beliebten Arzt Malaspina, den Onkel eines mir gastfreundlichen Mannes aus der Balagna; er hatte sich in einen Busch gestellt und feuerte mitten in den Postwagen, welcher von Bastia des Weges kam. Der wilde Teufel sprang dann in die Berge, bis ihn die Strafe ereilte.

Eine Lebensgeschichte so fürchterlicher Art kann also der Mensch in Corsica haben. Niemand verachtet dort den Banditen, welcher weder Dieb noch Räuber ist, sondern nur Kämpfer, Rächer und frei wie der Adler auf den Bergen. Schwärmerische Köpfe entzünden sich an der Vorstellung, durch Waffenthaten Ruhm zu erndten und in den Liedern des Volkes forzuleben. Das feurige Naturell dieser Menschen, die durch keine Cultur gezähmt sind, welche die Arbeit als Entehrung scheuen, welche nach Thaten dürstend nichts von der Welt kennen als die wilden Berge, in denen sie die Natur mitten im Meere eingeengt hat, scheint wie ein Vulcan einen Ausbruch zu verlangen. Auf einem größeren Raume und unter andern Bedingungen würden dieselben Menschen, welche jahrelang in den Berghölen hausen und in den Buschwäldern mit den Sbirren kämpfen, Kriegshelden werden wie Sampiero und Gaffori. Die Natur der Corsen ist die Kämpfernatur, und ich finde keinen passenderen Begriff für

sie als welchen Platon der zum Kriegerstande gebornen Menschengattung beilegt, nämlich „eiferartig.“ Die Corsen sind eiferartige Naturen; Eifersucht, Ruhmsucht, Ehrsucht, Rachsucht, all diese verzehrenden Leidenschaften sind die ihren, und sie sind geborne Streiter in jedem Sinne des Wortes.

Nach Bracciamozzo's Hinrichtung war ich neugierig zu erfahren, ob des Abends die Damenwelt auf dem Platz San Nicolao spazieren gehen würde, und ich versäumte nicht mich dort einzufinden. Und siehe da, es wandelten auf demselben Platze, wo des Morgens das Banditenblut geflossen war, einige Schönen von Bastia. Nichts verriet mehr die Scene des Morgens, es war als wäre nichts geschehn. Auch ich wanderte dort umher, denn das Meer war gar zu wonnesam von Farbe. Die Fischerbarken schwammen darauf mit ihren Lichtern, und die Fischer sangen das schöne Lied: O pescator dell' onde.

Neuntes Kapitel.

Die Vendetta.

Eterna faremo vendetta.
Corsisches Lied.

Der Ursprung des Banditenwesens ist fast durchaus in der uralten Sitte der Blutrache oder Vendetta zu suchen. Fast alle Schriftsteller, die ich darüber las, leiten die corsische Blutrache aus den Zeiten her, da die genuesische Justiz feil war oder den Mord begünstigte. Ohne Zweifel hat der beständige Krieg und die Stockung der Gerechtigkeitspflege viel dazu beigetragen, und jene barbarische Sitte einwurzeln lassen, aber die Wurzel liegt wo anders. Denn die Blutrache findet sich nicht in Corsica allein, sie findet sich auch in andern Ländern, in Sardinien, Calabrien, Sicilien, bei den Albanesen und Montenegrinern, bei den Circassiern, Drusen, Beduinen.

Die gleiche Erscheinung muß daher gleiche Bedingungen haben. Sie sind leicht aufzufinden, weil der gesellschaftliche Zustand aller dieser Völker sich ähnt. Alle leben sie in einem kriegerischen Naturzustande, in einer wilden und großen Natur; alle mit Ausnahme der Beduinen sind sie arme Bergvölker, leben also in Gegenden, welche der Cultur nicht leicht zugänglich sind und die uralten barbarischen Sitten auf das hartnäckigste festhalten. Alle endlich sind sie von dem gleichen Familiengeist durchdrungen, welcher die heiligste Grundlage ihrer Gesellschaft bildet. Im Naturzustande und in einer durch allgemeinen Krieg und Unsicherheit aufgelösten Gesellschaft wird die Familie ein Staat für sich; die Glieder derselben halten fest zusammen; wo eines verletzt wird, wird der ganze kleine Staat verletzt. Die Familie übt nur durch sich selbst die Gerechtigkeit, ihre Form wird die Rache. Und so geschieht es daß die Blutrache, obwol eine Barbarei, doch aus dem verletzten Rechtsgefühle und aus der natürlichen Liebe zu den Blutsverwandten entspringt, und daß ihre Quelle eine edle, das menschliche Herz ist. Die Vendetta ist eine barbarische Gerechtigkeit. Der Gerechtigkeitssinn der Corsen aber wird schon von den alten Schriftstellern anerkannt und gepriesen.

Zwei edle und große Leidenschaften beherrschen den Corsen, die Liebe zur Familie und die Liebe zum Vaterlande. Bei einem ganz armen Volke, welches auf einer abgeschiedenen Insel lebt, die obenein noch von einer heroischen Gebirgsnatur ist, müssen diese Leidenschaften sehr mächtig sein und ihm die Welt ersetzen. Die Liebe zum Vaterlande hat jene Heldengeschichte Corsica's erzeugt, welche eigentlich nichts ist als eine uralte, fort und fort geerbte Blutrache der Corsen gegen Genua; die Liebe zur Familie hat die nicht minder blutige und nicht minder heroische Geschichte der Vendetta erzeugt, deren Trauerspiel noch heute fortgespielt wird. Man muß die Urkraft dieses Volks wahrlich unbegreiflich finden, da es sich selber auf das Blutigste zerfleischend dennoch

zu gleicher Zeit die Stärke besaß, so unablässige und so glorreiche Kämpfe mit den Landesfeinden zu kämpfen.

Die Liebe zu den Seinen ist wie in den alten Heldentagen, so noch heute dem Corsen eine Religion; nur die Liebe zum Vaterland ist ihm eine höhere Pflicht. Viele Beispiele aus der Geschichte zeigen dies. Wie bei den Hellenen die Geschwisterliebe als die höchste und reinste Form der Liebe überhaupt galt, so ist es auch bei den Corsen. In Corsica gilt das geschwisterliche Verhältniß für das heiligste, und der Name Bruder und Schwester bezeichnet das reinste Glück des Herzens, seinen edelsten Schatz oder seinen schmerzlichsten Verlust. Der älteste Bruder, als die Stütze der Familie, ist eine Person der Verehrung schon an sich. Ich glaube nichts spricht so klar das gesammte Empfinden und das sittliche Wesen eines Volkes aus, als sein Lied. Das corsische Lied ist ganz eigentlich die Todtenklage oder das Rachelied; und die meisten dieser Rachelieder sind die Klagen der Schwester um den Bruder, welcher gefallen ist. Ich habe überhaupt gefunden, daß wo in diesen Gesängen alles Lob und alle Liebe auf den Todten gehäuft wird, es von ihm heißt: er war mein Bruder. Selbst das Weib nennt den Mann im höchsten Ausdruck der Liebe: Bruder. Es überraschte mich eben dieselbe Ausdrucks- und Gefühlsweise im serbischen Volksliede wieder zu finden, denn auch die Serbin bezeichnet ihren Mann mit dem höchsten Liebesnamen Bruder, und wo bei den Serben der heilige Schwur geschworen wird, schwört man ihn bei dem Bruder. — Bei unverdorbnen Völkern bewahrt sich die Naturreligion des Herzens in ihren einfachsten Empfindungsweisen; sie sind auf das gegründet was das allein dauernde in den Verhältnissen des Lebens ist, denn das Gefühl des Volkes haftet an dem was einfach ist und was besteht. Die Geschwisterliebe wie die Elternliebe ist das einfachste und dauerndste Verhältniß auf Erden, weil es leidenschaftslos ist. Die Geschichte des menschlichen Elends aber beginnt mit dem Kain, dem Brudermörder.

Wehe also dem, welcher des Corsen Bruder oder Blutsverwandten erschlagen hat. Die That ist geschehn — der Mörder entspringt aus doppelter Furcht, vor der Justiz, welche den Mord bestraft, und vor der Verwandtschaft des Erschlagnen, welche den Mord rächt. Denn sobald die That ruchtbar geworden ist, greifen die Verwandten des Gefallenen zu den Waffen und eilen, den Mörder zu treffen. Der Mörder entsprang zum Buschwalde, er klimmt dort vielleicht zum ewigen Schnee empor; seine Spur ist verloren. Aber er hat Verwandte, Brüder, Vettern, einen Vater; die Verwandten wissen, daß sie mit ihrem Blut für die That einstehen müssen. Sie bewaffnen sich also und sind auf ihrer Hut. Das Leben derer, welche im Stande der Vendetta sich befinden, ist ungemein elend. Wer die Vendetta zu fürchten hat, schließt sich in sein Haus und verrammelt sofort die Thüren und Fenster, in welchen er nur Schießscharten übrig läßt. Mit Stroh und Matratzen werden die Fenster verkleidet, man nennt dies inceppar le fenestre. Das corsische Haus in den Bergen, schon an sich hoch, fast turmartig, enge, mit einer sehr hohen steinernen Treppe, wird leicht zur Festung. In dieser Schanze hält sich der Corse, immer auf seiner Hut, daß ihn nicht eine Kugel durch das Fenster erreiche. Bewaffnet ackern seine Verwandten, stellen Wachen aus, sind keines Schrittes mehr auf dem Felde sicher. Man erzählte mir von Beispielen, daß Corsen zehn, ja fünfzehn Jahre lang ihre verschanzte Wohnung nicht verließen und in steter Todesangst so lange Zeit ihres Lebens belagert hinbrachten. Denn die corsische Rache schläft nimmer und der Corse vergißt nicht. Es ereignete sich in Ajaccio vor kurzer Zeit, daß ein Mann welcher zehn Jahre in seinem Zimmer gelebt und endlich sich auf die Straße gewagt hatte, bei seiner Rückkehr vor der Schwelle seines Hauses todt niederstürzte. Die Kugel dessen, der zehn Jahre lang über ihm gewacht, hatte ihm das Herz durchbohrt.

Ich sehe hier in den Straßen Bastia's einen Mann umher

gehen den das Volk Nasone nennt, weil er eine große Nase hat. Er ist ein Gigant an Gestalt und überdieß noch durch ein zerrissnes Auge entstellt. Vor Jahren lebte er in dem benachbarten Orte Pietra Nera. Er beleidigte einen aus dem Dorf. Dieser schwor Rache. Nasone verschanzte sich in seinem Hause und versperrte die Fenster, um vor einem Flintenschusse sich zu schützen. Eine geraume Zeit verging, da wagte er sich eines Tages auf die Straße; augenblicklich sprang sein Feind auf ihn zu, ein Winzermesser in der Hand. Sie rangen fürchterlich, Nasone unterlag, und sein Gegner, der ihm bereits einen Hieb in den Nacken gegeben hatte, machte sich eben daran ihm den Kopf auf einem Baumstumpf abzuschlagen, als Leute herzukamen. Nasone ward geheilt, jener entwich in die Macchia. Wieder verging eine geraume Zeit. Eines Tages wagte sich Nasone auf die Straße — eine Kugel kam geflogen und fuhr durch sein Auge. Man hob den Verwundeten auf, und wieder siegte seine riesige Natur und heilte ihn. Der ergrimmte Bandit verwüstete nun Nachts den Weinberg seines Feindes und warf Feuer in sein Haus. Nasone zog in die Stadt, und geht da umher als lebendiges Beispiel corsischer Rache, grauenvoll für den friedlichen Fremdling, der sich seine Geschichte erzählen ließ. Ich sah den entsetzlichen Mann eines Tages am Meer, aber nicht ohne seine Doppelflinte; seine Gestalt flößte mir Grauen ein, er war anzusehn wie der Rachedämon selbst.

Sich nicht zu rächen gilt bei den echten Corsen für entehrend. Das Rachegefühl ist bei ihnen ein Naturgefühl, eine Leidenschaft welche geheiligt ist. In ihren Liedern hat die Rache einen Cultus und wird gefeiert wie eine Religion der Pietät. Ein Gefühl aber welches das Volk als nationelles in sein Lied aufgenommen hat, ist unaustilgbar und im höchsten Maße dann, wenn es auch das Weib als sein Empfinden geadelt hat. Die meisten Rachelieder der Corsen haben Mädchen und Weiber gedichtet, und man singt sie von den Bergen bis zum Strande. Das gibt eine wahrhafte

Rache-Atmosphäre, in welcher das Volk lebt und die Kinder aufwachsen, und so saugen sie den wilden Sinn der Vendetta schon mit der Muttermilch ein. In einem jener Lieder wird gesungen: Zwölf Seelen sind noch zu wenig, um des Gefallnen — — Stiefeln zu rächen. Das ist corsisch. — Einen Menschen wie Hamlet, welcher darnach ringt sich mit dem Geist der Blutrache zu erfüllen und das nicht vermag, würden die Corsen für das elendeste aller Subjecte erklären. Nirgend in der Welt vielleicht gilt Menschenblut und Menschenleben so wenig, als in Corsica. Der Corse ist bereit es zu vergießen, aber er ist auch bereit zu sterben.

Wer zögert, sich zu rächen, wem vielleicht ein milderer Sinn oder einige Philosophie etwas vom Hamlet gegeben hat, dem raunen die Verwandten zu und Andere beschimpfen ihn, daß er sich nicht gerächt habe. Das nennt man rimbeccare, vorwerfen, eine nicht gerächte Beleidigung erduldet zu haben. Den rimbecco bestrafte das alte genuesische Statut als Aufreizung zum Morde. Es lautet das Gesetz im 19. Capitel dieser Statuten so:

„Von denen welche vorwerfen oder rimbecco sagen.

Wenn einer vorwirft oder in seiner Gegenwart zu andern rimbecco sagt, weil er den Tod des Vaters, des Bruders oder anderer Blutsverwandten nicht gerächt habe, oder weil er sich nicht wegen anderer Beleidigungen und Schimpf ihm selber angethan gerächt habe, so soll er für jedes Mal von 25 bis 50 Lire bestraft werden, nach Gutdünken der Behörde und in Rücksicht auf die Eigenschaft der Personen und andere Umstände; und wenn er nicht zahlt oder die Buße innerhalb acht Tagen nicht zahlen kann, soll er auf ein Jahr von der Insel gebannt sein, oder es soll an ihm einmal die Corda angezogen werden, nach Gutdünken des Richters."

Im Jahre 1581 wurde das Gesetz selbst so weit verschärft, daß dem rimbecco sagenden die Zunge öffentlich durchstochen wurde. — Nun sind es besonders die Frauen, welche die Männer zur Rache antreiben, durch das Rachelied an der Leiche des Erschlagenen und durch das Vorzeigen des blutigen Hemdes. Die

Mutter heftet wol auch ihrem Sohne einen blutigen Fetzen vom Hemde des Vaters an das Kleid, als beständige Mahnung, daß er sich zu rächen habe.

In ehemaligen Zeiten hatten die Corsen die ritterliche Fehdesitte, den Blutrachekrieg zuvor anzukündigen und auch bis zu welchem Gliede die Rache sich erstrecken solle. Die Sitte ist abgekommen. Bei der engen Verbindung der Sippschaften (parentado) kreuzt sich natürlich die Vendetta; solche kreuzweise Rache nennt man in Corsica vendetta trasversale.

Es hängt nun damit als ganz natürliche Folge der corsische Familienkrieg, noch bis auf den heutigen Tag die Geißel des unglücklichen Landes, zusammen. Denn diejenigen Familien welche in der Vendetta liegen, ziehen sofort alle ihre Verwandte und selbst Freunde mit hinein, und in Corsica gibt es wie bei Nationen ähnlicher Gesellschaftslage auch noch das feste Band des Stammes. So entstehen Familienkriege innerhalb ein und desselben Dorfes oder von Dorfschaft zu Dorfschaft, von Tal zu Tal, und jahrelang wird Krieg geführt und Blut vergossen. Blutrache oder geringere Beleidigungen, zufällige Anlässe geben dazu die Gelegenheit, und bei dem Jähzorn der Corsen muß jeder Hader leicht blutig werden, da sie alle bewaffnet sind. Der Krieg erstreckt sich bis auf die Kinder; man kennt Beispiele, daß Knaben aus feindlichen Sippschaften einander erdolcht oder erschossen haben. Es gibt in Corsica gewisse Clientelverbindungen, Ueberreste der alten Feudalzustände aus der Zeit der Signoren, und besonders hat sich dieser Patronat im Lande jenseits der Berge erhalten, wo die Nachkommen der alten Signoren noch in ihren Orten wohnen. Sie haben keine Lehnsvasallen mehr, aber von ihnen abhängige Leute, Freunde, Verpflichtete, Dienstbare. Leicht schaaren sich diese als Familienanhang zusammen, und dies sind denn nach corsischem Ausdruck die patrocinatori oder geniali. Wie im italienischen Mittelalter in den Städten wird also in Corsica der Krieg der Familien noch fortgeführt als

letzter Rest der Signorenfehden, wenn man will. Hartnäckig hat die granitne Insel das Altertum festgehalten, und ihre Geschichte, der fortdauernde Bürgerkrieg auf ihr, veranlaßt durch den Ehrgeiz und den Kampfesübermut der Signoren, hat dem Lande bis auf den heutigen Tag den Parteigeist aufgedrückt.

In Corsica hat der fürchterliche Begriff Feindschaft seine volle, alte Bedeutung. Der Feind ist dort der Todfeind; wer in Feindschaft lebt geht aus auf Feindesblut und sein eigenes Blut muß er daran geben. Auch wir haben den alten Begriff Todfeind noch aus dem Naturzustande herüber genommen, aber wir drücken mehr Abstractes damit aus. Unsere Todfeinde wollen uns nicht morden, sie thun uns Böses hinter dem Rücken an, sie verleumden uns, sie schaden uns heimlich auf jede Weise; oft wissen wir nicht einmal, wer sie sind. Die Feindschaften in der Civilisation haben in der Regel etwas Gemeines, daher kann der edle Mensch in unserer Gesellschaft nicht mehr Feind sein, er kann nur verachten. Auf den Leib aber gehen sich die Todfeinde in Corsica, die Waffen in der Hand; sie haben sich laut und öffentlich Rache bis aufs Blut geschworen, und wo sie sich treffen dolchen und erschießen sie einander. Das hat etwas fürchterlich Männliches, naturkräftig Wildes, Imponirendes. So barbarisch ein solcher Gesellschaftszustand ist, so nötigt er uns doch, die natürliche Kraft zu achten, zumal da der corsische Bluträcher oft eine wahrhaft tragische Person ist, vom Schicksal, weil von der geheiligten Sitte zum Morde gezwungen. Denn auch ein von Natur edler Mensch kann dort zum Kain werden, und wer auf den Bergen dieser Insel als Bandit umherirrt trägt oftmals nur den Fluch der barbarischen Sitte nicht seiner Bosheit, und kann ein Mensch von solchen Tugenden sein, welche ihn in der bürgerlichen Gesellschaft ehren und auszeichnen würden.

Eine einzige Leidenschaft, aus edler Quelle entsprungen — Rache und nichts mehr als Rache! es ist wunderbar, mit welcher unwiderstehlichen Gewalt sie den Menschen ergreift. Die Rache

ist die Schicksalsgöttin der armen Corsen, sie macht ihre Lebensgeschichte. Und so wird hier der Mensch durch eine einzige Leidenschaft zu dem fürchterlichsten Dämon und schonungsloser als der Würgengel, denn er begnügt sich nicht mit der Erstgeburt. Aber so nächtig dunkel die Menschengestalt hier erscheint, so erzeugt diese finstre Leidenschaft wieder ihre lichtvollen Gegensätze. Wo Feinde auf Tod und Leben sind, sind auch Freunde auf Tod und Leben; wo die Rache das Herz mit Tigermordgier zerfleischt, da kommt auch die Menschenliebe und reißt es zu den erhabensten Entschlüssen hin; da ist ein heroisches Selbstvergessen und die göttliche Milde des Verzeihens, und nirgend möchte man die christliche Moral: Liebe deinen Feind, christlicher verwirklicht finden, als in dem Lande der Blutrache.

Oft legen sich auch Mittler, Parolanti genannt, zwischen die Feindschaften, und in ihre Hand schwören die Parteien den Eid der Versöhnung. Der Eid ist heilig wie die Religion; wer ihn gebrochen hat ist vor Gott und Menschen ehrlos und geächtet. Selten wird er gebrochen, aber doch gebrochen, denn im menschlichen Herzen hat der Dämon sein Nest gemacht.

Zehntes Kapitel.

Banditenleben.

Nur weiter! Dies ist seine Fährte offenbar;
Nach spürt dem stummen Rate der Verrätrin Spur!
Denn wie der Spürhund einem angeschoss'nen Reh,
So wittern, seinem Schweiß und Blut nach, wir ihn aus.
Die Eumeniden des Aeschylus.

Wie nun der Corse gezwungen werden kann, als Bandit zu leben, aus seiner ruhigen Häuslichkeit urplötzlich in die Bergwildniß geschleudert zu werden und in einen ganz staatlosen Menschen, in ein vogelfreies Wesen sich zu verwandeln, wird aus der Blutrache klar sein.

Der corsische Bandit ist nicht wie der italienische Dieb und Räuber, sondern das, was sein Name sagt, ein vom Gesetze Verbannter. Im alten Statut der Insel heißen ursprünglich alle diejenigen Banditi, welche von der Insel verbannt sind, weil sie die Gerechtigkeit in ihre Gewalt nicht hat bekommen können; sie wurden für vogelfrei erklärt, und es war einem Jeden erlaubt einen Banditen, wenn er sich blicken ließ, zu erschlagen. Der Begriff des Verbannten ist also ganz einfach auf alle Menschen übergegangen, welche im Banne des Gesetzes leben.

Die Abgeschiedenheit Corsica's, die Mittellosigkeit, endlich die Vaterlandsliebe hindern oft den flüchtigen Corsen, seine Insel zu verlassen. In früheren Zeiten retteten sich corsische Banditen bisweilen nach Griechenland, wo sie tapfer kämpften; heute flüchten Manche nach Italien, die meisten aber nach Sardinien, wenn sie es vorziehn ihre Heimat zu verlassen. Die Flucht vor dem Gesetz ist nirgend in der Welt leichter, als in Corsica. Denn kaum ist das Blut geflossen, so springt der Thäter in die Berge, welche überall nahe sind, und birgt sich in der schwer durchdringlichen Macchia. Von dem Augenblicke an, da er in die Macchia gegangen ist, heißt er Bandit. Die Verwandten und Freunde wissen um seine Spur; so lange es möglich ist, versorgen sie ihn mit dem Nötigsten, und nehmen ihn wol auch in mancher heimlichen Nacht in ihr Haus auf. In der höchsten Not findet der Bandit immer Ziegenhirten, welche ihn ernähren.

Der Hauptschlupfwinkel der Banditen ist zwischen Tox und dem Berge Santo Appiano, in den Wildnissen des Monte Cinto und des Monte Rotondo, in den unwegsamen Gegenden des Niolo. Dort bedecken Urwälder, welche nimmer eine Axt gesehn, und dichteste Büsche von Eichengestrüpp, von Albatro, Mirten und Haide die Abhänge der Berge; dunkle von Wildwasser durchbrauste Schluchten in denen sich jeder Pfad verliert, Hölen und Grotten und zertrümmertes Gestein geben Verborgenheit. Dort lebt der Bandit mit dem Falken, mit dem Fuchs, mit dem

Wildschaf ein Leben, welches romantischer und trostloser ist als das des amerikanischen Wilden. Die Gerechtigkeit geht ihren Lauf; sie hat den Banditen in contumaciam verurteilt; der Bandit lacht dessen, er sagt in seiner wunderlichen Ausdrucksweise: ich habe das sonetto empfangen, das heißt die Sentenz in Contumaciam. Die Sbirren spüren auf seiner Fährte, nicht minder die Bluträcher; er ist auf beständiger Flucht, er ist der ewige Jude in den wüsten Bergen. Nun gibt es Kämpfe mit den Gendarmen, heroische, fürchterliche Kämpfe; das Blut häuft sich; aber es ist nicht Sbirrenblut allein; denn der Bandit ist auch ein Bluträcher, nicht die Liebe zu dem elenden Leben, vielmehr die Rache ist es, von der er lebt. Er hat der feindlichen Sippschaft den Tod geschworen; man kann sich vorstellen, wie das Rachegefühl in der Wildniß der Berge unter beständigen Gedanken an den Tod und den Träumen von dem roten Pfahle sich ins Ungeheure steigern muß. Bisweilen kommt der Bandit herab, seinen Feind zu erschlagen; wenn er seine Rache vollzogen hat, verschwindet er wieder. Manchesmal wirft er sich zum Carl Moor der Gesellschaft auf. Man kennt noch in Corsica die Geschichte des Banditen Capracinta aus Prunelli; die Justiz hatte seinen Vater ungerecht zu den Galeeren verurteilt; der Sohn ging mit einigen Blutsverwandten in die Macchia, und von den Bergen stiegen diese Rächer von Zeit zu Zeit herab und erdolchten und erschossen persönliche Feinde, Soldaten, Spione; sie fingen eines Tages auch den öffentlichen Henker und vollzogen an ihm selber die Hinrichtung.

Es liegt sehr nahe, daß die Banditen sich oft auch als Werkzeuge Anderer gebrauchen lassen, welche eine Vendetta zu vollziehen haben und nun an jene sich wenden, damit sie ihnen ihren Dolch und ihre Kugel leihen. Bei der großen Verzweigung der Familien auf einem so kleinen Lande muß die Furchtbarkeit der Banditen natürlich wachsen. Sie werden die Blutgeißel des Landes; der Acker bleibt wüste, der Weinberg wird nicht gepflegt;

denn wer wagt sich ins Feld, wenn Massoni oder Serafino ihm droht? Es gibt ferner unter den Banditen Männer, die ehedem gewohnt waren, Einfluß auf Andere auszuüben oder am öffentlichen Leben sich zu beteiligen; in die Wildniß verbannt wird es ihnen unerträglich, außerhalb solcher Wirksamkeit zu bleiben. Man versicherte mich, daß Einige noch in ihren Hölen und Schlupfwinkeln fortfahren selbst Zeitungen zu lesen, welche sie sich zu verschaffen wissen. Oft üben sie einen schreckenden Einfluß auf die Communalwahlen und selbst auf die Wahlen zum Landesrat aus, und nicht selten haben sie Zeugen und Richter bedroht oder sich blutig an ihnen gerächt. Dies und ohnehin die sehr milde Beurteilung der Geschwornen hat zu dem schon vielfach ausgesprochnen Verlangen Grund gegeben, man möchte die Jury in Corsica ganz abschaffen. Es ist nicht zu läugnen, daß das corsische Geschworengericht unter dem Einflusse der Furcht vor der Banditenrache stehen kann; wenn man ihm aber eine zu milde Aburteilung zum Vorwurfe macht, so wird man ihm in vielen Fällen Unrecht thun, denn das Banditenleben und seine Ursachen wollen aus den Bedingungen der corsischen Gesellschaft betrachtet werden. Ich wohnte einer Sitzung der Jury in Bastia bei, eine Stunde nach der Hinrichtung des Bracciamozzo und in demselben Gebäude, vor welchem er gerichtet worden war; mir schien der Eindruck des Hinrichtungsactes fühlbar in den Mienen der Geschwornen und der Zuschauer, aber nicht in dem Gesichte des Angeklagten. Es war ein junger Mensch, welcher einen Mann erschossen hatte; er hatte ein stumpfes, versteintes Gesicht und sein Schädel sah aus wie eines Negers Schädel, als könnte man ihn zum Amboß gebrauchen. Weder die eben vollzogene Hinrichtung, noch die Feierlichkeit der Assisenhandlung machte auf den jungen Menschen Eindruck; er zeigte nicht die geringste Spur von Befangenheit oder Furcht, sondern antwortete auf alle Fragen des Verhörsrichters mit der größten Kaltblütigkeit, sich kurz und bündig über die Umstände seiner Blutthat aus-

lassend. Ich weiß nicht mehr, zu wie viel Jahren Gefängniß man ihn verurteilte.

Obwol der corsische Bandit sich niemals durch gemeinen Raub schändet, hält er es doch nicht unter seiner ritterlichen Ehre, Geld zu erpressen. Die Banditen legen Contributionen auf, sie taxiren Einzelne, oft ganze Dörfer und Gemeinden nach dem Vermögen, sie fordern mit Strenge ihren Tribut ein. Als Könige des Buschwaldes legen sie ihre Steuern auf, und man sagt, solche Steuerpflichtige bezahlten ihre Steuern eiliger und gewissenhafter als sie dieselbe je dem Könige von Frankreich leisteten. Es geschieht sehr häufig, daß der Bandit irgend einem wolhabenden Mann einen Contributionsschein in das Haus schickt mit der Aufforderung ihm so und so viel tausend Franken an einem bestimmten Orte niederzulegen, wenn nicht, so werde er ihn, sein Haus und seinen Acker vernichten. Die übliche Drohformel ist: si preparasse: Er soll sich bereit halten. Andere fallen in die Gewalt der Banditen und müssen ein Lösegeld zahlen. Mit dem erpreßten Gelde bereichern die Banditen ihre Verwandten und Freunde und erwerben sich manche Gunst: ihrem eigenen Leben kommt Geld sonst kaum zu Gute, denn hätten sie es bergehoch aufgehäuft, sie leben dennoch nach wie vor in den Hölen der Wildniß und auf der Flucht.

Es gibt viele Banditen, welche fünfzehn bis zwanzig Jahre lang ihr Wesen fortgeführt haben und auf so kleinem Raum als ihre Berge ihnen gewähren, sich gegen die bewaffnete Macht behaupten konnten, bis sie dem letzten Schicksale erlagen. Sie leben nicht in Banden vereinigt, weil sie so das Land nicht nähren würde; auch sträubt sich die corsische Natur dagegen, den Befehlen eines Hauptmanns zu gehorchen. Meistens sind sie zu zweien, in einer Art Waffenbrüderschaft. Auch sie haben unter sich ihre Blutrache und ihre Todfeindschaften; dies ist staunenswert, denn so gewaltig ist das persönliche Rachegefühl des Corsen, daß ein gleiches Elend und ein gleiches Loos den Banditen

mit dem Banditen niemals versöhnt, wenn zwischen ihnen die Vendetta bestand. Man erzählt sich von manchem Beispiel, daß ein Bandit den andern um der Blutrache willen in den Bergen gejagt und erschlagen habe. Auch Massoni und Serafino, die Banditenhelden Corsica's aus der jüngsten Vergangenheit, lagen in der Vendetta und schossen auf einander, wenn sie sich trafen. Massoni hatte dem Serafino einen Finger abgeschossen.

Die Geschichte der corsischen Banditen ist reich an heroischen, dämonischen und ritterlichen Charakterzügen. Im ganzen Lande singt das Volk die Banditentodtenklagen, es ist ja das eigne Schicksal und der eigne Schmerz, den es in diesen Liedern klagt. Viele Banditen sind unsterblich geworden, vor allen glänzt Einer durch seine kühnen Thaten. Er heißt Teodoro, und selber nannte er sich König der Berge. Es hat also Corsica zwei Könige des Namens Theodor gehabt. Teodoro Poli war eines Tags, im Anfang dieses Jahrhunderts, conscribirt worden; er forderte eine Frist, um das Geld für den Stellvertreter zu beschaffen. Die bewaffnete Macht ergriff ihn um ihn einzustellen. Teodoro's Freiheitsliebe empörte sich. Er warf sich in die Berge und lebte als Bandit. Ganz Corsica riß er zur Bewunderung seiner Kühnheit hin, und er war das Schrecken der Insel; aber keine Gemeinheit befleckte ihn, im Gegenteil rühmte man seine Großmut, und selbst Verwandten seiner Feinde verzieh er. Er war sehr schön und liebte, wie sein Namensvetter der König, prächtige Kleidung. Mit ihm teilte sein Loos seine Geliebte, welche von den Steuern (taglia) die Theodor auf die Ortschaften legte, in Freuden lebte. Mit ihm war auch ein Bandit Brusco, welchem er unverbrüchliche Freundschaft gelobt hatte, und sein Oheim Augellone. Augellone heißt böser Vogel; es ist nämlich Sitte, daß die Banditen sich Zunamen geben, wenn sie ihre Rolle zu spielen anfangen. Der böse Vogel wurde neidisch auf den Brusco, welchen Teodoro so sehr liebte, und eines Tags stieß er ihm das kalte Eisen etwas zu tief in die Brust. Darauf

sprang er ins Gestein. Wie Teodoro den Fall seines Brusco erkannte, schrie er vor Schmerz nicht anders auf als Achill nach dem Falle des Patroclus, und nach alter Rächersitte ließ er sich den Bart wachsen und schwor, ihn nimmer zu schneiden, wenn er sich nicht in dem Blut des bösen Vogels würde gebadet haben. Es verging eine kleine Zeit, da sah man Teodoro wieder mit geschnittenem Bart. Das sind die kleinen Tragödien, welche in der Bergwildniß auch zwischen den Banditen spielen; denn das menschliche Herz setzt überall seine Leidenschaften fort. Teodoro wurde endlich krank. Ein Spion zeigte den Schlupfwinkel des kranken Löwen an. Da kamen die wilden Wolfshunde, die Sbirren auf die Berge gesprungen — in einer Capanne machten sie Teodoro todt. Das Volkslied rühmt von ihm, daß er gefallen sei die Pistole in der Hand und das Fucile an der Flanke, come un fiero paladino, wie ein stolzer Paladin. So groß war der Respect, welchen dieser König der Berge eingeflößt hatte, daß man selbst noch nach seinem Falle die ihm schuldige Steuer bezahlte. Personen, welche sie schuldeten, kamen und legten das Geld respectvoll in die Wiege des kleinen Kindes, welches Teodoro mit seiner Königin erzeugt hatte. Er fand seinen Tod im Jahre 1827.

Berühmt ist auch Gallocchio. Seine Geliebte hatte ihn treulos verlassen, er verboten, daß jemand ihre Hand begehre. Cesario Negroni warb um sie. Der junge Gallocchio gab einem seiner Freunde einen Wink, daß er den Schwiegervater verwunden solle. Die Hochzeitsgäste tanzen, lustig klingen Geigen und Mandolinen — ein Schuß! Die Kugel verfehlt das Ziel und durchbohrt dem Schwiegervater das Herz. Gallocchio wird Bandit. Cesario verschanzt sich. Aber jener jagt ihn aus dem Bau, hetzt ihn durch die Berge, trifft ihn, macht ihn kalt. — Nun floh Gallocchio nach Griechenland und kämpfte dort gegen die Türken. Eines Tages kam Kunde zu ihm, daß sein leiblicher Bruder im Vendettakriege gefallen sei, denn dieser war unab-

lässig fortgeführt worden um den todten Schwiegervater und den todten Cesario. Gallocchio kam zurück, tödtete zwei Brüder Cesario's und noch andere, und die ganze Sippschaft tilgte er aus. Der rote Gambini war sein Begleiter; mit ihm vereint schlug er die Gendarmen, und einen banden sie an den Schwanz eines Pferdes und schleiften ihn so über das Gestein. Gambini floh nach Griechenland, wo ihm die Türken den Kopf abschnitten; Gallocchio aber starb im Schlaf, denn ein Verräter erschoß ihn.

Berühmt ist auch Giammarchi, welcher den Buschwald hielt 16 Jahre lang, Camillo Ornano, der die Berge hielt 14 Jahre, Joseph Antommarchi, welcher 17 Jahre Bandit war.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Corsica wurde der berühmte Serafino erschossen; man hatte ihn verraten und im Schlafe getödtet. Auch Arrighi und der furchtbare Massoni hatten kurz vorher ihr Ende gefunden; es war so wildromantisch wie ihr Leben gewesen war.

Massoni war ein Mensch von beispielloser Energie. Blutrache hatte ihn, den Sohn einer wolhabenden Familie aus der Balagna, in die Berge getrieben. Dort lebte er, von seinen Verwandten unterstützt und von den Hirten begünstigt, viele Jahre lang und tödtete in vielen Kämpfen eine große Zahl von Sbirren. Mit ihm war sein Bruder und der tapfere Arrighi. Eines Tages suchte ein Mann der Provinz Balagna, welcher Verwandtenblut an einer mächtigen Familie zu rächen hatte, Massoni auf und bat um seinen Beistand. Der Bandit nahm ihn gastfrei auf, und da es ihm an einer Malzeit fehlte, ging er zu einem Hirten auf dem Monte Rotondo und forderte von dem ein Lamm. Der Hirt gab ihm eins aus seiner Heerde. Massoni aber wies es von sich, indem er sagte: du gibst mir ein mageres Lamm, und doch will ich heute einen Gast ehren, siehe da jenes ist fett, das will ich haben; und auf der Stelle schoß er das fette Lamm nieder und trug es in seine Höle.

Der Hirte ergrimmte über diese Gewaltthat. Auf Rache

sinnend ging er den Berg hinab und zeigte den Sbirren den Schlupfwinkel Massoni's an. Das Lammesblut wollte der Hirte rächen. Die Sbirren stiegen in großer Zahl in die Berge. Diese corsischen Gendarmen, mit der Natur des Landes wol vertraut und im Banditenkampf geübt, sind nicht weniger verwegen als das Wild, das sie jagen. Ihr Leben ist in steter Gefahr; denn die Banditen sind wachsam, sie spähen mit ihren Fernröhren, welche sie stets mit sich führen, aus ihren Schlupfwinkeln, und wenn sich Gefahr zeigt, sind sie auf und davon und behender als der Muffro, das wilde Schaf; oder sie lassen den Häscher auf Schußweite herankommen, und nie verfehlen sie ihr Ziel.

Die Sbirren also stiegen in die Berge; der Hirt voran; auf nur ihm bekannten Pfaden krochen sie die Felsen empor. In einer Höle befanden sich die Banditen. Sie war fast unzugänglich, durch einen Busch verdeckt. Arrighi und Massoni's Bruder lagen darin, Massoni aber saß hinter dem Busch auf der Wacht.

Auf einem Pfade waren die Sbirren über der Höle emporgekrochen, andere hatten den Schlund besetzt. Die dort oben lagen, blickten auf den Busch, ob sie etwas entdecken möchten. Ein Sbirre nahm einen Stein und warf ihn auf den Busch, in welchem er etwas Schwarzes zu bemerken glaubte. Augenblicks sprang ein Mann auf und feuerte eine Pistole ab, die zu wecken, welche in der Höle lagen. Aber in demselben Augenblicke knallten auch die Häscherflinten, und Massoni stürzte todt nieder.

Wie die Schüsse fielen, sprang ein Mann aus der Höle, Massoni's Bruder. Gleich der Bergziege setzte er in wilden Sprüngen von Klippe zu Klippe, von Kugeln umsaust: Eine traf ihn tödtlich, so daß er ins Gestein stürzte. Arrighi, der alles sah, was vorging, hielt sich in der Höle. Die Gendarmen drangen behutsam vor, doch wagte Niemand in die Grotte einzudringen, bis endlich die Waghalsigsten hineinstiegen. Niemand war darin sichtbar; trotzdem ließen sich die Häscher nicht irren

und bestanden darauf, daß die Höle noch ihren Mann verberge. Ihr Eingang wurde besetzt.

Es kam die Nacht. Man zündete Fackeln und Lagerfeuer an. Man beschloß Arrighi auszuhungern; Morgens gingen Einige an die der Höle nahe Quelle, um Wasser zu schöpfen. Da fiel ein Schuß und noch einer, und zwei Sbirren stürzten. Ihre Gefährten feuerten wutschreiend ihre Flinten gegen die Höle ab. Alles war still.

Nun galt es die beiden Todten oder Sterbenden zu holen. Man zauderte lange, dann entschlossen sich einige dazu, und wieder kostete es einem das Leben. Noch ein Tag verging. Jetzt fiel Einer auf den Gedanken, den Banditen wie einen Dachs auszuräuchern, ein Mittel, das man schon in Algier mit Erfolg angewandt hatte. So türmte man vor dem Eingang der Höle trocknes Holz auf und zündete dasselbe an. Aber der Rauch verzog sich durch die Spalten. Arrighi hörte jedes Wort, das man sprach, und hielt förmlich Dialoge mit den Sbirren, welche ihn weder sehen noch treffen konnten. Er weigerte sich, sich zu ergeben, wofür man ihm Gnade versprochen hatte. Endlich ließ der Procurator, den man von Ajaccio gerufen hatte, Militär und einen Ingenieur aus der Stadt Corte holen. Der Ingenieur erklärte, daß es möglich sei, in die Höle Petarden zu werfen. Arrighi hörte was man verhandelte, und der Gedanke, mit der Höle im Trümmergraus aufzuknallen, jagte ihm ein solches Entsetzen ein, daß er die Flucht beschloß.

Er wartete die Nacht ab, rollte dann Steine in falscher Richtung hinab und sprang von Fels zu Fels, einen andern Berg zu erreichen. Hinter ihm her knallten ins Ungewisse die Flintenschüsse der Sbirren. Eine Kugel traf ihn am Schenkel. Er blutete stark und seine Kräfte erschöpften sich; als es Tag wurde, verriet ihn die Blutspur, wie das wunde Wild durch seinen Blutschweiß sich verrät. Auf der Fährte die Verfolger. Arrighi hatte sich ermattet unter einen Felsblock geduckt; ein

Sbirre sich auf diesen aufgeschwungen, die Flinte zum Schusse fertig. Der Bandit streckte den Kopf hervor, sich umzuschauen, ein Knall, und die Kugel zerschmetterte ihn.

So starben jene drei Rächer, glücklich, daß sie nicht am roten Pfahle endeten. So groß aber war die Achtung, in welcher sie beim Volke standen, daß keiner der Umwohner des Monte Rotondo sein Maulthier hergeben mochte, um die Leichen der Gefallnen fortzubringen. Denn, sagten diese Leute, wir wollen keinen Teil an dem Blut haben, das ihr vergossen habt. Als nun die Maulthiere aufgetrieben waren, lud man die Todten, Banditen und Sbirren, auf ihren Rücken, und so stieg der Sbirrenzug die Berge herab nach Corte, acht Männer mit sich führend, die im Banditenkampf erschlagen waren.

Wenn dieses Eiland all das Blut, welches auf ihm im Lauf der Zeiten vergossen wurde, Schlachtenblut und Vendettablut wieder ausspeien wollte, so würde es seine Städte und Dörfer überfluten und sein Volk ersäufen und das Meer rot färben vom Inselufer bis nach Genua.

Man möchte es nicht glauben, was Filippini erzählt, daß in dreißig Jahren seiner Zeit 28000 Corsen sich aus Rache gemordet haben. Nach der Berechnung eines andern corsischen Geschichtschreibers finde ich, daß in 32 Jahren bis auf das Jahr 1715 28715 Morde in Corsica verübt worden sind. Derselbe berechnet, daß die Summe der durch die Vendetta Ermordeten innerhalb des Zeitraums vom Jahr 1359 bis zum Jahre 1729 gewesen sei: 333000. Ebenso viel, meint er, müsse man an Verwundeten rechnen. Das gäbe also 666000 Corsen, welche von Mörderhand geschlagen wurden. Dies Volk gleicht der Hyder; ob man ihr alle Köpfe abhaut, doch wachsen sie von neuem.

Nach der Anrede, welche der Präfect Corsica's vor dem Departements-Generalrat im August 1852 gehalten hat, sind seit 1821 4300 Morde (assassinats) in Corsica verübt, in den

letzten vier Jahren deren 833, in den letzten zwei Jahren 319, in den ersten sieben Monaten des Jahres 1852 aber 99 Mordthaten geschehen.

Die Insel zählt 250000 Einwohner.

Die Regierung will die Blutrache und das Banditenwesen durch die allgemeine Entwaffnung ausrotten. Ob und wie das ausführbar sein wird, weiß ich nicht. Unheil wird es genug geben, denn man wird die Banditen nicht zugleich entwaffnen können, und ihre Feinde werden dann wehrlos ihren Kugeln ausgesetzt sein. Das Banditenwesen, die Familienkriege, die Vendetta haben es bisher nötig gemacht, das Tragen der Waffen zu gestatten. Denn weil das Gesetz den Einzelnen nicht schützen kann, muß es ihm überlassen, sich selbst zu schützen, und so geschieht es, daß die corsische Gesellschaft sich gleichsam außer dem Staat befindet. Pistolen und Dolche zu tragen ist schon lange verboten; alles aber trägt hier Doppelflinten, und halbe Ortschaften fand ich unter Waffen, wie im Krieg gegen andringende Barbaren; ein Anblick von bizarrer Wildheit, diese trotzigen Männer im Pelone und der phrygischen Mütze in düstern Felsgegenden um sich her zu sehen, alle den Kartuschengurt um den Leib, und die Doppelflinte auf der Schulter.

Es möchte wol kein anderes Mittel geben, die Blutrache und das Banditenleben sicher zu vertilgen, als die Cultur. Aber nur langsam schreitet sie in Corsica vor. Colonisation, Anbahnung von Wegen durch das Innre, Steigerung des Verkehrs und der Production welche auch die Häfen beleben würde — dieses wäre wol die allgemeine Entwaffnung des Landes. Die französische Regierung, ganz unmächtig gegen den corsischen Trotz, verdient die gerechtesten Vorwürfe, daß sie eine Insel, welche das schönste Klima, fruchtreiche Landstriche, eine das ganze Mittelmeer zwischen Spanien, Frankreich, Italien und Afrika beherrschende Lage und die herrlichsten Golfe und Ankerplätze besitzt, welche reich ist an Forsten, an Mineralien, an

heilsamen Quellen und an Früchten, und von einem tapfern, zu großen Dingen befähigten Volke bewohnt wird — daß sie Corsica zu einem Montenegro oder zum italienischen Irland werden läßt.

Elftes Kapitel.

Die Erzählung, welche hier folgt, verdanke ich einer freundlichen Mitteilung des corsischen Dichters Salvator Viale von Bastia, der mir eine Sammlung seiner und anderer corsischer Poesien zusandte, in welche er dieses merkwürdige Charakterstück corsischer Sittengeschichte aufgenommen hat. Viale selbst entlehnte dasselbe einem einzigen lateinischen Manuscript und übertrug es ins Italienische. Er betrachtet die Erzählung als einen Anhang zu dem Werke de rebus Corsicis jenes Geschichtschreibers Petrus Cyrnäus, welcher hier eine Episode aus seinem romantisch bewegten Leben erzählt. Ueber die Aechtheit derselben stellt er weder Zweifel noch Beweise auf; der lächelnde Leser wird leicht erraten, warum.

Ich habe diese meisterhafte Novelle aus dem Italienischen Viale's übertragen, ohne mir Zusätze oder Abkürzungen zu erlauben. Sie erscheint mir nicht allein merkwürdig als originelles Charaktergemälde, welches auch für die Gegenwart corsischer Zustände ganz und gar vollgültig ist, sondern auch ausgezeichnet durch ihre Kunst, und jenen schwermütigen Hauch, welcher den meisten corsischen Poesien eigen ist und auch im besondern Salvatore Viale charakterisirt, den fruchtbarsten Poeten der Insel, einen würdigen Greis von unerschöpfter Thätigkeit.

Das Gelübde des Petrus Cyrnäus.

Historische Novelle von Salvator Viale.

> — Revenge, sent from the infernal kingdom,
> To ease the gnawing vulture of thy mind,
> By working wreakful vengeance on thy foes.
> Shakespeare.

Die Spanier, die Genuesen, der Papst und endlich Galeazzo von Mailand hatten kaum aufgehört, unter sich und mit den Corsen um den Besitz der Insel zu streiten, als die Herren von Cinarca einen Bürgerkrieg erregten, welcher unter uns jede Grundlage des Rechts zerstörte. Dies geschah, weil ihr Stolz durch einen Act offner Unparteilichkeit von Seiten des Vicekönigs Gianantonio Cotta beleidigt worden war. Hieraus folgte natürlich, daß während des Stillschweigens der Gesetze und der Ungewißheit der Staatsgewalt alle Feinde der Regierung die Herren spielten, und daß die Banditen und die Verurteilten im Buschwald gleichsam Recht und Urteil sprachen.

Es war in dieser Zeit, und gerade im Sommer des Jahres 1468, daß ich, Pietro da Felce, an Person wie an Habe von einem mächtigen Feind beleidigt, gezwungen war, mir unter den Banditen einen Verteidiger und Kämpen zu suchen. Groß war damals die Zahl der sogenannten „Könige des Feldes," und aller Haupt war der berühmte Gigante. Dieser Mann war einer der wenigen Banditen mit weißem Barte, die man Veteranen nennen kann; und wahrlich, schon im Alter von dreiundvierzig Jahren hieß er der Decan der Banditen auf der Insel. Zwar sagte das Gerücht schon lange, er sei krank; doch je lauter dasselbe in der Pieve ward, desto weniger ward es geglaubt; viel eher schien die Nachricht von der Krankheit des Gigante den öffentlichen Schreck zu steigern, als zu mindern. Erinnerten sich doch viele, daß er, wenn einer seiner Feinde aus Furcht vor ihm sich im Haus verrammelte, sich selber in eine Höle duckte

und sich todt stellte, um jenen heraus zu locken und dann unversehens abzuthun. Daher pflegte bei der Nachricht von Gigante's Krankheit immer eine neue Frevelthat zu erfolgen.

Dieser Hauptbandit führte auch den Namen Settejàcari (vom arabischen Wort jàcaro, welches Jacke heißt); aber weil seiner Namen so viele waren, als die Formen, in die er sich verwandelte, hatte er auch den hirtenüblichen Namen des Leitstiers angenommen und ließ sich Tintinnajo nennen. So nannten ihn nämlich seine Landsleute, weil er einst dem Stier seines Feindes die Glocke abgenommen und mit deren Geläute jenen in den Hinterhalt gelockt hatte. In Wahrheit, dieser Ursprung des Namens, den ich später erfuhr, war der einzige Grund, der mich vom Tintinnajo entfernte. Ich ging nun bei mir zu Rate. Indem ich unter den Banditen èinen Mann von anerkannter Klugheit und Redlichkeit auswählen wollte, richtete ich endlich meine Gedanken auf Galvano da Chiatra.

Galvano war mein Verwandter; schon früher hatte er mich, eine hülflose Waise, mit Rat und That unterstützt, ehe er bei der Regierung in Ungnade fiel und ich selber häuslichen Unglücks halber nach der Romagna wanderte. Er war zuerst aus Vaterlandsliebe Bandit oder Rebell geworden, d. h. aus Haß gegen die Fremdherrschaft; mit der Zeit aber hatte er sich, sei's zu seiner eigenen Verteidigung, oder aus Verwandtenpflicht und Gemeinschaftlichkeit des Schicksals an jene Verbannten angeschlossen, welche sich Parrocchiani nannten, nach dem Erzpriester von Alesani. Nach dem Tode Paganello's und nach der Verbannung der Parrocchiani behauptete Galvano ganz allein den Namen und die Hoffnungen seiner Partei gegenüber den Genuesen. Weil er nun immer zum Herzog von Mailand gehalten hatte, durchstreifte er das Land unter dem Namen Galeazzino; aber wegen einer Maske, mit der er oft sein Gesicht bedeckte, nannten ihn die Genuesen die „eiserne Maske.“ Außerdem hatte er sich durch eine fürchterliche Flinte schrecklich gemacht, die man, wie

ich nachher erfuhr, Sansone nannte. Und groß war seine Fertigkeit, sie zu handhaben und mit ihr das Ziel zu treffen. Diese Flinte war eine von den tragbaren Bombarden, die auch Musketen genannt wurden, und welche durch Feuerskraft einer kleinen Bleikugel eine unglaubliche Gewalt gaben. Es war aber dieses Geschoß mit vielen andern in die Hände der Unsern gefallen, als die Catalanen bei Loreta vernichtet wurden, und zur Zeit des Bündnisses der vier Pievi gegen die Bisogni oder die baarfüßigen und unbesoldeten Kriegsleute des Königs von Aragon.

Ich ging also in der Stille nach dem Gebirge von S. Alessio, welches über der Pieve von Alesani aufsteigt und ihr den Namen gibt. Ich klomm bis zum Gipfel des Bergs, wo unter dicht verwachsenen Eichen, welche Sturm und Alter gebeugt hatte, keine Spur eines lebenden Wesens sich zeigte, außer hie und da das einsame Lager eines Wildschweins und die zerstreuten Federn der Falkenmause, oder die Knochen vom Raub der Adler. Wie ich nun tief in das Dickicht eindrang, erstaunte ich, Galvano in der Gesellschaft eines ältlichen Mannes vor mir zu sehen, welcher nach dem Anstand und der Würde der Person, nach der Feinheit der Kleidung und des Benehmens zu schließen, von nicht gewöhnlichem Stande war. Die Physiognomie dieses Mannes, ganz und gar leutselig und doch ernst, und in so großem Widerspruch mit jenem Ort und seiner Gesellschaft, hatte in meinen Augen etwas unsäglich Fremdes und Rätselhaftes. Wahrlich, ich glaubte, er sei eher ein Schutzflehender wie ich, als ein Banditengenoß. Ich wagte weder Galvano mich zu nähern, noch ihm einen Gruß zu bieten, ehe nicht der Unbekannte auf einen Wink von ihm sich zurückzog.

Da erst ging ich mit herzlichem Vertrauen auf Galvano zu; ich erzählte ihm viele Dinge, die ich hier nicht wiederholen mag noch darf; ich wies ihm besonders den Zusammenhang meines Streites mit der öffentlichen und berühmten Feindschaft der Commune von Petricaggio nach; ja ich teilte ihm sogar meinen

anfänglichen Plan mit, mich an Gigante zu wenden. Hierauf setzte ich ihm der Reihe nach all das Unheil auseinander, das ich seit lange an meiner Ehre und Habe erlitten hatte, nämlich heimliche Verläumdungen, öffentlichen Schimpf, Ausreißen der Grenzpfähle, Verwüstung der Gehege, Vertilgung des Viehs, Todesdrohungen gegen meine Hirten und Insaßen, und ähnlichen Schaden.

Galvano hörte die Geschichte meiner Leiden mit unglaublichem Gleichmut an, ich sage besser mit einem verächtlichen Lächeln, das mich in Erstaunen setzte. „Mein Neffe," sagte er, „wir leben in gar schwierigen Zeiten. Du siehst es: nach Paganello's Tode und nach der Vertreibung der Parrocchiani war der Bandit Gigante allerdings eine Zeitlang mein Begleiter; doch seit lange schon habe ich seine Spur verloren; ja seit einigen Monaten weiß ich nichts mehr von ihm. Du siehst also, ich bin hier ohne andere Gesellschaft als die meines magern Hundes, meiner treuen Flinte und dieses heiligen Scapuliers, der einzigen Hinterlassenschaft, die ich gegenwärtig von meinem Vater besitze; und in dieser Einsamkeit muß ich außer beständiger Pein und Not noch die ganze Last meiner Privatfeindschaften und die aller meiner todten oder exilirten Genossen tragen. Ich will dir nicht sagen, wie viel Gefahren ich in diesem meinem ruhelosen Leben erduldet habe, immer auf der Flucht, hier und dort, von Berg zu Meer; und du weißt gar wol, wie die Streifereien der Häscher und die anlandenden Galeeren der Genuesen so Küste wie Berg, so Verweilen wie Flucht unsicher machen. Kurz und gut, in diesem Zustand der Unsicherheit und Einsamkeit, und mürbe von Mühsal und Jahren, möchte ich mich lieber den Gefahren der Flucht aussetzen; ich möchte lieber, wenn es Gott gefällt, Corsica und Italien für immer verlassen. Folge also dem Rat, den ich als redlicher Verwandter dir gebe: um dieser Kleinigkeiten willen, die dich kränken, wende dich an die gewöhnliche Justiz, oder verzeih deinem Feinde; willst du

aber weder das eine noch das andere, so folge meinem Beispiel und verlasse zum zweitenmal das Vaterland."

Ich erstaunte, daß er all die wirklichen Leiden und Verluste, um die ich klagte, Kleinigkeiten nannte, und noch einmal und mit mehr Feuer setzte ich ihm alles aus einander. Ich gebrauchte alle Gründe, mit welchen die Leidenschaft ihre eigenen Ausbrüche zu färben und zu rechtfertigen pflegt; ich sagte ihm, daß Verzeihen oder Auswandern mir nicht allein den größten Schaden bringen, sondern auch meine Familie noch größeren Gefahren aussetzen würde; denn wiche ich der Uebergewalt eines andern, so sei ich nicht allein dem Spott aller meiner Landsleute oder Freunde und Feinde preisgegeben, sondern ich und meine Nächsten müßten den Hohn der Feigsten ertragen, welche immer die Ersten seien, gegen einen schwachen Flüchtling oder einen Ungerächten gemeine Sache zu machen. „Also," sagte ich, „wenn ich an meinem Feinde nicht die schuldige Rache nehme, kann ich in meinem Dorfe mit Sicherheit und Ehre weder wohnen, noch es verlassen. Was aber die Zuflucht zur Justiz betrifft, wo ist diese heute in Corsica? Und was kann ich von unsern Behörden gegen einen reichen und mächtigen Feind hoffen? Du kennst die traurige Lage des Königreichs in diesen verworrenen Zeiten; sie ist der Art, daß wenn ich einst deinem Rat folgte, und ich will nicht sagen Corsica, sondern mein Haus und mein Dorf verließe, ich es allein thäte, um mich den Feinden dieser Regierung, den freien Verteidigern des Vaterlands anzuschließen."

„Dies," unterbrach mich Galvano, „ist ein anderer Gegenstand, welcher mit unserer Sache wenig oder nichts zu thun hat. Weil du aber auf die öffentlichen Zustände zu sprechen kommst, so will ich dir sagen, daß ich dich mit solchem Leim leicht fangen könnte. Ich erinnere mich wol, daß ich in deinen Jahren mit diesem Gerede von Vaterlandsliebe in den Buschwald gelockt ward; sie ist im Grunde nichts als Eigenliebe oder persönlicher

Haß gegen diesen und jenen; ich merkte es leider erst, als es zu spät war umzukehren. Aber ich ward rechtschaffener als meine Genossen, denn wenigstens lachte ich seither immer hell auf, wenn sie mir von Vaterlandsliebe sprachen. Du siehst, Pietro, daß ich weder selbst betrogen sein, noch andere betrügen will. Halte dich also, wenigstens für jetzt, an meinen ersten Rat: kehre friedlich in dein Dorf zurück, und noch einen Monat lang bemühe dich auszuweichen, nichts zu wissen, und wo möglich den Trotz und die Herausforderung deines Feindes zu ertragen. Mittlerweile wirst du Muße haben, mit reiflicher Ueberlegung dich zu entschließen; denn jetzt ist dein Blut in Wallung, und ich weiß nicht, ob dir der Kopf auf dem rechten Flecke sitzt. Hast du dann nach dreißig Tagen dein Gefühl nicht geändert, so erwarte ich dich hier unfehlbar am dreißigsten Tage, und sei sicher, wir werden dann ein Heilmittel ausgefunden haben."

Nach meiner Rückkehr nach Felce dauerte in mir der Groll gegen meinen Feind fort; aber entschlossen, den Rat meines Ohms treu zu befolgen, bemühte ich mich, so viel als möglich einsam und unbemerkt zu leben. Ich floh den Anblick und die Begegnung meines Feindes, selbst meiner Mitbürger. Und obwol diese erzwungene Einsamkeit und die ungewöhnliche Unthätigkeit mich nachdenklicher und empfindlicher machten, fand ich doch die Kraft, den unaufhörlichen Uebermut meines herausfordernden Feindes zu ertragen. Sein Haß gegen mich war, wie ich glaube, von einem versteckten Aufstachler schlau genährt worden, einem Menschen, der meine Worte und Handlungen ihm hinterbrachte. Ich spreche von einem jener Uebelstifter, die sich zwischen zwei Feinde drängen und die Handlungen des einen übertreiben und verschlimmern, aus verstelltem Eifer für den andern und mit dem heimlichen Plan, beiden zu schaden. Als nun mein Feind, durch solche Einflüsterungen aufgestachelt, mein Schweigen und meine offenbare Indolenz sah, fand er doch das Mittel, mich in Harnisch zu jagen. Er bediente sich ich weiß nicht welches

Vorwandes, um seinen alten und neuen Groll gegen einen würdigen Geistlichen zu wenden, meinen teuersten Blutsverwandten; er wußte wol, daß ich diese neue Beleidigung als eine persönliche betrachten müsse, weil sie in der That aus Haß gegen mich gegen einen unschuldigen Vetter gerichtet war. Wie ich nun jenen tugendhaften Greis um das Beneficium einer erblichen Kaplanei gebracht sah, und sogar eines Sonntags in der Kirche seinen Namen laut von der Tafel ablesen hörte mit öffentlicher Drohung, oder mit dem Todtengruß des Pater noster, als ich sah, wie er gezwungen war, sich außerhalb seiner Pieve einen Zufluchtsort und das Brod zu erbitten, da freilich ging mir die Geduld aus, und am festgesetzten Tage suchte ich Galvano auf, am bezeichneten Ort auf dem Berge Sant' Alessio.

Ich trug ihm, und nicht ohne gerechte Uebertreibung, meine zweite Klage vor, ich erzählte ihm, wie die Frevel meines Feindes meinen Vetter und mich selbst zur Flucht aus dem Dorfe gezwungen; ich fügte hinzu, wie die wiederholten Beleidigungen eines solchen Menschen gegen einen seiner Neffen eine offenbare Nichtachtung seiner selbst bekundeten, und wie er wenigstens aus Verwandtenpflicht an meiner gerechten Rache Anteil nehmen müsse.

Galvano hörte aufmerksam und ruhig meine neue Klage an, aber bei dem letzten Vorschlage zog er die Augenbrauen zusammen. „Ei," rief er, „sprich die Wahrheit, kamst du her, daß ich allein mich mit deiner Rache belade? Bin ich in deinen Augen so elend und verworfen, daß du mich wie ein feiles Werkzeug deines Hasses, oder, wie man sagt, wie deine Lanze zu gebrauchen wähnst?"

„Nein," antwortete ich, „ich kam nur, um von dir Rat und Hülfe zu erbitten; und wenn du in diesem Falle sie verweigerst, werde ich den Weg zu Gigante finden, und sei es wie es sei, ich bin entschlossen, auf jede Weise mich selbst zu rächen." — „Wenn du," antwortete Galvano, „wirklich fest in diesem Entschlusse bist, so glaube ich, brauchst du wenig Rat. In Wahrheit,

was hindert dich, dem Beispiel deines Gegners zu folgen und ihm Gleiches für Gleiches zurückzugeben?"

Hier begann der Bandit mir alle Arten, andern zu schaden, anzugeben, wie sie die bösesten Menschen anwenden, d. h. Felder und Weinberge zu verwüsten, die Einmieter zu bedrohen, die Ackersleute, die Zeugen, die Richter einzuschüchtern, den Feind und seine Partisanen zu bedrohen und zu denunciren, eigene Freunde und seine Feinde zu seinem Schaden ins Complot zu ziehen.

„Ich nun," fuhr er fort, „könnte dich, wenn ich wollte, in allen diesen Stücken thatsächlich oder durch die Protection meiner Vertrauten unterstützen, und wisse, daß ich deren nicht wenige unter den Reichen und Betitelten zähle, die mich im Notfall unterstützen würden. Denn da wir Banditen Alle nötig haben, müssen wir es dahin bringen, daß auch Alle unser im Guten oder Schlimmen einigermaßen benötigt sind. Daher mangelt es uns keineswegs an freiwilliger Freundschaft und gefälliger Clientel, noch an edlen Gevatterschaften und, wenn es Not thut, an gelahrten Secretären. Ja, zwischen zwei streitenden Parteien hält der Bandit immer das Gleichgewicht, und der Neid der Familien ernährt uns. Doch um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, glaube meinen Jahren und meiner Erfahrung: alle jene Repressalien, alle jene Angriffe, die ich dich lehrte, sind ein ewiges Hin und Her, das dich früh oder spät nötigt, zu sterben oder sterben zu lassen. Und sage mir dreist, hast du den Mut, zwischen diesen Gefahren zu stehen? Hast du den Mut, wenn du, statt zu sterben, ein Mörder werden solltest, alle die Folgen davon zu ertragen? Denke ernstlich nach, Pietro: diese Frage ist nicht zufällig, ich thue sie mit Absicht, denn bist du von jetzt ab zu jenem Schluß bereit — sag' mir — wäre es dann nicht besser, daß du begännest, wo du aufhören müßtest? So wirst du wenigstens die Freiheit der Wahl zwischen beiden Entschlüssen haben."

Es war kaum vierundzwanzig Stunden her, daß die Cabalen meines Verfolgers mich und meinen Verwandten zur Flucht aus der Heimat gezwungen hatten; daher faßte mich jene wiederholte und dringende Frage Galvano's gerade im heißesten Zorngefühl, in der wildesten Rachlust, und ich bekenne, daß ich in jenem Augenblick dem heftigen Vorschlag des Banditen bejahend antwortete.

„Ich nehme dich beim Wort," sagte er; „und weil du das Herz hast, den mutigsten und kürzesten Entschluß zu fassen, so verdienst du mein Vertrauen und meine Hülfe. Auf! nimm deine Lanze, komm mit mir und glaube mir, es wird der morgende Tag nicht untergehen, bevor dir genug geschah, nein, nicht einmal der heutige."

Indem er so sprach, blieb er einen Augenblick stehen, wie in Gedanken, und nachdem er den Mond genau betrachtet hatte, wie die Banditen pflegen, fuhr er fort: „Nein, so lange dieser Vollmond dauert, kann man nichts thun, aus Liebe zum Octavarium des heiligen Pancrazius. Du mußt dir merken, daß dieser Heilige der Advocat und Beschützer der Verbannten ist, und ich im besondern achte diese Woche wegen eines feierlichen Gelübdes heilig. Vor dem Neumond, der auf den ersten Tag nach der Octave fällt, würde ich mir ein Gewissen machen, irgend wen zu schädigen, wäre es selbst ein Catalan oder ein Genuese; ja ich würde nicht einmal gestatten, daß ein anderer in meiner Begleitung einem Menschen ein Haar krümmte. An einem dieser Tage — es sind jetzt gerade drei Jahre — verwundete mich der Pfeil eines Spaniers zwischen den beiden Knochen des rechten Beins, ohne mich sehr zu beschädigen. Hätte er nun aber zufällig einen oder den andern Knochen zerbrochen oder zersplittert, so würde die Wunde tödtlich gewesen sein; denn sie würde mich gegen mich selbst zu einem schlimmen Dienst gezwungen haben. In ähnlichen Fällen sah ich, wie einer meiner Genossen dem andern solchen Dienst leistete, versteht sich, auf seine Bitte." Während er dies sprach, ließ er aus seinem Aermel den blanken

und schon etwas abgenützten Knauf eines kleinen Dolchs hervor blicken. — „Seit jenem Gelübde," fuhr er fort, „mache ich an diesen Tagen gleichsam Ferien, oder vielmehr Abstinenz. Und das sollst auch du mir dem Heiligen zu Liebe halten. Ich werde diesen kurzen Waffenstillstand benutzen, um dich zu belehren und für dieses neue Kriegsleben ein wenig geschickt zu machen. Vertraue dich, Pietro, meiner Schule, und binnen acht Tagen hoffe ich dich in einen neuen Menschen verwandelt zu sehen. Ja, weil du meinen Freund Gigante aufsuchen wolltest — ja wol, in wenig Tagen besuchen wir ihn, und, merk' es dir gut, hier auf eben dieser Stelle."

So sprach der Bandit und dann warf er seine Kapuze und den Ranzen über die Schulter und fügte hinzu: „Erinnere dich, daß deine, ich wollte sagen unsere Rache bis zum Neumond vertagt ist. Aber du mußt sie von jetzt an als vollzogen ansehen, d. h. du mußt von jetzt an als guter Rekrut und Kamerad mit mir leben und handeln."

Kaum hatte er diese Worte gesagt, so veränderten sich mit einemmal sein Wesen und seine Sprache; ja seine Gesichtszüge wurden andere, so daß es schien, er nahm nun den Namen und das Antlitz des Galeazzino und der eisernen Maske an und mit ihm alle schrecklichen Attribute jener Kämpfernamen. Er schien mir fürwahr in einen andern Menschen verwandelt, als er den Sturmhelm auf das Haupt geschnallt und die Visirmaske herunter gelassen, die Muskete ergriff und mit kurz abgebrochenem und herrischem Ton mir befahl, voran zu marschiren gegen den Berg Punta a tre Pievi.

Während ich nun, wortlos, mit gesenktem Haupte die Straße einschlug, lief seine Dogge Brusco, schon an solche Wanderungen gewöhnt, und als wüßte er die Gedanken seines Herrn, knurrend voraus, und er litt nicht, daß ich ihm auch nur einen Schritt voran that.

Ich hatte von Manchem die Waghalsigkeit, die Freiheit und

die Macht der „Männer vom Buschwald“ rühmen hören, und obwol ich ein wenig wider Willen dem unerwarteten Befehl Galvano's gehorchte, so hatte ich doch aus jugendlicher Lebhaftigkeit eine Lust daran, einige Tage lang dieses wilde, zügellose und von aller öffentlichen Meinung und allem Gesetze freie Leben nicht allein kennen zu lernen, sondern selbst zu leben. Außerdem war ich ja den Nachstellungen meiner Dorfgenossen entgangen, und ich fühlte mich sicherer in der Gesellschaft dieses fürchterlichen und verzweifelten Mannes. Frei also in meinem Gefühl und in meinem Haß, empfand ich nicht einmal, in welche schreckliche Abhängigkeit ich mich eben gegeben hatte; ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich nicht allein meinen Feind nicht mehr zu fürchten brauche, sondern daß ich ihm furchtbar werden müsse, sobald er erfuhr, welchen verzweifelten Entschluß ich gefaßt hatte.

Noch nie zuvor hatte ich mich so unabhängig gefühlt, noch nie so sehr als Herr meines ganzen Wesens, als wie ich vom Gipfel der Rotonda und des Calleruccio mit einem Blick die ganze Küste der Insel umfaßte, von den Ebenen von Salenzara bis zur Spitze des Cap Corso. Ich war nun zum zweitenmal aus meinem heimatlichen Tal getrieben, und ich betrachtete mit Erstaunen jene weite und herrliche Ansicht. Von dieser Entfernung aus sah ich hinab in die Nebel und Schlünde meiner Pieve, und kaum unterschied ich die Häuser von Petricaggio, klein wie eben so viele Bienenstöcke.

Galvano ruhte mit mir über dem Gipfel von Calleruccio. Er hatte seinen Ranzen, seinen Helm und das Visir auf die Erde abgelegt, und nachdem ich nun ein wenig Odem geschöpft, weigerte ich mich nicht, ihm zu Liebe den Mantelsack und jene Rüstung auf mich zu laden und die Bergsteile hinabzutragen. Aber ich hatte noch nicht eine halbe Meile zurückgelegt, als ich, schweißtriefend und atemlos, zu ihm sagte: „Ich begreife nicht, wie ein Bandit, der doch flink zu Fuße sein soll, sich die Last

solchen Gepäckes aufbürden mag." — „Du weißt also nicht," antwortete jener, „daß der Flüchtling sein Haus auf dem Rücken trägt, wie die Schnecke?"

Und hier sagte er mir, daß schon das Zurücklassen eines seiner Schuhe an irgend einem Ort seinen Aufenthalt verraten würde; und er erzählte mir von einem Banditen mit Namen Sette-Fiati (Sieben-Lunge), und bekannter unter dem Namen Micione, weil er die Katze so gar geschickt nachmachen konnte, wie der viele Jahre lang die Verfolgungen der Justiz hintergangen hatte und endlich doch in die Hände der Häscher gefallen war, weil ihn im Grunde einer Höle eine Spur verriet; den Spion aber hätten gemacht ein kleines Crucifix und eine Kürbisflasche.

„Merke dir als Regel," fügte er hinzu, „daß in diesem Ranzen all meine Notdurft enthalten ist, d. h. Lebensmittel, ein wenig Wäsche, Koch- und Schreibebedarf, der Stal, ein Päckchen Sublimat, desgleichen eines mit Wundsalbe und zwei Bücher, die Canzonen des Petrarca und der Sterbende Christ des Pater Guglielmo von Speloncato."

Unter den verschiedenen Kleinigkeiten, welche Galvano's Ranzen enthielt, will ich ein seltsames Gerät nicht vergessen; es war dies eine Glocke, jener des Tintinnajo ähnlich, welche Galvano als Signal diente, wenn er mit jenem Banditen eine Zusammenkunft hatte. „Mir gab sie Gigante," sagte er, „und er hat mich gelehrt mit ihr zu fragen, zu antworten, ja selbst von einem Felsen zum andern mich zu unterhalten. Er lehrte mich auch jenes Geläute der Kuh nachahmen, wenn sie weidet, und dieser Ton hat mir mehr als einmal das Leben gerettet; denn oft hat er im Gewirre des Buschwaldes die Häscher von meinen Spuren abgelenkt."

Wir entfernten uns immer mehr von der Pieve von Alesani, und bald durchschritten wir das tiefste Gebüsch, bald liefen wir, um unsere Fußspur zu verbergen oder kein Geräusch zu machen,

baarfuß über das Dornicht und den spitzigen Kies der Wildbäche. Ich erinnere mich, daß wir nie zwei Nächte hintereinander an demselben Ort verweilten, und wegen einer Rast von fünf oder sechs Stunden, die wir an irgend einem Orte nahmen, waren wir dann gezwungen, uns in Eile 25 oder 30 Millien zu entfernen, um die Verfolgungen der Feinde und des Gerichts zu täuschen. Aus demselben Grunde nahmen wir täglich eine entgegengesetzte Richtung, immer von Ost nach West, von West nach Ost, und durch die waldigsten und unzugänglichsten Gegenden. Nie hielten wir an, außer wenn es nötig war, uns durch Speise und Schlaf zu stärken. Mit diesen mühsamen Zickzackwanderungen glaube ich in der Länge und Breite ein gutes Dritteil Corsica's durchirrt zu haben; und als nun unser Mundvorrat ausging, sagte ich zu Galvano, daß ich ohne Speise dieses beständige und ziellose Laufen schwerlich ertragen könne.

Wir wollten uns von der Hitze des Tages erholen und machten eine lange Rast im Schatten eines Eichengebüsches, wo der Berg von S. Appiano sich gegen die Täler von Alesani hinab erstreckt. Ich irrte kreuz und quer durch jene alten Urwälder, und da ich nichts fand als Eichelhülsen und fette Gräser, wegen deren jener Berg berühmt ist, pries ich Galvano meine Geschicklichkeit, Eber und Hasen mit dem Pfeil zu treffen, und ich erbot mich für unsere Malzeit reiches Wildpret zu liefern.

„Da sieht man," antwortete Galvano, „daß du noch ein Knabe bist, denn du glaubst wahrlich, hier mit mir auf einer Lustjagd zu sein. Schlag dir, ich bitte dich, diesen Einfall aus dem Sinn, und schone deine Pfeile und deine Lanzenspitze für eine ernstere Gelegenheit. Merke dir, daß wir weder das Wild jagen, noch sein Fleisch rösten können, ohne unsern Feinden und dem Volk uns zu verraten; würden diese den Hund bellen hören oder den Rauch des Feuers sehen, so möchten sie leicht auf uns selber Jagd machen. Aus all diesen Gründen pflegen

wir Banditen mit dem Wild in Frieden zu leben, und wir essen nur gesalzenes Fleisch. Ich will dir sagen, daß mein Brusco ehemals ein trefflicher Jagdhund war; aber gegenwärtig hat er allen Geruch verloren, außer wenn es gilt, die Catalanen und Bisogni zu packen, und wahrlich, er erkennt sie am Atem und faßt sie besser als eine Dogge den Hasen."

Hierauf zeigte er mir ein fettes Kalb, welches auf einer nahen Weide graste, und sagte mir, daß wir nicht einmal dieses uns aneignen dürften; auch sei es eine Schurkerei, ein fremdes Thier zu tödten, nur um es zu essen, und könnte nicht minder gefährlich sein, weil es die Zahl der Feinde ohne Not vermehrte. — Ich antwortete auf diese Reden kein Jota, aber meine Miene mußte ein wenig verändert und bestürzt erscheinen, denn er sah mich scharf an und fügte hinzu:

„Du leidest, Pietro, ich sehe es; aber du würdest weniger empfindlich und bekümmert sein, wenn du dich besser dessen erinnertest, was dich dein Feind hat erdulden lassen; ja es wäre nicht übel, hätte er dir einen guten Denkzettel mitgegeben. Auf und Mut gefaßt! und merk' auf eine andere Belehrung! Gib wol Acht, mit mir heiter und guten Muts zu sein und mir weder Trübsinn noch Mißtrauen zu erregen; denn was ist das für eine Rachlust, die nicht drei Tage der Nüchternheit aushält? Willst du, daß ich dir trauen soll, so halte mir wacker den Hunger aus und gewöhne dich, wie wir zu sagen pflegen, die Quaresima des Teufels durchzumachen."

Bei diesen letzten Worten fühlte ich meine Knie ein wenig zittern; aber ich wollte meinen Gefährten von meinem guten Willen überzeugen, warf mein Mißbehagen ab und beeilte den Schritt aufwärts über die Flanke des Berges von Mutari.

Als wir beim Portello angelangt waren, das heißt an jener Oeffnung des Berges, durch welche von jener Seite das Tal von Alesani sich aufzubrechen scheint, befahl mir der Bandit, aus Furcht vor dem gefährlichen Ort, von der Straße abzu-

lenken. Ich mußte nun ihm auf den Fersen die Felsen empor klettern, die jenen Schlund überragen. Also kroch ich auf Händen und Füßen bis zum letzten Block hinan, und dort oben warf ich mich, von der Mühsal erschöpft, unter einen Baum. Dann betrachtete ich mit einem gemischten Gefühle von Freude und Kummer zum zweitenmal meine Pieve wieder.

Wir machten uns wieder auf und kamen an einen Ort, von wo wir das Dorf von Felce erblickten und sogar die Balkone und die Schießscharten meines väterlichen Hauses und die meines Feindes. Galvano zeigte mir der Reihe nach meine Felder und Gehege, welche teils mit Gewalt in Besitz genommen waren, teils offen und unverteidigt da lagen. Jener Haß, welchen die Entfernung und so viele Strapazen bisher in meinem Herzen eingeschläfert hatten, erwachte plötzlich bei diesem Anblick in voller Heftigkeit. Mattigkeit, Melancholie, Furcht, Hunger, alles war mit einemmal vergessen; ich fühlte nichts als Haß und Rachegroll, und selbst der Gedanke der erduldeten Mühen reizte die Wut gegen meinen Feind auf, statt sie zu mindern, und ließ mich ihm allein alle jene Leiden und meine eigene Torheit aufbürden.

So stand ich von diesen Gedanken bewegt, als Galvano zu mir sagte: „Schau, Pietro, Pirelli liegt nahe und du hast Speise nötig. Ich gebe dir eine Stunde Zeit; geh in jenes Dorf nach Lebensmitteln, oder vielmehr treibe meine Steuer ein. Ehe du dich aufmachst, hast du jedoch zwei Marken nötig, die eine für die Personen und die andere für mich selber. Sieh, hier ist sie!“ Und alsogleich stieß er einen hellen Pfiff aus und sagte mir, daß dies das Zeichen für die Genossen und die Verwandten sei. Hiebei erzählte er mir, wie einst ein Bandit aus Irrtum seinen Bruder getödtet hatte, während dieser ihm heimlich das Brod aus dem Hause zutrug; denn er hatte nicht das Zeichen gegeben.

„Die andere Marke,“ fuhr er fort, „ist das erste Pfand des

Vertrauens und der Freundschaft, das ich dir gebe, und es wird ein unfehlbar Mittel sein, reichlichen Vorrat zu schaffen. Schau, dieses Gewehr gehörte einst einem meines berühmtesten Vorgänger. — Und mit diesen Worten ließ er mich den Namen Sansone lesen, den ich dem Gerücht nach schon kannte und der mit einer Dolchspitze auf dem Musketenkolben eingeritzt war; und während ich bei diesem Anblick mich zwang, meine Furcht zu verbergen, sagte er: „Nimm, nimm diese Flinte! Was? du hast Angst? Geh dreist nach Pirelli mit diesem Grillenverscheucher; fordere im ersten besten Hause Lebensmittel für unsern Bedarf und zähle darauf, daß du einen Creditbrief in Händen hast; denn es weiß ein jeder, daß Brod und Wein verweigern uns den Krieg erklären heißt, und wahrlich, wir machen zwischen dem, der uns durchs Schwert, und dem, der uns durch Hunger umbringen will, keinen Unterschied."

An dem Namen Sansone erkannte ich die Waffe, welche einst Brandolaccio da Casacconi, den Bergbanditen, berühmt und furchtbar gemacht hatte; ich bedachte, welcher Gefahr ich mich aussetzte, wenn ich eine Botschaft ausrichten ging, diesen schrecklichen Geleitsbrief in der Hand. Hiemit lief ich ja Gefahr, allen Menschen, Bekannten und Unbekannten, Freund und Feind den Frieden für immer aufzusagen. Ich erkannte nun die fürchterliche Lage, in die ich mich von dem Augenblick an versetzen mußte, so bald ich mich in Pirelli mit diesem wahrhaften Banditendiplom blicken ließ.

Ich verbarg Galvano mein Widerstreben und sagte ihm, wie es auch die Wahrheit war, daß ich mich stark genug fühlte, den Hunger bis zum folgenden Tag auszuhalten. Auf dieses zog er ein Tuch aus der Tasche und gab es dem Hunde in das Maul; dann nahm er die Glocke aus dem Ranzen und hing sie ihm an den Hals, damit, wie er sagte, ihr Ton uns zum Zeichen diene, wenn der Hund wieder kam. Hierauf wies er dem Hund den Weg gegen das Kloster des heiligen Franciscus.

Während nun das Thier, als wäre es stolz, jenes Zeichen zu tragen, in der Richtung aufs Kloster fortsprang, wandte sich Galvano zu mir und sagte:

„Es freut mich, daß du bereit bist, meine Enthaltsamkeit nachzuahmen; nur möchte ich auch sicher sein, daß du jenen Auftrag nicht aus Furcht abgelehnt hast; ich will sagen, aus Furcht als Erbe Brandolaccio's und Gesandter des Galeazzino zu erscheinen. Wäre dies der Fall, so bedenke, Pietro, daß, wenn du vor sechs Tagen deine Vendetta vollzogen hättest, du jetzt ein regelrechter Bandit wärest. Nun hast du an jenem Tage mir das Wort gegeben, dich zu rächen, und deshalb bist du vor meinen Augen bereits verurteilt. Sende getrost von hier aus einen Kuß an alle vier Winkel deines Hauses und denke, daß du der Justiz bereits den Handschuh hingeworfen und, wie wir sagen, das Sonetto empfangen hast, d. h. die Sentenz in contumaciam. Wisse überdies, daß ein Mensch, der mit mir drei oder vier Tage gelebt hat, sich von mir nicht trennen darf, ohne mich oder die Justiz, und, was schlimmer ist, uns beide zu Feinden zu haben."

Also sprach Galvano und machte mir mit dem Musketenlauf das gewohnte Zeichen, ihm voran zu gehen. Wir schritten nun vorwärts und gelangten im Abenddämmern an einen verlassenen Turm in einem tiefen Grunde, wenige Millien von Felce. Dort saß ich quer über einem Felsen und betrachtete ängstlich den Neumond, welcher mit einem zweifelnden Schein die Spitze von St. Alessio kaum bestreifte. So in Gedanken vertieft, hörte ich von ferne plötzlich ein Schellengeläute im Buschwald. Im ersten Augenblick fürchtete ich die Ankunft des Gigante; aber bald erkannte ich Brusco, welcher ganz fröhlich daher sprang, ein Bündel in seinem Maule.

„Da sieht man," sagte mein Gefährte, „daß dieses Thier den Auftrag besser ausgerichtet hat, als ein Mensch deines gleichen es würde vermocht haben." Und gleich ging er Brusco

entgegen, und nachdem er aus einem Tischtuche ein großes Brod von Roggenmehl und eine Kürbisflasche voll Wein von Verde gezogen hatte, entblößte er seinen Dolch, um das Brod zu zerteilen, tauchte ein Stück davon in Wein und warf es dem Hunde in den Schlund; sodann nahm er, wie gewöhnlich, die Muskete zwischen die Schenkel und aß behaglich auf dem Grase. Ich trank gierig aus der Flasche, und obgleich ich allen Appetit verloren hatte, zwang mich Galvano dennoch, mit ihm und Brusco jenes schwarze, ein wenig muffige Brod zu teilen und meine Portion bis auf die letzte Krume zu verzehren.

Hierauf fiel mir, da ich den Schlund von Felce nahe vor mir sah, Tintinnajo oder der Bandit Gigante ein, und der Besuch, welchen Galvano ihm zu machen mir versprochen hatte. Ich fürchtete, mich zu dieser Stunde dort zwischen jenen zwei Banditen allein zu finden, und wollte Galvano um Gigante befragen; aber ich hielt mich zurück, ich scheute mich sogar, seinen Namen auszusprechen. Er fing indeß sehr vertraulich mit mir zu reden an, und um, wie er sagte, den Schlaf und den Hunger zu hintergehen, begann er mir mehrere Züge aus seinem Leben zu erzählen.

„Mein Neffe," sagte er, „laß dich das fortdauernde Mißtrauen nicht wundern, das ich bisher gegen dich beobachtet habe. Mißtrauen ist bei mir eine Notwendigkeit, eine Gewohnheit. Es ist, so zu sagen, mein Talisman, meine Religion, die mich von Gift und Dolch befreit, und damit du erkennst, wie sehr ich Recht habe, dem Nächsten zu mißtrauen, will ich dir das unwürdige Ende jenes tapfern Brandolaccio erzählen. Du weißt sicherlich, wie er durch Parentel und Gastfreundschaft am Tische eines seiner leiblichen Vettern verraten wurde. Ich will dir nun diesen Ort zeigen, an dem wir uns eben befinden, und du solltest ihn wol vom Hörensagen kennen; denn der bloße Name des Turms de' Pinzacchi erinnert ja jeden an den Verrat, der am Pfarrer Paganello von seinem Gevatter Cristofano Appulo und

seinem Blutsverwandten Morazzano verübt ward. Du mußt die Umstände dieser Begebenheit gehört haben, aber weder die Art noch die geheimen Ursachen wirst du kennen."

Nun erzählte er mir, wie der Pfarrer im Scharmützel gegen die genuesischen Banden die ganze Terra di Comune an der Spitze von fünfhundert Bewaffneten durchzogen habe, wie der Governatore Grimaldi, da er ihm nicht gewachsen war, ihm Verzeihung und Frieden anbieten ließ, und wie er, überzeugt, daß Paganello diesem Anerbieten mißtrauen werde, heimlich Vincenzo da Chiatra, den Erzfeind jenes, vermocht habe, ihm die Wahrheit zu schreiben, d. h. ihm brieflich den Verrat, welchen er, Grimaldi, unter dem Anerbieten des Friedens verbarg, zu enthüllen. Auf diese Weise habe der Priester, viel eher dem Vorschlag Grimaldi's als der Mitteilung seines Todfeindes Glauben schenkend, sich eingebildet, daß dieser aus Haß seine Versöhnung mit dem Governatore hintertreiben wolle; so traute er eher dem Genuesen als dem Corsen, und wurde von beiden verraten.

„Ich war," fügte Galvano hinzu, „zur Vendetta in Novale zurückgeblieben, mit etwa zehn Parrocchianen, als Paganello hier mit Appulo, mit Morazzano und mit Guido von Pietrasanta Zwiesprach hielt, und ich erinnere mich, daß die Glocke der Pfarrkirche den drei Meuchelmördern das Zeichen des Verrates gab. Auf das Geschrei der Angreifer und des Verwundeten eilte ich mit meinen Bewaffneten herbei, und da ich von diesem hörte, daß Morazzano sich meiner Verwandtschaft und meines Namens bedient hatte, um die Hinterlist auszuführen, stürzte ich voll Wut auf die Verräter. Es schien mir die Zeit nicht kurz genug, mein Blut und meinen Namen von jenem Flecken der Schande rein zu waschen, und ich war so glücklich, an eben diesem Ort mit dieser Lanze den Verräter meines Vetters zu durchstoßen."

Diese Erzählung erregte mir Furcht und Schaudern; aber

weil ich damals die wahren Frevel des Paganello nicht kannte, empfand ich neben dem Schrecken ein gewisses Gefühl von Erbarmen und Liebe zu ihm und zu meinem Ohm. Mir gefiel vor allem an Galvano jene Empörung gegen den Verrat, und daß er Ehre und Freundschaft dem Leben und der Verwandtenpflicht vorzog.

Wir waren mitten in diesen Geschichten, als der Bandit die Glocke von Novale anschlagen hörte und plötzlich von dem Ort, wo er saß, auf die Füße sprang. Er ergriff seinen Sansone, und den Flintenlauf hierhin und dorthin wendend, spürte er rings in das Dickicht hinein. „Im Buschwald,“ sagte er, „darf man nicht einmal den Glocken trauen; ich weiß aus vielen Fällen, daß die Glocken oft zu den Häschern reden; doch nein, hier ist nichts zu fürchten: es ist die Glocke des De Profundis.“

Er legte die Muskete auf die Erde, nachdem er sie bereits schußbereit gemacht hatte, und seine Eisenhaube vom Kopf nehmend ging er von mir fort, über einem kleinen Gemäuer zu beten, und nachdem er auf den Knieen einige Gebete gemurmelt hatte, ging er, sie über einem Gebüsche von Brombeeren und Nesseln zu wiederholen.

„Unter jener Mauer,“ sagte er mir hierauf, „liegt Paganello begraben, und unter jenen Nesseln einer seiner Mörder, Simon von Arezzo, welcher den Seinigen ganz zuletzt zu Hülfe kam und der einzige war, der als guter Soldat gefochten. Ich habe für Freund und für Feind gebetet, denn ich lebe mit den Todten gern in Frieden. In jenem Kampfe trug ich nicht einmal eine Schramme davon, und hier leistete ich dem Pfarrer, nachdem ich ihn gerächt hatte, die Dienste des Priesters, der Schildwache und des Chirurgen, und endlich des Todtengräbers. Ich gab ihm ein verborgenes Grab, wie du siehst, sonder Namen und Kreuz. Was mich damals am meisten kränkte, war dies, daß mein Gefährte bereits verschieden war, als ich kaum hundert Schritte von hier die Leiche Morazzano's fand. Der

Schurke war in aller Stille sterben gegangen, den Hügel hinunter, unter jene Steineiche. — Armer Paganello! ihm ward volle Rache, aber er hatte nicht den Trost, sie vollführt zu sehen."

Als Galvano mich bei diesen Worten schaudern sah, fuhr er fort: „Freilich, das sind schlimme Dinge; aber wundere dich nicht, daß unter so vielen Feinden, die er hatte, gerade ich ihn tödten mußte. Ich hätte nicht ohne Schimpf leiden dürfen, daß ein Anderer die Hände in mein Blut tauchte; und wenn ein Anderer als ich meinen Vetter tödtete, so fiel mir die traurige Pflicht zu, ihn zu rächen; du weißt, so will es die Sitte des Landes. — Es war sein Geschick: er sollte ungerächt sterben."

Welchen Eindruck auf mein Gemüt jene Todtengebete, jene Gespräche machten, das läßt sich eher denken als sagen. Ein solch abscheuliches und wahrhaft gottloses Gemisch von Mitleid, Religion und Barbarei erschien mir zuerst unerklärlich, besonders an einem so verständigen Manne, als Galvano war; aber bald kehrte ich mit meinen Gedanken zu dem schauervollen Schauspiel zurück, und ich bedachte, wie ein Uebelthäter auf der Flucht schwerlich wieder ein guter Mensch werden könne, ohne sich tausend Gefahren auszusetzen. — Dennoch sagte ich zu mir selbst: der Gedanke an Gott ist der einzige Trost, der einem Menschen übrig bleibt, welcher von seiner Familie getrennt, als Flüchtling und im Banne der Gesellschaft lebt. Und schon fühlte ich die Wahrheit in mir selber; denn noch niemals zuvor hatte ich so viel an Gott und an das künftige Leben gedacht, als an diesem Orte und in diesem Augenblicke, das heißt nahe an jenen beiden Gräbern, im Anblick meines Heimatdorfes und im Begriffe, mich binnen wenig Stunden für immer von der menschlichen Gesellschaft und von aller Tröstung und Sicherheit des bürgerlichen Lebens loszureißen.

Ich eilte, diesen Ort trauriger Erinnerungen zu verlassen; ich folgte der Richtung des Hundes, welcher auf einen Wink

seines Herrn gegen den Schlund von Felce dahin sprang. Je mehr ich mich von meinem Dorfe entfernte, je tiefer ich mich in die Schluchten und dicht bewachsenen Gründe verwickelte, von denen das Tal finster ist, desto lauter fühlte ich mein Herz schlagen und ein nie empfundener Schauder durchbebte mich. Das Rauschen des Gezweigs, das Schreien und Flügelschlagen der Vögel jagte mich bald auf, bald hemmte es mir den Fuß. Der Schatten der windbewegten Aeste, das leiseste Knurren des Hundes oder sein Stillestehen, selbst die vom Feuer geschwärzten Stämme der Korkeichen, die bekappten Pfähle auf den Feldern, der ferne Rauch der Kohlenmeiler und Capannen, der Pfiff der Hirten in den Bergen erweckten mir Angst und Gewissensbisse. Ich fürchtete meinen Begleiter, ich fürchtete mich vor mir selber; denn schrecklich war in mir der Gedanke an das versprochene Verbrechen, und entsetzlich wieder die Reue selbst, sei es aus Haß, den ich noch heimlich gegen meinen Feind nährte, sei es aus Furcht, meinen Erzfeind in meinem eigenen Begleiter zu finden.

Ungefähr eine Meile jenseits des Schlunds von Felce hielten wir an. Ich sah, daß Galvano dort über Nacht bleiben wollte, und suchte ein Lager, wo ich mich ruhig bergen dürfte. Ich dachte nicht mehr daran, daß ich Gigante antreffen sollte, und während des Gesprächs mit meinem Gefährten hatte ich jede Erinnerung an ihn vermieden. Ich hielt mich sogar zurück, Galvano zu andern Vertraulichkeiten aufzufordern, und wahrlich, jedes neue Geheimniß, das er mir enthüllte, lastete auf meiner Seele; es schien mir wie eine neue Fessel, die mich an ihn band. Aber er sagte mir, daß er mir ein letztes Geheimniß offenbaren müsse, und indem er mich an sein Versprechen erinnerte, mir hier Gigante's Bekanntschaft zu verschaffen, begann er von ihm zu reden. Und wer kann mein Erstaunen fassen, als ich hörte, daß jener berühmte Hauptbandit, welcher schon seit so langer Zeit Corsica erschreckte, im Buschwald von einem Pfeil ver-

wundet worden, ja daß er schon vor zehn Monaten gestorben war?

Galvano entschuldigte sich, daß er mir dies bisher verschwiegen hatte: „denn es ist, sagte er, ein Geheimniß, welches allen, selbst dem Bogenschützen, der ihn traf, unbekannt ist.“

Bei diesen Worten stand ich zwischen Furcht und Schrecken geteilt. „Weißt du es gewiß,“ fragte ich hierauf, „daß Gigante todt ist? In der That sagte das Gerücht, er sei krank; aber man hielt es für eine List, und sicherlich glauben ihn heute im Dorf alle am Leben, und daß er noch lebt und das Regiment führt, das zeigen wol seine Feinde, die noch immer im Hause sich verrammelt halten, und noch mehr seine Freunde, welche frank und frei auf den Plätzen umherschwärmen, befehlen, Steuern auflegen und den Behörden Gesetze vorschreiben. Also, entweder starb Gigante in diesen zwei Wochen, oder er lebt noch heute.“

„Du begreifst wol,“ antwortete Galvano, „daß ich dir für einen solchen Mann keinen Todtenschein vom Pfarrer aufweisen kann; aber ich kann dir versichern, daß er sich diesmal nicht verstellt. Er ist wirklich todt.“ Und nun zeigte er mir in einem Dorngebüsch den Ort, wo, wie er sagte, die Leiche sich hineingekauert habe, einen Brunnen, Serpajo genannt, trocken, mit halb zerbröckelter Umfassungsmauer, und so tief, daß er selbst den Geruch verbarg.

Trotz dieser Erklärungen Galvano's hatte ich über Tintinnajo's Tod meine begründeten Zweifel. Ich war eben aus dem Dorfe gekommen, und wußte, daß man die Verwandten des Banditen beschuldigt hatte, ihm in diesen verflossenen Monaten ein Asyl gegeben zu haben, daß man sie sogar thatsächlicher Mitwirkung bei einer seiner neuesten Frevelthaten angeklagt hatte. „Eben deswegen,“ fügte ich hinzu, „sind seine Vettern noch jetzt im Kerker. Sollten seine eigenen Verwandten nach so langer Zeit seinen Tod nicht wissen? und wenn sie ihn wissen,

sollten sie das Gefängniß erleiden wollen, um das Ansehen zu bewahren, das ihnen der verwandte Bandit verleiht?"

Diese zwei Mutmaßungen schienen mir gleich unmöglich, und Galvano wußte oder wollte mir nichts erklären. Aber wol wiederholte er mir, daß Gigante weder Uebles noch Gutes mehr verüben könne. Er sagte mir hierauf, daß seit dem Tode Brandolaccio's, und ehe ich sein Genosse geworden, Gigante's Name sein Geleite und sein Schirm, und das Geheimniß von seinem Tode sechs Monate lang seine einzige Sicherheitswache gewesen sei. „Und binnen zwei Tagen wird es auch deine Sicherheitswache sein," fügte er hinzu und legte den Finger an den Mund, zum Zeichen, daß er mir Stillschweigen anempfehle.

Ich wollte dieses traurige Gespräch abschneiden; ich wandte mich von Galvano, um in einer nahen Grotte mich zu bergen und, wie ich sagte, mich vor dem feuchten und kalten Winde zu schützen, der vom Bergschlund herwehte; aber er verbot es mir. Er sagte mir, daß der Bandit in seiner eigenen Pieve unter offenem Himmel schlafen müsse, daß er nie in eine Höle kriechen dürfe, außer zur Zeit des Sturms und des Schneefalls. Einzig meinen Bogen sollte ich in die Grotte tragen, damit, sagte er, die Sehne nicht von der Nachtkälte zerspringe. „Und gib Acht, dir die Kapuze fest überzuziehen, daß du nicht einen Katarrh davon trägst. Die Jahreszeit ist gut und diese Luft hier sehr gesund, aber ein wenig rheumatisch; und der geringste Husten, der dich befiele, würde uns verderblich sein, zumal am morgenden Tage."

Also wickelte ich mich in meinen Mantel, und erstarrt vom Hunger, von der Angst und der Kälte, legte ich mich auf die nackte Erde nieder. Ich gab mir Mühe, mich schlafend zu stellen, aber ich dachte daran, wie die Thiere, welche vom Menschen am meisten verfolgt sind, ruhiger und sicherer schliefen, als wir. Die düstern Begebenheiten, die in dieser Gegend vorgefallen waren, und die Unthat, welche wir auf morgen festgesetzt hatten,

stellten sich abwechselnd mit allen ihren schrecklichen Folgen vor meinen Geist hin. Kurz zuvor hatte mich die Nachricht vom gewaltsamen Tode jenes fürchterlichen Banditen in etwas aufgerichtet, aber jetzt jagte mir eben dieser Todesfall, und der Gedanke, daß auch ich selber die Partei und den Namen der Settejàcari erwählen solle, einen doppelten Schrecken ein. Ich dachte an jenen Brandolaccio, dessen Name für mich in meiner Kindheit ein Wort des Entsetzens und Abscheus gewesen war; und doch hatte ich ihn nur eben zum ersten mal mit Ruhm von meinem Begleiter aussprechen hören! Ich hatte in meiner Kindheit, als ich mit andern Corsen in der Romagna war, von den wilden und fürchterlichen Thaten und Reden jenes Mannes erzählen hören; ich erinnerte mich, wie er in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren sich rühmte, genug gelebt zu haben, weil er alle seine Feinde überlebt habe; ich erinnerte mich, wie ich ohne Betrübniß die Nachricht von seinem Tode vernommen, und wie ich dieselbe Teilnamlosigkeit, um nicht zu sagen Freude, in den Zügen meiner Genossen gesehen hatte. Ich selbst hatte bei jener Gelegenheit die Fremden mein Vaterland sogar verhöhnen hören, und ich dachte bei mir: du sollst ein elendes Leben führen, schlimmer als das des Wildes, um verhöhnt zu sterben, um die eigene Familie und das eigene Vaterland mit Schmach zu beladen!

In jener tiefen Stille, in jener Einsamkeit ward der Gedanke an die Gegenwart Gottes größer und größer in meinem Herzen: er umfaßte und unterwarf alle andern Mächte meiner Seele. Während dieser unfreiwilligen und heftigen Betrachtungen erweckte mir nicht allein der Gedanke an die zu begehende Unthat, sondern die Genossenschaft des Banditen selber Gewissensbisse und schien mir ein fortgesetztes Verbrechen.

In solchen Gedanken unterbrach mich Galvano, welcher, in seine Kapuze gewickelt, eben an meiner Seite sich niederlegte. Nach der Weise der Flüchtlinge kreuzte er seine Beine mit den

meinen und nahm die beiden Zipfel meines Mantels in die Hand, und hierauf schien er mir einzuschlafen. Ich wußte in der That nicht, ob er wie ich sich schlafend stellte, oder ob sein Schlaf nur leicht und unruhig war; aber bei der geringsten Bewegung, die ich mit dem Fuße oder mit der Seite machte, bei jedem seufzenden Odemzuge fühlte ich ihn zusammenfahren und hörte ihn dann murren, oder gleichsam trocken husten, als murrte er, und diesem Tone antwortete das Winseln und die Bewegung des Hundes, welcher sich uns zu Füßen hingekauert hatte.

Furchtbar, schrecklich war für mich jene durchwachte Nacht; ich fühlte alle Mühsal, die ich während dieser acht Tage an Leib und Seele erduldet hatte, und indem ich mir die erste Rede zurück rief, welche Galvano selbst über dem Berge von S. Alessio mir gehalten hatte, sagte ich zu mir: „Wol! ich fühle noch nicht das Gewicht weder des Privathasses, noch des öffentlichen; ich fühle in meinem Herzen noch nicht den Gewissensbiß einer Schandthat, noch den Schimpf und das Zeichen des Cain auf meiner Stirne.“ Ich stellte mir nun vor, welcher Art mein Zustand nach einem ersten Verbrechen sein würde, und sobald der Ruf eines Frevlers und die Gesellschaft von Frevlern für mich eine Notwendigkeit und vielleicht eine Bedingung meines Daseins geworden wären. Was mich am meisten schaudern machte, war dieser Gedanke: nach einem so offenbaren Morde würde ich auf jede Weise vor meinen und vor der Welt Augen den Charakter eines Christen, ja eines Menschen verloren haben, und alle andern Menschen würden ihn in meinen Augen verlieren; und indem ich an jene schrecklichen Ereignisse zurückdachte, welche mir Galvano am Turm de' Pinzacchi mit so kaltem Blute erzählt hatte, so bedachte ich, daß sich der Verbrecher und die Gesellschaft einander wie Ungeheuer betrachten und sich wie wilde Thiere einer verschiedenen Gattung behandeln.

Ich fand keine Rettung vor dieser schrecklichen und schmerz-

lichen Vorstellung, noch Ruhe vor der Marter des Gewissens, bis ich mich nicht ganz zu dem Gott wandte, welcher jedes Herz prüft, und der vielleicht in diesem Augenblick in das meinige edle Grundsätze legte. Ich schwor in meiner Seele die zugesagte Rache ab; ich bat dafür jenen um Verzeihung, welcher verzeihend für uns starb; ich rief Gott selbst zum Zeugen meines Glaubens auf, ich versprach ihm mich schuldlos zu erhalten, selbst im Angesichte des Todes; und wenn er in seiner Erbarmung es bestimmt hatte, daß ich meine Reue überlebe, so schwor ich den Rest meines Lebens seinem heiligen Dienst und der Erleuchtung und Unterweisung meiner Landsleute zu widmen. — Dieses Gelübde, das ich Gott im Herzen that, gab meinem Geiste die Kräfte und die Ruhe wieder, und ich schlief einen sanften Schlaf, bis mich die Stimme Galvano's und das Bellen des Hundes erweckten.

Es war Morgengrauen. Die Spitzen und Gipfel der Berge waren rein von den Dämpfen des Tages, und erschienen leuchtend und klar in der stillen, azurblauen Luft. Die vier Inseln, welche im Ost um Corsica dahérstehen, tauchten einzeln am Horizont empor, und die eckigen und schroffen Gipfel des Festlandes, die am Tage nicht sichtbar sind, traten vor uns so bestimmt hervor, daß es schien, sie hätten sich wie durch ein Wunder unsern Gestaden genähert. Ich sah Galvano unbeweglich und mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit auslugen; ich sah, wie er den Morgenduft der Blumen, den scharfen Wolgeruch des Lentiscus, des Cistus und des wilden Lavendels, der die Felsen umsproßte, begierig einatmete; ich sah, wie er sich lang an dem ersten Gesang der Vögel, am Murmeln und Rauschen des Flusses von Alesani erfreute, und wie er mit den Blicken bald die Hängeweiden und die flüchtigen Nebel des Flusses verfolgte, bald sein Auge wandte und auf seinem Heimathügel, auf dem Meeresstrande und der Küste Italiens ruhen ließ.

Unterdeß betrachtete ich seitwärts hinter einem Castanien-

baum und durch die Zweige hin mein Haus und mein Fruchtfeld; die Tränen entstürzten mir und ich weinte, als ich den Schall der Glocke von St. Damiano hörte. Dieser Ton erweckte mir das sanfte und redende Bild meiner verwittweten Mutter und mit ihm alle die frommen Gedanken, welche jene herrliche Frau mir mit der Muttermilch eingeflößt hatte. Mein Herz schlug heftig bei ihrer Erinnerung und sein Klopfen selber schien mir eine innerliche Mahnung und ein frommer Ruf meiner Mutter. Zugleich sah ich den ersten Stral der Sonne, ein Schauspiel, welches den Blicken des Menschen immerdar wie ein Wunder erscheint; sie streifte kaum das Meer, und wie ich sie erscheinen sah, dünkte mich das Geläute der Glocke die Stimme Gottes, welche mir das heilige Versprechen dieser Nacht ins Gedächtniß rief und mich ermahnte, eilig den guten Pfad einzuschlagen.

Galvano suchte mich indeß hinter dem Baume auf, wo ich mich zurückgezogen hatte. „Pietro," sagte er zu mir, „sahst du nicht, wie sich die Amsel singend von jenem Zweig erhob? und du siehst dort den Mann nicht, der in unserer Richtung daher kommt? Wahrlich, ein braver Bandit das, der seinen Feind von einem andern zuerst erkennen läßt!"

Bei diesen Worten betrachtete er mich aufmerksam, und ich richtete die Blicke nach jener Seite und sah in der That einen Mann, der sich allein und waffenlos dem Schlund von Felce näherte. Aber mein vielleicht zu wenig geübtes Auge vermochte ihn in solcher Entfernung nicht zu erkennen. Es bedurfte nicht viel, daß der Bandit, welcher die Gedanken eines andern so leicht durchschaute, wie er die seinigen leicht verbarg, meine offenbare Veränderung bemerkte und den Abscheu gegen den Mord auf meinem Antlitz ausgedrückt sah. Er hatte sich die Sturmhaube aufgesetzt und die schwarze Maske, welche Zeit und Schweiß rostig gemacht hatten, über das Gesicht heruntergelassen.

„Du willst zurück, sagte er, „ich merke es wol. Doch gib acht, denn die Reue kommt zu spät. Du hast die Freundschaft eines Flüchtlings gesucht, du hast seine Geheimnisse durchschaut, und wolltest schuldlos bleiben? Nimmermehr! Die Freundschaft eines Verurteilten ist ein festeres Band als die Mitbürgerschaft und das Blut; der Tod Morazzano's hätte es dich lehren sollen. Und dann, hast du schon die Beleidigungen deines Feindes und das Versprechen der Rache vergessen? Wolan denn, wenn keine andere Fessel, so bindet dich dieses Versprechen an mich; diesen Morgen soll der Tod jenes Mannes dort mir das Handgeld deiner Treue sein. Mit dieser That sollst du deinen Kriegernamen verdienen, und ihn heute von dem Orte deiner ersten Rache empfangen. Siehst du jenen dunkeln Schlund, der dem Felde als Graben und Durchgang dient? Man nennt ihn Trabocchetto; im Augenblick wirst du dort deinen Feind auftauchen sehen. Ich trete dir, wie es das Recht heischt, die Ehre der Rache ab, und ich verspreche dir, dich ihrer zu versichern, wenn dein Bogen fehlt."

Hier schüttete er frisches Pulver auf das Zündloch und setzte das Rad der Archibuse in Schußgerechtigkeit. „Ja," setzte er hinzu, „solltest du dich weigern, dann, beim Himmel! will ich dich wie einen Verräter betrachten!" — In diesem Augenblick ergrimmte auch Brusco gegen mich, da er die drohende Miene seines Herrn sah, er sträubte sein Haar, und indem er mir wütend sein Gebiß zeigte, schien er nur den Wink seines Herrn zu erwarten, um sich auf mich zu stürzen.

Entschlossen warf ich den Bogen, die Lanze und den Pfeilköcher auf die Erde und sagte mit fester Stimme zum Banditen: „O Galvano, hier bin ich, waffenlos! Du kannst mich tödten, aber, beim ewigen Gott! niemals kannst du mich zum Morde zwingen. Ich schwöre, daß ich um nichts auf der Welt dich verraten werde; aber ich hab' es Gott gelobt, abzusagen jenem frevelvollen Versprechen; und koste es mein Leben, hier in dein

Antlitz schwöre ich..." — „Genug! genug!" rief Galvano, und indem er seine Visirmaske zurückschlug, senkte er den Flintenlauf auf die Erde. „Sei getrost, o Pietro, und danke Gott, daß du es mit einem Banditen zu thun hast, der ein wenig Manier versteht."

Er reichte mir die Hand, um mich zu beruhigen, und that wieder so freundlich mit mir, als er es acht Tage zuvor an eben diesem Orte gethan hatte. Bestürzt und wie im Traume starrte ich ihn an; ich sah ihn tief bewegt und gerührt. „O!" rief ich aus, „ich erkenne dich, mein guter Ohm; du hast gesiegt, du hast gesiegt! Ach! vergib mir, daß ich dich bisher verkannte, daß ich nicht deinen ersten Rat befolgte und jenes Versprechen nicht verstand, das du mir hier am ersten Tage gegeben — ja, dieses Versprechen hast du nun wahr gemacht, und nächst Gott verdanke ich es dir, daß ich ein neuer Mensch geworden bin."

Bei diesen Worten weinte ich bitterlich Tränen des Danks und der Freude; ich hörte nicht zu weinen auf, bis meine Seele sich erleichterte und neue Kraft und Mut gewann. „Ach, wenn es so ist," sagte ich, „daß du all dies thatest, um mich zu erleuchten, so ist ja das ein Zeichen, daß auch du schon seit lange ein neuer Mensch geworden bist. Ich hoffe von dir heute einen doppelten Trost. Teurer Ohm, beim Andenken meines von dir einst so geliebten Vaters, bei allem, was dir auf Erden das Liebste und das Heiligste ist, ich beschwöre dich, fliehe mit mir aus dieser fürchterlichen Einsamkeit, entsage für immer diesem unwürdigen Leben! Für ein von Natur edles Herz, wie das deinige es ist, muß es entsetzlich und unerträglich sein. Erinnere dich bei Gott, daß diese meine Gedanken deine eigenen sind, denn du hast sie mir in das Herz so lebhaft eingedrückt. Zu sehr hast du bis jetzt deine liebevolle Natur maskirt, laß sie nun die Welt erkennen und schätzen lernen. Alle, ich bin es überzeugt, selbst deine Feinde werden dir mit Achtung verzeihen. — Folge mir. Jetzt ist an mir die Reihe, dein Führer zu sein und

deine Wolthat zu vergelten. Ich will der Welt die verborgenen und seltenen Vorzüge deines Gemütes kund thun, ich will dir die Achtung und die Liebe der Menschen erwerben, und in jedem Falle will ich dir, selbst auf Gefahr meines Lebens, ein Asil, Schutz und Verteidiger gewinnen."

Hier warf ich mich, im Enthusiasmus der Dankbarkeit und Leidenschaft, in die Arme des Banditen, und lange hätte ich ihn umschlossen gehalten, wenn er mich nicht selbst mit edler Zurückhaltung von seiner Brust abwehrte. „Halt, Knabe," sagte er, „nicht so hitzig! Meiner Treu! du bist ein wenig außer dir, weil du eine heiße Sommerwoche mit mir im Buschwalde gelebt hast. — Geh nur, du wärest mir der rechte Bandit! Aber, da du noch zur Zeit in dich gegangen bist, so ist es gut; doch deine Rede, Pietro, das ist eine andere Angelegenheit. Glaubst du, daß ich Predigten nötig haben würde, wenn ich mein Leben ändern könnte? Siehst du nicht, daß meine Wiederherstellung in meinem Lande eine Unmöglichkeit ist? Ich fürchte hier die Reue; ich fliehe vor ihr, wie vor einem Hausfeinde, wie vor einem Freunde, der mir verräterisch nach dem Leben trachtet. Auf denn! nimm deine Waffen und folge mir noch diese kurze Strecke, und ich bitte dich, behalte deine Predigten fein bei dir."

Mit diesen Worten entfernte er sich allgemach vom Schlund von Felce. Ich war ganz und gar von Bewunderung und Liebe erfüllt, und folgte ihm auf zerrissenen Irrpfaden und durch die nun trockenen und mit Kraut verwachsenen Rinnen der Wildbäche, die am Strand von Bravona münden.

Wir kamen an die Küste von Chiatra, als die Sonne schon hoch war und über den Wolkenhöhen von Elba sich im Meere spiegelte. Dort sahen wir eine kleine, tiefbordige Galeere in voller Kriegsrüstung, welche mit lautlosen Rudern der Mündung des Bravonaflusses zusteuerte.

Galvano ließ den Ton seiner Stimme sinken und stand unbeweglich hinter einer Klippe, aufmerksam und mißtrauisch

lauschend; dann eilte er schnell gegen die Galeere hin, als er die Ruderslaven pfeifen hörte und einen Mann über den Klippen sah, welche stufenweise zum Gestade aufsteigen. Ich erkannte eben jenen Mann wieder, den ich viele Tage zuvor mit meinem Ohm gefunden hatte, als ich ihn über dem Berge Sant' Alessio zum erstenmale aufsuchte. Auf einen Wink jenes Unbekannten sagte mir Galvano das letzte Lebewol; und da ich ihn nicht zu fragen wagte, wohin er sich wende, bot ich ihm in Allem, wessen er bedürfe, meine Hülfe an und versprach ihm in Bezug auf ihn ein unverletzliches Stillschweigen.

„Mein Neffe," antwortete er, „wisse, daß ich in Corsica nichts mehr mit Geheimnissen zu thun habe. Ich erlaube dir alles, was du gesehen, gehört und in der Einsamkeit der Wälder und Berge erduldet hast, der Welt kund zu thun. Ja, du sollst mir ausdrücklich versprechen — und das ist die einzige Gunst, um die ich dich bitte — die Geschichte dieser acht Tage deines Lebens, so viel du vermagst, in die Oeffentlichkeit zu bringen. Sonst, o Pietro, vergiß meinen Namen und bemühe dich, ihn vergessen zu machen; denn das ist für uns beide das Bessere. Nur unsern Landsleuten sage, du habest den Galeazzino auf jener Galeere nach der Küste Afrika's fortsegeln sehen. Endlich verkünde aller Orten den Behörden und dem Volke die große Kunde, daß der berühmte Gigante, der Schrecken Aller, dort in jenem Brunnen sein Grab gefunden; und obwol er schon zehn Monate todt ist, wird man ihn doch an der kleinen Statur erkennen, denn in Wahrheit, dieser sogenannte Gigante war über der Erde wenig mehr denn fünf Spannen hoch."

Galvano vernahm mit dankbarer Freude das Versprechen, das ich ihm gab, seinen frommen Wunsch zu erfüllen. Aber er zog seine Hand zurück, als ich mich nahte, sie zum Pfande meiner Treue zu drücken, und mit der Miene, ihm noch weiter zu folgen. Er bedeutete mir, mich schnell von ihm zu entfernen, und nachdem ich ihm das letzte Abschiedswort zugerufen hatte,

eilte er, seinen Begleiter zu erreichen, über jene trockenen Stellen des Gestades.

Ich schlug allein und mit vielen Tränen den Weg nach Alesani ein, indem ich Galvano in der Gesellschaft jenes Unbekannten ließ. Und dieser Mann war, wie ich nachher erfuhr, der Pater Guglielmo von Speloncato, der berühmte heilige Bruder vom Orden der Minoriten, welcher mit seinen öffentlichen Predigten auf unserer Insel so viel Frieden gestiftet, so Viele bekehrt und so reichliche Almosen gesammelt hatte, um die Christensclaven in der Barbarei loszukaufen, nach der frommen Gewohnheit der Prädikanten. Ich erfuhr auch, daß er sich in die Tracht der Landleute verkleidet hatte, um dem Haß der Parteien und der politischen Eifersucht der Zeit zu entgehen.

Er fuhr auf jenem Schiff nach Afrika, in Begleitung einiger Väter des Instituts della Mercede, um dem Vaterlande viele tapfere und brave Corsen, welche schon lange im Bagno von Algier schmachteten, wieder zu bringen.

Als ich nun von der Spitze eines Hügels meine Augen nach der Küste zurückwandte, sah ich das Boot, auf welchem die beiden Wanderer standen, mit Kraft gegen die Galeere rudern; und ich staunte, als ich diesen unerschütterlichen, im größten Unglück gehärteten Mann sah, wie er bitterlich weinte, während er von diesen ihm so feindseligen und verhängnißvollen Gestaden sich entfernte. Ich folgte dem Schiff mit den Augen; ein frischer Maestrale wehte günstig und es ging südwärts in See. Ich unterschied noch Galvano, als er zum letzten Lebewol seine Archibuse abfeuerte, und sie dann weit von sich in das Meer schleuderte, und ihr nach die Maske und die Sturmhaube.

Welcher Art mein Verhalten war, als ich in mein Dorf zurückgekommen, habe ich hier nicht zu berichten. Es erinnern sich noch alle Corsen der öffentlichen Verwunderung und der allgemeinen Freude, die meine Nachricht von Gigante's Tod erregte, und zumal die Auffindung seiner Leiche coram populo

an jenem von mir in Person angezeigten Ort. Bei dieser Botschaft, die mit Hörnerschall durch die Dörfer getragen ward, öffneten sich die lange versperrten Fenster und Thüren der Feinde der Settejàcari, und nach einer langen Einkerkerung sah man aus den Häusern die bleichen und magern Gesichter vieler Landsleute hervorschauen. Man sah die Barrikaden von den Balkonen nehmen, und dort die Kleider in die Luft hängen, um sie von dem Modergeruch zu reinigen. Ich sah selbst viele Leute mit geschorenem Bart und ohne Waffen sich auf Platz und Straßen zeigen, oder mit ihren magern Ochsen und ihren rostigen Hacken aufs Feld gehen.

Einige Verwandte des Gigante wurden freigesprochen, weil sie ungerecht angeklagt waren, ihm entweder ein Asil gegeben zu haben oder ihm bei einigen neuen ihm fälschlich beigelegten Verbrechen behülflich gewesen zu sein. Bei dieser Gelegenheit machte ich eine seltsame Erfahrung. Die Vettern des Banditen hatten um seinen Tod gewußt, aber stillschweigend die fünf Monate lange Gefangenschaft ertragen; und sie hatten dieses Geheimniß bewahrt, um ihren Familien die Macht und den Kredit zu retten, welcher ihnen durch den Ruf des lebenden Banditen zu gute kam. Es schien sie der Kerker nicht einmal zu ermüden, denn er trug dazu bei, jenen öffentlichen Irrtum zu bestärken. Alle wurden auf Befehl des Vicarius in Freiheit gesetzt. Nur ein Verwandter des Todten, welcher den Leichnam heimlich weggebracht hatte, wurde im Gefängniß zurückbehalten, gleichsam schuldig eines Verbrechens neuer Art, d. i. des Attentats gegen die öffentliche Sicherheit, weil er aus böser Absicht dem todten Banditen ein Asil gegeben, und aus gleicher Absicht seinen Tod verhelt hatte.

Es wissen auch alle meine Landsleute, wie ich nach meiner Rückkehr nach Felce, und nachdem ich der friedlichste und ruhigste Jüngling von Alesani geworden war, nicht allein mit allen meinen Feinden Frieden schloß, sondern auch bemüht war, viele

alte Feindschaften beizulegen, welche damals meine und die angrenzenden Pievi beunruhigten; und das gelang mir glücklich, denn bald darauf hatte die Rückkehr der Gesandten des Volks vom Hofe zu Mailand und die Ankunft des neuen Vicekönigs in Corsica, sammt der Bestätigung unseres Nationalstatutes, den Ehrgeiz der Caporali und der Cinarchesen niedergebeugt und die Angelegenheiten dieses unglückseligen Landes besser geordnet.

Es wissen endlich Alle, wie ich, in der Ueberzeugung, daß jenes Gelübde ein wahrer Ruf vom Himmel gewesen sei, mich vor Gott dessen entledigen wollte, indem ich mein ganzes Leben seinem heiligen Dienste weihte. Und so habe ich denn hier eben jenes Gelübde und zugleich mein an Galvano gegebenes Versprechen erfüllen wollen, indem ich diese Geschichte treu niederschrieb, meinen Mitbürgern zur Erleuchtung und meinem wohlverdienten Lehrer zum Zeugniß der Dankbarkeit.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Die nächsten Gegenden des Cap Corso.

Das Cap Corso ist die lange und schmale Halbinsel, in welcher Corsica gegen Norden ausläuft. Das rauhe Gebirge, die Serra, durchzieht sie und erhebt sich im Monte Alticcione und im Stello zu mehr als 5000 Fuß Höhe. Zu beiden Küsten senkt es liebliche Täler ab.

Man hatte mir viel gesagt von der Schönheit dieses Ländchens, von seinem Reichtum an Wein und Orangen, und von den milden Sitten der Bewohner, so daß ich mit rechter Freude meine Wanderung antrat. Gleich der erste Eintritt in den Canton S. Martino ist festlich, da eine gute Straße durch Olivenhaine längs des Gestades fortführt. Kapellen im Grün, bekuppelte Familiengrüfte, einsam gelegene Häuser am Strande, hie und da ein verlassener Turm, in dessen Ritzen der wilde Feigenbaum nistet und dem zu Füßen der stachlichte Cactus wuchert, machen das Land malerisch. Ganz Corsica ist mit diesen Türmen umstellt, welche Pisaner und Genuesen bauten, die Küsten gegen den Saracen zu schützen. Sie sind rund oder viereckig, nur dreißig bis fünfzig Fuß hoch. Eine Wachmannschaft lag darin und alarmirte die Gegend, wenn Corsaren nahten. Alle diese Türme sind nun verlassen und stürzen allmälig ein. Sie geben dem corsischen Strande einen überaus romantischen Charakter.

Es war ein schönes Wandern in der stralenden Morgenfrühe, da der Blick das Meer mit den schön geformten Eilanden Elba, Capraja und Monte Cristo umfaßte, und wieder von dem Wechsel der Berge und der Täler in unmittelbarer Meeresnähe erfreut ward. Amphitheatralisch umschließen hier die Höhen blühende und schattige Täler, welche Bäche durchrauschen. Im Cirkel umher stehn die schwarzen Dörfer mit schlanken Kirchentürmen und alten Klöstern; auf den Talwiesen treibt die Hirtenwelt ihre Geschäfte, und wo sich das Tal zum Ufer öffnet, steht ein Turm und ein weltverlassener Hafenort, in welchem ein paar Fahrzeuge ankern.

Jeden Morgen kommen mit der Sonne Schaaren von Frauen und Mädchen aus dem Cap Corso nach Bastia, ihre Früchte zu Markt zu tragen. Für die Stadt wird ein zierlich Kleid angelegt, ein blaues oder ein braunes, und das sauberste Tuch als Mandile um das Haar geschlungen. Es ist ein reizender Anblick diese Gestalten am Meeresufer im Morgenlicht einherschreiten zu sehen, auf dem Kopfe die saubern Körbe, aus denen Goldfrüchte lachen; und nicht leicht möchte es etwas Graziöseres geben, als ein schönes schlankes Kind, welches einen Korb voll Trauben auf dem Kopfe tragend, leichtfüßig daherkommt wie eine Hebe oder Tizians Tochter. Sie kamen alle des Weges vorüber plaudernd, scherzend mit demselben schönen Gruße Evviva. Nichts Besseres kann der Mensch dem Menschen anwünschen, als daß er leben solle.

Doch nun vorwärts, denn die Sonne steht im Löwen und wird in zwei Stunden grimmig werden. Hinter dem Turm von Miomo gegen die zweite Pieve Brando zu, hört auch der Fahrweg auf, und man muß nun klettern gleich der Ziege, denn nur an wenigen Stellen des Cap Corso gibt es fahrbare Verkehrsstraßen. Von der kleinen am Strande verlornen Marina di Basina stieg ich aufwärts in die Berge, auf welchen die drei Communen der Pieve von Brando liegen. Der Weg war rauh

und steil, doch erquicklich durch Bäche die herunterrauschen und durch die Ueppigkeit der Gärten. Das ganze Gestade ist mit ihnen bedeckt, voll Reben und Orangen und Oelbäumen, an denen Brando besonders reich ist. Der Feigenbaum hängt seine Früchte nieder und hält dem schmachtenden Munde still, unähnlich dem Baume des Tantalus.

In einem der Uferabhänge befindet sich die schöne Stalactitenhöle von Brando, welche vor nicht langer Zeit entdeckt wurde. Sie liegt in den Gärten eines zurückgezognen Officiers. Ein Emigrant aus Modena hatte mir einen Brief an diesen Herrn mitgegeben und so suchte ich ihn in seiner Besitzung auf. Sie ist überaus herrlich. Das ganze Ufer hat der Colonel zu einem Garten umgeschaffen. Derselbe hängt über dem Meer träumerisch und schattig von stillen Oelbäumen, von Mirten und Lorbeern; Cypressen und Pinien einzeln oder in Gruppen, Blumen überall, Epheu um die Mauern, die Rebengewinde mit Trauben belastet, ein Landhaus still im Grün versteckt, eine kühle Grotte tief in der Erde, Welteinsamkeit, Ruhe, ein Blick in den smaragdnen Himmel und das Meer mit seinen Inseln, ein Blick in das eigne glückselige Menschenherz; ich weiß nicht, wann man hier wohnen solle, so lange man noch jung, oder wenn man schon alt ist.

Aus der Villa sah ein ältlicher Herr heraus, wie er mich den Gärtner nach dem Colonel fragen hörte und winkte mir herauf. Wer der Mann sei, das hatte mir schon der Garten gesagt, und nun sagte es mir auch das Zimmer in das ich eintrat. Die Wände waren mit sinnvollen Emblemen bemalt; da sah ich die Stände welche sich verbrüdern, dargestellt in einem Landmanne, einem Soldaten, einem Priester und einem Gelehrten, die sich die Hände reichen. Dort saßen die fünf Racen, Europäer, Asiate, Mohr, Australier, Rothaut um einen Tisch, hielten die Becher in der Hand und tranken Brüderschaft, gar lustig umrankt von tanzenden Rebenguirlanden. Sogleich erkannte

ich, daß ich in das schöne Land Icarien und zu keinem andern Manne gekommen sei, als zu dem vortrefflichen Oheim aus Goethe's Wanderjahren. Und so war es auch; der Herr war ledig und der Oheim, humanistischer Socialist, segenverbreitender Landmann von stillem, großem Wirken.

Er kam mir heiter ruhig entgegen, das Journal des Debats in der Hand, lächelnd über das, was er darin gelesen hatte.

„Ich habe in eurem Garten und eurem Zimmer, Signore, den Contrat Social des Rousseau gelesen und ein Stück aus der Republik des Platon. Ihr zeigt mir, daß ihr ein Landsmann des großen Pasquale seid."

Wir sprachen allerlei über die Welt, die Menschlichkeit und die Barbarei, und wie die Theorie sich so unmächtig erweise. Doch sind dies alte Geschichten und jeder denkende Mensch hat sie wol bedacht und besprochen.

So gedankenvoll angeregt ging ich in die Grotte hinunter, nachdem ich dem seltnen Manne Lebewol gesagt hatte, der mir dichterisch Geschautes so überraschend ins Wirkliche übertragen. Wunderlich ist doch diese Insel! Gestern ein Bandit, welcher zehn Menschenleben aus Capriccio gemordet hat und zum Blutgerüste geführt wird, heute ein praktischer Philosoph der Menschenverbrüderung; beide gleich echte Corsen, aus der Geschichte ihres Volks hervorgegangen. Unter den blühenden Bäumen des Gartens hingehend aber sagte ich mir, daß es nicht schwer sei im Paradiese die Menschen zu lieben. Ich glaube, daß die wunderbare Macht des ersten Christentums daher kommt, weil seine Lehrer arme und wol unglückliche Leute waren.

Der heilige Paulus, so erzählt die corsische Legende, landete einst auf dem Cap Corso, dem Promontorium Sacrum, wie es in alten Zeiten hieß, und predigte hier das Christentum. Es ist unbezweifelt, daß die christliche Religion zuerst auf dem Cap Corso Eingang fand, als sie nach der Insel hinüberkam. So ist denn dies Ländchen ein von Alters her der Humanität geweihter Boden.

Eine Gärtnerin führte mich zur Grotte. Sie ist weder sehr hoch, noch sehr tief und ein Zusammenhang von Kammern und Gemächern, die man bequem durchschreitet. Von den Decken hängen Lampen. Die Gärtnerin zündete sie an und ließ mich allein. Nun erhellte das matte Dämmerlicht diese schöne Krypta von so bizarren Tropfsteinbildungen als nur ein gothischer Architect in Spitzbögen, Säulenknäufen, Tabernakeln und Rosetten erdenken kann. Die Grotte ist die älteste gothische Kirche Corsica's, die Natur hat sie im reizenden Phantasiespiele so gebaut. Als die Lampen flimmerten und das hellgelbe Tropfgestein überlichteten und durchschimmerten, war es doch ganz und gar eine Unterkirche. In dieser Dämmerung verlassen sah ich das folgende Märchenbild aus Tropfstein.

Eine wunderbare Jungfrau saß in weiße Schleier gehüllt auf einem Trone vom klarsten Alabaster. Sie regte sich nicht. Auf dem Haupt trug sie eine Lotosblume und auf der Brust den Karfunkelstein. Das Auge konnte gar nicht von der verschleierten Jungfrau lassen, denn sie erweckte die Sehnsucht. Vor ihr knieten viele kleine Zwerge, die armen Tröpfe waren alle aus Tropfstein und trugen gelbe Kronen aus dem allerschönsten Tropfstein. Sie regten sich nicht. Aber sie hielten alle die Hände nach der weißen Jungfrau ausgestreckt, als wollten sie ihr den Schleier heben, und es tropfte aus ihren Augen bitterlich. Mir schien es, als sollte ich Einige kennen und bei Namen rufen. „Dies ist die Isis," sagte die Kröte satirisch. Sie saß auf einem Steine, und ich glaube, sie hielt mit ihren Augen alle verzaubert. „Wer nicht das rechte Wort weiß und will den Schleier der schönen Jungfrau heben, der wird wie diese ein Tropf. Fremdling, willst du das Wort sagen?" —

Nun wollte ich eben einschlafen, weil ich sehr müde war, und die Luft in der Grotte so dunkel und so kühl, und weil auch die Tropfen so melancholisch niederfielen, da kam die Gärtnerin in die Grotte und rief: „Es ist Zeit!" — Zeit? den

Schleier der Isis zu heben, o ihr ewigen Götter — — „Ja, Signore, wieder hinauszugehen an die schöne Sonne und in den lebendigen Garten.“ Dieses sagte die Gärtnerin; es dünkte mich wolgesagt, so daß ich ihr auf der Stelle folgte. —

Seht dieses Fucile, Herr; das haben wir in der Grotte gefunden, ganz mit Tropfstein überzogen, und daneben lag menschliches Gebein. Es war wol eines Banditen Flinte und Gebein. Der Aermste hat sich gewiß in dieser Höle verkrochen gehabt und ist drinnen wie das wunde Wild gestorben. — Nichts war von der Flinte mehr über, als der rostige Lauf. Manchem mag er die Rächerkugel ins Herz gewettert haben. Nun halte ich ihn hier in der Hand wie ein Fossil grausiger Geschichte, und er thut seinen Mund auf und erzählt mir Vendettageschichten.

Zweites Kapitel.

Von Brando nach Luri.

> Wohin doch hier durch die Berghöh'n wanderst du einsam,
> Ganz unkundig der Gegend?
>
> Odyssee.

Nun stieg ich nach Erba Lunga hinab, einem schon ziemlich lebhaften Strandort, von dessen Hafen jeden Tag Fischerbarken nach Bastia auslaufen. Die entsetzliche Hitze zwang mich dort einige Stunden zu rasten.

Hier war einst der Sitz der mächtigsten Signoren vom Cap Corso, und da steht über Erba Lunga das alte Schloß der Gentili. Mächtig ragen noch seine schwarzen Mauern von einem Felsenberge. Die Gentili herrschten über das Cap Corso neben den da Mare. Den da Mare gehörte auch die ganz nahe liegende Insel Capraja, welche von den gewaltthätigen Herren sehr bedrückt im Jahre 1507 ihnen sich durch einen Aufstand entzog,

und unter die Bank von Genua sich stellte. Immer stand das Cap Corso schon seiner Lage wegen im Ruf genuesischer Gesinnung und seine Bewohner galten als unkriegerisch. Auch heute noch sehen die Bergcorsen auf das milde und rührige Völkchen der Halbinsel mit Geringschätzung herab. Der Geschichtschreiber Filippini sagt von den Capcorsen: „Die Einwohner des Cap Corso kleiden sich gut und sind wegen ihres Handels und der Nachbarschaft des Festlandes viel häuslicher als die anderen Corsen. Unter ihnen herrscht große Rechtlichkeit und große Treue. Ihre Industrie besteht allein in Wein, welchen sie nach dem Festlande ausführen.“ Schon zur Zeit Filippini's war der Wein vom Cap Corso berühmt und meistens von weißer Farbe. Den besten Ruf hat der von Luri und von Rogliano; er gehört zu den trefflichsten Sorten, welche Südeuropa hervorbringt und gleicht dem Spanier, dem Cyper und Syracuser. Doch ist das Cap Corso auch reich an Orangen und an Limonen.

Wandert man in diesen Höhen weiter, den Meeresstrand verlassend, so sieht man wenig von den Reizen des schönen Landes, denn diese liegen versteckt in den Tälern. Das ganze Cap Corso ist ein System von solchen Tälern nach beiden Seiten des Meeres zu. Aber die Berge selbst sind rauh und schattenlos, ihr Gebüsch schützt nicht vor der Sonne. Kalkgestein, Serpentin, Talkschiefer, Porphyre zeigen sich. Spät am Abende gelangte ich nach einer mühsamen Wanderung in das Tal von Sisco. Ein Paesane hatte mir dort Gastfreundschaft zugesagt, und solcher Aussicht froh stieg ich denn ins Tal. Aber welches war hier die Commune von Sisco? Rings um standen am Fuße der Berge und höher hinauf mehre kleine schwarze Dörfer, welche alle unter dem Namen Sisco begriffen werden. Dies ist corsische Art, daß man alle Ortschaften eines Tals mit dem einen Namen der Pieve nennt, obwol jede ihren besondern führt. Ich ging auf das nächste Dorf zu, wo ein altes Kloster unter

Pinien mich anzog. Aber ich täuschte mich, und noch eine Stunde mußte ich steigen, bis ich endlich den Gastfreund von Sisco erreichte. Malerisch lag das kleine Dorf unter wilden und schwarzen Felsen, von einem wütenden Wasser durchschäumt, vom Berge Stello überragt.

Meines Gastfreundes Haus war wohnlich und eine junge Wirtschaft. Corsen kamen gerade mit ihren Flinten von den Bergen und es gab eine kleine Gesellschaft von Landleuten. Die Frauen nahmen nicht Teil; sie rüsteten nur das Mal, bedienten, verschwanden. Der Abend wurde verplaudert. Die Menschen von Sisco sind arm, aber gastlich und freundlich. Mit der morgenden Sonne weckte mich mein Wirt; er geleitete mich vor sein Haus und übergab mich dann einem Greise, welcher mich durch die labyrintischen Bergpfade auf den rechten Weg nach Crosciano führen sollte. Mit mir hatte ich einige Gastbriefe für andere Dörfer des Caps, ein Corse hatte sie mir Abends übergeben. Dies ist die preiswürdige Sitte in Corsica: der Gastfreund gibt seinem scheidenden Gaste noch einen Brief auf die Reise an Verwandte oder Freunde, welche ihn dann ebenfalls gastlich aufnehmen und wiederum mit einem Briefe an Andere entlassen. So kann man Tage lang zu Gaste gehen und ist überall hoch gehalten. Weil es fast in keinem Ort Gasthäuser gibt, wäre das Reisen ohne dies kaum möglich.

Sisco hat eine der heiligen Catharina geweihte Kirche, welche ein berühmter Wallfahrtsort ist. Sie liegt hoch am Ufer. Einst war ein fremdes Schiff an diesen Strand verschlagen worden und hatte für seine Rettung Reliquien in die Kirche gelobt, welche das Schiffsvolk wirklich weihte. Es sind gar seltne Dinge, und die Leute von Sisco können sich etwas zu Gute darauf thun, so schöne Sachen zu besitzen, als da sind ein Stück von dem Erdenkloß, woraus Adam modellirt worden ist, ein paar Mandeln aus dem Paradiese, Aarons grünender Stab, Wüstenmanna, ein Stück Fell von Johannes dem Täufer, Splitter

von der Wiege Christi, ein Stück Rohr Christi, und die berühmte Rute, mit welcher Moses das rote Meer auseinander geschlagen hat.

Der schönen Ansichten gibt es viele in den Bergen von Sisco und immer anmutiger wird das Land, je weiter nach Norden. Ich ging durch viele Orte: Crosciano, Pietra Corbara, Cagnano, an dem Abhange des Monte Alticcioni hin; aber ich fand auch die ärmlichsten Dörfer, in denen selbst der Wein ausgegangen war. Da ich im Hause meines Gastfreundes ein Frühbrod ausgeschlagen hatte, um nicht die guten Leute mit der Sonne in die Küche zu treiben, und es nun Mittag werden wollte, so begann mich der Hunger zu quälen. Weder Feigen noch Wallnüsse am Wege — da beschloß ich denn, im nächsten Paese, welches mir begegnen würde, um jeden Preis meinen Hunger zu stillen. In dreien Häusern hatten sie nichts, nicht Wein, nicht Brod; es war all' ausgegangen. Im vierten hörte ich die Citer schlagen. Zwei Greise in zerlumpten Kitteln saßen hier, der eine auf dem Lager, der andere auf einem Schemel. Der auf dem Lager saß, hielt die Cetera im Arm, sah nachdenklich vor sich hin und spielte. Vielleicht dachte er an seine entschwundene Jugend. Der Alte that eine hölzerne Lade auf, holte ein halbes Brod heraus, welches sorgsam in ein Tuch gewickelt war, und reichte es mir, daß ich mir davon schneiden sollte. Dann setzte er sich wieder auf das Lager, schlug die Citer und sang ein trauriges Lied. Ich aß dazu das Brod der bittersten Armut, und mir war es, als wäre ich zu dem alten Harfner aus dem Wilhelm Meister gekommen, welcher mir das Lied vorsang:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Weiß Gott, wie Goethe nach Corsica kommt, aber das ist nun schon der zweite Goethe'sche Mensch, den ich auf diesem wilden Cap angetroffen habe.

Also ward mein Hunger mehr als gestillt, und ich wanderte wieder weiter. Wie ich in das Tal von Luri stieg, war die Gegend um mich her zu einem Paradiese geworden. Luri ist das reizendste Tal im Cap Corso und auch das größte, obwol es nur zehn Kilometer Länge und fünf Kilometer Breite hat. Nach der Landseite zu schließen es schöne Berge, auf deren höchstem Gipfel einsam ein schwarzer Turm steht. Dies ist der Turm des Seneca, so genannt, weil nach der Volkssage Seneca auf ihm die acht Jahre seiner Verbannung zubrachte. Nach dem Meere zu verläuft das Tal sanft bis zur Marina von Luri. Ein reiches Bergwasser durchströmt es und ist in Canälen durch die Gärten geleitet. Hier liegen die Communen, welche die Pieve Luri bilden, reich und wohnlich aussehend mit schlanken Kirchen, Klöstern und Türmen, in einer Vegetation von der südlichsten Fülle. Ich sah manches herrliche Tal in Italien, doch erinnere ich mich nicht an eines, welches mir einen so lachenden, so wonnesamen Anblick gewährt hätte, als dieses von Luri. Ganz ist es voll vom Segen der Weinberge, bedeckt mit Orangen und Limonen, mit Fruchtbäumen jeder Art, reich an Melonen und Gartengewächsen, und je höher man hinauf steigt, desto dichter werden die Haine von Castanien und Nußbäumen, von Feigen, Mandeln und Olivenbäumen.

Drittes Kapitel.

Pino.

Eine gute Fahrstraße führt von der Marina Luris aufwärts. Man ist immer im Garten, in balsamischer Luft. Häuser

in eleganterem Villenstil verraten Reichtum. Wie glücklich muß hier der Mensch sein, den die Elemente und die Leidenschaften schonen. Ein Winzer, der mich des Weges kommen sah, winkte mir in seine Vigne, und ich ließ mich nicht bitten. Hier ist recht der Ort, den Thyrsusstab zu schwingen. Nichts von Traubenkrankheit, Labsal und Herzenslust allerwegen. Der Wein von Luri ist trefflich, und die Citronen dieses Tals sollen für die besten des Mittelmeeres gelten. Es ist namentlich die Gattung dickschaliger Cedri, welche hier und besonders auf der ganzen westlichen Küste des Caps, vor allen andern Orten aber in Centuri gezogen wird. Der Baum, äußerst frostig, fordert viele Pflege. Er gedeiht nur in heißer Sonne und in den Tälern, welche vor dem Libeccio geschützt sind. Das Cap Corso ist das wahre Elysium dieses kostbaren Baumes der Hesperiden.

Nun machte ich mich weiter auf über die Serra nach Pino zu steigen, an die andere Seite des Meers. Lange Zeit ging ich durch Wälder von Wallnußbäumen, deren Früchte schon reif waren, und ich mußte hier bestätigen, was ich gehört hatte, daß die Nußbäume Corsica's ihres Gleichen suchen. Es wechseln mit ihnen Feigen, Oelbäume und Castanien. Es ist schön, einen tiefschattigen deutschen Wald von Buchen, Eichen oder Tannen zu durchwandern, aber auch die Wälder des Südens sind herrlich, denn diese Bäume sind eine gar edle Gesellschaft. Ich stieg auf den Turm Fondali hinauf, welcher neben dem kleinen Ort gleiches Namens im Grün verschattet liegt, wunderbar pittoresk in diesem saftigen Laube wirkend. Man schaut von seinen Zinnen in das schöne Tal hinunter bis zum blauen Meer und sieht über sich grüne Berge, auf denen verlassen schwarze Klöster stehn. Auf dem höchsten Felsblock der Serra erblickt man den Turm des Seneca, welcher wie ein in Gedanken stehen gebliebener Stoiker weit ins Land und in die See niedergraut. Die vielen Türme — ich zählte deren mehrere — liefern den Beweis, daß dieses Tal von Luri schon in alten Zeiten eine reiche Cultur

hatte. Sie wurden erbaut, um sie zu schützen. Und so kennt auch schon Ptolemäus in seiner corsischen Geographie das Tal von Luri; es heißt bei ihm Lurinon.

Durch einen schattigen Hain und blühende Gewinde klomm ich zu dem Rücken der Serra empor, hart unter dem Fuße des Bergkegels, auf dem der Turm Seneca's steht. Von diesem Punkte aus erblickt man beide Meere zur Rechten wie zur Linken. Nun ging's hinab nach Pino, wo Carrarische Bildhauer mich erwarteten. Der Blick auf das westliche Gestade mit seinen roten Riffen und den ausgezackten Felsenbuchten, endlich auf die dicht umlaubte Pieve von Pino war überraschend. Pino hat einige schloßartige Häuser und köstliche Parks, welche ein römischer Duca zu bewohnen nicht verschmähen würde. Es gibt auch in Corsica Millionäre, und namentlich zählt man auf dem Cap etwa hundert reiche Familien, darunter einige von unverhältnißmäßigem Vermögen, welches entweder sie selbst oder ihre Verwandten in den Antillen, in Mexico und Brasilien erworben haben.

Einer dieser Crösus von Pino hat von seinem Onkel auf S. Thomas 10 Millionen Franken ererbt. Oheime sind doch die vortrefflichsten Menschen. Einen Oheim haben ist so viel als beständig in der Lotterie spielen. Es sind ganz prächtige Menschen, sie können aus ihren Neffen alles machen, Millionäre, unsterbliche, geschichtliche Personen. Der Neffe von Pino hat dem Oheim für seine Verdienste eine Todtenkapelle aus Marmor bauen lassen, eine reizende maurische Familiengruft auf einem Hügel am Meer. Die Carraresen arbeiteten gerade daran und führten mich in die Capelle. Ueber der Gruft des Oheims steht geschrieben: unter der Protection Gottes. Es wäre wahrlich besser für uns alle, wenn der liebe Gott statt ein Vater der Menschen ihr Onkel geworden wäre. Dann wären wir seine Neffen und hätten Millionen, bezahlten unsre Schulden, äßen nichts als Muränen mit Champagner, faßten uns alle in einem

großen Kreise bei den Händen und wären lauter Präsidenten, Vicekönige, Könige und Kaiser.

Abends besuchten wir den Curaten. Wir fanden ihn vor seinem herrlich gelegenen Presbyterium, nachtwandelnd in einer braunen Corsenjacke und die phrygische Freiheitsmütze auf dem Kopf. Der gastliche Herr führte uns in sein Zimmer. Er setzte sich auf einen hölzernen Stul, befahl der Donna Wein zu bringen und langte, wie die Gläser kamen, seine Citer von der Wand. Nun hub er an frisch, fromm, fröhlich und frei nach Herzenslust die Saiten zu schlagen und den Paoli-Marsch zu singen. Die corsischen Geistlichen waren stets freie Männer und kämpften in mancher Schlacht neben ihren Gemeindekindern. Der Pfarrherr von Pino schob seine Mithrasmütze zurecht und begann eine Serenata an die schöne Marie. Ich drückte ihm herzlich die Hand und dankte ihm für Wein und Lied, und ging fort in ein Paese schlafen, wo man mir ein Lager angewiesen hatte. Morgens in der Frühe wollten wir noch in Pino umherstreifen und dann den Seneca auf dem Turme besuchen.

Auf dieser westlichen Küste liegt unterhalb Pino die letzte und fünfte Pieve des Caps, Ronza genannt. Bei Ronza steht jener Turm, dessen ich in der Geschichte der Corsen erwähnte, von einem Zug heroischer Vaterlandsliebe berichtend. Noch eine andere heldenkühne That hat derselbe Turm aufzuweisen. Im Jahre 1768 lag in ihm mit einem Häuflein Milizen der alte Capitän Casella. Die Franzosen hatten bereits das Cap unterworfen, und die übrigen Capitäne capitulirt. Casella wollte nicht das Gleiche thun. Der Turm besaß eine Kanone und noch Munition genug, die Milizen hatten ihre Flinten. Damit könne man sich, so sagte der Alte, gegen eine ganze Armee verteidigen, und im letzten Notfall müsse man sich in die Luft sprengen. Die Milizen kannten den Mann und wußten, daß er that, was er sagte. Sie machten sich deshalb Nachts davon mit Zurücklassung ihrer Gewehre, und der alte Capitän fand sich allein.

Er beschloß also den Turm ganz allein zu verteidigen. Die Kanone war geladen; er lud sämmtliche Gewehre, verteilte sie an den Schießscharten und erwartete die Franzosen. Sie kamen, geführt vom General Grande-Maison. Wie sie in der Schießweite waren, schoß Casella erst die Kanone gegen sie ab und machte dann ein höllisch Feuern mit den Flinten. Die Franzosen schickten an den Turm einen Parlamentär, welcher dem Hauptmann zurief, daß sich das Cap unterworfen habe und daß der General ihn auffordere, nutzloses Blutvergießen zu ersparen und mit seiner Mannschaft sich zu ergeben. Hierauf antwortete Casella, daß er Kriegsrat halten wolle, und zog sich zurück. Nach einer Weile erschien er wieder und erklärte, die Besatzung des Turmes von Nonza wolle capituliren unter der Bedingung, mit kriegerischen Ehren, mit aller Bagage und Artillerie abziehen zu dürfen, wozu die Franzosen selber das Fuhrwerk zu liefern hätten. Die Bedingungen wurden zugestanden. Als nun die Franzosen sich vor dem Turme aufstellten, die Besatzung zu empfangen, kam heraus der alte Casella mit seiner Flinte, seinen Pistolen und seinem Degen. Die Franzosen warteten auf die Mannschaft und verwundert, daß sie noch nicht herauskomme, fragte der commandirende Officier: Nun warum zögern Ihre Leute? — Sie sind ja schon draußen, erwiederte der Corse, denn ich bin die Mannschaft des Turms von Nonza. Hierauf wurde der Officier vor Scham wütend und wollte an Casella. Der Alte zog den Degen, sich zu wehren. Indeß eilte Grande-Maison selbst herbei, und wie er den Zusammenhang der Dinge erkannte, wurde er von Bewunderung hingerissen. Sofort schickte er seinen Officier in Arrest, dem alten Casella aber vollzog er nicht allein jede Bedingung Punkt für Punkt, sondern entsandte ihn mit einer Ehrenwache und mit einem bewundernden Schreiben in das Hauptquartier Paoli's.

Oberhalb Pino erstreckt sich der Canton Rogliano mit Ersa und Centuri, ein durch Wein, Oel und Limonen ausgezeichnetes

Land, dessen Cultur mit der Luri's wetteifert. Die fünf Pievi des ganzen Caps, Brando, Martino, Luri, Rogliano und Nonza haben 21 Communen und gegen 19,000 Einwohner, also fast so viel als die Insel Elba. Geht man von Rogliano über Ersa nach dem Norden, so gelangt man an die äußerste Nordspitze Corsica's, welcher die kleine Insel Girolata gegenüberliegt. Auf ihr steht ein Leuchtturm.

Viertes Kapitel.

Der Turm des Seneca.

> **Melius latebam procul ab invidiae malis**
> **Remotus inter Corsici rupes maris.**
> Römisches Trauerspiel, Octavia.

Der Turm des Seneca ist schon auf der See und viele Miglien weit sichtbar. Er steht auf einem gigantischen Granitblock, welcher einzeln aus dem Berggipfel hervorragt und die schwarze Turmsäule trägt. Einzeln steht auch diese da, schauerlich und melancholisch, von Nebeln umflattert. Ringsum öde Haideberge, zu beiden Seiten in der Tiefe das Meer.

Sollte hier, wie die sinnige Tradition es behauptet, der verbannte Stoiker acht Jahre des Exils verbracht haben, hoch am Himmel tronend, in schweigsamer Felsenwildniß, nun so war der Ort für einen Philosophen so übel nicht, weise Betrachtungen über Welt und Fatum anzustellen und die ewigen Elemente bewundernd anzuschauen. Der Geist der Einsamkeit ist der beste Lehrer der Weisen. Er mag denn Seneca die Welt erklärt und in stillen Nächten ihm die Eitelkeit des großen Rom gezeigt haben, wenn der Verbannte sein Loos beklagen wollte. Als er aus dem Exile wieder nach Rom zurückkehrte, mochte er unter den neronischen Gräueln jene einsamen Tage von Corsica

oft zurücksehnen. Es gibt eine alte römische Tragödie Octavia, welche das tragische Schicksal der Gemalin Nero's zum Gegenstande hat. In diesem Trauerspiel tritt Seneca als moralische Figur auf und klagend spricht er folgende Verse:

O waltend Glück, warum ach! hast du doch
Mit schmeichlerischem Antlitz täuschend, mich
Der sein bescheiden Loos zufrieden trug
So hoch erhoben! daß ich um so tiefer dann
Von steiler Kaiserburg so viel des Grau'ns
Erschauend stürze. Besser war ich dort
Vom Fluch des Neides fern in Einsamkeit
Geborgen auf des Corsenmeers Gestade.
Frei war die Seele dort und selbstbestimmt,
Der Studien Muße immer hingegeben.
O wie erlabte mich's — denn nimmer schuf
Die Meisterin Natur Erhabneres
An Riesenwerken — anzuschau'n den Himmel,
Den heil'gen Sonnenwagen und der Welt
Bewegung, Wechselwiederkehr des Jahrs,
Des Mondes Rund und jene schönen Sterne,
Die ihn umgürten, weit und breit sodann
Des großen Aethers Funkelflammenschein.
Das All soll einst ins blinde Chaos wieder
Wenn's altert stürzen; doch ist heute schon
Der letzte Weltentag, der in dem Sturz
Des Himmels nun das sündige Geschlecht
Begraben soll.

Rauh war der Hirtenpfad, der uns auf den Berg über Trümmergestein führte. Zu Füßen des Turmes liegt im Gestrüpp und in Felsen ganz versteckt, etwa auf halber Höhe, ein verlassenes Franciskanerkloster. Die Hirten und die wilden

Feigenbäume wohnen jetzt in den Hallen, und der Rabe krächzt das de profundis. Doch kommt der Morgen und der Abend seine stille Andacht zu halten und die wilde Mirte, Mente und Cytisus opfernd anzuzünden. Welch' ein Kräuterduft rings, und welches Morgenschweigen auf den Bergen und auf dem Meer!

Wir standen am Turm des Seneca. Auf Händen und Füßen waren wir geklettert um an seine Gemäuer zu gelangen. Man kann sich an Mauerkanten festhalten und so, über dem Abgrunde schwebend, zu einem Fenster klimmen. Denn sonst gibt es keinen Eingang in den Turm; seine Außenwerke sind ganz zerstört, aber man erkennt noch an den Resten, daß hier ein Castell stand entweder der Signoren vom Cap oder der Genuesen. Der Turm ist rund, aus festem Material gebaut, sein Kranz zersplittert. Schwerlich lebte Seneca auf diesem Aornos; wenigstens ist's unerfliegbar für Moralphilosophen, ein Geschlecht welches die Ebnen liebt. Seneca lebte wol in den römischen Colonien Aleria oder Mariana, wo der an römische Bequemlichkeit gewöhnte Stoiker sich mag ein wohnlich Haus eingerichtet haben nahe am Meer, von dessen Strand der beliebte Mullus und der Thunfisch nicht weit zur Tafel hatten.

Ein Bild aus der grausig schönen Kaiserwelt Roms zog wieder an mir vorüber, wie ich auf Seneca's Turme saß. Wer kann diese Welt ganz und richtig begreifen? Mir ist es manchmal als wäre sie der Hades, und als halte die ganze Menschheit in seiner Dämmerung einen großen diabolischen Narrenfasching, ein Riesenballet vor des Kaisers Trone tanzend. Der Kaiser aber sitzt düster wie Pluto, und bisweilen bricht er in ein wahnsinniges Gelächter aus. Denn gar zu toll ist doch dieser Carneval. Auch der alte Seneca spielt unter den Pulcinellen und tritt auf mit der Badewanne.

Auch ein Seneca kann etwas tragikomisches haben. Man sehe ihn nur in der rührend lächerlichen Gestalt jener alten Bildsäule, welche seinen Namen trägt. Er steht da nackt, ein Tuch

um die Lenden, in der Badewanne worin er sterben will; die Gestalt ist so überaus kläglich, in die Kniee geknickt, und das Antlitz jammert so sehr jammervoll. Er sieht aus wie der heilige Hieronymus oder wie ein verhagerter Büßer, und doch das Lachen reizend, wie manche Märtirergestalten tragikomisch sind, weil die Form ihres Leidens meistens so wunderlich ist.

Drei Jahre älter als Christus war Seneca, in Corduba in Spanien geboren, aus ritterlicher Familie. Seine Mutter war Helvia, eine Frau von seltnem Geist, sein Vater Lucius Annäus ein namhafter Rhetor, welcher mit der Familie nach Rom ging. Zur Zeit Caligula's glänzte Seneca der Sohn als Redner und stoischer Philosoph von großem Wissen. Ein ausgezeichnetes Gedächtniß hatte ihm dazu verholfen. Er selbst erzählt, daß er zweitausend Namen, welche man ihm nannte, in derselben Ordnung gleich wieder hersagen konnte und daß es ihm leicht war, mehr als zweihundert Verse nach einmaligem Hören genau wieder zu geben.

Auch am Hofe des Claudius angesehn, wurde er durch Messalina gestürzt. Sie klagte ihn an, daß er mit der berüchtigten Julia, der Tochter des Germanicus und der schamlosesten Bulerin Roms, ein Liebesverhältniß gehabt habe. Die Beschuldigung ist doppelt komisch, weil sie von einer Messalina ausgeht, und weil wir uns den moralischen Seneca als Don Juan zu denken haben. Was an der scandalösen Geschichte wahr sei, ist ungewiß, aber Rom war frivol, und es gibt nichts bizarreres als seine Charaktere. Julia wurde beseitigt, der Don Juan Seneca aber unter die Barbaren nach Corsica verwiesen. Ganz eigentlich wurde also Seneca ein corsischer Bandit.

Es gab damals kaum eine fürchterlichere Strafe als die Verbannung aus Rom, weil sie die Verstoßung aus der Welt war. Acht Jahre lang lebte Seneca auf der wilden Insel. Ich kann es deshalb meinem alten Freunde gar nicht vergeben, daß er nichts gesagt, nichts aufgezeichnet hat über ihre Natur, über

die Geschichte und Art des damaligen Volks. Es würde heute ein einziges Kapitel darüber von großem Werte sein. Aber daß er nichts über das barbarische Land zu sagen wußte, ist für den Römer bezeichnend. Hochmütig, beschränkt, lieblos gegen das Menschengeschlecht war damals der Mensch. Wie anders stehen wir heute der Natur und der Geschichte gegenüber.

Dem verbannten Seneca war die Insel nur sein Kerker, den er haßte. Was er über sie in seinem Trostbriefe sagt, zeigt wie wenig er sie kannte. Denn war sie gleich noch uncultivirter als heute, so blieb die Größe ihrer Natur doch immer dieselbe. Er dichtete diese Epigramme auf Corsica, welche in seinen poetischen Werken stehn:

Auf Corsica.

Corsische Insel, du von Phokäischem Pflanzer bewohnte,
Corsica, Cyrnus zuvor von den Griechen benannt,
Corsica, gegen Sardinien kurz, und gedehnter als Elba,
Corsica, strömedurchrauscht, fischeernährender Flut,
Corsica, schreckliches wenn erst sommerlich senget der Glut-Brand,
Schrecklicher zeiget des Hunds wütend Gestirn das Gebiß:
Schon' der Verwies'nen, dieses ja heißt, o schon' der Begrabnen;
Deine Erde sie sei leicht der Lebendigen Staub.

Ein zweites Epigramm hat man Seneca abgesprochen, doch weiß ich nicht, warum es der klagende Mann nicht so gut gedichtet haben soll, als einer seiner vielen Genossen oder Nachfolger im corsischen Exil.

Corsica das barbarische sperren die jäheſten Felsen,
Starrend ist's überall, öde sein wüstes Geländ'.

Frucht nicht reichet der Herbst, noch Saaten reift dort der Sommer,
Und sein Winter voll Reif kennt nicht der Pallas Geschenk.
Nimmer erfreuet sein Mai mit schattigen Laubes Bedachung,
Nirgend entsprießet ein Kraut diesem unseligen Land.
Nicht die Gabe des Brods und des Quells, nicht die letzte des Feuers,
Zwei, die Verbannung nur, und der Verbannte sind hier.

Uebersetzt man Verbannte mit Banditen, so paßt der Vers schlagend noch heute auf Corsica.

Die Corsen haben Seneca mit ihrer Rache nicht verschont. Weil er von ihnen und ihrem Lande so schändliches gesagt hat, haben sie ihm eine scandalöse Geschichte angehängt. Die Volkssage erzählt nämlich nur diese eine Begebenheit aus der Zeit seines corsischen Aufenthaltes: wie Seneca auf seinem Turme saß und in das schreckliche Eiland niederblickte, so sah er die corsischen Jungfrauen, und sie wurden lieblich vor seinen Augen. Der Göttersohn stieg herab und fing an zu bulen mit den Töchtern des Landes. Eine schöne Hirtentochter würdigte er seiner Umarmung. Als er sich nun ihrer menschlich erfreute, überraschten ihn die Verwandten der Schönen, nahmen ihn und mit Nesseln geißelten sie ihm sein irdisches Teil. Seitdem wächst die Nessel unausrottbar am Turme des Seneca als eine warnende Sinnpflanze für Moralphilosophen. Ortica di Seneca nennen sie die Corsen.

Armer Seneca! er kommt aus tragikomischen Situationen nicht heraus. Mich fragte ein Corse: Ihr habt gelesen was Seneca von uns gesagt hat? ma era un birbone, er war ein großer Schuft. Seneca morale, sagt Dante, Seneca birbone sagt der Corse. Auch das ist ein Zeichen von corsischer Vaterlandsliebe.

Noch andere Seufzer hauchte der unglückliche Mann in

Versen aus, ein paar Epigramme an Freunde, eins an seine Vaterstadt Corduba. Von den Tragödien, welche Seneca's Namen tragen, hat er, wenn er je eine schrieb, die Medea sicherlich in Corsica geschrieben. Wo gab es ein zu diesem Argonautengedicht anregenderes Local als die meerumrauschte Insel? da konnte er seinen Chor wol die merkwürdigen Verse singen lassen, welche den Columbus prophezeien:

Kommen dereinst wird ein spätes Jahrhundert,
Welchem Okeanos löst den Gürtel vom Land.
Schrankenlos steht dann offen die Erde,
Und neue Welten entdecket der Tiphys.
Nicht ist Thule das äußerste Land.

Der Steuermann Columbus aber wurde geboren im genuesischen Lande, in der Nähe Corsica's. In Calvi in Corsica selber lassen ihn die Corsen geboren sein und noch heute behaupten sie dieses.

Fünftes Kapitel.

Seneca morale.

— e vidi Orfeo
Tullio e Livio e Seneca morale.
Dante.

Manch schöne Frucht zog Seneca in seinem Exil, und vielleicht verdankte er einen Teil seiner erhabnen Weltbetrachtung eher der corsischen Einsamkeit als den Lehren eines Attalus und Socio. In der Trostschrift an seine Mutter Helvia schreibt er ihr am Ende: Siehe nun, so sollst du mich denken: froh und heiter wie im Glücke. Das ist aber das beste Glück, wenn der Geist ohne Nebengedanken seiner Thätigkeit hingegeben ist,

und sich bald an leichteren Studien ergötzt, bald nach Wahrheit dürstend zur Betrachtung seiner eignen Natur und der des Alls sich erhebt. Zuerst erforscht er die Länder und ihre Lage, dann die Beschaffenheit des umströmenden Meers, seine wechselnde Ebbe und Flut; dann betrachtet er, was zwischen Himmel und Erde Furchtbares liegt, und diesen durch Donner, Blitze, Windesbrausen, Regenguß, Schnee und Hagel aufgeregten Raum; endlich wenn er die niederen Regionen durchwandert hat, nimmt er zum Höchsten seinen Flug und genießt das schönste Schauspiel der himmlischen Dinge, und seiner Ewigkeit eingedenk geht er in Alles ein, was da war und sein wird in alle Ewigkeit.

Als ich Seneca's Trostschrift an seine Mutter in die Hand nahm, war ich nicht wenig neugierig, in welcher Weise er sie trösten würde. Wie mag wohl heute irgend einer der tausend Verbannten von Bildung, welche in der Welt zerstreut sind, eine Mutter trösten? — Seneca's Brief ist eine ganz schulgerechte Abhandlung von 17 Kapiteln. Sie ist ein lehrreicher Beitrag zur Psychologie jener stoischen Menschen. Der Sohn will weniger die Mutter trösten als eine treffliche Schrift verfassen, deren Logik und Stil man bewundern soll. Er ist ganz stolz darauf, daß sie eine neue literarische Gattung sein werde. Der eitle Mann schreibt an seine Mutter, wie ein Schriftsteller an einen Kritiker, mit dem er seinen Gegenstand kühl erwägt. Ich habe, so sagt er, alle Werke der größten Genie's nachgeschlagen, welche zur Mäßigung der Trauer geschrieben sind, aber kein Beispiel gefunden, daß Jemand die Seinigen getröstet, wenn sie um ihn selbst weinten. So kam ich bei dem neuen Fall in Verlegenheit und fürchtete die Wunden aufzureißen, statt sie zu heilen. Müßte nicht ein Mensch, der vom Scheiterhaufen selbst sein Haupt erhebt, um die Seinen zu trösten, neue und nicht aus der täglichen Umgangssprache hergenommene Worte nötig haben? Jeder große und ungewöhnliche Schmerz muß eine Auswahl von Worten treffen, da er

doch oft das Wort selber versagt. Nun denn, ich will es wagen, nicht im Vertrauen auf mein Genie, sondern weil ich selbst statt der wirksamsten Tröstung Tröster sein kann; dem du nichts abschlagen könntest, wirst du wie ich hoffe (obwol jeder Schmerz störrisch ist) nicht versagen, daß du deinem Gram durch mich eine Grenze setzen lässest.

Nun fängt er auf die neue Art zu trösten an, indem er der Mutter vorrechnet, was sie schon alles erlitten hat und daraus den Schluß zieht, daß sie schon abgehärtet sein müsse. Durch die ganze Abhandlung klappert das Skelett der Disposition: erstens, die Mutter soll nicht um seinetwillen trauern; zweitens, die Mutter soll nicht um ihretwillen trauern. Der Brief ist voll der schönsten stoischen Weltverachtung.

„Aber es ist doch schrecklich, das Vaterland zu missen.“ Was ist dagegen zu sagen? Mutter, sieh doch die ungeheure Volksmenge in Rom; der größte Teil derselben ist aus dem ganzen Erdkreise zusammengeströmt. Die einen hat Ehrgeiz aus der Heimat getrieben, andere das öffentliche Leben, eine Gesandschaft, Genußsucht, Laster, Studium, Schauspiel, Freundschaft, Speculation, Beredsamkeit, schöne Gestalt. Sodann abgesehen von Rom, das man freilich als die Vaterstadt aller betrachten kann, gehe doch in andere Städte, gehe auf Inseln, hieher nach Corsica, überall sind mehr Fremde als Einheimische. „Denn dem Menschen ist ein beweglicher Wandersinn gegeben, weil er vom himmlischen Geiste bewegt wird. Betrachte die welterleuchtenden Gestirne; ihrer keines bleibt stehn, unaufhörlich wandern sie ihre Bahn und wechseln ewig ihren Ort.“ Diesen schönen Gedanken hat dem Seneca sein Dichtertalent eingegeben. Unser bekanntes Wanderlied sagt: die Sonne sie bleibet am Himmel nicht stehn, es treibt sie durch Meere und Länder zu gehn.

„Gegen die Veränderung des Ortes selbst, fährt Seneca fort, hält Varro der gelehrteste Römer das für die beste Beruhigung,

daß die Natur der Dinge überall dieselbe sei. Marcus Brutus findet genug Trost darin, daß wer ins Exil geht sein Gutes mit sich nehmen kann. Ist es nicht eine Kleinigkeit was wir verlieren? wohin wir uns wenden mögen, gehen zwei herrliche Dinge mit uns: die Natur die überall, und die Tugend die unser eigen ist. Laß uns durch alle möglichen Länder gehen, wir werden keinen Teil der Erde finden, der dem Menschen nicht Heimat sein könnte. Von überall steigt der Blick gen Himmel, und in gleicher Entfernung stehn alle göttlichen Welten von allem Irdischen entfernt. So lange also meinen Augen jenes Schauspiel, das zu sehen sie nicht satt werden können, nicht verschlossen wird, so lange ich Mond und Sonne schauen darf, so lange mein Blick an den übrigen Sternen haften, ihren Aufgang und Untergang, ihre Räume und die Ursachen erforschen darf, warum sie schneller oder langsamer wandeln, so lange ich die unzähligen Sterne der Nacht schauen darf, wie die einen unbeweglich sind, die anderen nicht großen Raum durcheilend, sondern in ihrer eigenen Bahn kreisend, manche plötzlich hervorblitzend, manche mit Stromfeuer das Auge blendend als ob sie fielen, oder im langen Zuge mit Lichtflut vorüber wallend; so lange ich bei diesen bin und so viel dem Menschen erlaubt ist im Himmlischen wohne, so lange ich den Geist, welcher nach dem Anschaun verwandten Wesens trachtet, im Aeter halten kann: was kümmert es mich, welchen Boden mein Fuß tritt? Also es trägt dieses Eiland nicht fruchtbringende noch wonnige Bäume, es wird nicht von großen und schiffbaren Strömen bewässert, es erzeugt nichts was andre Völker begehren möchten, es ist kaum für die Notdurft der Bewohner fruchtbar, kein kostbarer Stein wird hier gehauen (non pretiosus hic lapis caeditur), nicht Gold- noch Silberadern zu Tage gebracht. Der Geist ist enge, der am Irdischen sich ergötzt. Auf das ist er zu leiten, was überall gleich erscheint und überall erglänzt." —

Hätte ich Humboldts Kosmos zur Hand, so würde ich nach-

sehen, ob der große Naturforscher diese erhabnen Perioden Seneca's da berücksichtigt hat, wo er von dem Sinn der Alten für Naturschönheit handelt.

Auch dies ist schön und geistreich: Je länger sie ihre Hallen bauen; je höher sie ihre Türme erheben, je breiter sie ihre Straßen dehnen, je tiefer sie ihre Sommergrotten graben, je massiger sie ihre Speisesäle aufgipfeln, um desto mehr verdecken sie sich den Himmel. — „Brutus erzählt in seinem Buch über die Tugend, daß er den Marcellus im Exil zu Mytilene gesehn, und daß er so viel es die menschliche Natur vergönnt, höchst glückselig gelebt habe und niemals den schönen Künsten mehr ergeben gewesen sei. Daher, fügt er hinzu, weil er ohne ihn zurückkehren sollte, habe es ihm geschienen, er vielmehr gehe ins Exil und nicht jenen lasse er in der Verbannung zurück."

Nun folgt das Lob der Armut und der Genügsamkeit im Gegensatz zur Schlemmerei der Reichen, welche alle Tiefen durchsuchen, um ihren Gaumen zu kitzeln, vom Phasis her das Wild, und die Vögel von den Partern holen, welche sich erbrechen um essen zu können, und essen um sich zu erbrechen. Der Kaiser Caligula, sagt Seneca, den mir die Natur erzeugt zu haben scheint, um darzuthun, was im höchsten Glück das höchste Laster vermöge, hat an einem Tage für zehn Millionen Sesterzien gespeist und obwol er dabei durch alle erfinderischen Menschen unterstützt wurde, hat er es doch kaum heraus gebracht, wie man den Tribut von drei Provinzen in eine einzige Malzeit verwandeln könne. — Wie Rousseau predigt Seneca die Rückkehr der Menschen zum einfachen Naturzustande. Die Zeiten beider Moralisten waren sich gleich; sie selbst sind in der Schwäche des Charakters sich ähnlich, obwol Seneca gegen einen Rousseau ein Römer und ein Heros war.

„Scipio's Töchter bekamen aus dem Staatsschatze ihre Aussteuer, weil der Vater ihnen nichts hinterließ. O glückliche Männer der Mädchen, ruft Seneca aus, denen das römische

Volk Schwiegervaters Stelle vertrat! Wirst du die für glücklicher halten, deren Ballettänzerinnen eine Million Sesterzien als Heiratsgut mitbringen?"

Nachdem nun Seneca seine Mutter um sein eignes Leiden getröstet hat, tröstet er sie auch um ihrer selbst willen. „Nicht nach Frauen, schreibt er, hast du dich zu richten, deren Traurigkeit, wenn sie einmal sie durchdrang, nur der Tod endigte. Du kennst Manche, die nach dem Verlust ihrer Söhne das angelegte Trauerkleid nie mehr ablegten. Von dir verlangt ein von jeher stärkeres Wesen Größeres. Für die kann die Entschuldigung des Geschlechts nicht gelten, welcher alle weibliche Gebrechen ferne waren. Dich hat nicht das größte Uebel der Gegenwart, die Zuchtlosigkeit, der Menge beigesellt; über dich hatten weder Edelsteine noch Perlen Macht; dich blendeten nicht Reichtümer als das höchste Gut der Menschen; nicht hat dich die in altem und strengem Hause wol Erzogene die Nachahmung den Schlechten vereint, welche auch den Guten gefährlich ist. Niemals hast du dich deiner Kinderzahl geschämt, als ob sie dir dein Alter vorrücken; niemals hast du wie Andere, denen schöne Leibesgestalt einzige Empfehlung ist, deinen gesegneten Zustand verborgen, als ob er eine ungeziemende Bürde sei, noch hast du die in deinem Schooß empfangene Hoffnung auf Kinder vernichtet. Nie hast du dein Antlitz durch Flitter und Schminke befleckt; nie gefiel dir ein Kleid, das nur gemacht war, die Blöße zu zeigen. Als die einzige Zier und die höchste nie alternde Schönheit, als der trefflichste Schmuck erschien dir die Sittsamkeit." So schreibt der Sohn an seine Mutter, und mir scheint, es ist eine recht philosophische Kaltblütigkeit darin zu spüren.

Er erinnert an Cornelia, die Mutter der Gracchen. Doch verhelt er sich nicht, daß der Schmerz ein ungehorsames Ding sei. Aus dem verstellten Blicke brechen doch die Tränen hervor. Bisweilen befangen wir die Seele mit Spielen und Fechter-

kämpfen, aber selbst mitten in solchem Anblick beschleicht sie einer Sehnsucht leises Mahnen. Darum ist es besser zu überwinden, als zu täuschen. Denn wenn das Gemüt entweder durch Vergnügen getäuscht oder durch Beschäftigung zerstreut ist, so erhebt es sich wieder und nimmt aus der Ruhe selber die Gewalt zu neuem Toben; doch dauernd ist es still, wenn es der Vernunft nachgegeben. Eines Weisen Stimme spricht hier einfache, allein richtige, doch bitter schwere Regeln der Lebenskunst. Deshalb ratet Seneca seiner Mutter nicht die gewöhnlichen Mittel zu gebrauchen (hier muß man doch wieder lächeln), nämlich eine schöne Reise zu machen oder in der Hauswirthschaft sich zu zerstreuen, sondern er ratet zu geistiger Beschäftigung. Er bedauert es hiebei sehr, daß sein Vater, ein vortrefflicher Mann, der aber zu sehr an den Gewohnheiten der Alten hing, sich nicht entschließen konnte, ihr eine philosophische Bildung geben zu lassen. — Das ist mit wenig Strichen ein Porträt vom alten Seneca, ich meine von dem Vater. Man weiß nun, wie er ausgesehn hat. Als die modernen Herren und Damen in Corduba, welche aus der Republik des Platon die Frauenemancipation und die höhere Stellung des Weibes aufgegriffen hatten, dem Alten vorstellten, daß seine junge Frau gut thäte, in die Vorlesungen einiger Philosophen zu gehen, da hat er so herausgepoltert: Dummes Zeug, mein Weib soll keine verdrehte Prinzeß und kein alberner Blaustrumpf werden; kochen soll sie können, Kinder bekommen, Kinder erziehen. Dies sagte der prächtige Herr und setzte im schönsten spanisch noch hinzu: Basta!

Vieles spricht nun Seneca von der Seelengröße, deren auch das Weib fähig sei und ahnte damals nicht, daß er sie einst sterbend an seinem eignen Weibe Paulina erfahren sollte. Ein edler Mann und ein Stoiker von der erhabensten Gesinnung hat in dieser Trostschrift an Helvia gesprochen. Ist es nun möglich, daß eben derselbe Mann auch denken und

schreiben könne, wie ein gemeiner Kriecher und der niedrigsten Schmeichler Einer? —

Sechstes Kapitel.

Seneca birbone.

Magni pectoris est inter secunda moderatio.
Seneca.

Hier ist eine andre Trostschrift, welche Seneca im zweiten oder dritten Jahr seines Exils an Polybius den Freigelassenen des Claudius, einen gemeinen Höfling schrieb. Polybius ging dem überstudirten Claudius als wissenschaftlicher Ratgeber an die Hand und quälte sich selber mit einer lateinischen Uebersetzung des Homer und mit einer griechischen des Virgil. Der Verlust seines talentvollen Bruders veranlaßte das Trostschreiben Seneca's an den Höfling. Er schrieb die Abhandlung in dem Bewußtsein, daß Polybius sie dem Kaiser vorlesen werde; so hoffte er den Zorn des Claudius zu besänftigen, und die Schrift wurde ein Muster von gemeiner Schmeichelei gegen Fürsten und ihre einflußreichen Kammerdiener. Wenn man sie liest, muß man nicht vergessen, welche Menschen Claudius und Polybius waren.

O Schicksal, ruft der Schmeichler, wie hast du doch listig die verwundbare Stelle ausgesucht. Was solltest du einem solchen Manne nehmen? Geld? — Er hat es stets verachtet. — Das Leben? Sein Genie macht ihn unsterblich. Dafür sorgte er schon selbst, daß sein besseres Teil daure, und daß er durch die Verfassung von herrlichen rednerischen Werken sich der Sterblichkeit entziehe. So lange irgend die Literatur geehrt wird, so lange die lateinische Sprache ihre Kraft oder die griechische ihre Anmut behält, wird er mit den größten Männern leben, deren Genie er sich gleichgestellt, oder wenn seine Bescheidenheit sich

dagegen sträubt, doch genähert hat. — Unwürdiger Frevel! Polybius trauert, Polybius hat einen Kummer, und der Kaiser ist ihm gnädig! Das, unerbittliches Schicksal, hast du ohne Zweifel zeigen wollen, daß niemand von dir geschützt werden könne, selbst nicht vom Kaiser! Aber was weint doch Polybius? hat er nicht seinen geliebten Kaiser, der ihm lieber ist als das Leben? Ist er unversehrt, so sind die Deinigen im Wolsein, dann hast du nichts verloren, dann müssen deine Augen nicht nur trocken, sondern von Freude glänzend sein. Im Kaiser hast du Alles, er ist dir statt Allem. — Auf diese deine Gottheit also mußt du deinen Blick richten, dann wird der Schmerz dein Gemüt nicht beschleichen. — —

Schicksal, halte deine Hand vom Kaiser zurück, und zeige Macht nur im Segen, indem du ihn der schon lange leidenden Menschheit ein Arzt sein lässest, damit er was die Furie seines Vorgängers zerstört hat, wieder ordne und einfüge. Dieser Stern, welcher der in den Abgrund gestürzten und ins Dunkel versunkenen Welt erglänzt, leuchte immerdar! Germanien möge er beruhigen, Britannien aufschließen und väterliche Triumfe halten und neue, deren Zeuge zu sein auch mich die Gnade hoffen läßt, die unter seinen Tugenden die erste Stelle einnimmt. Denn nicht so warf er mich weg, daß er mich nicht aufrichten wollte: nein, nicht einmal gestürzt hat er mich, sondern da das Schicksal mir einen Stoß gab, hat er mich im Falle gehalten, und wie ich fallen wollte, hat er mit Götterhand sanft vermittelnd mich an einen Verwahrungsort gebracht. Für mich bat er beim Senat und hat mir nicht nur das Leben gegeben, sondern erbeten. Er wird schon zusehn, wie er meine Sache zu beurteilen habe; entweder wird seine Gerechtigkeit sie als gut erkennen, oder seine Gnade sie dazu machen. Immer wird seine Wolthat dieselbe sein, mag er erkennen oder mag er wollen, daß ich unschuldig sei. Unterdeß ist es mir in meinem Elend ein großer Trost, zu sehen, wie sein Erbarmen die ganze Welt

durchwandelt; und da er aus diesem Winkel, in welchem ich begraben bin, schon mehrere, die im Raume vieler Jahre hier versunken lagen, ans Licht zurückgeholt hat, so fürchte ich nicht, daß er mich allein übergehen werde. Er selbst aber kennt am besten die Zeit, wo er einem Jeden helfen soll: ich will mir alle Mühe geben, daß er nicht erröten darf, auch zu mir zu kommen. O Heil deiner Gnade, Cäsar, welche macht, daß unter dir Verbannte ruhiger leben, als vor Kurzem unter Cajus die Ersten des Volks. Nicht zittern sie, nicht erwarten sie stündlich das Schwert, nicht erbeben sie, wenn sie ein Schiff kommen sehen. Durch dich haben sie sowol ein Ziel des grausigen Geschicks als auch die Hoffnung einer besseren Zukunft und einer ruhigen Gegenwart. Du sollst es wissen, daß nur die Bannstralen ganz gerecht sind, welche auch diejenigen anbeten, die von ihnen getroffen sind."

O Nesseln, mehr Nesseln, edle Corsen — era un birbone!

Der Trostbrief schließt mit diesen Worten: „dies habe ich so gut ich konnte mit einem in langer Unthätigkeit schon matt und stumpf gewordenen Geiste geschrieben; scheint es dir nun entweder deinem Genie zu wenig entsprechend oder deinem Schmerz zu dürftige Arzenei zu sein, so bedenke, daß demjenigen nicht leicht das lateinische Wort zufließt, den das wirre und schwerfällige Kauderwälsch der Barbaren umlärmt."

Die Schmeichelei fruchtete dem Jammermanne nichts, aber die am Hof in Rom eingetretenen Verhältnisse rißen ihn aus dem Exil. Der Kopf des Polybius war gefallen, Messalina hingerichtet worden. So stumpf war Claudius, daß er die Hinrichtung seines Weibes vergaß und einige Tage darauf beim Abendessen fragte, warum Messalina nicht zu Tische komme. So sind alle diese Greuel tragikomisch, und da kommt denn auch der treffliche Tröster, der corsische Bandit zurück. Agrippina, die neue Gemalin des Claudius, ließ ihn zurückrufen, um ihren elfjährigen Sohn Nero zu erziehen. Gibt es etwas Tragi-

komischeres als Seneca in der Gestalt eines Erziehers von Nero? Er kam, den Göttern dankend, daß sie ihm den Beruf auferlegt, einen Knaben zum Fürsten der Welt zu bilden. Er dachte nun die Erde mit seinem Geist zu erfüllen, indem er ihn dem jungen Nero eingab. Welch' ein Bemühen, ein tragisches und lächerliches zugleich! Er wollte eine junge Tigerkatze in stoischen Grundsätzen erziehn. Uebrigens fand Seneca an seinem hoffnungsvollen Zögling einen von Schulmethoden noch ganz unverpfuschten Stoff vor; denn er war in göttlicher Unwissenheit aufgewachsen, und bis zu seinem zwölften Jahr hatte er den innigsten Umgang genossen mit einem Barbier, einem Kutscher und einem Seiltänzer. Aus deren Händen übernahm Seneca den Knaben, welcher bestimmt war, über die Götter und die Menschen zu herrschen.

Da Seneca im ersten Jahre des Claudius nach Corsica verbannt gewesen war und in dessen achtem zurückkehrte, so konnte er sich „dieser Gottheit und dieses himmlischen Sterns" noch mehr als fünf Jahre erfreuen. Eines Tags aber starb Claudius, weil ihm Agrippina in einem Kürbisse, der als Trinkgefäß diente, Gift gegeben hatte. Die berüchtigte Locusta hatte den Trank gemischt. Der Tod des Kaisers gab Seneca die lang ersehnte Gelegenheit seiner Rache Luft zu machen. Schrecklich entgalt er ihm das Exil, er schrieb auf den Todten seine Satire die Apokolokyntosis, ein Pamphlet von erstaunlichem Witz und fast unglaublicher Frechheit, welches dem Lucian an Genialität völlig gleich kommt. Schon der Titel ist genial erfunden. Das neue Wort parodirt den Begriff der Apotheose oder Versetzung der Kaiser unter die Götter, und heißt die Versetzung unter die Kürbisse oder Verkürbissung des Claudius, weil er doch durch einen Kürbis vergiftet worden war. Man muß diese Satire lesen. Sie ist charakteristisch für die römische Zeit, in deren grenzenloser Despotie eines Menschen Zunge dennoch solche Dinge sagen durfte, und wo ein eben gestorbner Kaiser von seinem

Nachfolger, von seiner Familie, wie vom Volk öffentlich als Hanswurst verspottet werden durfte, unbeschadet des kaiserlichen Ansehns. Alles ist in dieser römischen Welt ironischer Zufall, tragikomisch und bizarr, Narrenfasching.

Seneca redet in Maskenfreiheit und als römischer Pasquino und hebt also an: Was am 13. October unter dem Consulat des Asinius Marcellus und des Acilius Aviola in dem neuen Kaiserjahr, beim Beginne der Zeit des Heils im Himmel geschah, will ich dem Andenken überliefern. Hiebei soll weder meine Rache noch meine Dankbarkeit mitsprechen. Fragt mich Jemand, woher ich denn alles so genau wisse, so werde ich für's Erste nicht antworten, wenn mir's nicht beliebt. Wer darf mich zwingen? Weiß ich doch, daß ich ein freier Mensch geworden bin, seitdem jener abgefahren ist, welcher das Sprichwort wahr gemacht hat: man muß entweder als König oder als Narr geboren sein. Wenns mir beliebt zu antworten, so werde ich sagen, was mir in den Schnabel kommt. — Nun sagt Seneca höhnend, er habe, was er erzählen werde von dem Senator, welcher Drusilla (die Schwester und Geliebte des Caligula) auf der appischen Straße habe zum Himmel fahren sehen. (Für diese freche Aussage hatte Livius Geminus von Caligula 250000 Denare Belohnung erhalten.) Derselbe Senator habe nun auch alles gesehn, was dem Claudius bei seiner Himmelauffahrt passirt sei.

Man wird mich besser verstehen, fährt Seneca fort, wenn ich sage, es war der 13. October. Die Stunde kann ich dir nicht genau sagen. Denn leichter stimmen die Philosophen als die Uhren überein. Doch war's zwischen der sechsten und siebenten. — Claudius schnappte eben nach Luft und konnte keine finden. Da nahm Mercur, der sich an des Mannes Genie stets ergötzt hatte, eine der drei Parzen bei Seite und sagte: Grausames Weib, was läßt du doch den armen Menschen sich so lange quälen, da er's nicht verdient hat. Es sind nun 64 Jahre,

daß er immer nach Luft schnappt. Was zürnest du ihm? Laß doch endlich die Mathematiker Recht bekommen, die ihn seitdem er Herrscher wurde, jedes Jahr, jeden Monat sterben lassen. Und doch ist's kein Wunder, wenn sie irren. Seine Stunde kennt Niemand; denn kein Mensch hat ihn jemals als einen Gebornen betrachtet. Thue deine Schuldigkeit,

Laß sterben ihn; ein Bessrer sei Herrscher statt ihm.

Hierauf schneidet die Parze des Claudius Faden entzwei, aber Lachesis spinnt einen andern hellglänzenden, den Lebensfaden des Nero. Dazu spielt Phöbus auf der Leier, und es schmeichelt Seneca seinem Zöglinge, seiner neuen Sonne, nichtswürdige Verse zu:

Nun spricht Phöbus es aus: die Tage des sterblichen Lebens
Ueberschreit' er zumal, mir ähnlich an Antlitz und Schönheit,
Schlechter an Stimm' und Gesang nicht; er bringt beglückende Zeiten
Ueber die alternden Menschen, und bricht das Schweigen des Rechts auch.
Gleich wie Lucifer wol die flüchtigen Sterne verscheuchet,
Oder wie Hesperus glänzt, wenn zurück sie wieder gekommen,
Wie wenn rosig der Morgen, die Finsterniß lösend, den Tag bringt
Heiter empor, und die Sonne den Erdkreis stralend beschauet,
Und aus den Schranken entführt den schimmernden Wagen der Frühe,
Also tritt auch Cäsar hervor, Rom schauet ihn also,
Nero deß stralend Gesicht hell glänzt von sanfterem Schimmer,
Und den herrlichen Nacken umfließt weit wallend das Haupthaar.

„Claudius indeß pumpte die Luftblase seiner Seele heraus und hörte demnach auf als ein Phantasma sichtbar zu sein. Er

hauchte aber aus während er die Komödianten anhörte, so daß du weißt, wie ich diese nicht ohne Grund fürchte.“ Sein letztes Wort war: vae me, puto concacavi me.

Claudius also ist todt. Nun wird dem Jupiter gemeldet, es sei ein Mann von guter Figur, schon ziemlich grau, angekommen; er drohe man weiß nicht was; beständig schüttle er mit dem Kopf und schleppe das rechte Bein nach sich. Man könne seine Sprache nicht verstehn, er sei weder Grieche noch Römer, noch von irgend einer bekannten Race. Jupiter befiehlt dem Hercules, da er doch durch die ganze Welt vagabondirt sei, nachzusehn, was für eine Menschenart das wäre. Als Hercules, der doch kein Ungeheuer fürchtete, die beispiellose Gestalt wie von einem Seemonstrum, dumpf und niedergedrückt, erblickte, meinte er, es sei ihm eine dreizehnte Arbeit angekommen. Wie er aber genauer hinsah kam es ihm doch vor, als sei es so Etwas wie ein Mensch. Er fragte also auf griechisch und aus dem Homer:

Sprich! woher denn der Männer, aus welcher Stadt du?

Claudius war höchlich erfreut, daß es im Himmel Philologen gäbe und hoffte, dort seine Geschichtsbücher anbringen zu können. Er hatte nämlich 20 Bücher tyrrhenischer und acht Bücher carthagischer Geschichte griechisch geschrieben. Er antwortet sogleich ebenfalls homerisch und albern mit folgendem Verse:

Her von Ilion trug mich der Wind jetzt zu den Kikonen.

Das Fieber, welches allein von allen römischen Göttern den Claudius in den Himmel begleitet hatte, straft ihn Lügen und nennt ihn einen Stockgallier. „Deshalb hat er auch, was er als Gallier nicht lassen konnte, sich Roms bemächtigt.“ (Indem ich diesen Satz des alten Römers hier in Rom niederschreibe und gerade französische Trompeten höre, wird mir seine Richtigkeit

recht deutlich.) Claudius gibt sofort den Befehl, man solle dem Fieber den Hals abschneiden. Er gewinnt indeß Hercules, der ihn in den Göttersaal hineinbringt. Aber der Gott Janus trägt darauf an, daß keiner von denen die „des Ackerlands Früchte genießen" fortan vergöttert werden solle, und Augustus liest ein schriftliches Gutachten vor, wonach Claudius binnen drei Tagen den Olymp räumen soll. Die Götter treten der Sentenz bei, und Mercur schleppt den Kaiser in die Unterwelt.

Auf der Via Sacra kommt ihnen gerade der Leichenzug des Claudius entgegen, welcher so beschrieben wird: Und es war ein prächtiger Leichenzug von so ungeheurem Aufwand, daß man wol sah, ein Gott werde begraben. Da waren Flötenspieler, Hornbläser, Erzschläger jeder Art in solcher Menge und ein solches Zusammenströmen, daß es auch Claudius hören konnte. Alle waren lustig und vergnügt, das römische Volk spazierte umher als wäre es ein freies Volk gewesen. Agathon nur und einige Advocaten weinten und recht von Herzen. Die Rechtsgelehrten traten aus der Finsterniß hervor, bleich, hager, kaum noch bei Luft, gleich als ob sie eben wieder auflebten. Als Einer von diesen die Advocaten sah, wie sie die Köpfe zusammensteckten und ihr Mißgeschick beklagten, kam er herbei und rief: Ich sagte es euch, die Saturnalien werden nicht ewig dauern. Als Claudius sein Begräbniß erblickte, fiel es ihm ein, daß er todt sei. Denn mit großem Wortschwall sang man die anapästische Nänie:

Strömet ihr Tränen,
Klagen ertönet
Geheuchelter Trauer,
Laßet von Wehruf
Schallen das Forum.
Er ist gefallen
Der Herrlichste Aller,

Welchem kein Mann je
An Tapferkeit gleich war
Auf weitester Welt.
Jählings im Lauf wol
Behendeste hat er
Weit überholet,
Hat den Parterrebell
Zu besiegen vermocht,
Zu treffen den Perser
Mit flücht'gem Geschoß,
Zu spannen den Bogen
Starkarmig vermocht.
Hinrennendem Feind
Streifende Wund' er schlug,
Fliehenden Meders
Bemaleten Schild
Sicher er traf.
Ueber des Meeres
Letztem Gestad
Die Britannen er zwang,
Und dem Briganten
Mit bläulichem Schild
Beugt' er den Nacken
In Romulus Joch.
Ob der neuen Gewalt
Römer-Lictorenbeils
Ließ erzittern er selbst
Okeanos Flut.

Weint, beweinet den Mann,
Welcher so rasch wie
Nimmer ein Andrer
Rechtsfälle entschied,

Hört' er nur eine,
Hört er auch keine Partei.
Wer wird als Richter nun
Jahr lang sitzen zu Stul?
Dir läßt den Stul schon
Welcher den schweigenden
Schatten das Recht gibt
Der cretische König,
Hundert Städten ein Fürst.
Mit wehvoller Hand
Schlagt an die Brust nun,
Feiles Geschlecht ihr,
Rechtes Verdreher.
Grünschnäblige Dichter
Rufet nun Weh!
All' ihr zumal
Die reichsten Gewinn
Erbechert ihr habt
Mit bechernden Schwung.

Wie Claudius endlich in die Unterwelt kommt, eilt ihm ein Sängerchor entgegen und ruft: Er ist gefunden, Freude! Freude! So riefen nämlich die Aegypter, wenn sie den Ochsen Apis fanden. Es kamen alle, die er hatte würgen lassen, darunter auch Polybius und seine übrigen Freigelassenen. Nun untersucht Aeacus des Claudius Thaten und findet, daß er dreißig Senatoren, dreihundert und fünfzehn Ritter, und Bürger so viel als Sand am Meer habe morden lassen. Er fällt demnach den Spruch, Claudius solle in alle Ewigkeit aus einem durchlöcherten Becher würfeln. Da erscheint plötzlich Caligula und reclamirt ihn als seinen Sclaven. Er bringt Zeugen, daß er dem Claudius, seinem Onkel, im Leben oftmals Rutenhiebe, Ohrfeigen und Peitschenschläge gegeben habe, und da dies niemand bestreiten

kann, wird Claudius dem Caligula zugesprochen. Caligula schenkt ihn seinem Freigelassenen Menander, und diesem muß er nun in Rechtssachen behülflich sein.

Dies ist die Verkürbissung des Claudius. Seneca, welcher dem Lebendigen niederträchtig schmeichelte, war auch niedrig genug den Todten mit Kot zu bewerfen. Ein edler Mann rächt sich nicht an der Leiche des Feindes, auch wenn er ein lächerliches Scheusal war. Die Art des Feigen ists, sie zu beschimpfen. Die Apokolokyntose ist der treueste Spiegel der in Gemeinheit versunkenen römischen Kaiserwelt.

Siebentes Kapitel.

Seneca eroe.

Alto morire ogni misfatto amenda.
Alfieri.

Der Pasquino Seneca verwandelt sich wieder in den edlen Moralisten. Er schreibt seine Abhandlung „von der Gnade an den Kaiser Nero" — ein lächerlicher Widerspruch Nero und die Gnade. Doch weiß man, daß der junge Kaiser, wie alle seine Vorgänger, die ersten Jahre ohne Grausamkeit regierte. Die Schrift Seneca's ist wieder herrlich, weise und voll Adel der Gesinnungen.

Nero überschüttete seinen Lehrer mit Reichtümern, und der Verfasser des Tractats über die Armut besaß ein fürstliches Vermögen, Gärten, Aecker, Paläste, Villen vor dem nomentanischen Tor, in Bajä, im Albaner Gebirge, über sechs Millionen an Wert. Er hatte Zins- und Wuchergeschäfte in Italien, wie in den Provinzen, scharrte Geld zu Geld, und kroch hündisch vor Agrippina und ihrem Sohne, bis das Blatt umschlug.

Nach vier Jahren hatte sich Nero von allen Banden ent-

fesselt. Den Muttermord hatte der furchtsame Seneca nicht verhindert. Der edle Tacitus weist auf ihn mit Tadel. Endlich wurde der Philosoph Nero unbequem. Schon hatte dieser seinen Präfecten Burrhus umgebracht, und Seneca sich beeilt dem Wütenden alle seine Reichtümer zur Verfügung zu stellen; er lebte nun ganz zurückgezogen. Aber seine Feinde beschuldigten ihn der Mitwissenschaft um die Verschwörung des Calpurnius Piso, und auch sein Neffe der bekannte Dichter Lucanus wurde darein und nicht grundlos verwickelt. Es ist unglaublich wie sich Lucan hierbei benahm. Er gestand kleinmüthig, ließ sich zu den entehrendsten Bitten herab, und indem er sich hinter das erlauchte Beispiel des neronischen Muttermords flüchtete gab er seine eigene unschuldige Mutter als Teilnehmerin der Verschwörung an. Da diese Scheußlichkeit ihn nicht rettete und er zum freiwilligen Tode verdammt war, ging er nach Hause, schrieb an seinen Vater Annaeus Mela Seneca Einiges über gewisse Verbesserungen an seinem Gedicht, speiste köstlich und schnitt sich mit der größesten Seelenruhe die Adern auf.

Ganz edel, groß und würdevoll steht der schwache Seneca in seinem Tode da, fast in socratischer Heiterkeit und catonischer Ruhe. Er wählte die Verblutung als Todesart und willigte auch darein, daß sein heroisches Weib Paulina in gleicher Art starb. Vier Millien von Rom befanden sich beide, auf ihrem Landgut unter Freunden und Dienern. Nero schickte in Unruhe ab und zu seinen Tribunen nach der Villa, zu sehen, wie es dort stünde. Eilend brachte man ihm die Nachricht, daß auch Paulina verblute. Auf der Stelle gab er Befehl, ihren Tod zu hindern. Die Sclaven verbinden der Frau die Adern, stillen den Blutstrom, und Paulina wird gerettet, wider ihren Willen. Sie lebte noch einige Jahre. Dem greisen Seneca unterdeß entströmte das Blut nur spärlich und quälend langsam. Er bat Statius Annaeus um Gift, nahm es, doch ohne Erfolg; dann ließ er sich in ein warmes Bad bringen. Die umstehenden

Sclaven besprengte er mit dem Wasser und sagte dabei: „Zeus dem Befreier spende ich dies.“ Da er auch hier nicht sterben konnte, ließ er sich aus dem warmen Bade in ein heißes Dampfbad tragen und so erstickte er in der Badewanne. Seneca war acht und sechszig Jahre alt geworden.

Wer mag nun weiter mit diesem Weisen rechten, der doch ein Mensch seiner niedrigen Zeit war, und in dessen Natur sich Talent, Liebe zur Wahrheit und zur Weisheit mit den gemeinsten Schwächen vereinigte. Seine Schriften haben auf das ganze Mittelalter großen Einfluß ausgeübt und manchen Geist zum Edlen gestimmt und von Leidenschaften gereinigt. Scheiden wir also versöhnt, Seneca.

Epikolokyntosis an Seneca.

Nun, carrarischer Freund, du ganz unmarmornen Herzens,
  Lange die Zucca hervor, corsisches Kürbißgefäß,
Die wir gefüllt mit dem goldnen Funkelweine von Pino;
  Daß wir spenden dem Geist Seneca's sühnenden Trank.
Seneca, langausduldender Weiser, der du zuvor einst
  Auf des corsischen Meers waldig umwildertem Fels
Inselnder Mann mir Inselndem mühsaldauernd vorangingst,
  Seneca, der du mich oft fern in kikonischer Stadt
Conisberga benannt — es erglänzt dort immer Athenes
  Friedliches Ehrengeschenk stoischen Denkern um's Haupt,
Doch des Apollo duftiger Zweig, er vertrauert im Reife —
  Der in barbarischer Stadt oft mich römisch gelabt;
Hör' mich hier auf witterndem Turme, der Wolken Behausung,
  Sei mir gastlich gesinnt, nimmer versag' es dem Freund;
Weil's doch Lebendem frommt, wenn drunten in Aides Reiche
  Schützend ein freundlicher Geist dunkle Gewalten ihm hemmt.
Sie nun erwecke mir wol fürsprechend deine Genossen,
  Göttliche Helden zumal, daß sie dem Wanderer hold

Nahen in Latiums Flur, wenn unter der tronenden Roma
Heiligen Schatten er weilt, sinnend versunkener Zeit.
Manches weiht' ich Geistern von Rom, und ich hab' es eropfert,
Daß mir ambrosisch das Haupt tuscische Rebe umlenzt,
Und ins Herz Entzückung mir strömet die südliche Muse,
Bildend dem strebenden Mut voller die schaffende Kraft.
Seid voreilende Schatten, mir Laren über dem Meere
Dort in des marmornen Roms götterumhegender Welt!
Wie ist die Zucca spendenentleert! doch lieblich erfüllt sich
Von dem bacchischen Hauch selig beschwingt mein Gemüt.
Hier vom frischesten Triebe die Epheuranke mir brech' ich,
Wind' um die Stirn sie mir lind., wandre nun fröhlich hinab,
Weil ich in ahnender Seele vernahm, daß gönnend die Parzen
Purpurne Jahre mir einst spinnen im ewigen Rom.

Achtes Kapitel.

Träumereien einer Braut.

Und bald steht die Vermählung bevor, wo Schönes du selber
Anzieh'n mußt, und reichen den Jünglingen, wenn man dich heimführt;
Denn aus solchem ja geht ein Gerücht aus unter die Menschen,
Das uns ehrt; auch den Vater erfreut's und die liebende Mutter.
Odyssee.

Jedes Tal oder jede Pieve des Cap Corso hat seine Marina, seinen Hafenort, und kaum gibt es etwas Einsameres als diese Oertchen auf dem stillen Ufer. Es war schwüler Mittag, als ich an den Strand von Luri kam, die Zeit wo Pan zu schlafen pflegt. Die Leute im Hause, wo ich die Barke erwarten wollte, waren alle wie im Schlaf. Ein liebliches Mädchen aber saß am offenen Fenster und nähte im Traum an einem Fazzoletto mit geheimnißvollem Lächeln und allerlei stillen, verblümten Gedanken. Sie stickte etwas in das Tuch; ich merkte, es war das

ein Gedicht, welches ihr seliges Herz auf ihre nahe Hochzeit machte. Durchs Fenster lachte hinter ihrem Rücken das blaue Meer, welches um die Geschichte wußte, weil das Schiffermädchen ihm alles gestanden hatte. Das Mädchen trug ein meergrünes Kleid, eine geblümte Weste, und das Mandile zierlich ums Haar geschlungen; dies Mandile war schneeweiß mit feinen roten Streifen, je dreien übereinander. Auch mir gestand Maria Benvenuta ihr öffentliches Geheimniß und wußte allerlei Geplauder von Wind und Wellen und von der schönen Musica beim Hochzeitsreigen drüben im Tal von Luri. Nach einigen Monaten wird das Hochzeitsfest sein, und kein schöneres wird man feiern auf ganz Corsica.

An dem Morgen, da Benvenuta ihr mütterliches Haus verlassen soll, wird am Eingang des Strandorts eine reizende Trovata stehn, ein grüner Triumfbogen mit bunten Bändern. Die Freunde, die Nachbarn, die Sippen werden auf der Piazzetta geschaart sein zum Corteo, zum Brautgeleit. Da tritt ein Jüngling vor die geschmückte Braut und klagt, daß sie den Ort verlassen wolle, wo sie als Kind in guter Hut aufgewachsen sei, und wo es ihr nie an Corallen, an Blumen und Freunden gefehlt habe. Weil sie aber nun fortziehen wolle, so wünsche er ihr im Namen ihrer Freunde ein herzlich Glück und gebe ihr das Lebewol. Maria Benvenuta bricht in Tränen aus, und sie reicht dem Jünglinge ein Geschenk zum Andenken für die Commune. Ein geschmücktes Pferdchen wird vor das Haus geführt, darauf setzt sich die Braut und wol bewaffnete Jünglinge reiten neben ihr, mit Blumen und Bändern bekränzt, und der Corteo zieht hinweg durch die Ehrenpforte. Ein Jüngling aber trägt den Freno, das Symbol der Fruchtbarkeit, einen Spinnrocken welcher oben mit vielen Spindeln umgeben und mit bunten Bändern geschmückt ist. Als Banner weht darauf ein Tuch. Diesen Freno in der Hand geht der Freniere stolz und freudig dem Zuge voran.

Das Geleite nähert sich Campo, wo der Bräutigam wohnt, in dessen Haus nun die Braut geführt werden soll. Auch am Eingang von Campo steht eine herrliche Trovata. Da kommt nun ein Jüngling hervor, hoch in der Hand einen bebänderten Oelzweig haltend; mit schönen Sprüchen übergibt er ihn der Braut. Vom Corteo der Braut aber sprengen in rasender Hast zwei Jünglinge gegen das Bräutigamshaus, den Vanto zu erreiten und zu erjagen; das heißt die Ehre der Erste zu sein, welcher der Braut die Schlüssel von des Bräutigams Hause bringt. Das Sinnbild der Schlüssel ist eine Blume. Der schnellste Reiter hat sie gewonnen, und jubelnd hält er sie in der Hand und sprengt zur Braut zurück, ihr das Symbol zu übergeben. Der Zug zieht nun nach dem Hause. Auf allen Balconen stehn Frauen und Mädchen und streuen auf die Braut Blumen, Reis und Waizenkörner und werfen Früchte der Jahreszeit unter die Ziehenden mit Freudenrufen und Segenswünschen. Das nennt man Le Grazie. Nimmer aber hört das Schießen mit den Flinten auf, das Schallen der Mandolinen und das Spiel der Cornamusa oder Sackpfeife. Das ist ein Jubiliren in Campo, ein Knallen, Jauchzen, Klimpern und Geigen, und wie toll schwirrt's in den Lüften von Frühlingsschwalben, Lerchenliedern, fliegenden Blumen, Waizenkörnern, Sonnenstäubchen, und das alles um diese kleine Maria Benvenuta, die hier am Fenster diese ganze Geschichte in das Fazzoletto stickt.

Nun kommt auch der alte Schwiegervater aus dem Hause und spricht also ernst zu dem fremden Corteo: Wer seid ihr, Männer in Waffen? Freunde oder Feinde? seid ihr Begleiter einer donna gentile, oder habt ihr sie geraubt, obwol ihr mir dem Aussehen nach edle und tapfre Männer zu sein scheint.

Wir sind, spricht der Brautführer, Gastfreunde und geleiten diese schöne und herrliche Jungfrau, das Pfand unserer neuen Freundschaft. Wir pflückten die schönste Blume am Strand von Luri, um sie Campo zum Geschenk zu bringen.

Seid denn willkommen, Gastfreunde, und tretet in mein Haus und labt euch am Feste. Also ruft wieder der Alte, hebt die Jungfrau vom Pferd, umarmt sie und führt sie in das Haus. Dort schließt sie der glückliche Bräutigam in seine Arme, und das geschieht mit eitel Jubiliren auf der sechszehnsaitigen Cetera und beim Schall der Cornamusa.

Dann geht's in die Kirche, wo die Kerzen schon funkeln, und Mirten reichlich gestreut sind. Und wenn das Paar zusammengegeben ist und wieder in das Hochzeitshaus tritt, so stehn da im Festzimmer zwei Stüle. Auf die zwei Wunderstüle setzen sich die jungen Glücklichen, und nun kommt eine schalkhaft lächelnde Frau, die ein bebändertes Wickelkind im Arme hält. Das Wickelkind aber legt sie der Braut in den Arm. Die kleine Maria Benvenuta errötet keineswegs, sondern nimmt das Kind und herzt es nach Herzenslust. Dann setzt sie ihm eine kleine phrygische Mütze auf, die ist mit bunten Bändern reizend ausgeflittert. Wie dieß geschehen ist, umarmen die Sippen das Paar, und ein jeder spricht den guten alten Spruch:

Dio vi dia buona fortuna,
Tre di maschi e femmin' una,

das heißt: Gott gebe euch gutes Glück, drei Söhne und eine Tochter. Nun teilt die Braut kleine Geschenke an ihres Mannes Verwandte aus, der nächste Verwandte erhält eine kleine Münze. Darauf folgt der Schmaus und der Ballo, da wird man tanzen die Cerca, die Marsiliana und die Tarantella.

Ob sie weiter die ältern Gebräuche thun werden, wie sie die Chronik erzählt, das weiß ich nicht. Denn ehedem war es Sitte, daß ein junger Verwandter der Braut in die Kammer voranging. Der sprang einigemale über das Brautbette und wälzte sich mehre Male darüber, dann ließ er die Braut sich auf das Lager setzen und löste ihr die Bänder an den Schuhen, mit demselben Anstande wie Anchises der auf dem Lager sitzenden

Venus die Sandalen löst, wie man's auf alten Bildern sehen kann. Die Braut bewegte nun zierlich das Füßchen und ließ die Schuhe zur Erde gleiten, dem bandauflösenden Jünglinge aber gab sie ein Geldgeschenk. Kurz und gut, es wird am Hochzeitstage der Benvenuta lustig zugehen, und noch nach vielen Jahren wird man davon in dem Tal von Campo reden.

Das alles besprachen und beplauderten wir ernstlich in dem Schifferstübchen von Luri, und ich weiß auch das Schlummerlied, mit dem Maria Benvenuta ihren kleinen Sprößling in ihren Armen einwiegen wird.

Nanna.

Corsisches Wiegenlied von jenseits der Berge.

Ninniná, mein herziges Holdchen,
Ninniná, mein einziges Gut,
Bist mein kleines tanzendes Schiffchen,
Das da tanzt auf blauer Flut;
Das vor Wellen sich nicht fürchtet,
Nicht vor Winden auf der See.
  Schlaf' ein Weilchen, schlaf' mein Holdchen,
  Mach' dir ninni nani.

Schifflein schwer von Perlen, mein Holdchen,
Seide führst du, Tüchlein an Bord,
Und die Segel sind von Brocate,
Kommen aus indischem Port;
Und die Ruder sind von Golde,
Kostbar ist die Arbeit daran.
  Schlaf' ein Weilchen, schlaf' mein Holdchen,
  Mach' dir ninni nani.

Holdchen, als du warest geboren,
In die Taufe trug man dich dann;

Und die Sonne war die Frau Pathe,
Und der Mond Gevattersmann;
Und die Sternlein in dem Himmel
Wiegten sich in goldener Wieg'.
  Schlaf' ein Veilchen, schlaf' mein Holdchen,
  Mach' dir ninni nani.

Heiter ward der Himmel, mein Holdchen,
Blau im Glanze hat er gelacht,
Ja auch selbst die sieben Planeten
Haben dir Spenden gebracht.
Alle Hirten auf den Bergen
Hielten durch acht Tage ein Fest.
  Schlaf' ein Veilchen, schlaf' mein Holdchen,
  Mach' dir ninni nani.

Nichts als Citern hörte man, Holdchen,
Nichts als Tänze sah man zumal
In dem Tale von Cuscioni,
Weit und breit allüberall.
Boccanera und Falconi
Bellten froh nach ihrer Art.
  Schlaf' ein Veilchen, schlaf' mein Holdchen,
  Mach' dir ninni nani.

Bist du größer worden, mein Holdchen,
Wirst du wandeln über die Au,
Alle Kräuter werden dann blühen,
Klares Oel wird sein der Tau.
Feiner Balsam wird dann werden
Alles Wasser in der See.
  Schlaf' ein Veilchen, schlaf' mein Holdchen,
  Mach' dir ninni nani.

Alle Berge werden, mein Holdchen,
Sich mit Schäfchen decken schneeweiß,
Und dann laufen dir nach die Hirschlein
Und das Gemslein und die Geiß.
Doch der Habicht und die Füchse
Laufen fort aus diesem Tal.
  Schlaf' ein Veilchen, schlaf' mein Holdchen,
  Mach' dir ninni nani.

Du mein Holdchen bist meine Primel,
Du mein Liebchen mein Tausendschön,
Das man sieht im Tale Bavella,
Im Tale Cuscioni stehn.
Bist vom Klee mein würzig Blättchen,
Das die Böckchen weiden gehn.
  Schlaf' ein Veilchen, schlaf' mein Holdchen,
  Mach' dir ninni nani.

Sollte nun das Kind von der Phantasie dieses Liedes zu sehr aufgeregt worden sein, so wird ihm seine Mutter noch dieses kleine Nanna singen, worauf es sofort einschlafen wird.

Ninni ninni, ninni nanna,
Ninni ninni, ninni nolu,
Allegrezza di la mamma,
Addormèntati, o figliuolu.

Neuntes Kapitel.

Eine gespenstige Wasserfahrt.

Mittlerweile wurde es am Ufer laut. Die Schiffer waren angekommen, und so nahm ich Abschied von der zierlichen

Benvenuta, wünschte ihr allerlei gute Dinge und stieg in die Barke, welche nach Bastia segelte. Wir fuhren immer längs der Küste und unmittelbar am Ufer. Das Schiff landete in Porticcioli, einem kleinen Hafen mit einer Dogana, um seine vier Passagiere registriren zu lassen. Auch hier ankerten einige Segelboote. Die reifen Feigen auf den Bäumen und die Trauben in den Gärten wurden uns begehrlich. Man brachte uns einen halben Weinberg der köstlichsten Muscatellertrauben und Feigen von dem süßesten Wolgeschmack für ein paar Soldi.

Abends weiter fahrend hatte ich rechte Freude an dem mondbeglänzten Meer und an den seltsamen Uferformen. Viele Türme sah ich auf den Felsen, hie und da eine Ruine, Kirche oder Kloster. Wir segelten an der alten Kirche der heiligen Catharina von Sisco vorbei, welche hoch und prächtig am Ufer steht. Das Wetter wollte sich verwüsten, wie man in der italienischen Sprache sagt, und es drohte ein Sturm. Der alte Steuermann nahm im Angesicht der heiligen Catharina sein Berretto ab und betete laut: heilige Mutter Gottes Maria, wir fahren nach Bastia, gib daß wir glücklich in den Hafen kommen. Die Schiffer alle nahmen die Berretti ab und schlugen andächtig ein Kreuz. Der Mondschein auf dem Meer, welcher aus schwarzen Wetterwolken hervorbrach, die Furcht vor einem Sturm, das grauenvoll beleuchtete Ufer, endlich die heilige Catharina brachten über die ganze Barke, plötzlich eine jener unwiderstehlichen Stimmungen, die sich in Gespenstergeschichten Luft machen. Es begannen die Schiffer allerlei Hexereien zu erzählen. Nun wollte einer der Passagiere in des Fremden Augen seine Landsleute nicht gar alle für abergläubisch gelten lassen und zuckte als Freigeist beständig die Achseln, ärgerlich daß ich solche Dinge hörte; ein anderer Passagier aber bekräftigte seine und der Schiffer Meinung beständig mit dem Schluß: ich habe die Hexen nicht mit Augen gesehn, aber Teufelskünste müßen sein. Ich selber behauptete, daß ich an

die Stregen und Hexen zuversichtlich glaube und daß ich auch die Ehre gehabt hätte, einige von der besten Art kennen zu lernen. Der Anhänger der Teufelskünste, ein Bewohner von Luri, hatte mich übrigens einen tiefen Blick in seine geheimnißvollen Studien thun lassen, da er bei Gelegenheit eines Gesprächs über London sehr naiv die Frage hinwarf, ob London französisch sei. Es schien mir deshalb vortrefflich geeignet, das Feuer in dieser Hexenküche lebhaft zu unterhalten.

Die Corsen nennen die Hexe strega. Sie saugt besonders als Vampyr den Kindern das Blut aus. Ein Schiffer beschrieb ihr Aussehn, da er sie in seines Vaters Hause einmal ertappt hatte, pechschwarz nämlich ist sie auf der Brust und kann sich aus einer Katze in eine Jungfrau, aus einer Jungfrau in eine Katze verwandeln. Diese Stregen machen namentlich den Kindern Weh, thun ihnen das böse Gesicht an und allerlei fattura. Sie können auch Waffen verhexen, daß sie versagen. In diesem Falle muß man am Flintenbügel ein Kreuz machen, wie überhaupt das Kreuz die beste Wehr gegen alle Zauberei ist. Gut ist es immer, Reliquien und Amulette zu tragen. Einige sichern gegen das Blei und den Biß der giftigen Spinne malmignatto. Unter diesen Amuletten hatte man ehemals in Corsica auch einen Reisestein, wie er auch in Nordlandssagen häufig vorkommt. Man fand ihn allein am Turm des Seneca, er war vierkantig und eisenhaltig. Wer sich einen solchen Stein über das Knie band, that eine leichte und glückliche Reise.

Viele Gebräuche der Heiden haben sich in Corsica verloren, manche sich noch erhalten und besonders in dem Hirtenland Niolo. Da ist hauptsächlich die Weissagung aus den Knochen merkwürdig. Der Wahrsager nimmt das Schulterblatt (scapula) einer Geiß oder eines Schafes, macht es spiegelblank und liest daraus die Geschicke der betreffenden Person. Es muß aber das linke Schulterblatt sein, weil nach dem alten Spruche la destra spalla sfalla das rechte trügerisch ist. Von vielen berühmten

Corsen wird erzählt, daß Wahrsager ihnen ihr Loos prophezeit haben. Man sagt, daß als Sampiero am Abend vor seinem Tode mit seinen Begleitern bei Tische saß, eine Eule auf dem Hause die ganze Nacht geschrieen habe; da habe auch ein Wahrsager die Scapula gelesen und zum Entsetzen aller Sampiero's Tod darin gefunden.

Auch Napoleons Schicksal wurde aus einer spalla prophezeit. Es war ein alter Hirte von Ghidazzo, berühmt im Lesen der Schulterblätter; der besah eines Tages, da Napoleon noch klein war, die Scapula und fand darauf deutlich abgebildet einen Baum, der mit vielen Zweigen hoch in den Himmel griff, aber nur kleine und wenige Wurzeln hatte. Daraus erkannte der Hirte, daß ein Corse Herrscher der Welt werden würde, aber nur für kurze Zeit. Diese Prophezeiung ist in Corsica populär; sie hat eine merkwürdige Verwandtschaft mit dem Traum der Mandane von jenem Baume, welcher den Cyrus bedeutete.

Viele abergläubische Vorstellungen der Corsen von einer sehr dichterischen Phantasie beziehn sich auf den Tod, den wahren Genius der corsischen Volkspoesie, weil der Tod auf diesem Eiland der Blutrache so recht eigentlich sein mythisches Haus hat. Die Insel des Todes möchte ich Corsica nennen, wie andere Inseln die des Apollo, der Venus, des Jupiter waren. — Wenn Jemand sterben soll, so kündigt oft ein bleicher Lichtschein am Hause seinen Tod an. Die Eule schreit die ganze Nacht, der Hund heult, und manchmal läßt sich eine kleine Trommel hören, welche ein Geist schlägt. Soll Jemand sterben, so kommen oft die Todten Nachts an sein Haus und kündigen es an. Sie sind nämlich ganz so gekleidet wie die Todtenbrüderschaft, in langen weißen Kapuzmänteln, mit den spitzen Kappen, welche die gespenstigen Augenlöcher haben. Dann thun sie alle Geberden der Todtenbrüder, welche sich um die Bahre stellen, sie aufheben, sie tragen, ihr vorausgehen. Und so

treiben die Geister den Spuk vor dem Hause, bis der Hahn kräht. Ruft der Hahn, so schlüpfen sie fort, die einen huschen auf den Kirchhof, die andern huschen in die Kirche in ihre Gräber.

Die Todten lieben die Gemeinschaft. Wenn du Nachts auf den Kirchhof gehst, so kannst du sie hervorkommen sehen. Dann schlage schnell ein Kreuz über dem Flintenbügel, daß der Geisterschuß los geht. Denn ein voller Schuß hat Gewalt über die Gespenster, und schießst du unter sie, so zerstreuen sie sich, und erst nach zehn Jahren können sie sich nach einem solchen Schusse wieder vereinigen.

Bisweilen kommen die Todten an das Bett des Ueberbliebenen und stellen sich vor ihn hin und sagen zu ihm: Nun klage nicht mehr und höre auf mit deinem Weinen, weil ich doch die Gewißheit habe, einst selig zu sein.

In schweigender Nacht, wenn du auf deinem Bette sitzest und das traurige Herz dich nicht schlafen läßt, rufen oft die Todten deinen Namen: o Marì! — — o Josè! — — Bei Leibe, antworte nicht, rufen sie auch noch so kläglich, und will dir gleich das Herz zerbrechen. Antworte nicht! wenn du antwortest, so mußt du sterben. —

„Andate! Andate! der Sturm kommt! seht die Tromba dort, wie sie Elba vorbei treibt!“ Und mächtig zog das schwarze Meergespenst über See, ein grausig schöner Anblick; der Mond war erloschen, und Ufer und Meer lag in einem falben Wetterschein. Gott Lob! da sind wir am Turm von Bastia. Die heilige Mutter Gottes hatte uns doch geholfen, und wie wir aus der Barke gestiegen waren, begann das Wetter drein zu schlagen. Wir aber waren im Port.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Vescovato und die corsischen Geschichtschreiber.

Einige Meilen südwärts von Bastia liegt auf den Höhen der Ostküste der in der corsischen Geschichte vielberühmte Ort Vescovato. Wenn man an der Straße zum Turm Buttafuoco gelangt ist, so wandert man aufwärts in die Berge, durch die herrlichste Kastanienwaldung, welche alle Hügel rings bedeckt. Das ganze schöne Ländchen heißt Casinca und die Gegend um Vescovato ganz im besondern Castagniccia oder das Kastanienland.

Ich war gespannt darauf, dieses corsische Paese zu sehen, in welchem der Graf Matteo Buttafuoco Rousseau einst ein Asil angeboten hatte; ich vermutete einen Ort zu finden, wie ich deren in den Bergen genug gesehen hatte. Daher war ich überrascht, als ich Vescovato vor mir sah, in den grünen Bergen verloren unter den prächtigsten Kastanienhainen, umkränzt von Orangen, Weinreben und Fruchtbäumen jeder Art, von einem Bergwasser durchrauscht, originell corsisch gebaut, doch nicht ohne einige zierliche Architectur. Da gestand ich mir, daß unter allen Asilen, welche ein misanthropischer Philosoph wählen möchte, Vescovato nicht das schlechteste sei. Es ist selber eine Bergsiedelei in der schattigsten Waldeinsamkeit, mit köstlichen Spaziergängen, auf denen man ungestört träumen kann, bald im

Gestein am wilden Bergbach, bald unter einem blütenvollen Erika-busch an einem epheugrünen Kloster, bald auf einem Berghange, von dem das Auge in die paradiesische Ebene des Golo und in das Meer hinabsieht.

Ein Bischof baute den Ort, und die Bischöfe des alten Mariana, welches unten in der Ebene lag, wohnten später hier.

Vescovato ist eine Oase von historischen Erinnerungen und Namen, und vor allem zieren es drei corsische Geschichtschreiber, alle aus dem sechszehnten Jahrhundert, Ceccaldi, Monteggiani und Filippini. Ihre Häuser sind wolerhalten wie ihr Andenken. Der Curato des Orts führte mich in Filippini's Haus, welches ein armseliges Bauernhaus ist. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, als man mir einen aus der Wand gebrochenen Stein zeigte, auf welchen der berühmteste Geschichtschreiber Corsica's in seiner Herzensfreude die Inschrift gegraben hatte: Has Aedes ad suum et amicorum usum in commodiorem Formam redegit anno MDLXXV cal. Decemb. A. Petrus Philippinus Archid. Marian. Fürwahr die Ansprüche dieser wackern Männer waren bescheiden. Ein anderer Stein zeigt das Wappen Filippini's, sein Haus nämlich und ein Pferd, das an einen Baum gebunden ist. Der Archidiaconus hatte die Gewohnheit, seine Geschichte in seinem Weinberge zu schreiben, den man noch in Vescovato zeigt. Wenn er von Mariana heraufgeritten kam, band er sein Pferd unter eine Pinie und setzte sich zum Nachdenken oder zum Schreiben nieder, geschützt durch das hohe Gemäuer seines Gartens: denn er war seines Lebens vor den Kugeln seiner Feinde nie sicher, und so schrieb er die Geschichte der Corsen unter recht dramatischen und erregenden Eindrücken.

Filippini ist das Hauptwerk der corsischen Geschichte, ein ganz nationales Werk, auf welches die Corsen stolz sein können. Es ist ganz aus dem Boden des Volks herausgewachsen. Lieder, Chroniken, endlich bewußte Geschichtschreibung haben dieses

Werk zusammengesetzt. Der Erste, welcher daran arbeitete, war Giovanni della Grossa, Lieutenant des tapfern Vincentello d'Istria und Schreiber. Er sammelte die alten Sagen und Traditionen und verfuhr wie Paul Diaconus in seiner Historie. Er brachte die corsische Geschichte bis auf das Jahr 1464. Sein Schüler Monteggiani setzte sie fort bis 1525, ziemlich dürftig; dann führte sie Ceccaldi bis auf das Jahr 1559 und Filippini bis 1594. Von den 13 Büchern des Ganzen hat er also nur die letzten vier geschrieben, aber das gesammte Werk redigirt, so daß es nun seinen Namen trägt. Es erschien zum ersten Mal in Tournon im Jahre 1594 italienisch unter diesem Titel:

Die Geschichte von Corsica, in welcher alle Dinge erzählt werden, die sich zugetragen haben seit dem sie anfing bewohnt zu werden, bis auf das Jahr 1594. Mit einer allgemeinen Beschreibung der ganzen Insel, eingeteilt in 13 Bücher, von denen die ersten neun angefangen worden von Giovanni della Grossa, welche Pier Antonio Monteggiani fortgesetzt hat, und hernach Marc' Antonio Ceccaldi, und gesammelt wurden sie und erweitert von dem hochgeehrten Antonpietro Filippini Archidiaconus von Mariana, und die letzten 4 von ihm selber gemacht. Durchgesehen mit Fleiß und an's Licht gegeben von demselben Archidiaconus. In Tournon. In der Druckerei des Claudio Michael, Drucker der Universität. 1594.

Obwol Filippini Gegner Sampiero's war und aus Menschenfurcht oder Unwahrheit manches in seinem Buch unterdrückte, anderes verdrehte, so hat er doch den Genuesen so viel bittere Wahrheiten gesagt, daß die Republik dem Geschichtswerk eifrig nachstellte. Es war sehr selten geworden; da erwarb sich Pozzo di Borgo das große Verdienst um sein Vaterland, den Filippini neu herausgeben zu lassen. Die neue Ausgabe wurde von dem gelehrten Corsen Gregori besorgt und mit einer trefflichen Einleitung versehen. Sie erschien in 5 Bänden zu Pisa im Jahr 1827. Die Corsen sind dessen wol würdig, daß man ihre

historischen Denkmäler pflege. — Ihre neueren Geschichtschreiber tadeln Filippini, weil er alle Sagen und Fabeln des Grossa in sein Werk mit aufgenommen hat. Ich will ihn deshalb loben, denn man muß seine Geschichte nicht nach der strengen historischen Wissenschaft messen, und so wie sie ist hat sie gerade den hohen Wert eines volkstümlichen Gepräges. Auch darin stimme ich den Tadlern nicht bei, daß sie dem Manne das Talent verkleinern. Er ist breit, aber reich und hat eine gesunde aus moralischen Lebensbetrachtungen geschöpfte Philosophie. Man muß den Mann in Ehren halten, er hat seinem Volk genug gethan, war er gleich ein unfreier Anhänger Genua's. Ohne Filippini wäre heute ein gutes Teil corsischer Geschichte gänzlich in Dunkel begraben. Er hat sein Werk dem Alfonso d'Ornano, Sampiero's Sohne, gewidmet in der Freude, die er darüber empfand, daß der junge Held sich mit dem genuesischen Senat versöhnte und selbst Genua besuchte.

Als ich die Geschichte zu schreiben unternahm, sagt er, vertraute ich mehr auf die Gaben, welche mir die Natur verliehen hat, als auf die Kunst, welche von dem verlangt wird, der eine ähnliche Sache unternimmt. Bei mir selbst dachte ich entschuldigt zu sein bei denjenigen, die mich lesen werden, wenn sie sehen wie groß der Mangel an allen Mitteln in dieser unserer Insel ist (in welcher es Gott einmal gefallen hat, daß ich lebe), so daß man nicht an Wissenschaften, welcher Art sie immer seien, sich machen, geschweige denn in einem reinen und ganz makellosen Stile schreiben kann. — Auch an andern Stellen beklagt sich Filippini bitter über die gänzliche Ignoranz der Corsen in den Wissenschaften. Selbst die Priester nimmt er nicht davon aus, unter denen es kaum zwölf gäbe, welche die Grammatik gelernt hätten; unter den Franciscanern, welche 25 Klöster hätten, sagt er, gäbe es kaum acht Literaten, und so wachse das ganze Volk in Unwissenheit auf.

Er verschweigt nie die Fehler seiner Landsleute. „Neben

der Unwissenheit kann man nicht Worte finden, um auszusprechen, wie groß die Faulheit der Insulaner sei, wo es gilt das Erdreich zu bebauen. Selbst die schönste Ebene der Welt, die von Aleria und Mariana, ist verödet, und sie jagen nicht einmal die Vögel. Sondern wenn sie zufällig Herren von einem einzigen Carlin sind, so dünkt es ihnen, daß ihnen nun nie mehr etwas mangeln könne; und da versinken sie in Nichtsthun und Faulheit." — Dies bezeichnet treffend auch noch die heutige Natur der Corsen. — Warum pfropft man den unzähligen wilden Oleaster nicht? fragt Filippini; warum nicht die Kastanien? Aber sie thun nichts, deßhalb sind sie alle arm. Armut führt zu Lastern, und täglich gibt's Räubereien. Man schwört auch Meineide. Ihre Feindschaften und ihr Haß, ihre wenige Liebe und ihre wenige Treue sind fast ewig; daher wird jenes Sprichwort wahr, welches man zu sagen pflegt: der Corse verzeiht nie. Und daher entsteht all' das Verläumden und all' das Hinterbringen, wie man's immer sieht. Die Völker Corsica's sind (wie Braccellio geschrieben hat) mehr als alle andern neuerungssüchtig und aufständisch, viele sind gewissem Aberglauben ergeben, welchen sie Magonie nennen; und dazu braucht man Männer wie Weiber. Es herrscht hier auch eine Art von Weissagung, die man aus dem Betrachten von Schulterknochen todter Thiere macht.

Dies ist in Kürze das moralische Schattenbild, welches der corsische Geschichtschreiber von seinem Volk entwirft, und er hat es so wenig geschont, daß er eigentlich nichts anderes von den Corsen gesagt hat, als was Seneca in folgendem Verse von ihnen gesagt haben soll:

Prima est ulcisci lex, altera vivere raptu,
Tertia mentiri, quarta negare Deos.

Dagegen verteidigt er in seiner Widmung an Alfonso mit großem Eifer die Tugenden seines Volks, welches von Tomaso

Porcacchi Aretino da Castiglione in seiner Beschreibung der berühmtesten Inseln der Welt angegriffen war. Dieser Mann, klagt Filippini, behandelt die Corsen als Meuchelmörder — das macht mich nicht wenig über ihn staunen und mich gar verwundern; weil man doch, so darf ich wol sagen, in der Welt keine Nation findet, von welcher die Fremden mehr geliebkost würden, und wo sie sicherer reisen könnten: denn in ganz Corsica finden sie die ausgesuchteste Höflichkeit, ohne daß sie für ihren Unterhalt nur den geringsten Quatrin ausgeben dürfen. — Dies ist wahr; ein Fremder bescheinigt es hier dem corsischen Geschichtschreiber noch nach dreihundert Jahren.

Da wir nun hier auf einer Oase der Geschichtschreiber stehen, will ich einen Blick auch auf die anderen corsischen Historiographen werfen. Ein Inselvolk von diesem Reichtum an Heldenkämpfen und großen Männern, und von dieser fast beispiellosen Vaterlandsliebe muß wol auch an Geschichtschreibern reich sein, und gewiß ist ihre Menge im Verhältniß zu der Kleinheit der Volkszahl erstaunlich. Ich nenne nur die Namhaftesten.

Neben Filippini ist der trefflichste Historiograph Corsica's Peter von Corsica, oder Petrus Cyrnaeus, Archidiaconus von Aleria, der andern alten Colonie der Römer. Er lebte im fünfzehnten Jahrhundert, und schrieb außer seinem commentarium de bello Ferrariensi lateinisch auch eine Geschichte Corsica's unter dem Titel: Petri Cirnaei de rebus Corsicis libri quatuor, welche bis auf das Jahr 1482 reicht. Sein Latein gehört zum Besten jener Zeit, sein Stil ist salustisch, kräftig, in großen Zügen; seine Stoffbehandlung aber ist ganz unkünstlerisch. Am längsten verweilt er bei der Belagerung von Bonifazio durch Alfonso von Arragon und bei seinen eigenen wechselvollen Schicksalen. Filippini hat sein Werk weder benutzt noch überhaupt gekannt; es existirte nur in einem Manuscript, und wurde zuerst aus der Bibliothek Ludwigs XV. ans Licht gezogen. Muratori hat dies Manuscript in sein großes Werk im Jahre

1738 aufgenommen, und Gregori besorgte dann auf Kosten Pozzo di Borgo's auch Peter von Corsica in einer trefflichen Ausgabe, Paris 1834, und gab zugleich neben dem lateinischen Text die italienische Uebersetzung.

Noch einsichtsvoller hat Peter vom Character seines Volkes gesprochen, und auch was er sagt, wollen wir nachsehn, um uns bei Gelegenheit zu überzeugen, ob die heutigen Corsen noch viel oder wenig von der Natur ihrer Vorfahren bewahrt haben.

„Sie sind begierig, eine Beleidigung zu rächen, und sich nicht gerächt zu haben, gilt für schimpflich. Wenn sie denjenigen, welcher gemordet hat, nicht erreichen können, dann strafen sie einen seiner Verwandten. Deshalb legen sobald ein Mord geschehen ist, alle Verwandte des Mörders augenblicks die Waffen an, um sich zu verteidigen. Nur Kinder und Weiber werden verschont." — Die Bewaffnung der Corsen jener Zeit beschreibt er so: Sie tragen spitze Helme, Cerbelleras genannt, andere auch runde; ferner Dolche, vier Ellen lange Speere, deren jeder zweie hat; links ruht das Schwert, rechts der Dolch.

„Im Vaterland sind sie uneins, außer dem Vaterlande auf's innigste verbunden. Ihre Seelen sind zum Tode bereit (animi ad mortem parati). Alle sind sie arm und verachten den Handel. Nach Ruhm sind sie begierig; Gold und Silber gebrauchen sie fast gar nicht. Trunkenheit gilt für sehr schimpflich. Schreiben und Lesen lernen sie kaum; wenige hören die Redner und die Dichter; in Streitsachen üben sie sich aber so sehr, daß wenn es auf einen Streit ankommt man glauben möchte, sie seien alle treffliche Sachwalter. Unter den Corsen sah ich nie einen Kahlkopf. Die Corsen sind unter allen Menschen die gastfreisten. Den Landeshäuptern selbst kocht das Weib die Speisen. Von Natur sind sie schweigsam, mehr gemacht zum Handeln als zum Reden. Auch sind sie die religiösesten Menschen.

Es ist Sitte die Männer von den Weibern zumal bei Tische zu trennen. An die Wasserquellen gehen die Frauen, die Töchter.

Denn Dienstboten haben die Corsen fast keine. Die corsischen Weiber sind arbeitsam. Man kann sie sehen, wenn sie an die Quellen gehn, auf dem Kopf das Gefäß tragen, das Pferd, wenn sie eins haben, am Arme nach sich führen, und die Spindel drehen. Auch sind sie sehr keusch und schlafen nicht lange.

Die Todten bestatten die Corsen mit Aufwand: denn sie beerdigen sie nicht ohne Exequien, ohne Lamento, ohne Lobpreisung, ohne Trauergesang, ohne Gebet. Ihre Todtenfeier ist jener der Römer sehr ähnlich. Einer von den Nachbaren erhebt den Ruf und ruft nach dem nächsten Dorf: O du, rufe dorthin, denn eben ist er gestorben. Dann kommen sie zusammen, Dorf-, Stadt-, Gemeindeweise, je einzeln in langem Zuge, erst die Männer dann die Weiber. Wenn diese ankommen, erheben alle ein Weinen und ein Klagegeschrei, und das Weib und die Brüder zerreißen die Kleider auf der Brust. Die Weiber, von Tränen entstellt schlagen sich die Brüste, zerfleischen ihr Gesicht, zerraufen sich die Haare. — Alle Corsen sind frei."

Man wird gefunden haben, daß dieses Gemälde vielfach Aehnlichkeit mit dem Bilde hat, welches uns Tacitus von den alten Deutschen aufstellt. —

Das heroische 15. und 16. Jahrhundert war die Blütezeit der corsischen Geschichtschreibung. Sie schwieg im 17., weil das Volk in dieser Zeit in einer todesähnlichen Erschöpfung lag. Mit dem Aufschwunge des 18. Jahrhunderts begann sich auch die Geschichtschreibung der Corsen wieder zu regen. Da haben wir die Bücher von Natali: Disinganno sulla guerra di Corsica, und von Salvini: Giustificazione dell' insurrezione, brauchbare, doch nicht ausgezeichnete Schriften.

Eine Geschichte Corsica's schrieb Dr. Limperani bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, ein stofflich reiches, aber breitgezogenes Werk. Höchst brauchbar, ja unentbehrlich besonders durch die vielen Documente, ist die Geschichte der Corsen von

Cambiaggi, welche 4 Quartbände umfaßt. Cambiaggi widmete sein Werk Friedrich dem Großen, dem Verehrer Pasquale's und des corsischen Heldenmutes.

Nun die Freiheit der Insel verloren gegangen ist, haben sich gelehrte Patrioten — und Filippini hätte sich heute nicht mehr über den Mangel an wissenschaftlichen Männern zu beklagen — mit rühmlichem Eifer der Geschichte ihrer Nation angenommen. Meist sind es Advocaten. Pompei schrieb ein Buch: l'état actuel de la Corse; Gregori gab den Filippini und den Peter heraus und sammelte die Statuten Corsica's, ein höchst verdienstvolles Werk. Diese Gesetze entstanden aus alten Rechts- und Strafbestimmungen, welche schon die Demokratie Sambuccio's aufnahm, feststellte und ergänzte, und wurden unter den Genuesen nach und nach vermehrt und geordnet, endlich im 16. Jahrhundert von ihnen gesammelt. Sie waren sehr selten geworden. Ihre neue Ausgabe ist ein glänzendes Denkmal corsischer Geschichte, wie auch der Codex selbst den Genuesen zur hohen Ehre gereicht. Ein anderer talentvoller Corse Renucci schrieb seine Storia di Corsica, 2 Bände, Bastia 1833, sie berührt in Kürze die ältesten Zeiten und behandelt ausführlich das 18. und 19. Jahrhundert bis auf das Jahr 1830. Das Werk ist an Stoff reich, aber als Geschichtswerk schwach. Arrighi schrieb ein Leben Sampiero's und ein Leben des Pasquale Paoli. Die weiteste Verbreitung genießt Jacobi's zweibändige Geschichte Corsica's, welche bis auf das Ende des Unabhängigkeitskrieges unter Paoli reicht, ein letzter Band soll noch nachfolgen. Jacobi hat das Verdienst, aus allen gegebenen Quellen zuerst eine übersichtliche Geschichte der Corsen geschrieben zu haben; sein Buch ist unentbehrlich, aber nicht von der besten Kritik und gar nicht objectiv genug. Der jüngste Verfasser eines vortrefflichen Compendium corsischer Geschichte ist der Archivar Camillo Frieß in Ajaccio, welcher mir sagte, daß er eine größere Geschichte der Corsen zu schreiben beabsichtige. Ich wünsche ihm Glück dazu,

denn er ist ein Mann von Talent. Möchte er sein Werk nicht wie Jacobi französisch, sondern aus Pflicht für sein Volk italienisch schreiben.

Zweites Kapitel.

Rousseau und die Corsen.

Ich ging zu dem Hause des Grafen Matteo Buttafuoco, welches einst die Wohnung Rousseau's sein sollte. Es ist das stattlichste in Vescovato, ein schloßartiger Bau. Gegenwärtig besitzt der Marschall Sebastiani, dessen Familie aus dem nahen Dorfe Porta stammt, einen Teil desselben.

Buttafuoco war derselbe, gegen welchen Napoleon als junger Demokrat in Ajaccio ein feuriges Pamphlet schleuderte. Als jener noch Officier in französischen Diensten war, lud er Jean Jacques Rousseau nach Vescovato ein. Im Contrat Social hatte nämlich der Genfer Philosoph über Corsica sich in folgender Weise prophezeiend ausgesprochen: „In Europa ist noch ein Land der Gesetzgebung fähig, das ist die Insel Corsica. Die Kraft und die Ausdauer, mit welcher dieses tapfere Volk seine Freiheit zu erlangen und zu verteidigen gewußt hat, verdiente wol, daß irgend ein weiser Mann es lehrte, sie zu bewahren. Ich habe eine gewisse Ahnung, daß diese kleine Insel eines Tages Europa in Erstaunen setzen wird.“ Bei Gelegenheit der letzten französischen Unternehmung zur Unterdrückung Corsica's hatte Rousseau geschrieben: „Man muß gestehen, daß eure Franzosen ein sehr serviles Volk sind, ein Volk, das von der Tyrannei leicht zu erkaufen ist, sehr grausam und gleich Henkern gegen die Unglücklichen; wenn sie am Ende der andern Welt einen freien Menschen wüßten, ich glaube sie würden marschiren einzig um des Vergnügens willen ihn zu vertilgen.“

Ich will nicht behaupten, daß auch dies eine Prophezeiung

Rousseau's war, jene aber war es und sie hat sich erfüllt, denn der Tag ist gekommen, an welchem die Corsen Europa in Erstaunen gesetzt haben. Der günstige Ausspruch Rousseau's war es, welcher auch Paoli bewog, ihn im Jahr 1764 nach Corsica einzuladen, damit er sich der Verfolgung seiner Feinde in der Schweiz entziehe. Voltaire, der erbitterte Neider und Spötter Rousseau's, hatte das Gerücht ausgesprengt, daß man diesem ein Asil in Corsica anbiete, um ihm einen lächerlichen Streich zu spielen; darauf hatte Paoli selber an Rousseau eine Einladung geschrieben. Buttafuoco war noch weiter gegangen, er hatte den Philosophen aufgefordert, für die Corsen eine Gesetzgebung zu verfassen, wie ihn auch die Polen um eine Constitution baten. Paoli scheint diesem Ansinnen nicht widerstrebt zu haben, vielleicht weil er eine solche Arbeit wenn auch für unnütz, so doch immer von gewisser Seite für dienlich dem Rufe der Corsen hielt. So sah sich der eitle Misanthrop in der schmeichelvollen Lage eines Pythagoras, und er antwortete mit Freuden, „daß die Idee allein sich mit dieser Aufgabe zu beschäftigen, seine Seele begeistre, und daß er den Rest seiner unglücklichen Tage edel und tugendhaft verwendet glaube, wenn er sie zum Vorteil der tapfern Corsen verwenden könne." Alles Ernstes verlangte er Materialien. Sein Werk kam nicht zu Stande, weil ihn die Plackereien seines Lebens daran hinderten. Was wäre es auch geworden: und was sollten die Corsen mit einer Theorie, da sie sich ihre volksmäßige und materiell begründete Constitution selber gaben?

Die Verhältnisse brachten indeß Rousseau von dem Entschlusse ab, nach Corsica zu gehen — schade! Er hätte hier eine Probe von seinen Theorien ablegen können — denn die Insel erscheint wie das verwirklichte Utopien seiner Ansichten von dem normalen Zustande der Gesellschaft, wie er ihn namentlich in der Abhandlung: ob die Künste und Wissenschaften den Menschen heilsam gewesen seien, angepriesen hat. In Corsica hätte

er, was er wünschte, vollauf gefunden: Naturmenschen im wollnen Kittel, die von Ziegenmilch und wenig Castanien leben, weder Wissenschaft noch Kunst, Gleichheit, Tapferkeit, Gastfreiheit, und die Blutrache an allen Enden. Ich glaube, die kriegerischen Corsen hätten herzlich gelacht, wenn sie Rousseau unter den Castanien hätten herumwandeln sehn, seine Katze auf dem Arm, oder sein Flechtwerk wirkend. Nein! das Gebrüll vendetta! vendetta! und ein paar Schüsse aus dem Fucile hätten den armen Jacques schnell wieder verjagt. Aber immer denkwürdig und zum innern Wesen seiner Geschichte gehörend bleibt Rousseau's Beziehung zu Corsica.

In dem Brief, welcher dem Grafen Buttafuoco absagt, schreibt Rousseau: „Ich habe nicht das wahrhafte Verlangen in Ihrem Lande zu leben verloren; aber die gänzliche Erschöpfung meiner Kräfte, die Sorgen, welchen ich mich unterziehen, die Fatiguen die ich leiden müßte, noch andere Hindernisse die aus meiner Lage entspringen, zwingen mich wenigstens für den Augenblick meinen Entschluß aufzugeben, auf den doch trotz dieser Schwierigkeiten mein Herz noch nicht ganz und gar verzichten kann. Aber, mein teurer Herr, ich werde alt, ich werde hinfällig, die Kräfte verlassen mich, der Wunsch reizt und das Hoffen schwindet. Wie es auch sei, empfangen Sie und erbieten Sie dem Herrn Paoli meinen lebhaftesten und zärtlichsten Dank für das Asil, welches mir anzutragen er mich gewürdigt hat. Tapferes und gastfreies Volk! nein, ich werde es so lange ich lebe nie vergessen, daß eure Herzen, eure Arme, eure Hände mir geöffnet gewesen sind in dem Augenblick, als mir in Europa beinahe kein anderer Zufluchtsort übrig blieb. Wenn ich nicht das Glück habe, meine Asche in eurer Insel zu lassen, so werde ich versuchen wenigstens ein Denkmal meiner Dankbarkeit dort zurückzulassen, und in den Augen der ganzen Welt werde ich mich ehren, wenn ich euch meine Gastfreunde und meine Beschützer nenne. — — Das was ich Ihnen verspreche und worauf Sie

von jetzt ab rechnen können ist, daß ich für den Rest meines Lebens mich nur mit mir oder mit Corsica beschäftigen werde: jede andere Angelegenheit ist gänzlich aus meiner Seele verbannt."

Das Letzte will viel sagen — doch es ist die rhetorische Sprache Rousseau's. Wie wundersam und fremd nimmt sich diese und das Rousseau-Wesen den schweigsam düstern, männlich starken, wild und kühn handelnden Corsen gegenüber aus. Rousseau und Corse scheinen zwei getrennte Begriffe, antipodische Naturen zu sein, und doch berühren sie sich wie Körperliches und Unkörperliches, durch Zeit und Idee verbunden. Es ist merkwürdig, wie neben den prophetischen Träumen einer Menschendemokratie, welche Rousseau weissagte, der erzne Korybanten-Waffentanz der Corsen unter Paoli herklingt, die neue Zeit verkündend, die ihr Heldenkampf begann. Mit dem Erzgetöse wollten sie das Ohr der alten Despotengötter betäuben, dieweil auf ihrer Insel der neue Jupiter geboren wurde — Napoleon, der revolutionäre Gott des eisernen Zeitalters.

Drittes Kapitel.

Die Moresca. Corsischer Waffentanz.

Die Corsen haben wie andere tapfere Völker von feuriger Natur und poetischem Sinn den Waffentanz, welchen man Moresca nennt. Ueber seinen Ursprung herrscht Streit, da ihn Einige von den Mauren, Andere von den Griechen herleiten. Die Griechen nannten diese Tänze der kriegerischen Jugend mit Schwert und Schild menfitische und pyrrhische und schrieben ihre Erfindung der Minerva und dem Sohne des Achill Pyrrhus zu. Es ist ungewiß, auf welche Weise sie sich über das Abendland verbreiteten; genug, seit den Kämpfen der Christen und der Mauren nannte man sie Moresca, und es scheint, daß sie

überall da noch in Gebrauch sind, wo die Völker an Traditionen von dem alten weltgeschichtlichen Riesenkampf zwischen Christ und Heide, Europa und Asien reich sind, wie in Griechenland, bei den Albanesen, Serben, Montenegrinern, Spaniern und andern Nationen.

Ich weiß nicht welcher Sinn sonst in die Moresca gelegt wird, da ich den herrlichen Tanz nur einmal in Genua tanzen sah; in Corsica hat er immer die Eigenheit eines kreuzritterlichen Charakters bewahrt, weil die Moresca stets einen Kampf gegen die Saracenen darstellte, sei es die Befreiung von Jerusalem, die Eroberung von Granada, oder die Einnahme der corsischen Städte Aleria und Mariana durch Hugo Graf Colonna. Dadurch hat die Moresca einen profan-religiösen Charakter, wie manche feierliche Tänze der Alten, und durch ihre geschichtliche Vorstellung ein nationales Gepräge erhalten.

Die Corsen haben zu allen Zeiten das Schauspiel dieses Tanzes aufgeführt, besonders in vielbewegter Zeit des Volkskampfes, wo ein solches Nationalspiel in Waffen die Zuschauer entflammte, indem es sie zugleich an die großen Thaten der Väter gemahnte. Ich weiß kein edleres Vergnügen für ein freies und mannhaftes Volk, als das Schauspiel der Moresca, die Blüte und die Poesie des Schlachtenmutes. Sie ist das einzige Nationaldrama der Corsen, welche, da sie keine anderen Genüsse hatten, die Thaten ihrer Heldenväter sich auf demselben Boden vortanzen ließen, den sie einst mit ihrem Blute tränkten. Oftmals mochte es geschehn, daß sie von der Moresca hinweg in die Schlacht zogen.

Vescovato war häufig das Theater dafür, und auch Filippini gedenkt dessen. Man erinnert sich noch, daß sie Sampiero zu Ehren dort getanzt wurde, und auch zur Zeit Paoli's wurde sie aufgeführt. Die letzte Vorstellung fand im Jahre 1817 statt.

Ganz besonders beliebt war die Darstellung der Eroberung von Mariana durch Hugo Colonna. Ein Dorf stellte die Stadt

vor. Die Schaubühne selbst war ein freier Platz, die grünen Berge dienten als Amphitheater, worauf sich Tausende, aus der Insel zusammengeströmt, lagerten. Man denke sich dieses Publicum, diese rauhen, trotzigen Männer alle in Waffen, unter den Castanienbäumen gelagert und mit Blick, Wort und Geberde den Heldentanz begleitend. Die Schauspieler, bisweilen 200 an der Zahl, sind in zwei Schaaren geteilt, alle tragen sie die römische Toga. Jeder Tänzer hält in der Rechten ein Schwert, in der linken einen Dolch; die Farbe des Helmbusches und des Panzers macht den Christen oder den Mauren kenntlich. Ein einziger Geigenspieler regiert mit dem Fiedelbogen die Moresca.

Sie beginnt. Ein maurischer Astrolog kommt aus Mariana herausgeschritten, im Kaftan mit langem weißem Bart, er beschaut den Himmel und befragt die Sterne, und bestürzt weissagt er Unglück. Mit Zeichen des Schreckens eilt er in das Tor zurück. Siehe, da kommt ein maurischer Bote, in Blick und Bewegung jähe Furcht, nach Mariana gelaufen und bringt die Kunde, daß die Christen bereits Aleria und Corte eingenommen hätten und im Anmarsch auf Mariana seien. Wie der Bote im Tor verschwunden ist, blasen die Hörner, und es tritt auf Hugo Graf Colonna mit dem Christenheer. Unendlicher Jubel schallt ihm von den Bergen entgegen. Ich habe das Ganze in dieser Ballade auszudrücken versucht.

Hugo, Hugo, Graf Colonna,
O wie herrlich er vor allen
Tanzet wie der Königstiger,
Wenn er tanzt den Fels empor.

Graf Colonna hebt den Degen,
Küßt das Kreuz an seinem Griffe,
Und zu seinen Kriegerschaaren
Also spricht der edle Graf:

Auf zum Sturm im Namen Gottes,
Tanzt hinauf Mariana's Mauern,
Lasset springen heut die Mohren,
Alle springen über's Schwert.

Wisset, wer im Sturm gefallen,
Heute wird er noch im Himmel
Mit den Engelchören tanzen
Seinen seligen Sphärentanz.

Die Christen stellen sich auf. Hörnerspiel. Aus Mariana kommt herausgezogen der Maurenkönig Nugalon und sein Heer.

Nugalone, o wie herrlich
Ihm die leichten Glieder tanzen,
Wie dem braungefleckten Panter,
Wenn er tanzt aus seinem Busch.

Nugalone dreht den Schnauzbart
Mit der goldbereiften Linken,
Und zu seinen Kriegerschaaren
Also spricht der stolze Mohr:

Nun wolauf, im Namen Allahs
In die Christenschlacht getanzet!
Durch den Sieg laßt uns bezeugen,
Allah ist der einzige Gott.

Wisset, wer im Kampf gefallen,
Heute wird er noch in Eden
Mit der schönsten Houri tanzen
Seinen Wollust-Taumeltanz.

Nun defiliren beide Heere — der Mohrenkönig gibt das Zeichen zur Schlacht, und es beginnen die Turen des Tanzes, deren es zwölfe sind.

Fiedelstrich, ein scharfer, heller —
Rugalone und Colonna
Schweben tanzend sich entgegen,
Sich entgegen tanzt ihr Heer.

Zierlich in dem Tact der Töne
Wiegen sich die jungen Glieder,
Wie die schlanken Blumenhalme,
Wenn das Abendlüftchen geigt.

Kaum berühren sich der Kämpfer
Leichtgeschwungne Flimmerdegen;
Sind es Degen, sind es Stralen,
Sonnenstralen in der Hand!

Geigentöne, voller, voller —
Kling und Klang gekreuzter Degen,
Rückwärts, vorwärts leichte Glieder
Drehen sich zum Geigenspiel.

Und nun tanzen sie im Ringe,
Christ und Maure fest verschlungen,
Von dem Silberhall der Degen
Ihre Waffenkette klingt.

Kling und Klang gekreuzter Degen,
Neue Weise, neue Schwünge,
Jetzt zerbrochen ist die Kette,
Halber Bogen sind's nun zwei.

Wilder, wilder die Moresca,
Rauscht der Tanz sich wild entgegen,
Wie die Meereswelle rauschet,
Wenn der Sturm auf Felsen geigt.

Halte wacker dich Colonna,
Tanz' sie nieder in den Boden!
Heute gilt es unsre Freiheit
Zu ertanzen mit dem Schwert.

Also wollen wir die Berge
Bescovato's niedertanzen,
Niedertanzen deine Heere,
Gottverfluchtes Genua!

Immer neue Turen, endlich tanzen sie die letzte, welche die resa heißt, da ergibt sich der Saracen.

Als ich die Moresca in Genua tanzen sah, führte man sie zu Ehren der sardinischen Constitution und an deren Jahrestage am 9. Mai 1852 auf, denn der schöne Tanz hat in Italien eine revolutionäre Bedeutung und war deshalb in den unfreien Ländern verboten. Es war ein gar herrliches Schauspiel, da das Volk in seinen malerischen Trachten, zumal die Frauen in den weißen langen Schleiern, den Platz am Hafen bedeckte. Etwa 30 junge Männer, alle weiß und knapp gekleidet, grüne und rote Schärpen um den Leib gewunden, tanzten die Moresca mit Begleitung von Hörnern und Trompeten. Alle hielten sie in jeder Hand eine Fahne; die verschiedenen Turen tanzend schlugen sie die Degen gegen einander. Eine geschichtliche Beziehung zeigte diese Moresca nicht.

Die Corsen haben wie die Spanier, die Bayern und die Tyroler, auch noch die Passionsspiele erhalten, welche indeß selten geworden sind. Im Jahr 1808 wurde unter andern ein

solches Spiel vor 10,000 Menschen in Orezza gegeben. Zelte stellten die Häuser des Pilatus, des Herodes und des Caiphas dar. Da gab es Engel und Teufel, welche aus einer Fallthüre heraufstiegen. Das Weib des Pilatus war ein junger Mensch von 23 Jahren mit einem rabenschwarzen Bart. Der Commandant der Garden trug die Nationalgardenuniform der Franzosen mit Oberstepauletten von Gold und von Silber, der zweite Commandant eine Infanterieuniform, und beide hatten das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust. Den Judas stellte dar ein Pfarrer, der Curate von Carcheto. Als nun das Spiel begann, gerieten die Zuschauer durch unbekannte Veranlassung in ein Handgemenge und bombardirten einander mit Felsstücken, die sie von dem natürlichen Amphitheater aufrafften. Hierauf wollte Jesus, welcher gerade aufgetreten war, nicht weiter spielen, und zog sich ärgerlich aus diesem irdischen Jammertal zurück. Aber zwei Gendarmen faßten ihn unter die Arme und führten ihn mit Gewalt auf die Scene, so daß er weiter spielen mußte. Diese spaßhafte Geschichte erzählt der Ingenieur Robiquet in seinen historischen und statistischen Forschungen über Corsica.

Viertes Kapitel.

Joachim Murat.

> Espada nunca vencida!
> Esfuerço de esfuerço estava.
>
> Romanze Durandarte.

Da ist noch ein drittes, sehr merkwürdiges Haus in Vescovato, das Haus der Familie Ceccaldi, aus welcher zwei namhafte Männer Corsica's stammen, der genannte Geschichtschreiber und der tapfere General Andrea Colonna Ceccaldi, eins der Volkshäupter der Corsen und Triumvir neben Giafferi und Hyacint Paoli.

Aber mehr als solche Erinnerungen reizt eine andere, welche an diesem Hause haftet. Es gehört dem General Franceschetti, oder vielmehr seiner Gemalin Catarina Ceccaldi, und hier war es wo der unglückliche König Murat gastliche Aufnahme fand, als er auf der Flucht aus der Provence in Corsica landete, und hier faßte er den Plan, sein schönes Reich Neapel durch einen ritterlichen Handstreich wieder zu erobern.

Wieder zieht also das Lebensbild eines tapfern Caballero an uns vorüber auf dieser wundersamen Märcheninsel, wo die Königskronen auf den Bäumen wild wachsen wie die goldnen Aepfel im Garten der Hesperiden.

Das Ende Murats ist so bewegend wie kaum das eines andern Mannes, welcher als ein prächtiges Meteor eine Zeit lang durch die Welt fuhr, dann in kläglichem Fall verknallte.

Nach seinem letzten unüberlegten Kriege in Italien war er flüchtig nach Frankreich gegangen. Unter Todesgefahr, in Weinbergen und Gebüschen umherirrend, hatte er sich eine Zeit lang an der Küste von Toulon verborgen gehalten; ein alter Grenadier hatte ihn gerettet und vor dem Hungertode geschützt. Derselbe Marquis von Rivière, welchem Murat nach der Verschwörung des George Cadoudal und Pichegru großmütig das Leben erhalten, schickte Soldaten nach dem Flüchtlinge aus, ihn todt oder lebendig einzubringen. In seiner Lage war Joachim auf den Gedanken gekommen, auf dem nahen Corsica Gastfreundschaft zu suchen. Bei einem edlen Volke, welchem das Gastrecht heilig ist, hoffte er Schutz zu finden.

Er floh aus seinem Schlupfwinkel, erreichte den Strand und eine Barke, welche ihn trotz Sturm und Ungewitter und der höchsten Not, zu ertrinken, nach Corsica brachte. Er landete am 25. August 1815 bei Bastia, und hörend daß der General Franceschetti, der früher unter seiner Garde in Neapel gedient hatte, sich in Vescovato befinde, machte er sich dahin auf. Er klopfte an das Haus des Maire Colonna Ceccaldi,

Schwiegervaters jenes Generals, und verlangte diesen zu sprechen. In seinen Memoiren über Murats Aufenthalt in Corsica und sein Ende erzählt Franceschetti: „Ein Mann stellt sich mir dar eingehüllt in einen Kapuzmantel, den Kopf begraben in eine Mütze von schwarzer Seide, mit dichtem Bart, in Pantalons, in Gamaschen und Schuhen eines gemeinen Soldaten; er war abgemagert von Elend. Wie groß war mein Erstaunen als ich unter dieser groben Verhüllung den König Joachim erkenne, diesen noch vor kurzem so glanzvollen Fürsten. Ein Schrei entfährt meinem Munde, und ich falle an seine Kniee."

Auf die Nachricht von der Landung des Königs bewegte sich Bastia, und viele corsische Officiere eilten nach Vescovato ihm ihre Dienste anzubieten. Der Commandant von Bastia, Oberst Verrière war in Furcht. Er schickte Gendarmen mit einem Officier nach Vescovato, Joachim zu verhaften. Aber das Volk ergriff die Waffen, das Gastrecht und den Gast zu verteidigen, und der Trupp kehrte unverrichteter Sache um. Wie sich nun das Gerücht verbreitete, daß König Murat die Gastfreundschaft der Corsen angerufen habe und daß man seine Person bedrohe, zog Volk in Waffen aus allen Dörfern der Umgegend nach Vescovato und schlug hier ein Lager auf, so daß schon am folgenden Tage Murat über ein kleines Heer zu befehlen hatte. Der arme Joachim war entzückt von den Evviva der Corsen. Es stand bei ihm sich zum Könige von Corsica zu machen, aber er hatte keine andern Gedanken als an sein schönes Neapel. Der letzte Anblick einer ihm zujauchzenden Volksmenge gab ihm wieder das Gefühl eines Königs, und wenn diese Corsen, sagte er, welche mir gar nichts verdanken, schon so hingebend sind, wie werden mich erst meine Neapolitaner empfangen, welchen ich so viele Woltbaten erwiesen habe.

Der Entschluß, Neapel wieder zu gewinnen, wurde fest in seiner Seele; das Beispiel Napoleons, welcher von dem nahen Elba in abenteuerlicher Weise Frankreich überfallen hatte, schreckte

ihn nicht. Der Sohn des Glücks mußte seinen letzten Wurf versuchen, und um die Königskrone oder den Tod werfen.

Das Haus Ceccaldi ward unterdeß der Sammelplatz vieler Officiere und Herren von nah und fern, welche Murat sehen und ihm dienen wollten. Er hatte seinen Plan gefaßt. Er berief aus Elba einen seiner alten Officiere der Marine den Baron Barbarà, einen Malteser, welcher sich nach Porto-Longone geflüchtet hatte, um mit ihm der die Küsten Calabriens genau kannte, sich zu besprechen. Er schickte einen Corsen nach Neapel, Verbindungen anzuknüpfen und Geld aufzubringen. In Bastia kaufte er drei Fahrzeuge, welche ihn an der Küste von Mariana aufnehmen sollten; aber die Franzosen in Bastia wurden davon benachrichtigt und belegten sie mit Beschlag. Vergebens mahnten Murat verständige Männer von seinem tollkühnen Unternehmen ab. Die Idee war bei ihm unerschütterlich geworden, daß die Neapolitaner ihn liebten, daß er nur den Fuß auf die calabrische Küste zu setzen brauche, um im Triumf nach seiner Hauptstadt geführt zu werden. Auch kamen Menschen von Neapel her und sagten ihm, daß der König Ferdinand dort verhaßt sei und daß man sich nach der Herrschaft Murats zurücksehne.

Es erschienen von Genua zwei englische Officiere. Sie begaben sich nach Vescovato und erboten sich dem Könige Joachim, ihn sicher nach England zu bringen. Aber er wies in edlem Zorn dies Anerbieten zurück, weil er daran dachte, wie England mit Napoleon verfahren war. Unterdeß wurde seine Lage in Vescovato immer gefährlicher und für seine Gastfreunde Ceccaldi und Franceschetti bedrohlicher, denn der bourbonische Commandant hatte eine Proclamation erlassen, welche alle diejenigen für Hochverräter erklärte, welche Murat folgen oder ihm ein Asil geben würden.

Er entschloß sich, Vescovato so bald als möglich zu verlassen. Er unterhandelte noch wegen der Rückgabe seiner mit Sequester belegten Fahrzeuge; er wendete sich an den Comman-

danten der Balagna Antonio Galloni, dessen Bruder er einst mit Woltaten überhäuft hatte. Galloni ließ ihm sagen, daß er in dieser Angelegenheit nichts vermöge, daß er vielmehr von Verrière den Befehl bekommen habe, folgenden Tags mit 600 Mann gegen Vescovato zu marschiren um ihn gefangen zu nehmen. Aber aus Rücksicht für sein Unglück wolle er noch vier Tage warten und gebe das feierliche Versprechen, daß er ihn nicht verfolgen werde, wenn er sich innerhalb dieser Frist aus Vescovato entfernt habe.

Als der Capitän Moretti mit dieser Botschaft und ohne Aussicht auf die Wiedererlangung der Fahrzeuge nach Vescovato zurückkehrte, vergoß Murat Tränen. Ist es möglich, rief er aus, daß ich so unglücklich bin! ich kaufe Schiffe um von Corsica abzureisen, und man belegt sie mit Beschlag, ich brenne vor Ungeduld die Insel zu verlassen, und man schließt mir jeden Weg. Wolan! ich will die Tapfern zurückschicken, welche mich so großherzig bewachen, ich will allein bleiben, ich will meine Brust dem Galloni entgegenhalten, oder ich werde das Mittel finden mich von dem grausamen Schicksal zu erlösen, das mich verfolgt" — dabei blickte er auf die Pistolen welche auf dem Tische lagen. Indem trat Franceschetti in das Zimmer; bewegt sagte er zu Murat, daß die Corsen nimmer leiden würden, daß ihm ein Leids geschehe. „Nein," entgegnete Joachim, „ich werde nie leiden, daß Corsica um meinetwillen ein Ungemach erfahre; ich muß hinweg!"

Die Frist von vier Tagen war verstrichen, und Galloni zeigte sich mit seinen Truppen vor Vescovato. Aber das Volk stand bereit, ihm eine Schlacht zu liefern. Man eröffnete ein Feuern, Galloni zog sich zurück. Denn eben hatte auch Murat den Ort verlassen.

Am 17. September war er von Vescovato gegangen, in Begleitung Franceschetti's und einiger Officiere und Veteranen, und escortirt von mehr als fünfhundert Bewaffneten. Er hatte

sich entschlossen nach Ajaccio zu gehen, um sich dort einzuschiffen. Wo er sich zeigte, in der Casinca, in Tavagna, in Moriani, in Campoloro und jenseits der Berge, lief das Volk herzu und empfing ihn mit Evviva. Jede Commune begleitete ihn bis zur Grenze der nächsten. In San Pietro di Venaco zog ihm der Priester Muracciole mit einem zahlreichen Gefolge entgegen und brachte ihm als Geschenk ein schönes corsisches Pferd. Augenblicks bestieg es Murat und galoppirte auf ihm des Weges, stolz und feurig wie er einst in den Tagen seines Glanzes durch die Straßen von Mailand, von Wien, von Berlin, von Paris, von Neapel, und über unzählige Schlachtfelder gesprengt war.

In Vivario kehrte er bei dem greisen Pfarrer Pentalacci ein, welcher seit 40 Jahren so vielen Flüchtlingen Gastfreundschaft gegeben, in wechselvollen Zeiten Engländer, Franzosen, Corsen aufgenommen, und einst auch den jungen Napoleon bei sich beschirmt hatte, als ihm die Paolisten nach dem Leben trachteten. Beim Frühstück fragte Joachim den Greis, was er von seiner Unternehmung auf Neapel denke? Ich bin ein armer Pfarrer, sagte der Geistliche, und verstehe mich nicht auf Krieg oder Diplomatie, aber doch möchte ich zweifeln, daß Ew. Majestät den Tron heute wieder gewinnen können, den Sie einst an der Spitze Ihrer Armee nicht behaupten konnten. Lebhaft entgegnete Murat: ich bin so sicher mein Königreich wieder zu gewinnen, als ich sicher bin dieses Tuch in meinen Händen zu halten.

Joachim schickte Franceschetti nach Ajaccio voraus, um zu sehen, wie es dort um seine Aufnahme stände. Denn seitdem er in Corsica erschienen war, hatten Napoleons Verwandte keine Notiz von ihm genommen, und so war er schon Willens in Bocognano zu bleiben und erst dann nach Ajaccio zu gehen, wenn zu seiner Einschiffung alles bereit wäre. Franceschetti schrieb ihm, daß die Bürgerschaft von Ajaccio vor Freude außer sich sei, den König Murat in ihren Mauern zu sehen, und daß sie ihn dringend einlade zu kommen.

Am 23. September um 4 Uhr Abends betrat er Ajaccio zum zweiten Mal in seinem Leben, denn das erste Mal war er dort mit Ruhm bedeckt, von der Welt als Held gefeiert, mit Napoleon gelandet, als dieser von Egypten zurückkam. Bei seinem Eintritt läuteten alle Glocken, das Volk umjauchzte ihn, Freudenfeuer brannten auf den Straßen und die Häuser waren erleuchtet. Aber die Behörden der Stadt entfernten sich aus ihr, und auch Napoleons Verwandte, die Ramolini, zogen sich zurück; nur die Signora Paravisini hatte den Mut und die Liebe zu bleiben, ihren Verwandten zu umarmen und ihm Gastfreundschaft in ihrem Hause anzubieten. Murat hielt es für gut in einer öffentlichen Locanda zu wohnen.

Die Besatzung der Citadelle war corsisch, also Joachim ergeben. Der Commandant schloß sich in die Festung ein und legte den Belagerungszustand auf die Stadt. Murat traf nun Vorkehrungen zur Abreise. Er verfaßte auch eine Proclamation an das neapolitanische Volk, von 36 Artikeln; sie ward in Ajaccio gedruckt.

Am 28. September erschien Maceroni ein englischer Officier und verlangte Audienz bei Joachim. Er brachte Pässe für ihn von Metternich, welche von diesem, von Carl Stuart und von Schwarzenberg gezeichnet waren. Sie waren ausgestellt auf den Grafen Lipona, unter welchem Namen, einem Anagramm von Napoli, ihm Sicherheit und ein Asil in Deutsch-Oesterreich oder Böhmen zugesichert worden war. Murat nahm Maceroni zur Tafel, man sprach von den letzten Kriegsthaten Napoleons und von der Schlacht von Waterloo. Maceroni beschrieb sie umständlich und rühmte die kaltblütige Tapferkeit des englischen Fußvolks, dessen Quarrés die Reiterei der Franzosen nicht hatte zersprengen können. Da sagte Murat: wäre ich dort gewesen, ich hätte sie sicherlich zersprengt. Maceroni entgegnete: Ew. Majestät hätten die Quarrés der Preußen und Oesterreicher zersprengt, aber niemals die der Engländer. Voll Feuer rief

Murat: und ich hätte auch die der Engländer zersprengt; denn Europa weiß, daß ich noch nie ein Quarré getroffen habe, welches es auch war, das ich nicht zersprengte.

Er nahm Metternichs Pässe und stellte sich erst, als wolle er auf das Anerbieten eingehen, dann erklärte er, daß er nach Neapel hinüber müsse, sein Reich zu erobern. Maceroni bat ihn unter Tränen, abzustehn so lange es noch Zeit sei. Der König entließ ihn.

Noch an demselben Tage, um die Mitternacht, stieg der unglückliche Murat in die Barke, und wie sein kleines Geschwader den Hafen von Ajaccio verließ, ließ der Commandant der Citadelle einige Kanonenschüsse auf dasselbe abfeuern, welche wie man sagt, nur blinde Schüsse waren. Die kleine Flotte bestand aus 5 Fahrzeugen und der Scorridora einer schnellsegelnden Feluke, unter den Befehlen Barbarà's, und mit sich nahm Murat ungefähr 200 Mann, eingerechnet die Unterofficiere und 22 Officiere, außerdem eine kleine Zahl von Matrosen.

Voll Unheil war seine Fahrt, unbegünstigt durch das Glück, welches Napoleon noch einmal begleitet hatte, als er mit seinen sechs Schiffen und 800 Mann von Elba hinwegsegelte, seine Krone wieder zu erobern. Sieben Monate früher war der Kaiser von jener nahen Insel unter Segel gegangen. Es ist ergreifend, Murat zu beobachten, wie er das Herz von Zweifel und Ungewißheit zerwühlt, an der Küste Calabriens hinschwebt, wie er von den Barken verlassen wird, wie ihn nun gleichsam eine warnende Hand von der feindlichen Küste zurückstößt, wie er schon den Entschluß faßt, nach Triest zu segeln, nach Oesterreich zu gehen, und endlich die phantastische Idee den Träumer, über dessen Haupt das Trugbild der Krone schwebt, dennoch bestimmt, in Pizzo zu landen.

Murat, sagte der Mann, der mir von seinen Tagen in Ajaccio als Augenzeuge so manches erzählte, war ein großer

Ritter und ein kleiner Kopf. Das ist wol wahr. Er war der Held eines historischen Romans, ein ächter Paladin, und man legt das Buch seines Lebens nicht aus der Hand ohne noch lange nachher die Erschütterung im Gemüte zu empfinden. Er saß besser auf dem Pferd als auf dem Tron. Er hatte niemals regieren gelernt, er besaß nur, was geborne Könige oft nicht haben, den fürstlichen Anstand und den Mut König zu sein, und war es am meisten als er vom Trone herunterstieg; und dieser einstige Kellner in seines Vaters Schenke, Abbé und weggejagter Unterofficier, stand vor seinen Henkern königlicher als Ludwig XVI. aus dem Hause Capet, und starb nicht minder stolz als Karl von England aus dem Hause der Stuart.

Eine Dienerin öffnete mir die Zimmer Franceschetti's, in denen Murat gewohnt hatte. Die Schlachtscenen, in welchen er geglänzt hatte, wie Marengo, Eylau, die Landschlacht von Abukir, Borodino schmückten die Wände. Mir fiel auf den ersten Blick sein Porträt auf. Das schwärmerische Auge, die braunen gelockten Haare welche über die Stirne herabfallen, die weichen romantischen Gesichtszüge, die phantastische weiße Kleidung, die rote Schärpe, waren wol Joachims. Unter dem Porträt las ich diese Worte: 1815. Tradito!!! abbandonato!!! li 13. Octobre assassinato!!! Verraten!!! Verlassen!!! Am 13. October ermordet!!! Schmerzensseufzer Franceschetti's, der ihn nach Pizzo begleitet hatte. Das Porträt des Generals hängt neben dem Murats, eine hohe, kriegerische Gestalt mit eisenfester Physiognomie, ein lebhafter Gegensatz zu dem Troubadourgesicht Joachims. Franceschetti hatte sich für Murat geopfert, Weib und Kinder verlassen, und obwol er das Unternehmen seines früheren Königs gemißbilligt, war er ihm doch gefolgt und bis zum letzten Augenblick nicht von ihm gewichen. Man erzählte mir einen schönen Zug von Edelmut, (und ich las ihn auch in den Memoiren des Generals) welcher sein Andenken ehrt; als die wütenden Banden von Pizzo auf Murat eindrangen, um

ihn so schimpflich zu mißhandeln, sprang Franceschetti vor und rief: „ich bin Murat!" Ein Säbelhieb streckte ihn zu Boden; in demselben Augenblick war auch Murat vorgesprungen und hatte sich zu erkennen gegeben. — Alle Officiere und Soldaten, welche man bei Pizzo gefangen nahm, warf man ins Gefängniß, verwundet wie sie waren. Nach Joachims Hinrichtung führte man sie und Franceschetti in die Citadelle von Capri; lange Zeit saßen sie dort im Kerker, ihren Tod erwartend, bis unverhofft der König Ferdinand sie begnadigte. Franceschetti kehrte nach Corsica zurück, aber kaum landete er hier, als die Franzosen ihn als Hochverräter festnahmen und nach der Citadelle von Marseille abführten. Der unglückliche Mann saß einige Jahre in den Kerkern der Provence, dann wurde er in Freiheit gesetzt und durfte zu seiner Familie nach Vescovato zurückkehren. Sein Vermögen war durch Murat ruinirt worden — und dieser General, welcher für seinen König dem Tode entgegen gegangen war, sah sich in die Notwendigkeit gesetzt, seine Frau nach Wien und zu Murats Gemalin Caroline reisen zu lassen, um einen Teil seiner Auslagen wieder zu erlangen, und da diese Reise vergebens war, einen langdauernden Prozeß mit Caroline zu führen, den er in allen Instanzen verlor. Franceschetti starb im Jahre 1836. Seine beiden Söhne, zurückgezogene Officiere, gehören zu den angesehensten Männern Corsica's und haben sich um die Verbesserung der Agricultur anerkannte Verdienste erworben.

Seine Gemalin Catarina Ceccaldi lebt noch hochbetagt in dem Hause, wo sie einst Murat gastlich aufgenommen hatte. Ich fand die edle Greisin in einem Oberzimmer in der ländlichsten Beschäftigung und von Tauben umringt, welche bei meinem Eintritt aus dem Fenster flatterten — eine Scene die mir zeigte, daß die schlichte Natur der Corsen nicht nur im Hause des Paesanen, sondern auch des Vornehmen sich erhalten habe. Ich dachte mir die glänzende Jugend, welche diese Frau in dem

schönen Neapel und an dem Hofe Joachims verlebt hatte, und im Verlauf des Gesprächs gedachte sie selber jener Zeit wo der General Franceschetti mit Coletta, der gleichfalls eine besondere Schrift über die letzten Tage Murats veröffentlicht hat, im Dienste Joachims gestanden war. Es ist erfreuend, eine starke Natur zu sehn, welche die Lebensstürme siegreich überstand und sich gleich blieb, wenn die Schicksale wechselten; so betrachtete ich diese würdige Matrone mit Ehrfurcht, wie sie von den großen Dingen der Vergangenheit redend sorgsamlich die Bohnen schnitt zum Mittagsmal für Kinder und Enkel. Auch der Zeit gedachte sie, wo Murat in diesem Hause lebte. Franceschetti, sagte sie, machte ihm die lebhaftesten Vorstellungen, er scheute sich nicht ihm zu sagen, daß er ein unmögliches Unternehmen vorhabe; dann rief Murat schmerzlich aus: auch ihr wollt mich verlassen! ach! meine Corsen wollen mich im Stiche lassen! man konnte ihm nicht widerstehen.

Als ich von Vescovato weiter in die Casinca wanderte, wollte mich das Bild Murats nicht verlassen. Ich konnte an ihn nicht denken, ohne ihn mit dem abenteuerlichen Baron Theodor von Neuhoff zu vergleichen, welcher an eben dieser Küste 79 Jahre früher gelandet war, wunderlich und phantastisch gekleidet, wie sich auch Murat zu costümiren pflegte. Theodor war in Corsica der Vorläufer aller jener, welche sich die schönsten Kronen der Welt eroberten. Napoleon holte sich die Kaiserkrone, Joseph die Krone von Spanien, Louis die Krone von Holland, Jerome die Krone von jenem Westfalen, aus welchem Theodor der König der Corsen abstammte, und neben ihnen erabenteuerte sich Murat die normännische Krone beider Sicilien, Bernadotte die Krone der Scandinavier, der ältesten Ritter Europa's. Cervantes hatte hundert Jahre vor Theodor das chevalereske Inselkönigtum in seinem Sancho Pansa verspottet — und siehe da nach hundert Jahren wiederholte sich dieses Rittermärchen von König Artur und der Tafelrunde an den

Grenzen Spaniens auf der Insel Corsica, und setzt sich fort am hellen lichten Tage durch das 19. Jahrhundert bis in den hellen lichten Tag unserer Gegenwart hinein.

Der Don Quijote und die spanischen Romanzen sind mir oftmals in Corsica eingefallen, und mir ist als reitet wieder der edle Ritter von der Mancha durch die Weltgeschichte. Werden doch nun wieder spanische, uralte Namen historisch, welche der Welt gerade so romantisch unbekannt gewesen sind, wie Theseus der Herzog von Athen im Sommernachtstraum.

Fünftes Kapitel.

Romantisch-christliche Versunkenheit.

> Que todo se passa en flores
> Mis amores,
> Que todo se passa en flores.
>
> Spanisches Lied.

Nahe bei Vescovato liegt der kleine Ort Venzolasca. Ein herrlicher Gang über Hügel und durch Castanienhaine führt dorthin. Ich kam an dem Capuzinerconvent von Vescovato vorbei, welches verlassen steht. Auf einer reizenden Höhe gelegen, mit schwarzem Schiefer gedeckt, aus braunem Stein gebaut erscheint es ernst, wie die corsische Geschichte, originell und im Grünen höchst malerisch.

Auf diesen Gängen durch das Castanienland vergißt man jegliche Ermüdung. Die Ueppigkeit der Natur und die lachenden Berge, der Blick in die Goloebne und auf das Meer machen das Herz froh, die Nachbarschaft vieler Dörfer unterhält und gibt manche Genrescenen. Ich sah viele gemauerte Fontänen, an denen Weiber und Mädchen in ihren runden Krügen Wasser schöpften, einige mit der Spindel, wie Peter von Corsica es gesagt hat.

Vor Venzolasca steht am Wege ein schön gelegnes Grabmal der Familie Casabianca. Auch diese ist aus Vescovato gebürtig und gehört zu den angesehensten der Insel. Die unmittelbaren Vorfahren des heutigen Senators Casabianca machten ihren Namen durch Waffenthaten berühmt. Raffaello, Obercommandant Corsica's im Jahre 1793, Senator, Graf und Pair von Frankreich, starb zu Bastia hochbetagt im Jahre 1826. Luzio, Deputirter Corsica's beim Convent, war Capitän des Admiralschiffes der Orient in der Schlacht von Abukir. Als der Admiral Brueys von einer Kugel in Stücke gerissen war, übernahm Casabianca den Oberbefehl des Schiffes; es brannte; er ordnete die Rettung der Mannschaft an, so weit diese möglich war, und wollte das Schiff nicht verlassen. Sein junger Sohn Giocante, ein Knabe von dreizehn Jahren, war nicht zu bewegen von des Vaters Seite zu weichen. Jeden Augenblick konnte das Schiff springen. Vater und Sohn hielten sich mit ihren Armen fest umschlungen und flogen so mit den Schiffstrümmern gen Himmel, und in die Unsterblichkeit. Wo man auch wandern mag in Corsica, man atmet Hauch vom Heldengeist.

Venzolasca ist ein kleiner Ort mit schmucker Kirche, wenigstens im Innern. Man war eben dabei, den Chor auszumalen und klagte mir, daß der Meister, welcher die Holzschnitzelei vergolden sollte, das Dorf schimpflich betrogen habe; denn man hatte ihm Dukatengold gegeben und er hatte dies eingesteckt. Der einzige Luxus, den die Corsen treiben, wird auf den Schmuck ihrer Kirchen verwandt, und es gibt kaum ein kleines Paese in der Insel, welches nicht seinen Stolz darein setzte, helle bunte Farben und Goldzierraten in dem Kirchlein zu haben.

Von dem Ort, auf welchem die Kirche von Venzolasca steht, hat man eine wonnesame Fernsicht aufs Meer und sich umwendend die Ansicht des schönen Bergkessels der Castagniccia. Wenige Gegenden Corsica's haben mir eine solche Freude gemacht als diese Berge in ihrer Verbindung mit dem Meer. Die Castagniccia

ist ein mächtiger Circus, welchen saftig grüne Berge von den schönsten Formen umstellen. Alle sind sie bis gegen die Gipfel mit Castanien bedeckt, zu Füßen tragen sie Olivenhaine, deren Silbergrau mit dem Tiefgrün des Castanienlaubes malerisch contrastirt. Aus dem Laube hervor sehen einzelne Ortschaften, Sorbo, Penta, Castellare und das hoch in Wolken stehende Oreto, dunkel, mit schlanken schwarzen Kirchentürmen.

Die Sonne ging zu Abend, als ich diese Berge hinaufstieg, und ich hatte frohe Stunden. Wieder kam ich an einem verlaßnen Kloster der Franziscaner vorbei. Es lag ganz vergraben in Reben und Laub, und die Fruchtbäume wußten ihren Segen kaum zu bergen. Wie ich in den Hof und in die Klosterkirche trat, überraschte mich dieses wüste Bild der Zerstörung, welches die Natur mit ihrem Pflanzenwucher lachend zudeckte. Die Steinplatten der Gräber waren aufgethan, als hätten die Todten sie gesprengt, um gen Himmel zu fliegen, Schädel lagen im Grün, und die christliche Symbolik alles Schmerzes war versunken in ein Blumenmeer.

Im Kloster von Venzolasca.

Transfiguration.

Zu einem schattendunkeln Wald
Hat mich der Irrweg hin verschlagen,
Die Sonne ging zu Rüste bald,
Da sah ich Klostermauern ragen.

Der Epheu schlug um's graue Tor
Den wonnesamsten Ehrenbogen,
Ein alter Oelbaum stund davor,
War auf die Klosterwacht gezogen.

Der that mir da mit stillem Ast
Zum Eintritt in den Kreuzgang winken,

Als wär' er Pförtner, der den Gast
Zum Beten ladet oder Trinken.

Todt ist der Mönch, der hier gehaust
Und hier gekeltert hat die Traube,
Und mit den Brüdern hier geschmaust
In blütenduft'ger Gartenlaube.

Die Rebe schreibt mit leiser Hand
Inschriften, liebesam zu lesen,
Mit grünen Lettern an die Wand,
Weß Ordens der Convent gewesen.

Der Crucifixus — wunderbar! —
Ein Christus schien's pfingsthimmeltrunken,
Vom Marterholz gefallen war,
G'rad in das Rebenlaub gesunken.

Und eine Rebe sah ich da
Des Herren Füße fest umschließen,
Das war die blonde Magdala
Mit ihrem Kuß, dem sündig süßen.

Johannes auch als Rose lag
Dem Herrn zu Haupt auf seinen Knieen,
Und schaut' verzückt empor und sprach
Zur Trauerweide, zu Marien:

„O ring' die Hände nicht in Not!
Was kann's auf Erden Beßres geben,
Als einen heißbeweinten Tod
Nach einem jungen Liebeleben?"

Die blonde Rebe lispelnd rief:
Ergossen hab' ich meine Schmerzen,
Die Lust die mir im Busen schlief,
Ergossen voll aus vollem Herzen.

Still dacht' ich dem Mysterium nach,
Dem Christentum das worden trübe;
Die Rose sah mich an und sprach:
„O Mensch! Am Anfang war die Liebe!"

Der bekränzte Schädel.

Im stillen Klosterhof ich saß,
Ein Schädel lag zu meinen Füßen,
Der lauschte lachend aus dem Gras,
Und thät mich gastlich grüßen.

Nichts that ihm an gemeiner Staub,
Denn um die kahle Stirn gelinde
Schlang schirmend das gekrauste Laub
Die blühende Clematiswinde.

Mir war's, als ob der Schädel sprach:
Ein Corsenabt bin ich gewesen,
Ich hab den Brüdern allgemach
Des Evangeliums Text gelesen.

Ein Gleichniß lag mir stets zum Grund:
Ich bin der Weinstock, ihr die Trauben;
Das Gleichniß führt' ich stets im Mund,
Sein Sinn ist einfach, ohne Schrauben.

Und einfach war mein Sacrament,
Vom Abendmal die tiefe Lehre:
Das Beste was die Erde nennt,
Die Traube ist es und die Aehre.

Ich teilt' sie aus an manchen Gast,
Dem Armen gab ich Gottes Segen,
War fröhlich diese Erdenrast,
Und konnt' mich froh zur Grube legen.

Sieh' hier das junge Laub, mein Sohn —
Des Lebens mußt' ich mich entschlagen,
Doch schmückt den Schädel mir zum Lohn
Der grüne Kranz, den ich getragen.

Nun sei mein Gast, genieß' des Weins,
Laß dir die Klostertraube munden.
Sei einst dein Todtenhaupt wie meins
Von einem grünen Zweig umwunden.

Sechstes Kapitel.

Gastliches Familienstillleben in Oreto.

Denn dem Zeus gehöret ein jeder
Fremdling und Darbender an; und die Gab' ist klein auch erfreulich.
Odyssee.

Zwischen Fruchtgärten, deren Gemäuer die schöne Clematiswinde umkränzt hielt, ging ich noch zwei Stunden bergauf und durch Castanienhaine bis Oreto, dem höchstgelegenen Paese der Casinca.

Oreto hat seinen Namen von dem griechischen Oros, welches Berg heißt; der Ort liegt hoch auf der Spitze eines grünen

Berges. Ein mächtiger Granitblock ragt grauhäuptig mitten aus dem Dorf hervor wie ein Fundament, geschaffen das Colossalbild eines Hercules darauf zu stellen. Um nach dem Paese zu gelangen, mußte ich mühsam auf einem engen Pfade emporklimmen, auf dem an vielen Stellen zugleich ein Quell herabrauschte.

Oben angelangt trat ich auf den Platz, den größesten, den ich noch in einem Dorfe fand. Er ist das Plateau des Berges, von anderen Bergen überragt, von Häusern umstellt, welche wie der Frieden selber aussehen. Der Pfarrer spazierte mit seinem Küster umher, und die Paesanen lehnten in der Sabbatruhe an den Gärten. Ich trat auf eine Gruppe zu und fragte, ob im Ort eine Locanda wäre. Nein, sagte der Eine, wir haben keine Locanda, aber ich biete euch mein Haus an, ihr sollt finden was wir haben. Das nahm ich mit Freuden an und folgte meinem Gastwirt. Ehe ich in sein Haus trat, wollte Marcantonio, daß ich zuvor den Stolz von Oreto, die Fontäne des Dorfs, in Augenschein nähme und das Wasser koste, das herrlichste im ganzen Land Casinca. Trotz meiner Ermüdung folgte ich dem Corsen. Das eiskalte Wasser der Fontäne strömte in einem steinernen Tempel aus fünf Röhren in unerschöpfter Fülle.

In Marcantonio's Haus gekommen, wurde ich von seinem Weibe ohne Phrase bewillkommnet. Sie bot mir guten Abend und ging gleich in die Küche das Mal zu rüsten. Mein Wirt hatte mich in sein bestes Zimmer geführt, und ich war erstaunt dort einen kleinen Büchervorrat zu finden; es waren geistliche Dinge, die er geerbt hatte. Ich bin unglücklich, sagte Marcantonio, denn ich habe nichts gelernt und bin sehr arm. Deshalb muß ich hier auf dem Berge sitzen, statt auf das Festland zu gehen und ein Amt zu bekleiden. Ich betrachtete mir diesen Mann im braunen Kittel und der phrygischen Mütze genauer. Er hatte ein verschlossenes, von Leidenschaft durchfurchtes Gesicht

von wahrhaft eiserner Härte, und was er sprach war kurz, entschieden und in einem bittern Ton. Ich sah diesen Mann nicht ein einziges Mal lächeln und fand in den einsamen Bergen eine von Ehrgeiz gequälte hinausstrebende Seele. Solche Erscheinungen sind in Corsica nicht selten; mächtig lockt das Beispiel vieler Familien aus den Dörfern, wo man oft in der finstersten Capanna die Familienbildnisse von Senatoren, Generalen und Präfecten finden kann. Die Insel Corsica ist das Land der Emporkömmlinge und der natürlichen Gleichheit.

Marcantonio's Tochter, ein junges Mädchen von blühend kräftiger Gestalt trat in das Zimmer. Sonst keine Notiz von der Anwesenheit eines Gastes nehmend fragte sie nur ganz laut und ganz naiv: Vater, wer ist der Fremde, ist es ein Franzos, was will er in Oreto? Ich sagte ihr, daß ich ein Deutscher sei, was sie nicht verstand. Giulia ging ihrer Mutter beim Male helfen.

Es ward aufgetragen und das reichste Mal eines Armen, eine Krautsuppe und dem Gast zu Ehren ein Stück Fleisch, Brod, Pfirschen. Die Tochter trug die Speisen auf, aber nach corsischer Sitte nahm weder sie noch die Mutter am Essen Teil, sondern der Mann allein legte mir vor und aß neben mir.

Er führte mich darauf in die kleine Kirche von Oreto und auf den Rand des Felsens, um die unvergleichlich schöne Fernsicht zu genießen. Der junge Curate und eine nicht kleine Gefolgschaft von Paesanen begleiteten uns dahin. Es war ein sonnengoldiger, wonnig frischer Abend. Ich stand erstaunt ob solcher Herrlichkeit der Natur, denn zu meinen Füßen sah ich die castanienwaldbedeckten Berge in die Ebene hinabsinken, diese einem unermeßlichen Garten gleich sich zum Strande dehnen, von dem Golofluß und dem Fiumalto durchschlängelt, begrenzt vom verklärten Meer, an dessen Horizont die Inseln Capraja, Elba und Monte Christo sich aufreihten. Der Blick umfaßt die ganze Uferlinie bis nach Bastia und südlich bis San Nicolao — landhinein Berg an Berg, mit Dörfern gekrönt.

Auf dieser Stelle war eine kleine Gemeinde um uns versammelt, und ich machte mir das Vergnügen, die Insel zu preisen, welche so merkwürdig sei durch ihre Natur wie durch die Geschichte ihres heroischen Volks. Der junge Curate setzte dieses Lob mit vielem Feuer fort, die Bauern stimmten ein, und jeder wußte sein Vaterland zu ehren. Ich machte die Bemerkung, daß diese Leute in der Geschichte ihres Landes trefflich zu Hause waren. Der Curate erregte meine Verwunderung, er hatte Geist und einen witzigen Ausdruck. Von Paoli sprechend sagte er einmal: „seht, seine Zeit war eine Zeit der Thaten, die Männer von Orezza sprachen wenig, aber sie handelten viel. Hätte unsere Zeit einen einzigen Mann von der großen und aufopfernden Seele des Pasquale hervorgebracht, so stände es heute anders in der Welt. Aber jetzt ist es die Zeit der Chimären und der Federn, und doch ist der Mensch nicht gemacht zum Fliegen." Ich folgte dem Curaten mit Freuden in sein Presbyterium, ein ärmliches Haus von schwarzen Steinen. Aber sein Stübchen war schmuck und hatte eine saubere Bibliothek von ein paar hundert Bänden. Ich verlebte eine angenehme Stunde bei einer Flasche des köstlichsten Weines mit dem gebildeten und frei aufgeklärten Manne mich unterhaltend, während Marcantonio stumm und verschlossen dabei saß. Wir kamen auf Aleria zu sprechen und ich fragte nach römischen Altertümern in Corsica. Marcantonio nahm plötzlich das Wort und sagte sehr ernst und kurz: wir brauchen den Ruhm römischer Altertümer nicht, wir haben genug an dem unserer Väter.

In Marcantonio's Haus zurückgekehrt, fand ich in dem Zimmer auch Mutter und Tochter, und wir setzten uns zum vertraulichen Familienkreise um den Tisch zusammen. Die Frauen besserten ihre Kleider aus, sie waren gesprächig, unbefangen, naiv wie alle Corsen. Die rastlose Thätigkeit der corsischen Frauen ist bekannt; den Männern untergeordnet und in der Gesellschaft bescheiden ein dienendes Loos hinnehmend, ruht

die ganze Last der Arbeit auf ihnen; sie teilen dieses Schicksal mit den Weibern aller kriegerischen Völker, wie namentlich der Serben und Albanesen.

Ich beschrieb ihnen die großen Städte des Festlandes, ihre Feste und Gebräuche, wie einige Sitten meines Vaterlandes. Nie äußerten sie ein Erstaunen, obwol was sie hörten ihnen gänzlich fremd war und Giulia noch keine Stadt, nicht einmal Bastia gesehen hatte. Ich fragte das Mädchen nach ihrem Alter. Ich bin zwanzig Jahre alt, sagte sie.

Das ist unmöglich. Ihr habt kaum siebenzehn Jahre.

Sie ist sechzehn Jahre alt, sagte die Mutter.

Nun, wißt Ihr nicht Euren eigenen Geburtstag, Giulia?

Nein, aber er steht im Register und der Maire wird ihn schon wissen.

Der Maire ist also der einzige Glückliche, der den Geburtstag des hübschen Kindes feiern kann, wenn er nämlich seine große Hornbrille auf die Nase setzt und in dem großen Register nachschlägt.

Giulia, wie vergnügt Ihr Euch? Jugend will doch ihre Freude haben.

Ich habe zu thun genug, den Brüdern fehlt auch alle Augenblick etwas; Sonntags gehe ich in die Messe.

Wie werdet Ihr Euch morgen ausputzen?

Ich werde die Faldetta anziehn.

Sie holte die Faldetta aus dem Schrank und zog sie über, das Mädchen sah sehr hübsch darin aus. Die Faldetta ist ein langes Gewand, meist von schwarzer Farbe, dessen hinteres Ende über den Kopf geworfen wird, so daß es einem Nonnengewande mit Kapuze ähnt. Aeltlichen Frauen gibt die Faldetta Würde, junge Mädchen umwallt sie geheimnißvoll und reizend.

Die Frauen fragten mich, wer ich sei. Das war schwer zu beantworten. Ich zog mein sehr kunstloses Skizzenbuch hervor und indem ich ihnen einige Blätter zeigte, sagte ich, daß ich ein Maler sei.

Seid Ihr ins Dorf gekommen, fragte Giulia, um die Stuben anzustreichen? Ich lachte laut auf, es war diese Frage eine geistvolle Kritik meiner corsischen Skizzen.

Marcantonio sagte sehr ernst: laßt nur, sie versteht es nicht.

Von schönen Künsten und Wissenschaften haben diese corsischen Frauen keine Kunde; sie lesen keine Romane; in der Dämmerstunde spielen sie die Ziter und singen einen schwermutsvollen Vocero. Aber in dem kleinen Kreise ihrer Anschauungen und Gefühle bleibt ihre Seele stark und gesund wie die göttliche Natur, keusch und fromm und lebenssicher, und fähig aller Aufopferung und solcher heroischen Entschlüsse, welche die Poesie der Civilisation als die erhabensten Bilder menschlicher Seelengröße für alle Zeiten aufstellt, wie Antigone und Iphigenia.

Dieses Naturvolk kann jeder einzigen heroischen That des Altertums eine gleiche an die Seite stellen.

Der jungen Corsin Giulia zu Ehren erzähle ich die folgende Geschichte, welche historisch ist, wie jede andere Novelle, die ich mitteilen werde.

Die corsische Antigone.

> Daliegen soll er unbeweint, grablos, ein Mal
> Den Vögeln, die zum süßen Raube niederschaun – –
> Ich will ihn selbst
> Bestatten, ruhmvoll ist der Tod für solche That.
> Bei ihm, dem Lieben, werd' ich ruhn die Liebende,
> Die frommen Frevel übte.
>
> Antigone des Sophokles.

Es war gegen das Ende des Jahres 1768. Die Franzosen hatten Oletta besetzt, ein ansehnliches Dorf im Lande Nebbio. Weil dieser Ort wegen seiner Lage höchst wichtig war, hatte Pasquale mit den Einwohnern Verbindungen angeknüpft, um die französische Besatzung zu überfallen und gefangen zu nehmen. Sie zählte 1500 Mann unter dem Befehl des Marquis Arcambal.

Aber die Franzosen waren auf ihrer Hut, sie verkündeten das Kriegsgesetz in Oletta, so daß die Männer des Dorfs nichts wagen durften.

Grabesstille herrschte in Oletta.

Da verließ eines Tags Giulio Saliceti ohne Erlaubniß der französischen Wache sein Dorf, um auf die Campagna hinauszugehen. Als er zurückkehrte, wurde er festgenommen und in den Kerker geworfen; doch gab man ihm nach kurzer Zeit die Freiheit wieder.

Der Jüngling ging nach dem Hause seiner Verwandten, Groll im Herzen, daß ihm der Feind eine Schmach angethan. Er murmelte etwas vor sich hin, und das war wol ein Fluch gegen die verhaßten Franzosen. Ein Sergeant hörte was Giulio murmelte, er gab ihm einen Schlag ins Gesicht. Dies geschah vor dem Fenster des Hauses, und am Fenster stand der Abt Saliceti, Giulio's Verwandter, den das Volk Peverino nannte, das heißt spanischer Pfeffer, weil er ein hitziger Mann war. Wie Peverino den Schlag ins Antlitz seines Verwandten fallen sah, war es ihm als sollte ihm das Herz im Leibe verbrennen.

Als nun Giulio seiner Sinne nicht mächtig in das Haus stürzte, nahm ihn Peverino in seine Kammer. Nach einer Weile sah man beide heraustreten, ruhig, doch unheimlich ernst.

Nachts stiegen andere Männer in das Haus Saliceti und saßen zusammen und berieten. Was sie berieten war dies: sie wollten die Kirche von Oletta, welche die Franzosen in ihre Caserne verwandelt hatten, in die Luft sprengen. Sie wollten sich rächen und sich befreien.

Sie gruben eine Mine von Saliceti's Hause bis unter die Kirche, und nachdem sie sich dahin durchgewühlt, füllten sie den Minengang mit all' dem Pulver, welches sie versteckt gehalten hatten.

Am 13. Februar sollte die Kirche auffliegen, gegen die Nacht. Dem Giulio war das Herz vor Ingrimm so klein geworden

wie eine Flintenkugel. Morgen, sagte er zitternd, morgen! Laßt mich die Lunte anlegen. Sie haben mich ins Gesicht geschlagen, ich will ihnen einen Schlag geben, der soll sie bis in die Wolken werfen; ich will sie aus Oletta herauswettern mit einem Schuß wie das Blei aus einer Tromba.

Aber die Weiber und Kinder, und die es nicht wissen? Die Explosion wird die nächsten Häuser mitreißen und die ganze Nachbarschaft.

Man muß sie warnen. Man muß ihnen unter irgend einem Vorwande befehlen, um die gewisse Stunde nach dem andern Ende des Dorfs zu gehen, und das in aller Stille.

So thaten die verschwornen Männer.

Als nun die fürchterliche Stunde des Abends kam, sah man Greise, Männer, Weiber, Kinder in ungewisser Furcht, heimlich und schnell nach dem andern Ende des Dorfes gehen und dort sich sammeln.

Da schöpften die Franzosen Argwohn, auch kam ein Bote vom General Grande-Maison herbeigesprengt; der gab jählings Kunde von dem was man diesem bereits gemeldet hatte. Denn Jemand hatte den Anschlag verraten. Augenblicks warfen sich die Franzosen auf Saliceti's Haus und die Pulvermine und verhinderten das höllische Unternehmen.

Saliceti mit einem kleinen Teil der Verschwornen hieb sich verzweifelt durch und entkam aus Oletta. Andere aber wurden ergriffen und in Ketten gelegt. Das Kriegsgericht verurteilte vierzehn Tapfere zum Tode durch das Rad, und an sieben Unglücklichen wurde die Strafe wirklich vollzogen.

Sieben Leichname sah man auf dem Platz vor dem Kloster von Oletta öffentlich ausgestellt. Kein Grab durfte ihnen werden. Der französische Commandant hatte das Gebot erlassen, daß der des Todes schuldig sein solle, welcher einen der Todten vom Gerüst nehmen und begraben würde.

Auf dem Dorf Oletta lag das Entsetzen. Der Todesschauer

hatte jedes Herz ergriffen. Keine menschliche Seele zeigte sich auf den Straßen; das Feuer auf den Herden war erloschen, jede Stimme todt außer der des Weinens. Sie saßen in den Häusern, und ihre Gedanken starrten unablässig nach dem Klosterplatz, wo die sieben Leichen auf dem Gerüste lagen.

Es kam die erste Nacht. Da saß auf ihrem Bett in der Kammer Maria Gentili Montalti. Sie weinte nicht, sie saß, das Antlitz auf die Brust gebeugt, die Hände im Schooß, die Augen geschlossen. Manchmal schluchzte ihre Seele auf.

Es war ihr, als riefe durch die Stille der Nacht eine Stimme: O Mari!

Die Todten rufen manchmal in der stillen Nacht den Namen dessen, den sie geliebt haben. Wer antwortet, muß sterben.

O Bernardo! rief Maria.

Bernardo aber lag vor dem Kloster auf dem Gerüst, und von den Todten war er der Jüngste und der Siebente. Er war Maria's Geliebter, im folgenden Monat sollte die Hochzeit sein. Nun lag er todt auf dem Blutgerüste.

Maria Gentili stand in der dunkeln Kammer still, sie horchte gegen die Seite hin, wo der Klosterplatz lag, und ihre Seele hielt Zwiesprach mit einem Geiste. Bernardo schien sie zu bitten um ein christliches Begräbniß.

Der aber sollte des Todes schuldig sein, welcher einen Todten vom Gerüste nehmen und begraben würde. Maria wollte ihren Geliebten begraben und dann sterben.

Sie öffnete leise die Thüre ihrer Kammer, um das Haus zu verlassen. Sie schritt durch das Zimmer, in welchem ihre greisen Eltern schliefen. Sie trat an ihr Lager und lauschte den Atemzügen ihres Schlafes. Da fing ihr Herz an zu zittern, denn sie war das einzige Kind ihrer Eltern und ihr Stab, und wie sie bedachte, daß ihr Tod durch Henkershand Vater und Mutter in die Grube beugen würde, schwankte ihr die Seele in großem Leide; sie that einen Schritt zurück nach ihrer Kammer.

Da hörte sie wieder die Todtenstimme klagen: — O Marl! — O Marl, ich habe dich so sehr geliebt, und nun willst du mich verlassen. In meinem gebrochenen Leibe liegt das Herz, das in Liebe zu dir gestorben ist — begrabe mich, in der Kirche des Sanct Franciscus, im Grab meiner Väter ...

Maria öffnete die Thüre des Hauses und trat in die Nacht hinaus. Sie wankte nach dem Klosterplatz. Die Nacht war finster. Manchmal kam der Sturm und fegte die Wolken hinweg, daß der Mond hinunterschien. Wenn sein Stral auf den Klosterplatz fiel, war's als wollte das Licht des Himmels nicht sehn was es sah, und der Mond zog die schwarzen Wolkenschleier wieder vor. Denn vor dem Kloster lagen auf dem roten Gerüste sieben Leichen, eine neben der andern, und die siebente war eines Jünglings Leiche.

Die Eule und der Rabe schrieen auf dem Turm, die sangen den Vôcero, die Todtenklage. Ein Grenadier aber ging mit geschultertem Gewehr in der Nähe des Platzes auf und ab. Ihm grauste wol bis in das tiefste Mark, er hatte seinen Mantel über das Gesicht geschlagen, und wandelte langsam auf und nieder.

Maria hatte sich in die schwarze Faldetta gehüllt, daß in der Nacht ihre Gestalt leichter verschwände. Ein Gebet schickte sie zur heiligen Schmerzensmutter, daß sie ihr helfen solle, und dann schritt sie rasch zu dem Gerüst. Der siebente Todte war's — sie löste Bernardo; ihr Herz und ein Schimmer von seinem Todtengesicht sagten ihr, daß er es war, auch in der dunkeln Nacht. Maria nahm den Todten auf ihre Arme, auf ihre Schulter. Sie war stark geworden wie von Manneskraft. Sie trug ihn in die Kirche des heiligen Franciscus.

Da setzte sie sich erschöpft auf die Stufen eines Altars, über dem das Muttergotteslämpchen brannte. Der todte Bernardo lag auf ihren Knieen, wie der todte Christus auf den Knieen Maria's lag. Pietà nennt man dieses Bild im Süden.

Kein Laut in der Kirche. Die Muttergotteslampe flimmert. Draußen ein Windstoß, der vorüberpfeift.

Da erhob sich Maria. Sie ließ den Todten auf die Stufen des Altars niedergleiten. Sie ging an die Stelle, wo das Grab von Bernardo's Vätern lag. Sie öffnete es. Dann nahm sie den Todten. Sie küßte ihn und senkte ihn in das Grab hinunter, das sie wieder schloß. Maria kniete lange vor dem Bilde der Muttergottes und betete, daß Bernardo's Seele Frieden habe im Himmel, und dann ging sie still hinweg, in ihr Haus und in ihre Kammer.

Als der Morgen anbrach, fehlte von den Todten auf dem Klosterplatz Bernardo's Leiche. Die Kunde flog durch das Dorf, daß sie verschwunden sei, und die Soldaten trommelten Allarm. Man zweifelte nicht, daß die Familie Leccia ihren Verwandten Nachts von dem Gerüst genommen habe, und auf der Stelle drang man in ihr Haus, nahm sie gefangen und warf sie mit Ketten geschlossen in den Turm. Nach dem Gesetz des Todes schuldig sollten sie den Tod erleiden, ob sie gleich die That leugneten.

Was geschehen war hörte Maria Gentili in ihrer Kammer. Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie aus dem Hause zu dem Grafen de Vaux, welcher nach Oletta gekommen war. Sie warf sich ihm zu Füßen und bat um die Freilassung der Gefangenen. Sie bekannte sich zu der That. Ich habe meinen Geliebten begraben, sagte sie, ich bin des Todes schuldig, hier ist mein Haupt; aber laßt die in Freiheit, welche unschuldig leiden.

Der Graf wollte anfangs dem nicht trauen was er hörte, denn er hielt es für unmöglich, sowol daß ein schwaches Mädchen einen solchen Heldenmut besitzen, als daß es die Kraft haben könne, zu vollbringen was Maria vollbrachte. Als er sich nun von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugt hatte, stand er tief erschüttert und zu Tränen gerührt. Gehe, sagte er, großherziges Mädchen und löse selbst deines Bräutigams Verwandte, und möge Gott deinen Heldenmut belohnen.

Am selbigen Tage nahm man die sechs Gerichteten vom Gerüst und gab ihnen allen ein christliches Begräbniß.

Siebentes Kapitel.

Ein Ritt durch das Land Orezza nach Morosaglia.

Ich wollte von Oreto durch das Land Orezza nach Morosaglia, dem Vaterlande Paoli's. Marcantonio hatte mir versprochen mich zu begleiten und gute Pferde zu besorgen. Er weckte mich also des Morgens und machte sich bereit. Er hatte sich in seinen besten Staat geworfen, eine sammtne Jacke angezogen und sich sehr glatt rasirt. Die Frauen gaben uns noch ein gutes Frühbrod auf die Reise, und so schwangen wir uns auf die Corsenpferde und ritten stolz von dannen.

Mir wird noch die Seele froh, wenn ich an jenen Sonntagsmorgen denke und an den Ritt durch dies romantisch schöne Land von Orezza über die grünen Berge, durch die kühlen Talschluchten, über rauschende Bäche, durch die dunkeln Eichenwälder. So weit das Auge reicht überall diese tiefschattigen duftigen Castanienhaine, diese gewaltigen Riesenbäume, wie ich sie nimmer noch gesehn. Die Natur hat hier alles gethan, der Mensch so wenig. Die Castanien sind oft sein einzig Gut, und der Corse besitzt manchesmal nicht mehr als sechs Ziegen und sechs Castanienbäume, welche ihm seine Polenta geben. Die Regierung hatte bereits den Einfall gehabt, die Castanienwälder auszuhauen, um den Corsen zum Ackerbau zu zwingen, aber das hieße ihn verhungern lassen. Viele dieser Bäume haben zwölf Fuß dicke Stämme; das volle Laub, die langen breiten und dunkeln Blätter mit den gefaserten hellgrünen Fruchtkapseln gewähren einen schönen Anblick.

Hinter Casalta kamen wir in eine überaus romantische

Schlucht, welche der Fiumalto durchrauscht — überall ist hier Serpentin und der köstliche Marmor, Verde antico. Das Elysium der Geologie nennen die Ingenieure das Ländchen Orezza; die Wasser des Flusses rollen das edle Gestein mit sich. Immer fort durch balsamische Haine, bergauf, bergab, ritten wir weiter nach Piedicroce, dem Hauptort von Orezza, berühmt durch seine Heilquellen. Denn wie an Mineralien, so ist auch an mineralischen Wassern Orezza reich.

Marmocchi sagt in seiner Geographie der Insel: Die Mineralwasser sind überhaupt das charakteristische Zeichen der Länder, welche durch die innern Kräfte gehoben sind. Corsica, welches in einem kleinen Raume das überraschende und so mannigfaltige Schauspiel der tausend Wirkungen dieses alten Kampfes zwischen dem erhitzten Innern und der erkälteten Rinde der Erde darbietet, konnte von dieser allgemeinen Regel keine Ausnahme machen.

Corsica hat also seine kalten und warmen Mineralquellen, und obwol die Quellen dieser Art, so weit man sie bisher gezählt hat, zahlreich genug sind, ist doch unbezweifelt, daß man sie noch nicht alle kennt.

Was die Naturgeschichte und im Besondern die Mineralogie betrifft, so ist diese schöne und große Insel noch lange nicht vollständig erforscht.

Bis heute kennt man nur genau und vollständig 14 Mineralquellen, warme wie kalte. Die Verteilung dieser wolthätigen Wasser über die Oberfläche der Insel, besonders was ihre Wärmebeschaffenheit betrifft, ist sehr ungleich. Die Region des primären Granits zählt ihrer acht, alle warm und mehr oder minder schwefelhaltig bis auf eine; während die Region der primären ophyolitischen und calcären Massen nur sechs besitzt, von denen eine einzige warm ist.

Die Quellen von Orezza, an vielen Stellen vorbrechend, liegen auf dem rechten Ufer des Fiumalto. Man benutzt nur

die Hauptquelle; sie ist kalt, ein eisenhaltiger Sauerbrunnen. Sie sprudelt mit großer Macht in einem Berge unterhalb Piedicroce, aus einem Steinbecken. Man hat gar keine Anstalten getroffen, den Brunnengästen dort Erleichterung zu schaffen, sondern diese gehen oder reiten unter ihren Sonnenschirmen die Berge hinunter in den grünen Wald. Nach einem mehrstündigen Ritt in der brennenden Hitze und ohne Sonnenschirm schmeckte mir dies heftig mussirende Wasser gar köstlich.

Piedicroce liegt hoch. Sein schlanker Kirchturm sieht frei und luftig von dem grünen Berge herunter. Die Lage der corsischen Kirchen ist oft bezaubernd schön und kühn. Sie liegen eigentlich schon im Himmel, und wenn man die Kirchthüren aufthut, so können die Wolken und die Engel unter die Gemeinde hineinspazieren.

Ein majestätisches Gewitter flammte um Piedicroce und der Donner hallte starktönig rings in den Bergen. Wir ritten in das Paese, der Regenflut zu entgehn. Ein junger Mann in sauberer städtischer Kleidung sprang aus einem Hause und lud uns ein abzusteigen und in seine Locanda zu treten. Es waren da noch zwei Herren mit Cavalierbärten und von sehr gewandtem Benehmen, die sogleich nach meinen Befehlen fragten. Und flink waren sie dabei; der Eine rührte Eier zusammen, der Andere trug Holz ans Feuer, der Dritte hackte Fleisch. Der Aelteste unter ihnen hatte ein edel geschnittenes, doch fieberblasses Gesicht und einen langen slavischen Schnauzbart. So viel Köche zu einem schlichten Mal und so gar vornehme hatte ich noch nirgend gefunden. Ich war schier verwundert, bis sie sich mir entdeckten. Es waren zwei flüchtige Modenesen und ein Ungar. Während der Magyare das Fleisch briet, erzählte er mir, daß er sieben Jahre lang Oberleutenant gewesen sei. Nun stehe ich hier und koche, setzte er hinzu; aber so geht's in der Welt, wenn man zum armen Teufel in der Fremde geworden ist,

muß man sich nicht geniren. Wir haben hier eine Locanda aufgeschlagen für die Zeit der Brunnencur und haben fast nichts erübrigt.

Wie ich den bleichen Mann betrachtete — er hatte sich in Aleria das Fieber geholt — überkam mich ein Mitgefühl.

Wir setzten uns zusammen, Magyar, Lombarde, Corse, Deutscher, sprachen mancherlei von alten Dingen und nannten manchen Namen jüngster Vergangenheit. Wie werden viele dieser Namen so still vor dem einen großen Paoli. Ich darf sie neben ihm nicht nennen, der edle Bürger und der starke Mann der That will allein sein.

Das Gewitter war hinweggezogen, aber die Berge standen noch tief vernebelt. Wir stiegen zu Pferd um über das Gebirg San Pietro weiter nach Ampugnani zu reiten. Es grollte und rollte noch in den Nebelschluchten und rings um flatterten die Wolken. Eine wilde Stimmung lag tränenschwer über den Bergen, bisweilen noch ein Blitz — Berge wie im Wolkenmeer versunken, andere sich herauswühlend gleich Giganten; wo die Schleier reißen eine saftige Landschaft, grüne Haine, schwarze Dörfer — und das fliegt gleichsam an dem Reiter vorüber, Gipfel und Tal, Kloster und Turm, Berg und Berg, wie Traumbilder in Wolken hangend. Die elementarischen Gewalten, welche gefesselt in der Menschenseele schlafen, möchten da ihre Bande sprengen und hinausrasen. Wer erlebte nicht solche Stimmungen auf wilder See oder beim Wandern durch den Sturm. Was man da fühlt ist dieselbe Naturgewalt, welche wir Menschen Leidenschaft nennen, wenn sie sich in einer Form bestimmt. Vorwärts Marcantonio, und lassen wir die roten Pferde diesen Nebelberg entlang springen, weil wir noch jung sind, und so gilt's: alles was Federn hat fliegt hoch; Wolken fliegen, Berge fliegen, Klöster fliegen, Türme fliegen, Roß und Reiter fliegen. Ach! es ist eine Lust, zu fliegen! — Da hängt ein schwarzer Kirchenturm drüben hoch in den Nebeln und die

Glocken läuten und läuten — Ave Maria, daß die Seele stille werde.

Die Ortschaften sind hier klein, überall auf den Bergen malerisch zerstreut, hoch gelegen und in reizenden grünen Tälern. Ich zählte deren von einem Punkt aus um mich her 17 mit ebensoviel schlanken, schwarzen Kirchentürmen. Viele Männer kamen uns entgegen, Männer aus dem alten historischen Lande Orezza und Rostino, starke, blühende Heldengestalten. Ihre Väter bildeten einst die Garde Paoli's.

Bei Polveroso gab's einen herrlichen Blick in einen Talkessel, in dessen Mitte Porta liegt, der Hauptort des Ländchens Ampugnani, ganz umringt von Castanienbäumen, die nun abtropften. Hier lag ehemals das alte Accia, ein Bistum, welches nun spurlos verschwunden ist. Porta sieht sauber aus und viele seiner Häuser gleichen Villen. Die kleine gelbe Kirche hat eine schmucke Façade und ein graziöser Glockenturm steht ihr als Campanile nach toscanischer Art zur Seite. Vom Berg San Pietro hinunter sieht man in diese Häuserreihen, die sich um die Kirche gruppiren, wie in ein schmuckes Theater. Porta ist das Vaterland der Sebastiani.

Nun werden die Berge kahler und lakonischer und verlieren den Schmuck der Castanien. Gewaltige Disteln fand ich auf dem Wege, mit breiten, schöngerandeten Blättern und als baumartige Sträucher, deren Stämme schon hart verholzt waren.

Marcantonio war ganz in Schweigen versunken. Die Corsen sprechen wenig wie die Spartaner, mein Wirt von Oreto war meist stumm wie Harpokrates. Ich war doch einen ganzen Tag von Morgen bis Abend mit ihm durch die Berge geritten und konnte kein Gespräch in Fluß bringen. Nur bisweilen warf er eine naive Frage hin: habt ihr Kanonen? habt ihr Glocken zu Hause? wachsen bei euch auch Früchte? seid ihr reich?

Nach Ave Maria erreichten wir den Canton Rostino oder Morosaglia, das Vaterland der Paoli, die glorwürdigste Stelle

corsischer Geschichte und den Mittelpunkt der alten demokratischen Terra del Commune. Auf der Campagna nahm Marcantonio von mir Abschied, er wollte in einem Hause auf dem Feld übernachten um morgenden Tags mit den Pferden heimzukehren. Er küßte mich brüderlich und wandte sich dann um, schweigsam und ernst, und ich, beglückt auf diesem Heldenlande freier Männer zu stehn, wanderte allein fort, um das Convent von Morosaglia zu erreichen. Eine Stunde habe ich hier noch Zeit auf ziemlich öder Flur, und ehe ich nun in Paoli's Haus komme, will ich sein und seines Volkes Geschichte fortsetzen, wo ich sie abgebrochen habe.

Achtes Kapitel.

Pasquale Paoli.

Il cittadin non la città son io.
Timoleon des Alfieri.

Nachdem Pasquale mit seinem Bruder Clemens und seinen Genossen Corsica verlassen hatte, bemächtigten sich die Franzosen leicht der ganzen Insel. Nur einzelne Guerillabanden setzten in den Bergen den Kampf fort. Unter ihnen verdient ein edler Kämpfer für die Freiheit die Bewunderung der Nachwelt. Es war der arme Pfarrer von Guagno, Domenico Leca, aus der alten Familie Giampolo's. Er hatte auf das Evangelium geschworen der Freiheit treu zu bleiben und eher zu sterben als vom Kampfe zu lassen. Wie nun alles Land sich unterworfen und der Feind ihn aufforderte, die Waffen niederzulegen, erklärte er, daß er an seinem Eide sich nicht versündigen könne. Er entließ diejenigen von seiner Gemeinde, welche ihm nicht länger folgen wollten, und warf sich mit seinen Treuen in die Berge. Noch Monate hindurch kämpfte er hier, doch nur wenn man ihn angriff, und so oft verwundete Feinde in seine Hände

fielen, pflegte er sie aus christlicher Barmherzigkeit. Nie that er jemand ein Leid anders als im ehrlichen Kampf. Die Franzosen forderten ihn auf, herabzukommen, daß er ungekränkt in seinem Dorfe leben möge. Der Pfarrer von Guagno aber irrte in den Bergen, denn er wollte frei sein, und nachdem er von allen verlassen war, fristeten ihm Ziegenhirten das Leben. Eines Tags fand man ihn todt in einer Höle, wo er zu seinem Herrn eingegangen war, müde und kummervoll und als ein freier Mann. — Ein Blutsverwandter Paoli's und Freund Alfieri's, Giuseppe Ottaviano Savelli hat das Andenken des Pfarrers von Guagno in einem lateinischen Gedicht verherrlicht, welches heißt Vir nemoris, der Mann vom Walde.

Auch andere Corsen, welche in die Verbannung nach Italien gegangen waren, landeten hie und da, und versuchten wie ihre Väter Vincentello, Renuccio, Giampolo und Sampiero in alten Zeiten gethan, die Insel zu befreien. Es gelang ihnen nimmer. Viele Corsen schleppte man barbarisch in die Kerker, viele warf man in die Galeeren von Toulon, als wären diese Männer Heloten, die sich gegen ihre Herren empört hatten. Abbatucci, einer der letzten, welche in Waffen geblieben waren, durch falsche Anklagen des Hochverrats geziehen, wurde in Bastia zur Brandmarkung und zur Galeere verurteilt. Als er auf dem Hochgerüste saß, wagte der Henker nicht ihm das glühende Eisen anzulegen. Thue deine Pflicht! rief ein französischer Richter — der Henker kehrte sich zu diesem und streckte das Eisen gegen ihn aus, als wollte er den Richter brandmarken. Später ward Abbatucci freigesprochen.

Unterdeß war auf den Grafen de Vaux Marbeuf im Commando Corsica's gefolgt. Seine Verwaltung war im allgemeinen wolthätig; die bürgerlichen Gesetze der Corsen, ihre Statuten, blieben bestehn, die Zwölfmänner wurden wieder eingesetzt und für eine bessere Gerichtsbarkeit gesorgt. Auch suchte man die Industrie und den Ackerbau des ganz verarmten Landes zu

heben. Nachdem Marbeuf 16 Jahre lang Corsica regiert hatte, starb er in Bastia im Jahre 1786.

Sobald nun die französische Revolution ausgebrochen war, verschlang die ungeheure Bewegung alle besonderen Interessen der Corsen, und diese freiheitsliebenden Männer warfen sich mit Begeisterung in den Strom der neuen Zeit. Der corsische Abgeordnete Saliceti hatte den Vorschlag gemacht die Insel Frankreich einzuverleiben, daß sie an seiner Constitution Teil nähme. Das geschah durch Decret der gesetzgebenden Versammlung vom 30. November 1789, und allgemeine Freude erhob sich darüber in Corsica. Verwundersam war der Umschlag und der Widerspruch der Dinge. Dasselbe Frankreich, welches 20 Jahre früher seine Heere ausgesendet hatte, um die Freiheit und Constitution der Corsen zu vernichten, hatte jetzt diese Constitution auf seinen Tron erhoben.

Die Revolution traf Pasquale noch im Exil. Er war nämlich zuerst nach Toscana gegangen und von dort nach London, wo ihn der Hof und die Minister mit Ehren empfingen. Paoli kam nach England geräuschlos; der große Mensch, welcher Europa auf der neuen Bahn vorangeschritten war, verlor sich still in seinem Haus in der Oxfordstraße. Er hielt keinerlei pomphafte Declamationen. Er wußte nur als Mann zu handeln, und wenn er es nicht mehr durfte, in stolzer Würde zu schweigen. Hatte doch selbst ein Schüler von Corte einmal vor ihm gesagt: „Wenn man die Freiheit durch bloße Reden gewönne, so wäre alle Welt frei.“ Als Napoleon vom Bord des Bellerophon das Gastrecht Englands anrief, als ächter Corse seine letzte Zuflucht in der Gastlichkeit suchend, verglich er sich mit dem Schutz suchenden Themistocles. Er hatte nicht das Recht sich mit dem großen Bürger Griechenlands zu vergleichen; jener Themistocles in der Fremde war allein Pasquale Paoli.

Hier sind ein paar Briefe aus jener Zeit.

Paoli an seinen Bruder Clemens

(welcher in Toscana geblieben war).

London, 3. October 1769. Ich habe keine Briefe von dir erhalten. Ich fürchte, sie sind unterschlagen, denn die Feinde sind flink dabei ... Ich bin vom Könige und von der Königin wol empfangen. Die Minister haben mich besucht. Diese Aufnahme hat einigen fremden Botschaftern mißfallen: ich höre, daß sie bei diesem Hofe reclamirt haben. Ich habe versprochen Sonntag aufs Land zu gehen den Herzog von Glocester zu besuchen, welcher uns sehr zugethan ist. Ich hoffe für den Unterhalt der Unsrigen dahier etwas zu erlangen, wenn Wien nichts thut. Diesen gehn jetzt die Augen auf, sie erkennen die Wichtigkeit von Corsica. Der König hat mit mir angelegentlich von der Sache gesprochen: meine Person selbst betreffend hat mich seine Güte verwirrt. Der Empfang bei Hofe hat mir fast den Unwillen der Opposition zugezogen, so daß einige von ihnen angefangen haben, Satiren gegen mich zu schleudern. Die Feinde suchten sie zu ermutigen, indem sie mit geheimnißvoller Miene aussprengten, daß ich das Vaterland verkauft habe; daß ich mit französischem Gelde ein Gut in der Schweiz gekauft habe, daß unsere Güter von den Franzosen nicht angetastet würden; daß sie mit diesen Ministern im Einverständniß seien, weil auch sie an Frankreich verkauft wären. Doch glaube ich, daß jetzt jeder aufgeklärt sein wird; und jeder billigt meinen Entschluß in kein Parteigetriebe mich einzulassen; aber wol das zu fördern was mir geziemt, und worin sich alle in Combination setzen können ohne Einbuße an ihren persönlichen Rücksichten.

Schicke mir ein genaues Verzeichniß von allen Unsern, die in die Verbannung gegangen sind; man muß nicht Kosten scheuen: und schicke mir Nachrichten von Corsica. Die Briefe müssen unter der Adresse von Privatfreunden gehen, sonst erreichen sie

mich nicht. Ich erfreue mich einer vollkommenen Gesundheit. Dieses Clima scheint mir bis jetzt sehr gelinde.

Die Campagna ist immer ganz grün. Wer sie nicht sieht kann keine Vorstellung von Frühling und Lieblichkeit haben: der Boden Englands ist gekräuselt wie die Meereswellen, wenn der Wind sie leicht bewegt. Die Männer leben hier, obschon sie von politischen Factionen erregt sind, was Händel anbetrifft, als wären sie die innigsten Freunde: sie sind menschenfreundlich, verständig, generös in allen ihren Dingen; und sie sind glücklich unter einer Constitution, welche nicht besser sein kann. Diese Stadt ist eine Welt; und sie ist ohne Zweifel die schönste von allen zusammengenommen. Durch ihren Fluß scheint jeden Augenblick eine Flotte einzulaufen: ich glaube daß Rom weder größer noch reicher war. Aber was bei uns nach Paoli gerechnet wird, wird hier nach Guineen, das ist Louisdor's gerechnet. Ich habe nach einem Wechsel geschrieben, ich habe nichts von Unterstützungen für mich hören wollen, bevor ich nicht weiß was sie über die Andern beschlossen haben; aber ich weiß daß sie gute Absichten hegen.. Im Falle daß man laviren muß wenn sie jetzt nicht können, wollen sie beim ersten Kriege bereit sein. Ich grüße alle; lebt glücklich und denkt nicht an mich."

Catharina von Rußland an Pasquale Paoli.

Mein Herr General von Paoli!

St. Petersburg, 27. April 1770. Ich habe Ihren Brief aus London vom 15. Februar erhalten. Alles was der Graf Alexis Orloff Sie von meinen guten Absichten für Sie mein Herr hat wissen lassen, ist eine Folge der Gefühle, welche mir Ihre Seelengröße und die hochherzig edle Weise eingeflößt haben, mit der Sie Ihr Vaterland verteidigten. Das Detail Ihres Aufenthaltes in Pisa ist mir bekannt. Es enthält unter andern auch die Achtung aller derer, welche Gelegenheit hatten Sie

kennen zu lernen. Das ist der Lohn der Tugend, in welcher Lage immer sie sich finden mag. Seien Sie versichert, daß ich stets die lebhafteste Teilname für die Ihrige empfinden werde.

Das Motiv Ihrer Reise nach England war eine natürliche Consequenz Ihrer Grundsätze gegen Ihr Vaterland. Es mangelt Ihrer guten Sache nichts als die günstigen Umstände. Die natürlichen Interessen unseres Reiches mit denen von Großbritannien so verbunden wie sie sind, die wechselseitige Freundschaft der beiden Nationen, die daraus folgt; die Aufnahme, welche meinen Flotten deshalb geworden ist; die welche meine Schiffe in dem Mittelmeer und der Handel Rußlands von einem freien Volk, das dem meinigen befreundet ist, würden zu erwarten haben, sind Beweggründe, welche Ihnen nur günstig sein können. Also können Sie mein Herr versichert sein, daß ich die Gelegenheiten nicht außer Acht lassen werde, welche sich darbieten können, um Ihnen alle die guten Dienste zu leisten, welche die Conjuncturen erlauben werden.

Die Türken haben mir den ungerechtesten Krieg erklärt, der vielleicht je ist erklärt worden. Ich kann mich in diesem Augenblicke nur verteidigen. Der Segen des Himmels, welcher bis jetzt meine gute Sache begleitet hat, und welchen mir zu erhalten ich Gott bitte, zeigt hinlänglich, daß die Gerechtigkeit nicht für lange unterliegt, und daß die Geduld, die Hoffnung und der Mut in der Welt voll schwierigster Lebenslagen zum Ziele kommen. Ich empfange mit Vergnügen mein Herr die Versicherungen der Anhänglichkeit, welche Sie mir schenken wollen, und ich bitte Sie der Achtung versichert zu sein, mit welcher ich bin

Catharina.

*
* *

Zwanzig lange Jahre hatte Paoli in London als Verbannter gelebt, da rief man ihn in sein Vaterland zurück. Die Corsen schickten ihm eine Deputation, und die französische National-

versammlung lud ihn durch ein pomphaftes Schreiben zur Rückkehr ein.

Am 3. April 1790 kam er zum ersten Male nach Paris. Als der Washington Europa's wurde er hier gefeiert, Lafayette war stets an seiner Seite. Mit stürmischem Zuruf und prächtigen Declamationen empfing ihn die Nationalversammlung, in deren Mitte er sich begab. Er sprach zu ihr diese Worte:

„Meine Herren, dieser Tag ist der schönste und glücklichste meines Lebens. Ich habe es hingebracht im Streben nach der Freiheit, und ihr edelstes Schauspiel finde ich hier. Ich habe mein Vaterland in der Sclaverei gelassen, jetzt finde ich es in der Freiheit. Was bleibt mir noch zu begehren übrig? Nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren weiß ich nicht, welche Veränderung die Unterdrückung unter meinen Landsleuten wird hervorgebracht haben: ach! sie hat nicht anders als verhängnißvoll sein können, weil Unterdrückung schlecht macht. Aber da ihr, wie ihr gethan habt, den Corsen die Ketten nahmt, habt ihr ihnen die alte Tugend wieder gegeben. Indem ich in mein Vaterland zurückkehre dürft ihr an meinen Gesinnungen nicht zweifeln. Ihr seid hochherzig gegen mich gewesen und ich war niemals ein Sclave. Meine vergangene Handlungsweise, welche ihr durch eure Billigung geehrt habt, bürgt auch für mein zukünftiges Handeln: mein ganzes Leben, ich darf es sagen, ist ein unverbrochner Schwur an die Freiheit gewesen: es ist darum als hätte ich schon der Constitution geschworen, welche ihr aufgestellt habt; aber mir bleibt noch übrig ihn der Nation zu leisten, die mich adoptirt, und dem Monarchen, den ich nun anerkenne. Das ist die Gunst, welche ich von der hohen Versammlung begehre."

In dem Club der Constitutionsfreunde sprach Robespierre zu Paoli: „Ach! es gab eine Zeit wo wir die Freiheit in ihren letzten Asilen zu unterdrücken suchten. Doch nein! dies war das Verbrechen des Despotismus . . . das französische Volk hat es

getilgt. Welche große Sühne für das eroberte Corsica und für die beleidigte Menschheit! Edle Bürger, ihr habt die Freiheit in einer Zeit verteidigt, in welcher wir nicht einmal wagten sie zu hoffen. Ihr habt für sie geduldet; ihr triumfirt mit ihr, und euer Triumf ist der unsrige. Vereinigen wir uns sie für immer zu wahren, und mögen ihre feilen Gegner bei dem Anblick dieses unseres heiligen Bundes vor Furcht erblassen."

Noch ahnte Paoli nicht, in welche Stellung der Gang der Ereignisse ihn zu diesem Frankreich bringen würde, und daß er noch einmal als Feind ihm gegenüberstehen sollte. Er reiste nach Corsica ab. In Marseille empfing ihn wieder eine corsische Deputation, unter ihr die beiden jungen Clubführer von Ajaccio Joseph und Napoleon Bonaparte. Unter Tränen stieg er auf dem Cap Corso ans Land und küßte die väterliche Erde; im Triumf führte man ihn von Canton zu Canton. Im ganzen Lande sang man das Te Deum.

Seitdem widmete sich Paoli ganz den Angelegenheiten seines Landes als Präsident der Landesversammlung und als Generalleutenant der corsischen Nationalgarde; im Jahre 1791 übernahm er auch das Commando der Division und der Insel. Obwol nun die französische Revolution die besondern Interessen der Corsen verstummen gemacht hatte, fingen sie sich doch zu regen an, und zumeist mußten sie es in der Seele Paoli's, dessen oberste Tugend der Patriotismus war. Er konnte nimmer in einen Franzosen sich verwandeln, noch es je vergessen, daß sein Volk seine Selbständigkeit und eigene Constitution gehabt hatte. Es bildete sich bald eine Spannung zwischen ihm und einigen Parteien; die einen waren aristokratisch und französisch gesinnt, wie Gaffori, Rossi, Peretti und Buttafuoco; die anderen waren leidenschaftliche Demokraten, welche das Glück der Welt nur in dem Strudel der französischen Revolution sahen, wie die Bonaparte, Saliceti und Arena.

Die Hinrichtung des Königs und das wilde Treiben der

Volksmänner in Paris verwundete den Humanisten Paoli. Allmälig brach er mit Frankreich und mit der Revolution, und dieser Bruch war offen sichtbar, nach der verunglückten Unternehmung, welche Frankreich von Corsica aus gegen Sardinien machte und deren Scheitern man Paoli zur Last legte. Seine Gegner hatten ihn und Pozzo di Borgo, den Generalprocurator, angeklagt, daß er ein Particularist sei und die Insel von Frankreich losreißen wolle.

Der Convent lud ihn vor, und schickte als Commissäre auf die Insel Saliceti, Lacombe und Delcher. Paoli gehorchte dem Decrete nicht, sondern sandte ein würdiges Schreiben an den Convent, worin er seine Beschuldigungen zurückwies und sich beklagte, daß man einen hochbejahrten Mann und einen Märtirer der Freiheit vor Gericht lade. Schreiern und Schauspielern sollte ein Paoli sich stellen, um dann sein greises Heldenhaupt unter das Messer der Guillotine zu legen? sollte dies das Ende eines so thatenreichen und so edeln Lebens sein?

Die Weigerung dem Gebote des Convents Folge zu leisten führte den vollständigen Abfall Paoli's und der Paolisten von Frankreich herbei. Die Patrioten rüsteten sich und erließen Anordnungen, welche deutlich zeigten, daß sie Corsica von Frankreich als getrennt betrachtet wissen wollten. Die Commissäre reisten ab, und auf ihre Berichte erklärte der Convent Paoli des Hochverrates schuldig und stellte ihn außerhalb des Gesetzes. Die Insel spaltete sich in zwei feindliche Heerlager, die Patrioten und die Republikaner, und es kam bereits zum Kampfe.

Unterdeß hatte Paoli den Plan gefaßt die Insel unter den Schutz von England zu stellen — nichts konnte ihm näher liegen — er hatte mit dem Admiral, welcher die englische Flotte vor Toulon befehligte, bereits Abrede getroffen, und Hood machte sich mit seinen Schiffen gegen Corsica auf. Er landete bei S. Fiorenzo am 2. Februar 1794. Diese Festung fiel nach einer heftigen Beschießung, und ebenso ward Bastia eingenommen, nachdem der General Antonio Gentili capitulirt hatte.

Nur Calvi, das so viele Stürme in so vielen Jahrhunderten ausgehalten, widerstand; schrecklich wüteten die englischen Bomben in der kleinen Stadt, welche fast ganz in Ruinen sank. Am 20. Juli 1794 ergab sich die Festung, ihr Commandant Casabianca schiffte sich mit seinen Truppen nach Frankreich ein. Da Bonifazio und Ajaccio schon in den Händen der Paolisten waren, so hatten die Republikaner keinen Haltpunkt auf der Insel mehr. Sie wanderten aus, und Paoli und die Engländer waren Gebieter Corsica's.

Eine Landesversammlung sprach hierauf die gänzliche Trennung der Insel von Frankreich aus und stellte sie unter die Protection Englands. Aber England begnügte sich nicht mit dem bloßen Schutzrechte, sondern begehrte die Souveränetät. Dies wurde die Veranlassung zu einem Bruch zwischen Paoli und Pozzo di Borgo, welchen Sir Gilbert Elliot für sich gewonnen hatte. Am 10. Juni 1794 erklärten die Corsen, daß sie ihr Land mit Großbritannien vereinigen wollten, daß es aber selbständig bleiben und von einem Vicekönig regiert werden solle nach der Landesconstitution.

Paoli hatte darauf gerechnet, daß der König von England ihn zum Vicekönig machen würde, aber er täuschte sich, denn Elliot wurde in dieser Eigenschaft nach Corsica gesandt, und dies war ein großer Mißgriff, weil er mit dem Zustande der Insel gänzlich unbekannt war, und man Paoli tief verwundete.

Der greise Mann zog sich in das Privatleben zurück, und da Elliot erkannte, daß die Spannung zwischen ihm und den Engländern gefährlich werden müßte, schrieb er an Georg III., man möge Pasquale zu entfernen suchen. So geschah es. Der König lud ihn ein, sich nach London zu begeben, um den Rest seiner Tage in Ehren am Hofe zuzubringen. Paoli war in seinem Hause zu Morosaglia, als er dies Schreiben empfing. Traurig machte er sich nach S. Fiorenzo auf, schiffte sich hier ein und verließ so zum dritten und zum letzten Mal sein Vater-

land, im October 1795. Der große Mann teilte dasselbe Schicksal mit den meisten Gesetzgebern des Altertums: er starb mit Undank belohnt, unglücklich und in der Fremde. Die größten Männer Corsica's, Pasquale und Napoleon, beide sich feind, sollten auf britannischem Gebiete sterben und begraben werden.

Die Herrschaft der Engländer in Corsica, aus Landesunkenntniß verkehrt und schlimm, dauerte übrigens nicht lange. Sobald Napoleon in Italien Sieger geworden war, schickte er die Generale Gentili und Casalta mit Truppen auf die Insel, und kaum erschienen diese, als die Corsen, ohnehin erbittert über die Verbannung Paoli's, sich gegen die Engländer erhoben. Diese gaben in fast unerklärlicher Hast die Insel auf, von dessen Volk sie eine unausfüllbare Kluft nationalen Widerspruches trennte; und schon im November 1796 war kein Engländer mehr in Corsica. Die Insel kehrte unter Frankreichs Herrschaft zurück.

Pasquale erlebte noch das Napoleonische Kaisertum. Diese Genugthuung wenigstens, einen Landsmann an der Spitze Europa's stehen zu sehn, vergönnte ihm das Schicksal. Nachdem er nochmals zwölf Jahre im Exil zu London gelebt hatte, starb er am 5. Februar 1807, im Alter von 82 Jahren, einen ruhigen Tod, einschlafend in Gedanken an sein Volk, das er so heiß geliebt hatte. Er war der älteste Gesetzgeber der europäischen Freiheit und ihr Patriarch. In seinem letzten Brief an seinen Freund Padovani sagt der edle Greis sein Leben überblickend in Demut: „Ich habe genug gelebt, und wenn es mir vergönnt wäre, mein Leben noch einmal zu beginnen, würde ich das Geschenk ausschlagen, wenn es nicht begleitet wäre von der vernünftigen Erkenntniß des vergangenen Lebens, um die Irrtümer und Thorheiten zu verbessern, die es begleitet haben."

Seinen Tod meldete einer der corsischen Exilirten in diesem Briefe nach der Heimat:

Giacomorsi an den Herrn Padovani.

London, 2. Juni 1807. Es ist leider wahr, daß die öffentlichen Blätter nicht die Unwahrheit sagten in Betreff des Todes des armen Generals. Er legte sich nieder am 2. Februar, Montags, um 8½ Uhr Abends; und um 11½ Uhr Nachts am Donnerstage starb er in meinen Armen. Er hinterläßt für die Schule zu Corte oder für die Universität, für vier Professoren eine Besoldung von 50 Pfund Sterling aufs Jahr für jeden; und eine andere Lehrstelle für die Schule von Rostino, welche in Morosaglia soll gegründet werden.

Am 13. Februar wurde er in S. Pancraz begraben, wohin man fast alle Katholiken bringt. Sein Leichenbegängniß wird nahe an 500 Pfund gekostet haben. Gegen die Mitte des vergangnen April ging ich und der Doctor Barnabi nach der Westmünster-Abtei um dort eine Stelle auszusuchen, wo wir ihm ein Denkmal mit seiner Büste setzen werden. —

Sterbend sagte Paoli: Meine Neffen haben wenig zu hoffen, aber ich will ihnen zum Gedächtniß und zum Trost diesen Bibelspruch vermachen: „Niemals sah ich einen Gerechten verlassen, noch seine Kinder bitten um Brod."

Neuntes Kapitel.

Aus dem Heimatsort der Paoli.

Es war schon spät geworden, als ich Rostino oder Morosaglia erreichte. Mit diesem Namen bezeichnet man nicht ein einzelnes Paese, sondern einen Verein von Ortschaften, welche in den rauhen Bergen zerstreut sind. Mit Mühe fand ich mich durch mehre dieser kleinen Nachbardörfer nach dem Convent von Morosaglia zurecht, auf schwierigen Felspfaden steigend und

wieder zu Tal gehend unter riesigen Castanien. Dem Convent gegenüber liegt eine Locanda, eine Seltenheit in corsischen Landen. Ich fand dort einen jungen aufgeweckten Mann, welcher sich als Director der Paoli-Schule zu erkennen gab und mir für den folgenden Tag seine Unterstützung versprach.

Morgens ging ich nach dem Dorfe Stretta, wo die drei Paoli geboren sind. Man muß diese Casa Paoli sehn um die Geschichte der Corsen erst recht zu begreifen und diese seltnen Menschen noch mehr zu bewundern. Sie ist eine elende, schwarze Dorfcapanne, und steht auf einem Granitfelsen. Ein frischer Bergquell rieselt vor der Thüre vorüber. Das Haus ist aus Steinen kunstlos zusammengesetzt, schartig wie ein Turm, durchlöchert, und hat wenige und unsymmetrische Fenster ohne Glas, mit Holzladen wie zur Zeit des Pasquale. Als dieser von den Corsen zu ihrem General berufen war und man ihn von Neapel her erwartete, ließ sein Bruder Clemens Rauten in die Fenster des Wohnzimmers setzen, um seinem Bruder die väterliche Stätte wohnlicher zu machen. Aber Pasquale war kaum eingetreten und hatte kaum die luxuriöse Veränderung bemerkt, als er mit seinem Stock sämmtliche Fensterscheiben zerschlug indem er sagte, daß er in seines Vaters Hause nicht wie ein Graf, sondern wie ein Landeskind wohnen wolle. So wie damals sind auch heute die Fenster rautenlos geblieben. Man übersieht aus ihnen das erhabene Panorama der Berge von Niolo bis zu dem himmelhohen Monte Rotondo.

Eine Verwandte Paoli's, ein schlichtes Landmädchen aus der Familie Tommasi, führte mich in das Haus. Alles trägt hier das Gepräge einer Bauernwohnung. Auf einer hölzernen steilen Stiege steigt man zu den ärmlichen Zimmern, in denen noch Paoli's hölzerner Tisch und hölzerne Sessel stehn. Ich stand voll Freude in dem kleinen Stübchen, wo Pasquale geboren wurde, und ich war froher bewegt an dieser Stelle als in dem Geburtszimmer Napoleons.

Noch einmal trat mir hier plastisch, ernst und würdevoll das schöne Menschenbild entgegen, vereinigt mit der Gestalt eines edlen Vaters und eines Heldenbruders. Hier kam Pasquale im April des Jahres 1724 zur Welt. Seine Mutter war Dionisia Valentina, eine wackere Frau aus einem Ort nahe bei Pontenuovo, das ihrem Sohne so verhängnißvoll werden sollte. Seinen Vater Hyacint kennen wir schon. Er war Arzt gewesen und wurde General der Corsen neben Ceccaldi und Giafferi. Hohe Tugenden zeichneten ihn aus; er war des Ruhmes würdig, seinem Vaterlande solche zwei Söhne gegeben zu haben. Hyacint war ein ausgezeichneter Redner und auch als Dichter genannt. Im Lärm der Waffen hatten diese kräftigen Geister noch Zeit und Schwung genug, ihre Seele über den Dingen frei zu halten und gleich dem Tyrtäus eherne Sonette zu singen, wie dieses geharnischte, welches Hyacint an den tapfern Giafferi auf die Schlacht von Borgo dichtete, im Jahre 1735.

An Don Luis Giafferi.

Mars kröne Cyrnus' Held, der unbezwungen,
Und vor ihm soll das Fatum tief sich neigen;
Die Seufzer, die sich Genua entrungen,
Läßt Fama hell in die Trommete steigen.

Kaum war er über'n Golo vorgedrungen,
Spielt' er dem Feinde auf den Todesreigen,
An Zahl gering, war ihm der Sieg gelungen;
Er siegte, wo das Schwert er mochte zeigen.

Den großen Kampf, worauf Europa schauet,
Hat seinem Arm und seinem Heldendegen
Das Schicksal und der Corse anvertrauet.

Und jähe Furcht will Genua bewegen,
Wie ihm sein Schwert am Haupt das Haar verhauet —
In Cyrnus' Hand wird er das Scepter legen.

Wie aus griechischem Erz gegossen sind alle diese Männer. Sie waren auch Menschen des Plutarch und gleichen dem Aristides, dem Epaminondas und Timoleon. Sie konnten entbehren und sich aufopfern, sie waren schlichte und starke Bürger ihres Vaterlandes. Sie waren an den Dingen groß geworden, nicht an den Theorien; der hohe Adel ihrer Grundsätze hatte die Grundlage der Handlungen und der Erfahrungen. Will man das ganze Wesen dieser Männer mit einem Worte nennen, so heißt dies Wort: die Tugend, und deren reinste Blüte: die Freiheit.

Da fällt mein Blick auf das Porträt Pasquale's. Nicht anders möchte ich ihn mir denken. Sein Kopf ist machtvoll und klar; hoch gewölbt und frei seine Stirn, das Haar lang und frei. Dichte Augenbrauen, etwas in die Augen hinunter, wie schnell zum Zusammenziehen und zum Zürnen. Aber die blauen Augen hell, groß, frei, voll klarer Vernunft; über dem bartlosen Antlitz Milde, Würde, Menschlichkeit.

Es gehört unter meine schönsten Freuden, Porträts und Büsten großer Menschen zu betrachten. Vier Perioden reizen da am meisten, die Köpfe Griechenlands, die Römerköpfe, die Köpfe des großen fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, die Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts. Man würde kein Ende finden, wollte man die Büsten großer Menschen aus dem achtzehnten Jahrhundert neben einander stellen; solches Museum sollte sich wol belohnen. Wenn ich deren nun eine gewisse Gruppe beisammen sehe, will es mich dünken, als walte in ihnen eine gewisse Familienähnlichkeit, die eines und desselben geistigen Princips: Pasquale, Washington, Franklin, Vico, Genovesi, Filangieri, Herder, Pestalozzi, Lessing.

Pasquale's Kopf ähnt auffallend dem Alfieri's. Wiewol

Alfieri, aristokratisch stolz und egoistisch wie Byron, weit hinweg steht von seinem Zeitgenossen Pasquale, dem ruhigen menschenliebenden Bürgersmann, so war er doch eine Seele voll bewundernswürdiger Energie und voll Tyrannenhaß. Besser als Friedrich der Große vermochte er eine Natur wie Paoli war, zu verstehen. Friedrich schenkte Paoli einst in dieses Haus einen Ehrendegen mit der Aufschrift: Libertas, Patria. Im fernen Preußen hielt der große König vielleicht Pasquale für einen großen Krieger. Er war kein Soldat, sein Bruder Clemens war sein Schwert; er war der denkende Kopf, ein Bürger und ein starker und edler Mensch. Alfieri dichtete seinen Timoleon und sandte ihm das Stück zu.

Dies ist Alfieri's Brief an Paoli:

An Herrn Pasquale de Paoli, den großherzigen Kämpfer der Corsen.

Freiheitstragödien in der Sprache eines unfreien Volkes zu schreiben, wird vielleicht mit Recht dem eine reine Dummheit scheinen, welcher nichts sieht als das Gegenwärtige. Aber wer von dem beständigen Wechsel der vergangenen Dinge auf die Zukunft schließt, darf so aufs Geratewol nicht urteilen. Deshalb widme ich diese meine Tragödie an Sie als an Einen jener Wenigsten, der, weil er die richtigste Idee anderer Zeiten, anderer Völker und hoher Gedanken besitzt, auch würdig gewesen wäre in einem minder weichlichen Jahrhundert als das unsrige ist, geboren und thätig zu sein. Wie es Ihnen nun nicht vergönnt war Ihr Vaterland in Freiheit zu setzen, beurteile ich nicht (wie der Haufe zu thun pflegt) die Menschen nach dem Glück, sondern wol nach ihren Werken, und halte Sie für vollkommen würdig, die Gesinnungen des Timoleon anzuhören, als solche welche Sie ganz verstehen und empfinden können.

Vittorio Alfieri.

Auf das Exemplar, welches Alfieri dem Pasquale zusendete, hatte er diese Verse geschrieben:

Dem edlen Corsen, der zum Meister sich
Und zum Genoss' des jungen Frankreichs machte.
Du mit dem Schwert und mit der Feder ich
O Paoli, versuchten fruchtlos wir
Vom Schlaf Italia eines Tags zu wecken.
Nun sieh, ob deines Herzens Sinn zu deuten
Hier meine Hand vermochte.

V. A.

Paris, den 11. April 1790.

Einen feinen Sinn legte Alfieri an den Tag, da er Paoli den Timoleon widmete, die Tragödie eines Republikaners, welcher in dem nahen Sicilien einst dem befreiten Volk weise demokratische Gesetze gegeben hatte und dann als einfacher Privatmann gestorben war. Pasquale las gerne den Plutarch, wie die meisten jener großen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts. Epaminondas war sein Lieblingsheld; beide waren verwandte Naturen, beide verschmähten den Aufwand und lebten bürgerlich in der Liebe zu ihrem Vaterlande. Pasquale las gern. Seine Bibliothek war gut versorgt und sein Gedächtniß hielt aus. Mir erzählte ein bejahrter Mann, daß er einst als Knabe mit einem Schulgefährten des Weges gegangen sei, eine Stelle aus dem Virgil recitirend; zufällig sei Pasquale hinter ihm hergekommen, der habe ihm auf die Schulter geklopft und sei in jener Stelle weiter fortgefahren.

Vieles von Einzelnheiten aus Paoli's Leben lebt hier im Munde des Volks. Die Alten sahen ihn noch unter diesen Castanienbäumen herumgehen, im langen grünen Rock mit Goldstreifen, den corsischen Farben, und in einer Weste von braunem Tuch. Wenn er sich zeigte war er stets von seinen Bauern umringt, die er wie seines Gleichen behandelte. Allen

war er zugänglich, und lebhaft erinnerte er sich eines Tags aus dem letzten Freiheitskampfe, wo er bitter hatte bereuen müssen, eine Stunde lang sich verschlossen gehalten zu haben. Er war einst in Sollacaro, mit Geschäften überhäuft; er hatte den Schildwachen befohlen, Niemand vorzulassen. Nach einer Weile erschien ein Weib mit einem Jünglinge in Waffen. Das Weib war in Trauer, in die Faldetta gehüllt, und trug um den Hals ein schwarzes Band mit einem silbernen Mohrenkopf, dem Wappen Corsica's. Sie begehrte Einlaß, die Wache stieß sie zurück. Auf das Geräusch öffnet Pasquale die Thüre und lebhaft und herrisch fragt er, was sie begehre. Jene sagte in trauervoller Ruhe: Mein Herr, wollet mich anhören. Ich war Mutter zweier Söhne, der eine fiel am Turm von Girolata, der andere steht hier und ich komme ihn dem Vaterlande zu bringen, daß er seines todten Bruders Stelle ersetze. Sie kehrte sich zu dem Jünglinge und sagte zu ihm: Mein Sohn, vergiß nicht, daß du eher der Sohn des Vaterlandes als der meine bist. Das Weib ging. Paoli blieb einen Augenblick wie angedonnert stehn, dann sprang er der Hinweggegangenen nach, umarmte gerührt sie und ihren Sohn und stellte sie den Officieren und Beamten vor. Paoli sagte nachher, daß er nie so verwirrt gewesen sei, als vor jenem großherzigen Weibe.

Er war niemals verheiratet; sein Volk war seine Familie. Seine einzige Nichte, die Tochter seines Bruders Clemens, vermälte er einem Corsen Barbaggi. Doch fehlte ihm, der alle Tugenden eines Freundes besaß, nicht ein freundschaftlich zartes Verhältniß zu einem edlen Weibe, einer geistvollen, glühenden Patriotin, welcher die größesten Männer des Landes ihre Plane und Gedanken vertrauten. Diese Roland Corsica's hielt keinen Salon, sie war eine Nonne, eine Edeldame aus dem Hause Rivarola. Wie eifrig sie an dem Freiheitskampfe Teil nahm, zeigte der eine Zug, daß sie nach der kühnen Eroberung Capraja's durch Achill Murati in ihrer Herzensfreude selbst auf die Insel

hinüberging, um sie gleichsam im Namen Paoli's in Besitz zu nehmen. Viele Briefe Pasquale's sind an die Signora Monaca gerichtet und ganz und gar politischen Inhalts, als wären sie an einen Mann geschrieben.

Wie groß Paoli's Thätigkeit war, geht schon aus der Sammlung seiner Briefe hervor. Die wichtigsten hat der geistvolle Italiener Tommaseo zu einem starken Bande vereinigt. Sie sind voll eines männlich starken und klaren Geistes. Pasquale schrieb ungern, er dictirte wie Napoleon; er saß ungern, sein Geist ließ ihm nicht Ruhe. Man sagt von ihm, daß er niemals das Datum des Tages gewußt habe, aber daß er in der Zukunft habe lesen können, und daß er oftmals Visionen hatte.

Paoli's Andenken ist heilig in seinem Volk. Napoleon erfüllt die Seele des Corsen mit Stolz; aber nennt man ihm Paoli, so verklärt sich sein Auge wie das eines Sohnes, dem man den Namen eines edlen heimgegangenen Vaters nennt. Es ist unmöglich, daß ein Mensch nach seinem Tode von einer ganzen Nation mehr geehrt und geliebt werden könne, als Pasquale Paoli, und wenn Nachruhm noch ein zweites Leben ist, so lebt dieser größeste Mensch Corsica's und Italiens im achtzehnten Jahrhundert, tausendfach, ja in jedem corsischen Herzen vom Greise an, der ihn noch kannte, bis zu dem Kinde herunter, dem man sein großes Beispiel in die Seele legt. Es gibt keinen edleren Namen als den „Vater des Vaterlandes." Die Schmeichelei hat ihn oft gemißbraucht und lächerlich gemacht; im Lande der Corsen erkannte ich daß er auch eine Wahrheit sein könne.

Paoli ist das schöne Gegenbild zu Napoleon, Menschenliebe zur Eigenliebe — kein Fluch der Todten steht hinter ihm auf, seinen Namen zu verwünschen. Auf Napoleons Wink wurden Millionen Menschen gemordet um des Ruhmes und des Besitzes willen. Das Blut, welches Paoli vergießen ließ, floß um die Freiheit, und das Vaterland gab es hin wie der Pelikan,

welcher seine Brust zerreißt, um die verschmachtende Brut zu tränken.

Kein Schlachtenname ziert Pasquale's Andenken, aber hier schmückt ihn die Stiftung einer Volksschule zu Morosaglia, und dieser Ruhm dünkt mich menschlich schöner als der Ruhm von Marengo und den Pyramiden.

Ich besuchte diese Schule, das Vermächtniß des Patrioten. Sie ist im alten Convent eingerichtet. Sie besteht aus zwei Classen; die unterste enthält 150, die erste etwa 40 Schüler. Aber zwei Lehrer reichen für die große Zahl nicht aus. Der Rector der untersten Classe war so freundlich, in meinem Beisein ein kleines Examen abzuhalten. Auch hier lernte ich die corsische Unbefangenheit schon in den Knaben erkennen. Es waren deren über hundert beisammen von 6 Jahren aufwärts bis zu 14, in Corps abgeteilt, braune Wildlinge, zerlumpt, zerrissen, ungewaschen, und alle nach der Reihe ihre Mützen auf dem Kopf. Einige trugen Ordenskreuze am roten Band; sie machten sich auf der Brust so eines kleinen schwarzen Teufels possierlich genug, der den Kopf auf beide Fäuste gestemmt, mit den schwarzen Augen frank und frei vor sich hinblickte, stolz vielleicht auf den Ruhm ein Paoli-Schüler zu sein. Jeden Sonnabend werden solche Ehrenzeichen ausgeteilt und eine Woche lang von dem Schüler getragen, eine alberne und zugleich schädliche französische Sitte, welche schlechte Leidenschaften nähren, und die von Natur mit einer ungewöhnlichen Sucht sich auszuzeichnen begabten Corsen schon frühe zu falschem Ehrgeiz treiben kann. Diese jungen Spartaner lasen den Telemaque. Auf meine Bitte, der Rector möchte das Französische auch in das Italienische übersetzen lassen, damit ich erkenne, wie die Kinder in ihrer Muttersprache zu Hause seien, entschuldigte er sich mit dem ausdrücklichen Verbot der Regierung, welche „das Italienische in den Schulen nicht duldet.“ Die Lehrartikel waren Schreiben, Lesen, Rechnen, die Anfänge der Geographie und biblische Geschichte.

Die unterste Classe hat ihr Local in dem Capitelsaal des alten Convents, in welchem Clemens Paoli sein Leben vertrauerte. Die luftige Aula, in der corsische Jungen studiren, den Blick zum Fenster hinaus auf die gewaltigen Berge von Niolo und die Schlachtfelder ihrer Ahnen, möchte von mancher deutschen Universität gewünscht werden. Die heroische Natur Corsica's scheint mir neben den Erinnerungen der Geschichte das beste Bildungsmittel des Volks zu sein; und viel wert ist schon der Blick des corsischen Knaben, welcher auf dem Porträt dort an der Wand des Saales haftet, denn dies ist das Porträt Pasquale Paoli's.

Zehntes Kapitel.

Clemens Paoli.

> Gepriesen sei der Herr, welcher meine Hände lehret zur Schlacht und meine Finger zum Gefechte.
>
> Psalm 143.

Das Convent von Morosaglia ist vielleicht das ehrwürdigste Denkmal der corsischen Geschichte. Wie eine steinerne Sage sieht es aus, braun und düster mit einem hochaufragenden finstern Campanile zur Seite. Zu allen Zeiten wurden in diesem ehemaligen Franciskanerkloster Parlamente gehalten. Pasquale hatte hier seine Zimmer, seine Bureau's, und des Sommers sah man ihn oft unter den Mönchen, welche dann, so oft es Not that, den Crucifix in die Schlacht vorauf trugen. In demselben Convent lebte gern sein tapferer Bruder Clemens, und er starb auch hier in einer Zelle im Jahre 1793.

Clemens Paoli ist ein hoch merkwürdiger Charakter. Er war der älteste Sohn Hyacints. In Neapel hatte er als Soldat mit Auszeichnung gedient, dann war er einer der Generale der Corsen geworden. Aber die Staatsgeschäfte sagten seinem

fanatischen Geiste nicht zu. Nachdem sein Bruder an die Spitze des Landes getreten war, zog er sich in das Privatleben zurück, legte das Gewand der Tertiarier an und versank in religiöse Betrachtungen. Gleich Josua lag er verzückt im Gebet vor dem Herrn, und vom Gebete stand er auf und stürzte sich in die Schlacht, denn der Herr hatte die Feinde in seine Hand gegeben. Er war der Gewaltigste im Kampf und der Demütigste vor Gott. Sein düstres Wesen hat etwas Prophetisches, wie das des Ali.

Wo die größeste Gefahr sich zeigte, erschien er wie ein Racheengel. Seinen Bruder befreite er aus dem Kloster Bozio, als ihn Marius Matra dort belagerte; aus Orezza warf er die Genuesen nach einem fürchterlichen Kampf. Er bezwang San Pellegrino und San Fiorenzo; in ungezählten Kämpfen blieb er Sieger. Als die Genuesen mit aller ihrer Macht das feste Lager von Furiani stürmten, blieb Clemens durch 56 Tage unerschüttert in dem Schutthaufen, obwol der ganze Ort zusammengestürzt war. Tausend Bomben waren um ihn her gefallen, er betete zu dem Gott der Heerschaaren und wankte nicht, und sein war der Sieg.

Corsica verdankte Pasquale seine Freiheit durch den leitenden Gedanken, dem Clemens allein aber sie durch das Schwert. Auch nachdem die Franzosen im Jahre 1768 zum Angriff geschritten waren, vollführte er die glänzendsten Waffenthaten. Er gewann die glorreiche Schlacht von Borgo, er kämpfte verzweifelt bei Ponte Nuovo, und nachdem alles verloren war, eilte er seinen Bruder zu retten. Er warf sich mit einem Häuflein Tapferer nach Niolo und dem General Narbonne entgegen, um seinem Bruder die Flucht zu sichern. Sobald ihm dies gelungen war, eilte er zu Pasquale nach Bastelica und dann schiffte er sich mit ihm trauernd nach Toscana ein.

Er ging nicht mit nach England. Er blieb in Toscana, denn die Sprache der Fremde hätte ihm das Herz betrübt; dort versank er in dem reizenden Kloster von Vallombrosa wieder in

das inbrünstige Gebet und in ein strenges Büßen, und wer da diesen Mönch auf den Knieen liegen sah, hätte ich ihm nimmer den schrecklichen Kriegsmann und den gewaltigen Freiheitshelden zu erkennen vermocht.

Nach zwanzigjährigem Klosterleben in Toscana kehrte Clemens kurz vor seinem Bruder nach Corsica zurück. Noch einmal erglühte er in Hoffnung für sein Vaterland, aber die Ereignisse ließen den greisen Helden bald erkennen, daß Corsica für immer verloren sei. Büßend, trauernd starb er im December desselben Jahres, in welchem der Convent seinen Bruder als Hochverräter vorgeladen hatte.

In Clemens war die Vaterlandsliebe ein Cultus und eine Religion. Eine große und heilige Leidenschaft in ihrer höchsten Erregung ist schon an sich religiös; wenn sie ein Volk ergreift, zumal in fürchterlicher Bedrängniß, wird sie wie ein Gottesdienst. In jenen Tagen hörte man die Priester den Kampf predigen von allen Kanzeln; die Mönche zogen mit in die Schlacht, und die Crucifixe vertraten die Stelle der Fahnen. In den Klöstern zumeist wurden die Parlamente gehalten, wie unter Gottes eignem Vorsitz, und ehmals hatten ja auch die Corsen ihr Land durch Volksbeschluß unter den Schutz der heiligen Jungfrau gestellt.

Auch Pasquale war religiös. Ich sah in seinem Hause die Capelle, welche er sich dort in einem dunklen Zimmer eingerichtet hatte. Täglich betete er dort zu Gott. Clemens aber lag täglich sechs oder sieben Stunden im Gebet. Selbst mitten in der Schlacht betete er, und er war schrecklich anzusehn, wenn er da stand in der einen Hand den Rosenkranz, in der andern die Flinte, gekleidet wie der gemeinste Corse, doch kenntlich an den großen feurigen Augen und den dichten Augenbrauen. Man erzählt, daß er sein Gewehr mit rasender Schnelligkeit zu laden verstand und daß er, stets seines Schusses sicher, die Seele dessen, den er erschießen wollte, vorher segnete und ausrief:

arme Mutter! Dann opferte er den Feind dem Gott der Freiheit. Nach der Schlacht war er sanft und milde, aber immer ernst und tief melancholisch. Sein Wort war: mein Blut und mein Leben sind meinem Vaterlande; meine Seele und meine Gedanken sind alle meinem Gotte.

Die Vorbilder des Pasquale muß man bei den Griechen suchen, die Vorbilder des Clemens bei den Makkabäern. Er war nicht ein Held des Plutarch, er war ein Held des alten Testaments.

Eilftes Kapitel.

Der alte Einsiedel.

> Multa linquitis mortales, non quia contemnitis, sed quia desperatis posse consequi: excitant enim se alternis stimulis spes et desiderium —
>
> Petrarca de Contemtu Mundi.

Man hatte mir in Stretta gesagt, daß ein Landsmann von mir dort wohnhaft sei, ein Preuße, ein Mann auf Krücken, ein alter, wunderlicher. Und dem hatte man auch gesagt, daß ein Landsmann von ihm angekommen sei. Wie ich nun aus dem Sterbezimmer des Clemens Paoli zurückkehrte, in Gedanken an diesen alten Gotteshelden, kam der alte Landsmann auf Krücken angehinkt und gab mir einen deutschen Handschlag. Ich ließ ein Frühstück auftragen; wir setzten uns nieder und ich horchte stundenlang auf des alten Augustin aus Nordhausen sonderbare Geschichten.

Mein Vater, so erzählte er, war ein protestantischer Prediger und wollte mich zum Luthertum erziehn, aber schon als Kind mochte mir die protestantische Kirche nicht behagen, und ich erkannte daß die Lutherei eine Verschimpfung der einzigen und wahren Kirche sei, wie sie nämlich im Geist und in der Wahrheit ist. Es ging mir durch den Kopf Missionär zu werden.

In Nordhausen besuchte ich die lateinische Schule, und kam bis zur Logik und Rhetorik. Und nachdem ich die Rhetorik gelernt hatte, ging ich in das schöne Land Italien nach Casamari unter die Trappisten und schwieg elf Jahre lang.

Aber, Freund Augustin, wie haben Sie das aushalten können?

Ja, wer nicht lustig ist, der hält es nicht aus. Wer die Melancholie hat, der wird in der Trappe verrückt. Ich konnte tischlern, und tischlerte den ganzen Tag und sang dazu im stillen.

Was habt Ihr zu essen gehabt?

Krautsuppen, zwei Teller voll, Brod nach Belieben und eine halbe Flasche Wein. Ich habe wenig gegessen, aber nie habe ich einen Tropfen in der Flasche gelassen. Gott sei gepriesen um den schönen Wein. Mein Bruder zur Rechten war immer hungrig, er aß immer zwei Teller voll Krautsuppe und fünf Brode dazu.

Haben Sie den Papst Pio Nono gesehen?

Ja, auch gesprochen habe ich mit ihm, wie mit meinem Freunde. Er war als Bischof in Rieti, und ich ging dahin in meiner Kutte, da ich in einem andern Kloster war, am heiligen Charfreitag das heilige Oel zu holen. Ich war damals schon sehr krank. Der Papst küßte meine Kutte wie ich Abends zu ihm kam, mich zu verabschieden. Fra Agostino, sagte er, Ihr seid krank, Ihr müßt was essen. Herr Bischof, sagte ich, ich habe noch nie einen Bruder am heiligen Freitag essen sehen. Thut nichts, Ihr seid dispensirt, denn Ihr seid krank; und da ließ er mir aus dem vornehmsten Gasthause ein halbes Huhn holen, Fleischbrühe, Eingemachtes und Wein, und ich saß an seinem Tisch.

Wie? hat der heilige Vater damals auch gegessen?

Er aß nur drei Nüsse und drei Feigen. Nun wurde ich immer kranker, und ich ging nach Toscana. Da gefielen mir eines Tages die Menschenwerke nicht mehr und wurden mir grundhäßlich. Ich beschloß Einsiedler zu werden. Ich nahm

also meine Werkzeuge, kaufte mir das Nötige und fuhr auf das Inselchen Monte Cristo. Es ist von neun Millien Umfang; niemand wohnt darauf als wilde Ziegen, Schlangen und Ratten. In der alten Zeit hat der Kaiser Diocletianus den heiligen Mamilian, welcher Erzbischof von Palermo war, dahin verbannt gehabt. Der hat sich oben auf den Steinen eine Kirche gemacht, und darauf wurde ein Kloster gebaut. Es waren da einst 50 Mönche, zuerst Benedictiner, dann Cistercienser, dann die Carthäuser vom heiligen Bruno. Die Mönche von Monte Cristo haben viele Hospitäler in Toscana errichtet und viel Gutes gethan, auch das Hospital der Maria Novella in Florenz haben sie gestiftet. Nun sehen Sie, die Saracenen haben die Mönche hinweggeführt mit sammt ihren Ochsen und Knechten; die Ziegen konnten sie nicht fangen, die sprangen auf die Steine und dann sind sie wild geworden.

Haben Sie im alten Kloster gewohnt?

Nein, das ist zerfallen. Ich lebte in einer Grotte. Die hatte ich mir mit meinem Handwerkszeuge eingerichtet und auch eine Mauer davor gemacht.

Wie haben Sie die langen Tage hingebracht? Sie haben wohl immer gebetet?

Ach! nein, ich bin kein Pharisäer. Man kann nicht viel beten. Was Gottes Wille ist, das geschieht. Ich hatte meine Flöte. Ich ging auch die wilden Ziegen schießen, oder suchte Steine und Pflanzen, oder sah zu wie das Meer gegen die Felsen geschwommen kam. Ich hatte auch Bücher zu lesen.

Was für welche?

Die sämmtlichen „Opern" des Jesuiten Paul Segneri.

Was wächst auf der Insel?

Lauter Haidekraut und Marienkirschen. Es gibt auch kleine Täler, die hübsch grün sind, sonst ist alles Stein. Ein Sardinier kam an die Insel und gab mir Pflanzensamen, da habe ich Gemüse gepflanzt, auch Bäume habe ich gesetzt.

Sind gute Steine auf der Insel?

Ja, schöner Granit und schwarzer Turmalin, der wächst in dem weißen Steine, und von schwarzen Granaten habe ich drei Sorten gefunden. Am Ende wurde ich todkrank auf Monte Cristo, da kamen zum Glück die Toscaner und haben mich ans Land geholt. Nun bin ich elf Jahre hier auf dieser verfluchten Insel unter den Spitzbuben, denn es sind lauter Spitzbuben. Die Aerzte haben mich hergeschickt; aber wenn ein Jahr um ist, so hoffe ich das Land Italien wiederzusehen. So ein Leben wie in Italien gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr, und die Menschen sind artig. Ich werde alt und gehe auf Krücken, und weil ich alt bin und mir gedacht habe: du wirst bald dein Tischlern aufgeben müssen und willst doch nicht betteln gehn, so bin ich in die Berge gegangen und habe das Negroponte entdeckt.

Was ist das Negroponte?

Das ist die Erde, wovon sie in Negroponte die Pfeifen machen; zu Hause sagen sie Meerschaum. Es ist die reine Blüte von einem Stein. Dies Negroponte hier ist so gut wie das in der Türkei, und wenn ich es erst heraus habe, so bin ich der einzige Christ der es gemacht hat.

Der alte Augustin wollte durchaus daß ich in sein Laboratorium ging. Er hat sich im Convent unter den Zimmern des armen Clemens eingerichtet; dort zeigte er mir fröhlich sein Negroponte und die Pfeifenköpfe, die er bereits gemacht und in die Sonne zum Trocknen gelegt hatte. —

Ich glaube, jeder Mensch hat einmal im Leben eine Stunde, wo er in den grünen Wald gehen und ein Siedel werden möchte; und jeder hat einmal eine Stunde, wo er schweigen möchte wie ein Trappist.

Des alten Augustin kleines Lebensbild habe ich hier aufgezeichnet, weil es mich so sehr anregte, und ich glaube, es ist ein ächtes Stück deutscher Natur.

Zwölftes Kapitel.

Das Schlachtfeld von Ponte nuovo.

> Gallia vicisti! profuso turpiter auro,
> Armis pauca, dolo plurima, jure nihil!
>
> Die Corsen.

Vor Ave Maria machte ich mich von Morosaglia auf, um die Berge hinab nach dem Schlachtfeld von Ponte nuovo zu gehen. Da liegt auch das Stationshaus von Ponte alla Leccia, wo die Post von Corte nach Mitternacht eintrifft, und mit ihr wollte ich dann nach Bastia zurückkehren.

Der Abend war schön und klar, die Bergeinsamkeit zu Gedanken anregend. Kurz ist hier die Dämmerung; kaum ist Ave Maria vorüber, so kommt die Nacht.

Wie oft fallen mir, wenn ich die Glocken Ave Maria läuten höre, die schönen Verse des Dante ein, mit denen er die Abendstimmung auf Wasser und Land ausgesprochen hat:

> Die Stunde war es, die zu stillem Weinen
> Dem Schiffer zwingt das Herz und still ihn rühret
> Am Tag, da er verließ die holden Seinen,
> Und wo der Wandrer Sehnsuchtsleid verspüret,
> Hört fern herüber er das Glöckchen schallen,
> Als weint' es, weil der Tag sich still verlieret.

Eine einzelne Cypresse dort auf dem Berge, vom Abendrot angezündet, wie eine Opferkerze. Das ist ein wahrer Ave-Maria-baum, monumental wie ein Obelisk, schwarz und trauernd. Es ist schön, wie in Italien Alleen von Cypressen auf die Klöster und die Kirchhöfe führen. Wir haben die Trauerweiden. Beide sind wahrhaft Gräberbäume, aber wie gegensätzlich verschieden. Die Weide weist mit ihren Hängezweigen sehnsuchtsvoll hinab zur Gruft, die Cypresse steigt kerzengerade auf und weist vom

Grabe in den Himmel. So sprechen sie trostloses Leid um den Verlust und gläubiges Hoffen aus. Die Symbolik der Bäume ist ein sinnvolles Zeichen von der Einheit des Menschen und der Natur, die er immer in das Bereich seines Gemütes zieht, um an seinen Empfindungen Teil zu nehmen oder sie zu deuten. Da haben nun wieder die Fichte, der Lorbeer, die Eiche, der Oelbaum, die Palme ihren menschlichen Sinn und ihre poetische Sprache.

Wenig und nur kleine Cypressen sah ich auf Corsica, und doch sollten sie dieser Insel des Todes zukommen. Der Baum des Friedens aber wächst dort überall; die Friedensgöttin Minerva, welcher die Olive geheiligt ist, ist zugleich auch die Göttin des Krieges.

Fünfzehn Millien hatte ich von Morosaglia zu wandern, immer in wilden schweigsamen Bergen, und stets den Blick auf die himmelhohen Riesen von Niolo dort drüben, den weißbeschneiten Cinto, den Artiga und den Monte Rotondo, den höchsten 9000 Fuß hohen Berg Corsica's. Er stand jetzt violett im Abendglühn, und rosig schimmerten seine Schneefelder. Ich war bereits auf seinem Gipfel gewesen; ich erkannte deutlich die äußerste Felsenzinke, auf welcher ich mit einem Ziegenhirten gestanden war. Diese zu sehn machte mir ein großes Vergnügen. Als nun der Mond über dem Berge zu stehn kam, gab es ein bezauberndes Bild.

So im Mondenschein wandert es sich schön in der stillsten Bergwildniß. Da ist kein Laut, wenn nicht das Rieseln eines Quells und das Flattern des Nachtgevögels, das man nicht sieht. — Die Felsen glänzen aus finsterm Schatten, und das Gestein scheint wie gediegenes Silber. Nirgends ein Dorf, noch eine menschliche Seele. Ich ward müde und tief traurig durch die Einsamkeit. Auf gut Glück ging ich in der Richtung hin, wo ich unten im Tal den Golo dampfen sah. Doch schien es mir, als hätte ich einen falschen Weg eingeschlagen, und ich war

eben im Begriff durch eine Schlucht nach der andern Seite überzugehen, als ich durch die Stille der Nacht Glocken klingeln hörte, deren Ton mir von den Felsen näher und näher entgegen kam. Ich trat hinter einen Fels und aus dem Mondschein, nicht ohne Graun, das mich jetzt in dieser schweigenden Wildniß zum ersten Mal überfiel. Bald sah ich vom hellen Felspfad herab einen Zug von Maulthieren mit ihren Treibern steigen, und diese sagten mir auf meine Frage, daß ich den richtigen und allernächsten Weg gewählt hätte.

So kam ich endlich an den Golo um Mitternacht. Der Fluß strömt durch ein weites Tal, die Luft ist voll Fieber und wird geflohen. Es ist Schlachtfeldluft von Ponte nuovo. In Morosaglia warnte man mich durch die Nachtnebel des Golo zu gehn, oder lange in Ponte alla Leccia zu bleiben. Wer da herumgeht, hört leicht die Todten die Geistertrommel schlagen oder seinen Namen rufen, wenigstens bekommt er das Fieber und Visionen. So was von dem letzten glaube ich verspürt zu haben. Denn ich sah die ganze Goloschlacht vor mir, auch den schrecklichen Mönch Clemens Paoli mit den großen feurigen Augen und den dichten Augenbrauen, den Rosenkranz in der einen, das Fucile in der andern Hand, die Seele dessen segnend, den er eben erschießen will. Wilde Flucht — Sterbende. — Die Corsen, so sagt Peter Cyrnäus, sind Menschen zum Sterben bereit. Charakteristisch ist folgender Zug: Ein Franzose fand einen wunden Corsen, der ohne Klagelaut den Tod erwartete. Was macht ihr, wenn ihr verwundet seid, fragte er ihn, ohne Aerzte, ohne Hospitäler? Wir sterben, sagte der Corse, lakonisch wie ein Spartaner. Ein Volk, dessen Charakter so plastisch und männlich ist wie der des corsischen, gewinnt nichts mehr, wenn man es mit den antiken Heldennationen vergleicht. Aber doch schwebt mir hier ungerufen immer Lacedämon vor Augen. Wenn es erlaubt ist zu sagen, daß in dem italienischen wunderbar begabten Volke der Geist der Hellenen noch einmal aufgelebt

sei, so trifft dies meiner Ansicht nach hauptsächlich diese Nachbarländer Toscana und Corsica. Jenes zeigt ganz den idealen Reichtum des jonischen Geistes, und während seine Dichter in der melodischen Sprache sangen, seine Künstler die Tage des Perikles erneuerten, während seine Geschichtschreiber den Ruhm des Thucydides erreichten und die Philosophen seiner Akademie die Welt mit platonischen Ideen erfüllten, stand hier in Corsica der rauhe dorische Geist wieder auf und wurden hier Spartanerkämpfe gekämpft.

Im Jahr 1790 besuchte der junge Napoleon dieses Goloschlachtfeld. Er war damals 21 Jahre alt, doch sah er es wol schon als Knabe. Napoleon auf dem ersten Schlachtfelde, das er sah, als Jüngling, noch schicksallos und schuldlos, er, welcher die halbe Erde vom Ocean bis an die Wolga und von den Alpen bis an die Wüste Lybiens von Schlachtenblut röten sollte: dies war ein Augenblick für Dämonen.

Es war eine solche Nacht, wie diese, als der junge Napoleon hier auf dem Golofelde umherstreifte. Er setzte sich an den Fluß, welcher an jenem Schlachttage, wie das Volk erzählt, 24 Millien weit bis zum Meer blutig rot gewesen war und Leichen gewälzt hatte. Der Fiebernebel machte ihm den Kopf schwer und traumschlafend. Ein Geist stand hinter ihm, ein rotes Schwert in der Hand. Der Geist rührte ihn an und entführte ihm die Seele durch die Luft. Sie schweben über einem Felde; da wird eine blutige Schlacht geschlagen; ein junger General sprengt über Leichen hinweg. Montenotte! ruft der Dämon, und du bist es, der diese Schlacht schlägt. — Weiter geht der Flug. Sie schweben über einem Felde; da wird eine blutige Schlacht geschlagen, ein junger General stürmt im Pulverdampf, die Fahne in der Hand, über eine Brücke. Lodi! ruft der Dämon, und du bist es, der diese Schlacht schlägt. — Und weiter geht der Flug von Schlachtfeld zu Schlachtfeld. Da halten die Geister über einem Strom: Schiffe brennen auf ihm, Blut und Leichen wälzt er fort, rings

endlose Wüste. Die Pyramiden! ruft der Dämon, auch diese Schlacht wirst du schlagen! — Und so fliegen sie weiter und immer weiter, von einem Schlachtfelde zum andern, und hinter einander ruft der Geist die schrecklichen Namen: Marengo! Austerlitz! Eylau! Friedland! Wagram! Smolensk! Borodino! Beresina! Leipzig! Bis er über dem letzten Schlachtfelde schwebt und mit donnernder Stimme ruft: Waterlo! Kaiser, deine letzte Schlacht, und da wirst du stürzen! —

Der junge Napoleon sprang am Golofluß auf, ihm schauderte, in einem fürchterlichen Traum hatte er Dinge des Wahnsinns geträumt. — —

Nun aber war diese ganze Leichenphantasie eine Folge von dem bösen Golonebel, welcher mich selbst umwitterte. Auf diesem dunstigen Corsenschlachtfelde und in solcher falben Mondnacht ist es wohl verzeihlich, wenn man Visionen hat. Und welche wüste, dunstige, grauenvoll schöne Mondnacht. Ueber jenen schwarzen urgranitnen Riesenbergen hängt der rote Mond — nein! es ist der Mond nicht mehr; es ist ein großes, leichenblasses, blutig entsetzliches Haupt, welches über der Insel Corsica schwebt und stumm auf sie herniederschaut, ein Medusenhaupt, ein Vendettahaupt, ein schlangenhaariges, schreckliches. Wer dieses Haupt anzublicken wagt, der wird nicht zu Stein, sondern wie Orestes faßt ihn die Furie, daß er in rasender Leidenschaft morden, und dann von Berg zu Berg, von Höle zu Höle irren muß, hinter sich die Blutrache und das Gesetz, die sich an seine Solen heften .... Ich sah den Rachegeist in den Lüften fahren, auf geflügeltem Roß, das grausige Medusen-Vendettahaupt bei den Haaren gefaßt; so stürmt er einher und ruft: Vendetta! Vendetta! ....

Welche Phantasieen, und sie wollen nimmer enden! Aber Gottlob! da ist das Stationshaus von Ponte alla Leccia und die Hunde schlagen an. In dem großen wüsten Zimmer sitzen einige Menschen am Tisch um die schmauchende Oellampe, haben

die Köpfe auf die Brust hangen und sind schlaftrunken. Ein Priester im schwarzen Rock und schwarzen Hut nachtwandelt im Zimmer. Er wartet auf die Post. Mit diesem heiligen Manne will ich ein Gespräch von geistlichen Dingen anknüpfen, daß er alle Geistertrommelei und Dämonenwirtschaft aus mir austreibe.

Aber obwol dieser Mann von einer felsenfesten Rechtgläubigkeit war, so konnte er doch den bösen Sologeist nicht aus mir bannen; sondern mit dem schmerzvollsten Kopfe kam ich nach Bastia. Ich klagte meiner Wirtin, daß mir die Sonne und der Nebel es angethan, und ich glaubte nun auf fremder Erde sterben zu müssen. Die Wirtin sagte, hier helfe nichts als daß eine weise Frau über mir die Orazion mache. Ich lehnte die Orazion ab, und begehrte nur zu schlafen. Ich schlief einen ganzen Tag und eine Nacht den tiefsten Schlaf. Wie ich erwachte, stand die heilige Sonne hoch und preiswürdig am Himmel.

Corsica.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite durchgesehene Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Durch das Land Nebbio nach Isola Rossa.

Wenn man von Bastia aus die Serra übersteigt, welche vom Cap Corso herauf kommt, so gelangt man auf die andere Seite des Meers in das Land Nebbio. Der treffliche Weg steigt zuerst eine Stunde den Monte Bello an. Man blickt zur Linken in die Ebne von Biguglia und von Furiani und in den großen Teich, in welchen der Fluß Bevinco mündet. Sobald man die Höhe erreicht hat, sieht man das Meer zu beiden Seiten. Nun fällt die Straße nach dem westlichen Gestade ab, das östliche ist verschwunden, und vor den Augen entfaltet sich das zauberische Gemälde des Golfes von San Fiorenzo. Rötliche Felsenufer, fast ohne Vegetation und niedrig sich absenkend, wunderlich ausgezackt, umschließen die tiefblaue Meeresbucht. Der Anblick ist groß, fremd und südlich.

Am Abhange des Bergrückens liegt das finstre Dorf Barbignano; die Straße führt an ihm vorbei durch Haine von Castanien und von Oelbäumen. Diese Straße ist vom Grafen Marbeuf gebaut, und hier war es, wo Bernadotte am Wege arbeitete. In gewaltigen Krümmungen beschreibt sie ein M, worauf mich der Conducteur der Post aufmerksam machte.

Wir näherten uns dem herrlichen Golf, der aus dem Kranz der monotonen und roten Ufer hervorlachte. Es ist ein altes

und sehr treffendes Bild, daß man vom stralenden Meereswasser sagt, es lache. Ich erinnerte mich an eine Stelle des Aeschylus: „O du im Wellenspiel des Meers unzählig Lachen!“ — Dieser Golf lachte aber nun gar aus unzähligen purpurblauen Wellen, und es lachte dazu ein Tal, durch welches ein Bach sich schlängelte, aus tausend und aber tausend Lorbeerrosen, welche mit ihren roten Blüten bedeckt weit und breit umherwucherten. In unsrem Vaterlande ist der Bach froh, wenn er sich mit Erlengebüsch und Weiden behängen kann, hier im schönen Süden prangt er in graziösem Oleander.

Die Gegend ist wenig oder fast gar nicht cultivirt. Ich sah oft verlassene oder halb zerfallene Häuser. Der Epheu hatte sie ganz umzogen und in seinen Ranken, welche Thüre und Fenster überspinnen, begraben. In solchem Epheuhäuschen wohnen jetzt wol die Elfen und kichern, wenn ein Sonnenstral oder das Mondlicht durch die grünen Rankengitter sich stielt, um zu sehn, was die Wichtchen drinnen für Schelmereien vorhaben. Die Geschichte der Menschen, die einst dort wohnten, mag blutig und grausig sein. Vielleicht vertrieb sie der Barbareske, oder der mörderische Krieg gegen Genua oder die Blutrache.

Am Ufer steht hie und da ein alter Genuesenturm.

Immer malerischer wird die Gegend in der Nähe von S. Fiorenzo. Zur Rechten breitet sich der Golf in seiner ganzen Größe aus, zur Linken weit im Hintergrunde überschaut der Blick das Amphitheater der Berge, welche gegen das Meeresbecken sich neigen. Es sind die stolzen Berge des Col di Tenda, an deren Fuße einst die Römer von den Corsen geschlagen wurden. Sie umstellen das Land, welches Nebbio genannt wird. Denn dieß ist das Gebiet um den Golf von S. Fiorenzo, wohinaus allein das Bergamphitheater sich öffnet. Es ist eine bergige Provinz von großer Dürre, aber reich an Wein, an Früchten, Oliven und Castanien. Seit den ältesten Zeiten galt

das Nebbio für eine natürliche Festung, weshalb alle Eroberer von den Römern bis auf die Franzosen hier einzudringen strebten, und unzählige Schlachten hier geschlagen wurden.

Vier Cantons oder Pievè enthält heute das Nebbio, S. Fiorenzo, Oletta, Murato und Santo Pietro di Tenda. S. Fiorenzo ist der Hauptort.

Wir erreichten das Städtchen von 580 Einwohnern um die heiße Mittagszeit. Es ist ein Hafenort von überaus herrlicher Lage an einem der schönsten Golfe Corsica's. Das einzige größere Tal des Nebbio, das Tal Aliso, welches vom Flusse gleichen Namens durchschnitten wird, liegt vor dem Ort. Der Fluß schleicht durch den Sumpf, der die ganze Gegend verpestet. An seinem Rande sah ich eine einzelne Fächerpalme stehn; sie gab der ganzen Landschaft in der flimmernden Mittagsluft einen tropischen Charakter. Weiber und Kinder lagen um eine Cisterne und schwatzten, die ehernen Wassergefässe neben sich — ein Genrebild, das zu der Fächerpalme reizend stimmte. Durchgehend ist der Charakter des corsischen Strandes an den Golfen halb homerisch und halb alttestamentlich.

Eine Viertelstunde reicht hin, das Oertchen zu durchschreiten. Ein kleines Fort mit einem bekuppelten Turm, der eher nach einer Capelle von Mekka als nach einem Castell aussieht, schützt den Hafen. Wenige Fischerkähne ankerten in ihm. Die Lage von San Fiorenzo ist so herrlich, der Golf, einer der schönsten des Mittelmeers, so lockend zu einer großen Hafenansiedlung, daß man über seine Oede staunen muß. Napoleon gedenkt in den Memoiren des Antommarchi des Ortes mit diesen Worten: „S. Fiorenzo ist eine der glücklichsten Situationen die ich kenne. Sie ist die günstigste für den Handel. Sie berührt Frankreich, sie grenzt an Italien; ihre Landungspunkte sind sicher, bequem, ihre Rheden können große Flotten aufnehmen. Ich hätte dort eine große, schöne Stadt gebaut, welche eine Hauptstadt hätte sein sollen."

Nach Ptolemäus muß in der Gegend am Golf das alte Cersunum gestanden haben. Im Mittelalter lag hier die ansehnliche Stadt Nebbio, deren Ruinen eine halbe Millie von San Fiorenzo entfernt sind. Auf einem Hügel erhebt sich noch die alte Kathedrale der Bischöfe von Nebbio, verfallen, doch noch ansehnlich. Sie zeigt den Basilikenstil der Pisaner und läßt auf das zwölfte oder elfte Jahrhundert schließen. Die Kirche war der Santa Maria dell' Assunta geweiht. Daneben sieht man die Ruinen des bischöflichen Hauses. Die Bischöfe, welche dort gewohnt haben, waren nicht minder kriegerisch als die trotzigsten der Signoren Corsica's. Sie nannten sich Grafen von Nebbio, und man erzählt, daß sie in der Volksversammlung der Terra del Commune mit dem Schwert an der Seite erschienen, und daß sie bei der Messe zwei geladene Pistolen auf dem Altar liegen hatten. Die Stadt verfiel, wie die andern Bistümer Corsica's Accia und Sagone. Heute findet man dort viele römische Münzen, und viele Graburnen wurden dort ausgegraben.

Das spätere San Fiorenzo war einer der ersten corsischen Orte, welche sich an die Bank von Genua gaben, im Jahre 1483. Deshalb hatte die Stadt viele Freiheiten und Gerechtsame. Jährlich schickte die Bank einen Castellan und Podestà, welcher das Recht mit vier Consuln verwaltete. In späteren Kriegen ist das Castell oft von Bedeutung gewesen.

Vortreffliche Fische gab's in dem Ort, frisch aus dem Golf gekommen und geröstet. Kaum waren sie verzehrt, so ging es auch weiter. Auf einige Zeit verläßt nun die Straße die Meeresküste und steigt eine Bergkette an. Bis in die Provinz Balagna und nach Isola Rossa hinein ist's ein unfruchtbares Uferbergland. Die plutonischen Gewalten haben große Felsenstücke umhergeschleudert. Oft bedecken sie in gigantischen Blöcken oder zu kleinen Trümmern zerschlagen die Abhänge; Schiefer, Kalk, Granit sieht man überall.

Sparsam wird nun auch die Cultur der Olive und der Castanie, dagegen überbuscht der wilde Oelstrauch (Oleastro) die Hügel, und Arbutus, Rosmarin, Mirte und Erika haben hier ihre Freude. Die Sonne hatte diese Gesträuche versengt; die rötlich braune Farbe ihrer Zweige, das Grau des Oelgestrüpps und die verwitterten Steine gaben der Gegend so weit nur das Auge reichte einen melancholischen Ton. Die Luft allein regt sich flimmernd in dieser Stille, kein Vogel singt, nur die Grille zirpt. Bisweilen sieht man eine schwarze Ziegenheerde unter einem Oelbaum gelagert, oder von dem panischen Schrecken ergriffen über die Felsen setzen.

Von Zeit zu Zeit kamen wir an eine einsame Straßenschenke, wo die Maulthiere der Post gewechselt wurden, oder an eine in Stein gefaßte Quelle, über welche Menschen und Thiere jubelnd herfielen.

Ich sah an einigen Stellen kleine Getreidefelder, Gerste und Korn. Das Getreide war bereits gesichelt und wurde auf dem Felde ausgestampft. Die Vorrichtung ist sehr einfach. Mitten auf dem Feld ist eine kreisrunde Tenne aus Steinen aufgemauert, darauf schüttet der Corse das gesichelte Getreide und läßt es von Ochsen zertreten, welche einen schweren Stein hinter sich schleppen. Ich fand, daß man überall den Ochsen das Maul verbunden hatte, also wider das Gebot der Bibel. Ungezählte Tennen dieser Art waren auf den Feldern zerstreut, dabei kein Dorf sichtbar; aber in der Nähe standen kleine Scheuern, viereckige Würfel von Steinen, mit platter Bedachung. Diese kreisrunden Tennen und diese grauen Häuschen, welche weit und breit umherstanden, sahen in der öden Gegend wunderlich aus, wie Wohnungen von Erdmännchen. Der Corse lacht, wenn man ihm erzählt, wie bei uns das Getreide gedroschen wird; eine solche Galeerensclavenarbeit würde er um keinen Preis verrichten.

Auf der ganzen Fahrt sah ich kein Fuhrwerk. Dann und

wann kam ein Corse geritten, das Doppelgewehr umgehängt und den Sonnenschirm über sich. Sie schießen hier viel wilde Tauben und Menschen.

Endlich näherten wir uns dem Meeresufer wieder, nachdem wir über den kleinen Fluß Ostriconi gefahren waren. Die Küste ist oft nur hundert Fuß erhoben, dann steigt sie wieder zu den schroffsten Formen auf. Je mehr man sich nun Isola Rossa nähert, desto mächtiger werden die Berge. Es sind die romantischen Gipfel der Balagna, des gelobten Landes der Corsen, weil dort in Wahrheit Honig und Oel fließt. Einige trugen Schneekappen und glänzten von krystallreiner Schöne.

Da liegt Isola Rossa vor uns am Meeresstrande! Da die beiden grauen Türme der Pisaner! Da die blutroten Inselklippen, welche dem Städtchen den Namen geben. Welche reizende Meeresstrandidylle im Abendlicht. Schweigsame Berge drüben, stille Flut hier, graue Oelbäume, die dem Pilger ihre Friedenszweige entgegenhalten, ein gastlicher Rauch aus den Herden aufsteigend — wahrlich, ich schwöre, daß ich zu dem zaubervollen Strande der Lotophagen gekommen bin.

Zweites Kapitel.

Strandidylle von Isola Rossa.

> Sondern sie trachteten dort in der Lotophagen Gesellschaft
> Lotos pflückend zu bleiben, und abzusagen der Heimat.
>
> Odyssee.

Ein großer ländlicher Platz liegt am Eingange und noch in den Stadtmauern eingeschlossen, welche Gartenmauern gleich sehn. Da erhebt sich in der Mitte eine Fontäne, auf deren Granitwürfel die Marmorbüste Pasquale Paoli's steht. Sie war vor zwei Monaten dort aufgestellt. Im Jahre 1758 mitten im Kriege wider Genua, welches noch das benachbarte

feste Algajola behauptete, gründete der große Mann Isola Rossa. Die Genuesen kamen mit Kanonierboten, den Bau zu stören, aber er erstand unter ihrem Kugelregen, und heute ist Isola Rossa ein Ort von 1860 Einwohnern und der wichtige Stapelplatz der ölreichen Balagna.

Ich fand um den Brunnen Kinder spielen, darunter war ein schönes Kind von sechs Jahren, mit den schwärzesten Locken und großen schwarzen, tiefsinnigen Augen. Das Kind war lieblich wie ein Engel. Wißt ihr auch, fragte ich, wer der Mann ist, welcher hier vor uns auf der Fontäne steht? Ja, wir wissen es, sagten sie, das ist Pasquale Paoli. Die Kinder fragten mich, aus welchem Lande ich sei, und da ich sie raten ließ, rieten sie auf alle Länder, endlich auf Egypten, aber Deutschland kannten sie nicht. Seitdem begleiten sie mich hier auf allen Wegen: ich kann sie gar nicht los werden. Sie singen mir Lieder, und bringen mir Corallenstaub und bunte Muscheln vom Strande; überall sind sie da und mit ihnen viele andere. Wie der Rattenfänger von Hameln ziehe ich eine Kinderschaar hinter mir her, und sie folgen mir selbst bis in die See. Der Erderschütterer Poseidaon, Nereus auch und die blaufüßigen Doriden dulden uns alle, und manchen Delphin sehe ich hier in krystallner Welle fröhlich spielen.

Hier ist auch ganz der Ort, unter Kindern ein Kind zu sein.

Diese Weltverlorenheit an dem weißen Strande und im Grünen thut dem Gemüte wol. Das Städtchen liegt still wie ein Traum. Die Häuser mit den platten Dächern und grünen Jalousien, die zwei schneeweißen Türme der kleinen Kirche, alles sieht so zierlich und so heimlich aus. Im Meer stehen drei rote Klippen, ein Turm hält auf ihnen Wache und erzählt in stillster Abendruhe die alten Geschichten vom Saracen. Wilde blaue Tauben und Mauerschwalben umflattern ihn. Ich bestieg diese Klippen des Abends. Man kann jetzt zu ihnen auf dem Lande gelangen, weil sie mit ihm durch einen Damm

verbunden sind. Die Meereswellen dringen in eine Grotte, welche schwer zugänglich ist. Nahe an diesen Klippen wirft man jetzt einen neuen Molo ins Meer; französische Arbeiter waren gerade damit beschäftigt, die großen Steinwürfel mit Schrauben aufzuwinden, und in die Fluten zu stürzen.

Schön ist die Abendlandschaft von diesen roten Inseln aus betrachtet. Zur Rechten das Meer und die ganze Halbinsel des Cap Corso im Duft verschleiert; zur Linken eine rote Landzunge, um welche die See biegt; die kleine Stadt im Vorgrunde, Fischerbarken und ein paar Segelboote im Hafen. Im Hintergrunde drei herrliche Berge, Santa Angiola, Santa Susanna und der rauhfelsige Monte Feliceto. An ihren Abhängen Olivenhaine und viele schwarze Dörfer. Hin und wieder glühen die Feuer der Ziegenhirten.

Es gibt keinen Ort, dessen Volk patriarchalischer leben könnte. Das Land bietet seine Früchte, und das Meer auch. Sie haben genug. Abends sitzen sie am Molo und schwätzen, oder angeln in dem stillen Wasser, oder lustwandeln in den Olivenhainen und Orangengärten. Tags rüstet der Fischer seine Netze und der Handwerker sitzt unter dem Maulbeerbaum und arbeitet emsig. Hier darf das Lied und die Guitarre nicht fehlen. Ich hatte mich in einem kleinen Caffeehause eingeheimt. Die junge Lotoswirtin konnte schöne Lieder singen; auf meinen Wunsch kam Abends eine kleine Gesellschaft zusammen und waidlich wurde auf den Guitarren geklimpert und manches reizende Lied gesungen.

Auch die Kinder sangen mir, wo sie hinter mir her liefen, Lieder, die Marseillaise, den Girondistenmarsch und Bertrams Abschied mit untergelegtem Text als Loblied auf den Präsidenten von Frankreich. Der Refrain schloß immer mit der Apostrophe vive Louis Napoléon! Der kleine Camillo sang am schönsten die Marseillaise.

Wir suchten Muscheln am Strande. Deren gibt es da die

Fülle, wenn man dem kleinen Kloster vorbeigeht, das am Meere im Garten steht, und worin die Schwestern der Madonna alle Grazie wohnen. Die Marienschwestern haben in dieser Villa die köstlichste Aussicht auf das Meer und die Berge, und manche mag ihrem versunkenen Liebes-Lebensromane nachträumen, wenn die goldne Mondsichel über dem Berge Reparata glänzt so wie heute. Der Strand ist weit hin schneeweiß. Sein sandiges Ufer ist ganz von rotem Corallenstaub und von den allerschönsten Muscheln durchstickt. Der kleine Camillo half mir wacker suchen, aber mehr noch reizten ihn die lebendigen kleinen leppere, Muscheln, welche sich an den Steinen festsaugen. Er brach sie aus dem Wasser, aß das Thierchen mit vielem Behagen und wunderte sich, daß ich nicht mitspeisen wollte. Abends ergötzten wir uns an den phosphorescirenden Meereswellen und badend schwammen wir in Millionen Funken.

Schöne Kinderwelt! Es ist gut wenn manchmal ihre verlornen Stimmen wieder zu reden anfangen. — Die Lotophagen wollen mich nicht fortlassen, sie bilden sich ein, daß ich ein reicher Baron sei und haben mir den Vorschlag gemacht, mich in Isola Rossa anzukaufen. Hier verloren zu gehen, wäre nicht übel. —

„Ja! die Blutrache bringt uns um!" sagte mir ein Bürger der roten Insel. Sehet dort den kleinen Mercato, unsere Kaufhalle mit den weißen Säulen. Im vorigen Jahre spazierte eines Tages ein Bürger dort auf und ab; auf einmal fiel ein Schuß, und der Mann stürzte todt zusammen. Am hellen lichten Tag war Massoni in das Städtchen gekommen, der hatte seinem Feinde eine Kugel in die Brust geschossen, und weg war er wieder in die Berge, und das alles am hellen lichten Tage.

Da ist das Haus, in welchem Paoli überfallen wurde, als Dumouriez einen Anschlag auf ihn angezettelt hatte. Und hier landete zum letztenmal Theodor von Neuhoff, und ging wieder in See, da sein Königstraum ausgeträumt war.

Eines Tags ging ich mit einem Elsaßer vom zehnten Regiment, welches gegenwärtig in Corsica verteilt ist, auf den Berg Santa Reparata und ins Paese gleichen Namens. Es ist schwer, das Bild eines solchen corsischen Bergdorfes mit Worten zu malen. Man wird ihm am nächsten kommen, wenn man sich Reihen von schwärzlichen Türmen denkt, welche in der Mitte durchschnitten sind. Die Häuser sind aus oft gar nicht behauenen Steinen errichtet, meistens nur mit einem Estrich von Lehm bedeckt, auf welchem bisweilen Pflanzen wachsen. Sehr schmale und steile Treppen von Stein führen zur Thüre hinauf. So wohnten die Bergcorsen wohl schon zur Zeit der Etrusker und der Carthager. Allenthalben fand ich Armut und Unsauberkeit; Menschen und Schweine bei einander, in hölenartigen Stuben, in welche das Licht durch die Thüre fiel. Und doch leben diese Menschen in einem Ocean von Luft und Licht, aber sie hausen wie die Troglodyten. Aus einer dieser Hölen trat mir ein junges bleiches Weib entgegen, ein Kind auf dem Arm. Ich fragte sie, ob sie sich hier wol fühlen könne, da sie doch immer im Finstern säße. Sie sah mich an und lachte.

In einem andern Hause fand ich eine Mutter, welche ihre drei Kinder eben zur Ruhe bringen wollte. Alle drei standen sie nackt auf dem Erdboden und sahen krank und verkommen aus. Im Elend wächst dies starkmutige Bergvolk auf. Sie sind Jäger, Hirten und Ackerbauer zugleich. Ihr einziger Reichtum ist die Olive, deren Oel sie in den Städten verkaufen. Aber nicht Jeder ist an Oliven reich. Hier ist also das Leben nicht elend durch die Uebel der Cultur, sondern durch die des stehen gebliebenen Naturzustandes.

Ich ging in die Kirche, deren schwarze Façade mich reizte. Der weiße Glockenturm ist neu. Die Kirchentürme Corsica's haben keine Spitzen, sondern enden in einem durchbrochnen und geschweiften Glockenstul. Das Innere hatte eine Tribuna

mit einem Hauptaltar, einem wunderlich barocken Dinge aus getünchten Steinen mit vielen Ausschweifungen. Ueber dem Altar stand die lateinische Inschrift: Heilige Reparata, bitte für dein Volk. Populus, das ist recht altdemokratisch. An den Wänden Anfänge der Malerei, einige Nischen mit halbrunden Säulen eingefaßt, die teils korinthische, teils Phantasie-Capitäler hatten. Es liegt jetzt ein Interdict auf der heiligen Reparata und keine Messe wird dort gelesen. Nach dem Tode des Pfarrers hatte sich die Gemeinde geweigert den Nachfolger, welchen der Bischof von Ajaccio schickte, anzunehmen. Sie hatte sich in zwei Parteien gespalten, welche sich blutig befehdeten. Das auf die Kirche deshalb gelegte Interdict hat den Streit noch nicht geschlichtet.

Ich ging durch die engen, schmutzigen Gassen nach dem Talrande, von wo man die weite Aussicht in die Bergreihe hat, welche die Balagna weiterhin schließt. Viele braune Ortschaften stehen in dem Bergcirkel und viele Olivenhaine. Die Felsendürre contrastirt kräftig mit dem Grün der Gärten. Ein Corse führte mich dahin, ein Stammler, der das Feuer im Gesicht hatte; ich glaube, er war geistesschwach. Ich ließ mir die Namen der Orte des Balagnatals von ihm nennen. Er erzählte mir in einem gurgelnden Ton allerlei was ich nur halb verstand, aber ich verstand wol, daß er hier und dort hinwies: ammazzato, ammazzatto a colpo di fucile. Er zeigte mir Orte in den Felsen, wo Menschenblut vergossen worden war. Mir graute, und ich machte, daß ich von dem Unheimlichen hinwegkam. Ich kehrte über Oggilione zurück in Olivenhainen auf schmalen Hirtenpfaden absteigend. Bewaffnete kamen heraufgeritten, und schnell kletterten ihre Pferde von Fels zu Fels. Da wurde es Abend, der öde Felicetoberg erschimmerte in den sanftesten Farben, ein Glöckchen läutete Ave Maria und an einem Hange blies ein Ziegenhirt auf der Schalmey. Das stimmte alles schön zusammen, und wie

ich Isola Rossa erreichte, war mir aufs neu idyllisch zu Mut geworden.

Fürchterlich grell stoßen hier die Gegensätze gegen einander, Kinderwelt, Hirtenwelt und der blutrote Mord.

Drittes Kapitel.

Vittoria Malaspina.

Ed il modo ancor m'offende.
Francesca da Rimini.

In Bastia hatte ich einen angesehenen Mann der Balagna kennen gelernt, Mutius Malaspina. Er ist ein Abkomme der toscanischen Malaspina, welche im elften Jahrhundert Corsica regiert haben. Durch seine Gattin wurde er mit der Familie Paoli verwandt, denn Vittoria Malaspina war eine Urenkelin des Hyacint Paoli aus der Nachkommenschaft des berühmten Clemens, und die Tochter des allgemein beliebten Staatsrats Giovanni Pietri, eines der verdienstvollsten Männer Corsica's.

Signor Malaspina hatte mir zu Monticello, einem Orte, welcher oberhalb Isola Rossa und wenige Millien davon entfernt liegt, Gastfreundschaft angeboten, und ich dessen froh hatte zugesagt sein Gast zu sein in einem Hause, das einst Pasquale bewohnt und von wo er so viele seiner Briefe datirt hat. Malaspina gab mir eine Adresse an sein Haus mit, das ich offen finden würde zu jeder Zeit, auch ehe er selbst zurückgekommen wäre.

Ich war also nach Isola Rossa gefahren mit dem Vorsatz, nach Monticello hinaufzugehn und dort einige Tage zu verleben. Aber unterwegs erzählte man mir, was Malaspina mir verschwiegen, das grausige Schicksal, welches seine Familie vor noch nicht drei Jahren dort erlitten hatte, so daß ich

nicht wußte, was mich mehr erstaunen sollte, das Ungeheure jenes Geschicks oder der Charakter des Corsen, welcher trotz ihm einem ungekannten Fremdling die Gastfreundschaft bot. Ich brachte es nicht mehr über mich, sie in einem Hause zu genießen, wo sie gemordet worden war. Aber ich ging nach Monticello hinauf, das Unglück durch menschliche Teilnahme zu ehren.

Das Haus Malaspina liegt am Eingange des Paese, auf dem Plateau eines umgrünten Felsen, ein großes, ernstes und castellartig festes Haus aus der ältesten Zeit. Traurige Cypressen umstehn seine Terrasse. Schon von ferne rufen sie dem Wandrer die Tragödie zu, die hier gespielt worden ist. Ein kleiner Platz liegt vor dem Eingang des Hauses. Junge Platanen stehn darauf und umgrünen eine Todtenkapelle.

Ich stieg durch den gewölbten Eingang eine schmale und finstre Steintreppe hinauf und sah mich nach den Bewohnern um. Das Haus schien mir ausgestorben. Ich ging durch unheimliche Zimmer, aus denen der Geist der Wohnlichkeit gewichen war. Endlich fand ich eine in Trauer gekleidete Alte, die Schaffnerin, und ein Kind von acht Jahren, die jüngste Tochter. Es kostete mir Mühe, der Alten ein freundliches Gesicht abzugewinnen, bis sie nach und nach mir Vertrauen schenkte.

Ich fragte nicht. Aber die kleine Felicina forderte mich von selbst auf, die Zimmer der Mutter zu sehn, und sie sagte mir in ihrer Unschuld mehr als zu viel.

Die alte Marcantonia hatte sich zu mir gesetzt, und was sie mir erzählte, will ich treulich nacherzählen, nur den Zunamen und die Vaterstadt des Unglückseligen will ich verschweigen.

„Im Sommer (1849) kamen viele Italiener nach Corsica, die sich hinübergeflüchtet hatten. Unter ihnen war Einer, den man ausliefern wollte. Da erbarmte sich sein der Signor

Pietri, welcher allen Menschen wolthut; er wirkte es aus, daß er bleiben konnte, und er nahm ihn in sein eignes Haus nach Isola Rossa. Der Fremde — er hieß Giustiniano — blieb einen Monat bei dem Herrn Pietri unten in Isola Rossa, und weil der Herr gerade nach Ajaccio zum Rat mußte, nahmen den Giustiniano Mutius und meine Herrin Vittoria hier ins Haus. Da hatte er alles Vergnügen, was er nur wünschen konnte, Jagd und Pferde, eine gute Tafel und Gäste vollauf, die zu seinem Gefallen ins Haus kamen. Der Italiener war sehr angenehm und sehr leutselig, aber er war traurig, weil er in der Fremde lebte. Die Signora Vittoria war von allen Menschen geliebt, und am meisten von den Armen. Sie war auch wie ein Engel."

War sie schön?

„Sie hatte eine zarte Farbe, noch schwärzere Haare als die Felicina, und zum Verwundern schöne Hände und Füße. Sie war groß und voll. Der Italiener, statt in unsrem Hause sich wol zu fühlen, wo er alle Freundlichkeit und Güte genoß, wurde immer trauriger. Er fing an wenig zu sprechen, wenig zu essen, und sah so blaß aus wie der Tod. Er ging stundenweit in den Bergen herum und saß oft wie verstört und ohne ein Wort zu sagen."

Hatte er niemals seine Liebe zur Signora verraten?

„Einmal war er ihr ins Zimmer nachgegangen, aber sie hatte ihn hinausgestoßen und dem Mädchen befohlen, zu schweigen, dem Herrn nichts zu sagen. Einige Tage vor dem 20. December (es sind jetzt bald drei Jahre) wurde Giustiniano so elend, daß wir glaubten, er würde sehr krank werden. Er sollte Monticello verlassen und nach Bastia, um sich zu zerstreuen. Und auch er selbst hatte es gewünscht. Er aß in dreien Tagen keinen Bissen. Eines Morgens wollte ich ihm wie gewöhnlich den Caffee bringen, aber die Thüre war verschlossen. Ich kam nach einer Weile wieder und rief

ihn bei Namen. Er öffnete mir. Ich war erschreckt über sein Aussehn. Ich fragte ihn, Signor, was fehlt euch? Er legte seine Hand so auf meine Schulter, wie ich sie hier auf die eure lege, und sagte zu mir: Ach! Marcantonietta, wenn du wüßtest, wie mir das Herz wehe thut. — Mehr sagte er kein Wort. Auf seinem Tisch sah ich eine Pistole liegen und Pulver in Papier geschüttet, wie auch Kugeln. Das hatte er sich am vorigen Abend durch die ältere Schwester der Felicina aus der Bottega holen lassen. Nun wollte er nach Bastia zurück und sich dort in ein anderes Land einschiffen. Er nahm auch Abschied von Allen und ritt nach Isola Rossa hinunter. Das war am 20. December. Am Morgen dieses Tags hatte die Signora Vittoria zu mir gesagt: Ich habe heute Nacht einen bösen Traum gehabt. Mir schien als wollte meine kranke Gevatterin sterben. Heute will ich gehn und ihr eine Erfrischung bringen. — Denn das war ihre Art. Sie ging oft zu den Kranken und brachte ihnen Oel, Wein oder Früchte."

Hier weinte die alte Marcantonia bitterlich.

„Der Herr Malaspina war nach Speloncato geritten, ich war fortgegangen, und Niemand im Hause als die kranke Madamigella Matilde, die war eine Verwandte der Herrin, die jüngsten Kinder und ein Mädchen. Es war Nachmittag. Wie ich nach dem Hause zurückkehre, fällt ein Schuß. Ich glaubte, sie jagen in den Bergen oder sprengen die Steine. Aber bald darauf fiel noch ein Schuß, und mir war's als ob er im Hause gefallen sei. Mir zitterten die Glieder, wie ich ins Haus kam, und in der großen Angst fragte ich das Mädchen: wo ist die Herrin? sie sagte auch zitternd: Ach! Gott, sie ist ja oben auf ihrem Zimmer, sich umzukleiden, denn sie will zu der Kranken gehn. Lauf, sagte ich, und sieh nach ihr."

„Das Mädchen kam wieder die Treppe herabgestürzt, ganz leichenblaß. — Da muß was vorgegangen sein, sagte sie,

denn die Stube der Herrin steht sperrweit offen, da ist Alles über einander geworfen, und die Stube des Fremden ist verschlossen. Ich lief hinauf, das Mädchen, die Felicina, ihre Schwester . . . es sah gräßlich aus in meiner armen Herrin Stube . . . Die Thüre am Zimmer des Italieners war verschlossen . . . Wir klopften, wir schrieen, wir rissen sie endlich aus den Angeln — da, Herr, sahen wir es vor uns — — aber ich sage euch nun nichts mehr."

Nein, kein Wort mehr, Marcantonia! Ich stand erschüttert auf und ging hinaus. Die kleine Felicina und die Schaffnerin kamen mir nach. Sie führten mich in die Todtenkapelle. Das Kind und die Alte knieten vor dem Altar nieder und beteten. Ich nahm einen Mirtenzweig vom Altare und warf ihn auf die Stelle, unter welcher Vittoria begraben liegt. Und traurig wanderte ich nach Isola Rossa hinunter.

So Ungeheures zu fassen wird dem Gedanken schwer, und das Wort sträubt sich es zu sagen. Giustiniano war, nachdem er Monticello verlassen hatte, plötzlich umgekehrt. Heimlich stieg er die Treppen des Hauses wieder hinauf. In demselben Obergeschosse liegen die Zimmer, welche Vittoria und er bewohnten. Sie sind durch einen Saal getrennt. Vittoria war in ihrem Zimmer eben beschäftigt, sich anzukleiden. Giustiniano stürzte zu ihr, mit einer Pistole und einem Dolch bewaffnet. Er war sinnlos durch die Liebeswut. Er rang fürchterlich mit dem starken Weibe. Er warf sie auf den Boden, er schleppte sie in sein Zimmer; sie war schon sterbend, von seinen Dolchstichen durchbohrt. Ihre schönen Haarlocken fand man zerrauft am Boden hingestreut und das Zimmer durch den Kampf verwüstet. Giustiniano warf die Unglückliche auf sein Lager — er erschoß sie mit der Pistole durch die Schläfe — ihre Ringe zog er von ihren Fingern und steckte sie an die seinen — dann legte er sich an ihre Seite — mit dem Gewehr zerschmetterte er sich den Kopf.

So fanden sie jene Alte und die arme Felicina, damals ein fünfjährig Kind, das weinend rief: Das ist das Blut von meiner Mutter. Das Volk von Monticello wollte Giustiniano's Leiche zerreißen. Malaspina, welcher ahnungslos von Speloncato zurückgekehrt war, wehrte dem. Man verscharrte sie in den Felsen von Monticello. Vittoria war 36 Jahre alt und Mutter von sechs Kindern. Giustiniano zählte kaum 25 Jahre.

Ich fand an Mutius Malaspina einen Mann von schlichtem Wesen, von ehernen Zügen und von einer ehernen Ruhe. Ich hätte mich gescheut die traurige Geschichte hier zu erzählen, doch ist sie in aller Munde und auch in einem Büchlein mit Sonetten auf Vittoria erzählt, welches in Bastia gedruckt ist. Das Andenken der Vittoria Malaspina wird lange dauern. Schon jetzt erkannte ich, wie schnell das Ereigniß im Volk sich ins Sagenhafte umzubilden beginnt. Denn dieselbe alte Schaffnerin erzählte mir, daß der Geist der armen Vittoria einigen Kranken erschienen sei. Und bald wird man auch hören, daß ihr Mörder nächtens aus seinem grauen Felsengrabe steigt, bleich und ruhelos wie er im Leben war, und nach dem Hause wankt, wo er die Schreckensthat verübte.

*
* *

Grollend mit der menschlichen Natur stieg ich die Berge hinunter und erwog die kleine Grenze wo die edelste Leidenschaft, die Liebe, in die gräßlichste Furie sich verwandeln kann, wenn sie jene um ein paar Linien überschreitet. Wie nah grenzen in der menschlichen Seele Gott und Teufel, und wie geschieht es, daß aus dem Stoff eines und desselben Gefühls beide werden? Ich sah weder die Berge noch das heiter ruhige Meer, ich verwünschte ganz Corsica und daß ich meinen Fuß auf seine blutige Erde gesetzt hatte. Da kam an meine Seite gesprungen das schöne Kind Camillo. Der Kleine war mir über alle Felsen nachgelaufen. Er hatte eine Hand voll Brom-

beeren gepflückt, und mit freundlichen Augen hielt er sie mir entgegen, daß ich sie essen solle. Der Anblick dieses unschuldigen Kindes erheiterte mich augenblicks. Es war mir, als hätte er sich mir in den Weg gestellt, nur um mir zu zeigen, wie schön und unschuldig der Mensch aus den Händen der Natur hervorgeht. Camillo lief nun immer neben mir her und sprang von Stein zu Stein, bis er plötzlich sagte: ich bin müd' und will ein wenig sitzen. Nun saß er auf einem Felsstücke still. Ich sah nie ein schöneres Kind. Als ich das seinem älteren Bruder sagte, entgegnete der: ja! alle Leute haben den Camilluccio lieb, bei der Procession zu Corpus Domini war er auch ein Engel, hatte ein schneeweißes Hemd an und hielt einen großen Palmenzweig in der Hand. Mit Freude betrachtete ich den Knaben, wie er auf dem Felsen saß, die schönen Rabenlocken wild übers Gesicht und aus den großen Augen still vor sich herausschauend. Sein Kleid war zerrissen, denn er war armer Leute Kind. Auf einmal hob er an, aus freien Stücken die Marseillaise zu singen: Allons enfans de la patrie . . . contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé. Es war seltsam die Marseillaise aus dem Munde eines so lieblichen Knaben zu hören und sein ernstes Gesicht dabei zu sehn. Aber im Munde eines Corsenknaben, wie geschichtlich klingt da dieses blutige Lied, und als der kleine Camillo sang: „Gegen uns hat die Tyrannei ihre Blutfahne erhoben," dachte ich: armes Kind, mag dich der Himmel schützen, daß du nicht einst von der Rachekugel fällst, oder nicht als Bluträcher in den Bergen irren mußt.

Als wir Isola Rossa nahe waren, erschreckte uns ein roter Glutschein in der Stadt. Ich eilte hineinzukommen, glaubend, Feuer sei dort ausgebrochen. Aber es war ein Freudenfeuer. Auf dem Platz Paoli hatten die Kinder, kleine Mädchen und Buben, ein mächtiges Feuer angezündet, hatten sich alle in einem Ringe an den Händen gefaßt und umtanzten

die Flamme mit Lachen und Singen. Sie sangen aber unzählige kleine Verse, welche sie selber erfanden; einige davon habe ich noch behalten:

Amo un presidente, Sta in letto senza dente.	Ich liebe einen Präsidenten, Er liegt im Bett und hat keine Zähne.
Amo un ufficiale, Sta in letto senza male.	Ich liebe einen Offizier, Er liegt im Bett und es fehlt ihm nichts.
Amo un pastore, Sta in letto senz' amore.	Ich liebe einen Hirten, Er liegt im Bett und hat nichts zu lieben.
Amo un cameriere, Sta in letto senza bere.	Ich liebe einen Kammerdiener, Er liegt im Bett und hat nichts zu trinken.

Diese Verschen rissen gar nicht ab, indem sich das kleine Volk dabei lustig um das Feuer schwenkte. Die Melodie war reizend und naiv. Mir machte dies Kinderfest aus dem Stegreif so großes Vergnügen, daß ich auch ein paar Verschen zum Besten gab, worauf das kleine Volk in ein so lautes Jubelgelächter ausbrach, daß es durch ganz Isola Rossa schallte.

Tags drauf fuhr ich mit einem Char-a-banc nach Calvi. Der kleine Camillo stand am Wagen und sagte traurig: Non mi piace, che tu ci abandoni. Der Wandrer zeichnet vieles auf, Berge und Flüsse, Städte und Ereignisse aus der schönen und häßlichen Welt, warum nicht auch einmal das Bild eines schönen Kindes? Noch nach Jahren erfreut es die Erinnerung, wie ein liebliches Lied, wenn es wieder ins Gedächtniß kommt.

Viertes Kapitel.

Von Isola Rossa nach Calvi.

Mein Vetturin erzählte mir gleich zum Willkomm, daß ich die Ehre hätte, auf einem außerordentlichen Wägelchen zu sitzen. Denn, sagte er, auf ihm habe ich im vorigen Jahre die drei großen Banditen, Arrighi, Massoni und Xaver gefahren. Wie ich des Weges fuhr, kamen sie gerade die Straße, alle bis an die Zähne bewaffnet und befahlen mir, sie nach Calvi zu bringen. Das that ich denn auch ohne weiteres und darnach ließen sie mich ungekränkt umkehren. Jetzt sind sie alle todt.

Der Weg von Isola Rossa nach Calvi führt immer der Küste entlang. Auf den Bergen sieht man manche Ruine von Orten, die der Saracen zerstört hat. Oberhalb Monticello liegen auch die Trümmer eines Schlosses des berühmten Giudice della Rocca, des Leutnants der Pisaner. Dieser Richter seines Volks lebt noch im Andenken der Corsen. Er war gerecht, sagt man, auch gegen die Thiere. Eines Tags hörte er in der Balagna Lämmer einer Heerde kläglich schreien; er fragte die Hirten, was den Lämmern fehle; sie gestanden, daß sie aus Hunger schrieen, weil man den Mutterschafen die Milch genommen habe. Da befahl Giudice, daß fortan die Schafe nicht eher sollten gemelkt werden, bis nicht die Lämmer getränkt seien.

Ich kam zuerst nach Algajola, einem alten Ort am Meer, der jetzt ganz verfallen ist und kaum 200 Einwohner zählt. Viele Häuser stehen unbewohnt und in Trümmern, von den Bomben der Engländer zerschossen. Denn wie sie vor 60 Jahren der Krieg verwüstet hat, so hat man sie bis auf den heutigen Tag als Ruinen stehen lassen, ein trauriges Zeugniß von dem Zustande Corsica's. Auch die bewohnten Häuser gleichen

schwarzen Ruinen. Ein freundlicher Alter, welchen der napoleonische Krieg einst nach Berlin geführt hatte, zeigte mir die Merkwürdigkeiten Algajola's und nannte einen großen Steinhaufen den palazzo della communità. Zur Zeit der Genuesen war Algajola der Mittelpunkt der Balagna, und weil es so gelegen war, daß aus jedem Dorf die Bewohner an einem Tage nach dem Ort und von ihm in ihre Heimat zurück gehen konnten, erhoben ihn die Genuesen zum Sitze eines der Leutnants der Insel und befestigten ihn.

Die ausgezeichnetste Merkwürdigkeit dieses Städtchens ist die Volkssage von Chiarina und Tamante, zwei treuen Liebenden. Tamante war von den Franzosen zum Tod verurteilt, seine Geliebte aber bewaffnete sich und mit Hülfe ihrer Freunde entriß sie ihn der Execution. Das Volk ehrt die schönen Thaten der Liebe überall und macht sie als Sagen unsterblich; die Geschichte der Chiarina und des Tamante ist in ganz Italien populär, und ihre fliegenden Blätter habe ich auch in Rom gefunden.

Bei Algajola wird nahe am Meer ein überaus herrlicher blaugrauer Granit gebrochen. Ich sah in dem Bruch eine Säule liegen, welche einem indischen oder ägyptischen Tempel Ehre machen würde. Sie ist 60 Fuß lang und hat 12 Fuß im Durchmesser. Sie liegt schon seit Jahren auf dem Feld verlassen und vom Wetter geschlagen, und höchstens nimmt von ihr Notiz ein Wandrer, welcher sich auf ihr niederläßt, oder der Adler, der auf ihr ausruht. Ursprünglich für Ajaccio, zu einem Denkmal Napoleons bestimmt, blieb sie liegen, weil man die Kosten des Transports nicht aufbrachte. Wahrscheinlich wird sie nun nach Paris gebracht werden. Von demselben köstlichen Granit Algajola's ist der ungeheure Block, welcher die Vendomesäule in Paris trägt. Mit berechtigtem Stolz kann also der Corse vor jener Säule von Austerlitz stehn, auf die Franzosen herabblicken und ihnen zurufen: mein Vaterland hat

beides hervorgebracht, den großen Mann dort oben und auch den herrlichen Granit, auf welchem er steht.

Ich kam nach Lumio, einem hoch gelegenen Paese, dessen schwarzbraune, turmartige Häuser aus der Ferne gar nicht von den Felsen zu unterscheiden waren. An grünen Jalousien merkt man hie und da das Wohnhaus eines angesehenen Mannes. Die Abkommen der alten Signoren wohnen noch in allen diesen Dörfern, und Männer von den stolzesten Namen und ungezählten Ahnen leben in den finstern Paesen mitten unter dem Volk und in seiner Gesellschaft. Nirgend in der Welt möchte eine so große demokratische Gleichheit des Lebens angetroffen werden als auf dieser Insel, wo Standesunterschiede kaum sichtbar werden und der Bauer mit dem Herrn als freier Mann verkehrt, wie ich oftmals davon Augenzeuge gewesen bin. Oberhalb Calvi wohnt Peter Napoleon, Lucians Sohn, der einzige Bonaparte, welcher sich jetzt auf der Heimatsinsel seiner Familie aufhält. Die Balagnesen lieben ihn und rühmen, daß er ein guter Jäger sei, daß er sich oft unter die Hirten mische und nicht vergessen habe, wie seine Vorfahren den Corsen angehörten. Die Erwählung Louis Napoleons erfüllt das corsische Volk natürlich mit Stolz und Freude. Ich fand auf der Insel überall das Porträt dieses Mannes und hörte seine Energie rühmen als corsische Energie. Weiter Blickende waren nicht ganz so von Patriotismus befangen, und ich hörte auch das Urteil, daß die Napoleon Tyrannen seien und zwar die letzten Tyrannen der Freiheit.

Lumio hat viele Orangengärten und eine erstaunliche Menge von Cactushecken, die ich in solcher Fülle nur noch in Ajaccio antreffen sollte. Der Cactus wächst hier zu Baumstämmen auf. Von den Bergen ist der Blick auf das Tal und den Golf sehr schön. Da liegt Calvi auf einer Landzunge. Mit seinen dunkeln platten Häusern, zwei Kuppeln welche über sie hinwegragen, und mit den Mauern des Forts, das auf der

äußersten Spitze der Landzunge steht, gleicht es einer maurischen Stadt.

Calvi ist der Hauptort des kleinsten der Arrondissements Corsica's, welches in 6 Cantons mit 34 Communen ungefähr 25000 Einwohner zählt. Es umfaßt beinahe den ganzen Nordwesten der Insel, Berge und Küsten, von denen noch nicht einmal die Hälfte cultivirt ist. Denn der große Küstenstrich von Galeria ist gänzlich wüste. Nur die Balagna ist in guter Cultur und am zahlreichsten bevölkert.

Die kleine Stadt, heute ungefähr 1680 Einwohner zählend, verdankt ihren Ursprung dem Giovanninello, Herrn von Nebbio, dem erbitterten Feinde des Giudice della Rocca und Anhänger Genua's. Darauf gab sie sich an Genua und blieb der Republik immer treu. Wie die Bonifaziner erhielten auch die Calvesen viele Freiheiten und Gerechtsame. Zur Zeit Filippini's zählte die Stadt 400 Feuerstellen, und er nennt sie eine Hauptstadt sowol wegen ihres Alters als wegen der Schönheit der Häuser, wobei er aber hinzusetzt „im Verhältniß zum Lande." Die Bank von Genua ließ die Festung bauen.

Calvi liegt auf der Landzunge, in welche die eine Reihe der Berge ausgeht, die das große Tal um den Golf umcirkeln. Diese Berge sind kahl und bestehen aus Granit und Porphyr. Sie bilden ein imposantes Amphitheater. Viel Oel und Wein gedeiht an den Abhängen und die Füße der Höhen bedeckt Taxus und anderes Gesträuch von Mirten, Albatro und Tinus, aus dessen Blüten die Biene den Honig saugt. Davon kommt die Bitterkeit des corsischen Honigs, von welchem schon Ovid und Virgil gewußt haben. Calenzana namentlich ist an Honig reich. Ein Wasser durchfließt das Tal dieser Berge und bildet in der Nähe von Calvi einen Sumpf, dessen Ausdünstungen gefährlich sind. Man nennt ihn la vigna del vescovo, den Weingarten des Bischofs, und erzählt sich von seiner Entstehung eine jener sinnvollen Sagen, welche in

Corsica den Wanderer ergötzen. Es war nämlich der Bischof von Sagona nach Calvi übergesiedelt und hatte dort einen schönen Weingarten. Er verliebte sich in ein Mädchen, und indem er es in seinen Weinberg nahm, gestand er der Schönen seine Liebe und beschwor sie ihn zu erhören. Der Bischof schloß das schöne Kind in seine Arme, bedeckte es mit Küssen und war ganz des Teufels. Das Mädchen sah den bischöflichen Siegelring an dem Finger des heiligen Mannes, und lachend sagte es: „Ei! wie gar schön ist der Ring eines Bischofs. Ich will euch lieben um diesen Gottesring." Da seufzte der Bischof tief, aber seine Liebe war so heiß, daß sie ihn verzehren wollte; er zog den Gottesring vom Finger und gab ihn der schönen Jungfrau. Wie sie nun den heiligen Mann in ihre Arme schloß, sprang der Ring von ihrem Finger und fiel zu Boden. Er war nicht mehr zu finden. Am folgenden Tag ging der Bischof wieder nach seinem Weinberg, den Ring zu suchen; aber siehe! da war kein Weinberg mehr, sondern an seiner Stelle lag ein Sumpf.

Fünftes Kapitel.

Calvi und seine Männer.

Die Sumpfluft machte den Borgo von Calvi ungesund. Besser ist die Luft in der Festung oben, welche die eigentliche Stadt umschließt. Ich ging zu dieser genuesischen Citadelle hinauf, der festesten Corsica's nächst Bonifazio. Ueber dem Tor las ich die Worte: Civitas Calvis semper fidelis. Stets getreu war Calvi den Genuesen. Treue ist immer schön, wenn sie nicht knechtisch ist, und Calvi war eine genuesische Colonie. Jener Spruch ist in mehr als einem Sinne historisch geworden. Als der republikanische General Casabianca, nach der helden-

mütigen Verteidigung Calvi's gegen die Engländer, im Jahre 1794 capituliren mußte, war es eine der Bedingungen, daß die alte Inschrift über dem Tor nicht ausgelöscht werden solle. Treulich hat man diese Bedingung gehalten.

Nur in einem Punkt hadern Genua und Calvi mit einander. Denn die Calvesen behaupten, daß Columbus bei ihnen geboren sei. Sie behaupten, daß seine genuesische Familie in alten Zeiten sich in Calvi niedergelassen habe. Wirklich erhob sich ein Streit über dieses Geburtsrecht, wie ehedem um Homers Wiege sieben Städte stritten. Man sagt, daß Genua die Familienregister der Colombi von Calvi in Beschlag nahm, und daß es eine Straße der Stadt, die Colombostraße, del filo umtaufte! Auch finde ich die Notiz, daß Einwohner von Calvi die ersten Corsen waren, die nach Amerika schifften. Man sagte mir ferner, daß der Name Colombo noch heute dort lebe. Auch heutige corsische Schriftsteller nehmen den großen Entdecker als ihren Landsmann in Anspruch, wie denn auch Napoleon während seines Aufenthalts in Elba damit umging, Nachforschungen über diese Frage anstellen zu lassen. In seinem Testament nennt sich Columbus einen gebornen Genuesen. Die Welt könnte neidisch werden, wenn das Geschick dem kleinen Corsica auch noch den Mann gegeben hätte, welcher größer war als Napoleon.

Tapfere Männer genug zieren Calvi, und betrachtet man dies Städtchen innerhalb der Festung, wie es nichts ist als ein Haufe schwarzer und durchlöcherter Häuser, so liest man in dieser Trümmerchronik die Geschichte alter Helden. Verwundersam ist der Anblick einer Stadt, die vor fast hundert Jahren zerschossen, noch heute in Ruinen steht. In Corsica scheint die Zeit stille gestanden zu sein. Eine eiserne Hand hat die Vergangenheit festgehalten, ihre alten Volkssitten, die Todtenklagen der Etrusker, die Familienkriege des Mittelalters, die Barbarei der Blutrache, die alte Lebenseinfalt und den alten Heroismus;

und wie in grau gewordnen Ruinen von Städten das Volk lebt, lebt es noch in grauen, für den Culturmenschen sagenhaft gewordnen Lebenszuständen.

In der Hauptkirche, deren maurische Kuppel von den Kugeln der Engländer durchlöchert ist, zeigt man das Grab einer Familie, welche den kostbarsten Namen der Welt trägt, den Namen Libertà. Es ist die alte Heldenfamilie Baglioni, welche ihn führt. Es war im Jahre 1400, als einige Aristokraten in Calvi sich zu Tyrannen der Stadt aufwarfen, um sie dann den Aragoniern auszuliefern. Da erhob sich der junge Baglioni, überfiel mit Freunden die Tyrannen in der Burg, wie einst Pelopidas die von Theben, hieb sie zusammen und rief das Volk zur Freiheit auf. Von seinem Ruf libertà! libertà! schreibt sich nun der Zuname her, welchen das dankbare Volk ihm beilegte und seine Familie fortan getragen hat. Baglioni's Nachkommen waren drei Heldenbrüder Piero Libertà, Antonio und Bartolomeo. Sie gingen nach Marseille. Diese Stadt befand sich in den Händen der Liga und trotzte noch Heinrich dem Vierten, nachdem er bereits in Paris eingezogen und die Guisen ihm Gehorsam geschworen hatten. Der Consul der Liga Casaux war der Tyrann von Marseille; er ging damit um sie in die Gewalt der spanischen Flotte zu geben, welche Andreas Doria befehligte. Da verschwor sich Piero Libertà mit seinen Brüdern und andern kühnen Männern, Marseille zu retten. Sie drangen in das Castell; mit eigner Hand stieß Piero Libertà dem Consul eine Lanze durch den Hals; nachdem er die Wachen niedergemacht oder entwaffnet hatte, schloß er die Tore des Castells, und das blutige Schwert in der Hand eilte er in die Stadt und rief: Libertà! Libertà! Das Volk griff zu den Waffen, worauf man die Türme und Schanzen erstürmte. In das befreite Marseille zog der Herzog Guise im Namen Heinrichs des Vierten, und dieser schrieb ein ehrendes Dankschreiben an Piero Libertà, datirt aus dem Lager von Rosny den 6. März

1596. Er machte ihn zum Großrichter von Marseille, zum Capitän der Porta Reale, zum Gouverneur der nostra Donna della guardia und überhäufte ihn mit andern Ehren. Das geschah in derselben Zeit, als ein zweiter Corse Alfonso Ornano, der Sohn Sampiero's, dem Könige von Frankreich Lyon gewann, und damals rief Heinrich der Vierte aus: „Jetzt bin ich König."

Wenige Jahre nachher starb Piero Libertà. Die Stadt begrub ihn auf das Prachtvollste und stellte seine Statue im Gemeindepalast auf. Auf ihr Piedestal ließ sie die Worte eingraben:

Petro Libertae Libertatis assertori, heroi, malorum averrunco, pacis civiumque restauratori.

Wahrlich bemerkenswert ist die Vegetationskraft, welche die corsischen Geschlechter auszeichnet. Wer auf die Geschichte dieser Nation geachtet hat, wird gefunden haben, daß beinahe durchgehend die Kraft der Väter auf Söhne und Enkel sich forterbte.

Schwer wird es mir, von den Gräbern der Libertà auf jenes Feld von Calenzana hinüberzugehen, wo die Gräber liegen der Schiavitù. Gräber sind es von 500 verkauften Deutschen, Söhnen unsers Vaterlandes, welche dort bei Calenzana fielen.

Ich habe es in der Geschichte der Corsen erzählt. Der Kaiser Carl VI. hatte den Genuesen ein deutsches Hülfscorps verkauft und diese schifften es nach Corsica über. Am 2. Februar 1732 griffen die Corsen unter Ceccaldi jene deutschen Truppen bei Calenzana an. Sie standen unter dem Befehl von Camillo Doria und Devins. Nach einem harten Kampf wurden die Kaiserlichen geschlagen; 500 Mann fielen. Die Corsen begruben diese Fremdlinge, welche in ihr Land gekommen waren gegen die Freiheit zu kämpfen, auf dem schönen Berghang zwischen Calvi und Calenzana. Ihre Gräberdecke grünt von Mirten und blühenden Kräutern. Jedes Jahr bis auf den heutigen Tag kommen am heiligen Samstag die Geistlichen von

Calenzana auf den Camposanto dei Tedeschi wie das Feld von Calenzana genannt wird, und sie besprengen die Stätte, wo die armen Söldner gefallen sind, mit Weihwasser. So rächt sich der Corse an den Feinden, welche ihm seine Unabhängigkeit zu morden kamen. Mir ist's als hätte ich, der einer der wenigen Deutschen war, welche auf den Söldnergräbern von Calenzana standen, und wol der Einzige, der ihrer noch gedachte, hier die Pflicht dem Volk der Corsen für dieses großmütige Mitgefühl im Namen Deutschlands zu danken. Es ist ein edler Zug mehr in der Geschichte seiner Tugenden. Meinen Landsleuten aber setze ich diese Grabschrift:

Grabschrift

auf die fünfhundert deutschen Söldner von Calenzana.

Fünfhundert arme Söldner kamen wir,
Vom Kaiser, weh! an Genua verkauft,
Dem Corsenvolk die Freiheit zu erschlagen.
Wir fielen all' in unsres Frevels Blüte.
Nicht schuldig nenn' uns, doch bejammernswert,
Deckt uns erbarmend doch die Feindeserde.
Schmäh', Wandrer, nicht die Kinder dunkler Zeit!
Ihr die ihr lebt, sollt uns der Schmach entsühnen.

Jene Zeiten, als man unsre Väter wie eine willenlose Heerde nach Corsica und nach Amerika verkaufte, waren schmachvoll. Da erhoben sich hier Pasquale Paoli und dort Washington, und jenseits des Rheins die Menschenrechte. Die Schuld jener Zeiten wurde getilgt, und auch die Schmach von Calenzana; denn die Enkel dieser, die hier in ihren Sclavengräbern liegen, kämpften als freie Männer für die Unabhängigkeit des Vaterlandes und überwanden auch den corsischen Despoten.

Die Sonne geht unter, der Golf erglänzt, und die Felsenberge von Calenzana stehn in Farbenglut. Wie zauberisch ist

dieser südliche Duft der Ferne, und wie fein sind diese Farbentöne. Es ergreift die menschliche Seele nichts so tief als alles Uebergehen. Auf dieser Grenze sei es vom Sein zum Nichts, oder von dem Nichts zum Sein steht die schönste und die tiefste Poesie des Lebens. Nicht anders ist es in der Völkergeschichte. Ihre wundersamsten Erscheinungen stehen immer auf der Grenze, wo sich zwei Culturperioden berühren, und eine in die andere übergehen will, wie ja auch eine Jahreszeit oder eine Tageszeit in der Natur die herrlichsten Erscheinungen zeigt, wenn sie in eine andre übergehen will. Mich dünkt, es ist auch nicht anders in der Geschichte des einzelnen Menschenlebens. Auch da sind diese Uebergänge von einer Culturperiode in die andre, von einer Bildungsform in die andre voll von Zauber und so fruchtbar, daß hier allein die Keime der Poesie oder des Schaffens sich entwickeln.

Es ist auch hier in Calvi eine fast märchenhafte Weltverlassenheit. Die Spiegelflut des Golfs regt sich nicht — kein Schiff in meilenweiter Ferne — kein Vogel der sich aufschwingt — der schwarze Turm dort ragt auf schneeweißem Strand wie eine dunkle Traumgestalt. Doch, hier sitzt ein Adler, ein prächtiges Geschöpf, ernst und königlich ruhend — nun fliegt er auf und mit mächtigem Flügelschlage strebt er nach den Bergen. Er ist satt von Blut. Da störe ich noch einen Fuchs auf, den ersten den ich in Corsica sehe, wo die Füchse auffallend groß sind. Er saß vergnüglich am Ufer und schien sich über das Rosenrot der Wellen zu freuen, denn er war ganz in Naturbetrachtungen vertieft und so sehr in Gedanken verloren, daß ich ihn bis auf fünf Schritte beschleichen konnte. Plötzlich sprang Herr Reineke auf, und da der Strand schmal war, so hatte ich die Freude ihm den Weg zu verrennen und ihn einen Augenblick außer Fassung zu bringen. Herr Reineke that hierauf eine geniale Schwenkung und lief mit großem Humor in die Berge. Es geht ihm sehr gut in Corsica, wo

ihn die Thiere zum Könige gemacht haben, weil es hier keine Wölfe gibt.

Da es Nacht wurde, setzte ich mich in eine Barke und ruderte in dem Golf umher. Welch ein Vergnügen, welche Nachtbilder! Der Himmel mit funkelnden Sternen besät, magisch und transparent die Lüfte, fern auf der Landspitze ein leuchtender Fanal — Lichter im Castell von Calvi — Hirtenfeuer in den dunkeln Bergen droben — ein paar schlafende Schiffe auf dem Wasser — die Wellen um den Kahn funkelnd, die Wassertropfen die vom Ruder fallen, Funken — in der tiefen Stille die Klänge einer Mandoline, die vom Ufer herüberschallen.

Sechstes Kapitel.

Ein Meistersängerfest.

Die Poesie dieser Nacht sollte sich noch fortsetzen. Denn kaum war ich in meiner kleinen Locanda eingeschlafen, als mich Citerklänge und ein vielstimmiger Gesang weckten. Sie spielten und sangen wol eine Stunde lang in stiller Nacht vor meinem Hause. Es galt einem jungen Mädchen, welches dort wohnte. Diese Serenata klang so traurig wie ein Vócero. Es ist nicht zu sagen, wie in der Stille der Nacht die psalmodischen Klänge in die Seele dringen und sie ergreifen. Die erste Stimme sang Solo, dann fiel die zweite und die dritte ein und der ganze Chor. Der Vortrag war Recitativ in Weise des italienischen Ritornello. Und auch im Ritornello wird ein an sich nicht trauriges Gefühl fast klagend gesungen. Ich hatte wol schon in andern Orten Corsica's solche Nachtgesänge gehört, doch nicht so voll und so feierlich wie hier. Ich vernehme noch oft ihr Echo, und namentlich ist es das eine Wort

und der eine Klang: speranza, dessen klagender Ausdruck mir noch oftmals hörbar ist.

Am Morgen geriet ich durch Zufall in die Bude eines alten Schuhmachers, welcher sich mir als den Citerspieler von gestern Nacht zu erkennen gab. Bereitwillig langte er sein Instrument hervor. Die corsische Cetera hat sechszehn Saiten und fast die Form der Mandoline, nur daß sie größer und der Resonanzboden nicht ganz rund, sondern ein wenig abgeflacht ist. Die Saiten werden mit einem spitzen Widderhörnchen geschlagen. Ich fand also auch hier die allgemeine Erfahrung bestätigt, wie das Geschlecht der Schuster in aller Welt denkend, musikalisch und poetisch sei. Der Hans Sachs von Calvi holte auf meinen Wunsch einige der besten Sänger herbei. Schuhe und Leisten wurden in den Winkel gelegt, und die kleine Sängergesellschaft versammelte sich in dem Hinterstübchen, dessen blumenumranktes Fenster auf den Golf hinausging — die Sänger rückten die Stüle zusammen, der Meistersänger nahm die Citer, drückte die Augen ein und schlug in vollen Tönen. Doch will ich sagen, wer die Sänger waren: vor allen der alte Schuster als Meistersänger, dann sein junger Geselle, der bei ihm Stiefeln und die holde Musica machen lernte, dann ein feingekleideter junger Mann, ein Herr vom Gericht, und endlich ein silbergrauer Greis von 74 Jahren. So alt er war, so sang er doch aus Herzenslust, wenn auch nicht ganz so wacker mehr als in seiner Jugend, und weil die Noten der corsischen Vôceri so langgedehnt sind, verlor er oft den Odem.

Nun hob das allerschönste Sängerfest an, das je gehalten worden ist. Sie sangen, was mein Herz begehrte, Serenaten und Vocerati oder Lamente, aber zu meist Lamente, weil mich deren Originalität und Schönheit am meisten reizte. Sie sangen nach vielen andern auch einen Vôcero auf den Tod eines Soldaten. Der Inhalt war dieser. Ein junger Mensch aus den Bergen verläßt Mutter, Vater und Schwester und geht auf

das Festland in den Krieg. Nach vielen Jahren kehrt er als Officier heim. Er steigt zu seinem Paese hinauf; Niemand der Seinen erkennt ihn hier. Nur der Schwester entdeckt er sich, deren Freude unsäglich ist. Dann sagt er dem Vater und der Mutter, sie möchten auf Morgen ein herrliches Mal rüsten, er wolle es gut bezahlen. Abends nimmt er die Flinte und geht auf die Jagd. In seinem Zimmer hat er seinen Ranzen gelassen, in welchem viel Gold enthalten ist. Der Vater sieht den Reichtum und beschließt den Fremdling Nachts zu ermorden. Die schreckliche That wird vollbracht. Wie nun der Tag und der Mittag kommt und sich der Bruder nicht zeigen will, fragt die Schwester nach dem Fremdling; in der Angst ihres Herzens entdeckt sie den Eltern, daß es der Bruder sei. Sie stürzen in die Kammer, Vater, Mutter, Schwester — da liegt er in seinem Blut. Nun folgt das Lamento der Schwester. Die Geschichte ist wahr, wie überhaupt was die corsischen Volkslieder singen, ein wirkliches Ereigniß ist. Der Schuster erzählte mir die Begebenheit sehr dramatisch, und der Greis unterstützte ihn dabei mit den ausdrucksvollsten Geberden, dann ergriff jener die Citer und sie sangen das Lamento.

Die freundlichen Sänger, denen ich sagte, daß ich ihre Gesänge in meine heimische Sprache übersetzen und auch ihrer und dieser Stunde gedenken würde, baten mich noch diesen Abend in Calvi zu bleiben, da wollten sie die ganze Nacht versingen und mir Freude machen. Wenn ich aber durchaus fort wolle, so solle ich ja nach Zilia gehen, da seien die besten Sänger von ganz Corsica. Ach! sagte der Schuster, der allerbeste ist todt. Er sang wie ein Vogel mit heller Stimme, aber er ging in die Berge und wurde Bandit, und weil er so schön sang, so wehrten die Paesanen lange den Häschern, ihn zu fangen. Doch sie fingen ihn und in Corte haben sie ihm das Haupt herunter geschlagen.

So war mir denn Calvi eine Oase des Gesanges in diesen

stillen und menschenarmen Gegenden. Mir war's nun auch merkwürdig, daß ein paar der besten Dichter Corsica's aus Calvi zu Hause gewesen sind, ein geistlicher Dichter Giovanni Baptista Agnese, geboren im Jahr 1611, und Vincenzo Giubega, welcher 39 Jahre alt im Jahre 1800 als Tribunalsrichter in Ajaccio starb. Man nennt Giubega nicht mit Unrecht den Anacreon Corsica's. Ich las von ihm einige schöne Liebeslieder, welche sich durch Grazie und Empfindung auszeichnen. Es gibt nur wenige Lieder von ihm, da er die meisten selbst verbrannt hat. Weil Sophocles sagt, das Gedächtniß sei die Königin der Dinge, und weil auch die Muse der Poesie ein Kind der Mnemosyne ist, so nenne ich hier noch einen einst weltberühmten Corsen aus Calvi, Giulio Guidi, im Jahre 1581 das Wunder von Padua wegen seines unglücklichen Gedächtnisses. Er war im Stande 36,000 Namen nach einmaligem Hören wiederzusagen. Man nannte ihn Guidi della gran memoria. Er producirte nichts, sein Gedächtniß hatte seine schöpferischen Kräfte getödtet. Pico von Mirandola, der vor ihm lebte, producirte; doch starb er jung. So ist's auch bei der köstlichen Gabe des Gedächtnisses, wie bei allen andern Geschenken, ein Fluch der Götter, wenn sie zu viel geben.

Ich nannte schon einmal den Namen Salvatore Viale. Dieser Dichter, in Bastia zu Hause, wo er noch hochbetagt lebt, ist der fruchtbarste Poet, welchen die Insel hervorgebracht hat. Er hat ein komisches Gedicht „la Dinomachia" im Charakter der Secchia rapita des Tassoni geschrieben, den Anacreon übersetzt und auch Einiges von Byron übertragen. Byron also doch in Corsica! — Viale hat große Verdienste um sein Vaterland durch eine unermüdliche wissenschaftliche Thätigkeit, und auch um die Beleuchtung corsischer Sitten hat er sich Verdienste erworben. Auch einen Uebersetzer des Horaz hat Corsica, Giuseppe Ottaviano Savelli. Manchen Namen corsischer Poeten könnte ich noch nennen, wie den des Liederdichters Viadelli

von Bastia, welcher im Jahre 1822 gestorben ist. Doch werden ihre Lieder nicht weiter in die Welt dringen. Die schönsten, welche Corsica hervorgebracht hat, sind die Gesänge des Volks, und der größte Dichter der Corsen ist der Schmerz.

Siebentes Kapitel.

Die corsischen Todtenklagen.

Der Charakter der corsischen Todtenklagen begreift sich aus den Todtengebräuchen dieser Nation, welche uralt sind. Bei einem Volk, unter welchem der Tod mehr als anderswo als Würgengel umhergeht, und dem seine blutige Gestalt beständig vor Augen tritt, müssen die Todten auch einen auffallenderen Cultus haben als sonst wo. Es hat etwas Dunkles und Ergreifendes, daß die lieblichste Poesie der Corsen die Poesie des Todes ist, und daß sie dichten und singen fast nur in der Trunkenheit des Schmerzes.

Wenn der Tod eingetreten ist, beten die um das Todtenbett stehenden Verwandten den Rosenkranz, dann erheben sie ein Klagegeschrei (grido). Die Leiche wird auf einen Tisch an die Wand gelegt, welcher die Tola genannt wird. Das Haupt des Todten liegt auf einem Kissen und trägt eine Kappe. Damit die Gesichtszüge nicht ihre Haltung verlieren, wird ihm um Hals und Kinn ein Tuch oder ein Band gebunden und auf dem Scheitel unter der Kappe festgeknüpft. Ist's ein junges Mädchen, so zieht man ihm ein weißes Leichenhemde an und bekränzt die Todte mit Blumen; ist's eine Frau, so trägt sie in der Regel ein buntes Kleid, eine Greisin ein schwarzes. Der Mann liegt im Leichenhemde und mit der phrygischen Mütze, und möchte dann wol einem Todten der Etrusker gleichen, wie ich ihn im etrurischen Museum des Vatican abgebildet fand, von Klagenden umgeben.

An der Tola wird gewacht und geklagt, oft die ganze Nacht hindurch, und es brennt ein Feuer. Die große Klage aber erhebt man am Frühmorgen vor dem Leichenbegängnisse, wenn der Todte in den Sarg gelegt wird, und ehe die Todtenbrüderschaft kommt, um die Bahre aufzuheben. Zur Leichenfeier kommen aus den Dörfern der Umgegend Freunde und Verwandte. Dieses Geleite heißt corteo oder scirrata, ein Wort, welches unserem deutschen „Schaar“ ähnlich klingt, dessen Ursprung aber kaum zu ermitteln ist. Eine Frau, und dies ist immer die Dichterin oder Sängerin, was hier zusammenfällt, führt den Chor von Klageweibern. Man sagt also in Corsica: andare alla scirrata, wenn die Weiber im Zuge nach dem Leichenhause gehen; ist der Todte ein Erschlagener so sagt man: andare alla gridata, das heißt zum Geheule gehen. Sobald der Chor ins Haus tritt, begrüßen die Klageweiber die Leidtragende, sei es die Wittwe, die Mutter oder die Schwester, und sie neigen Kopf an Kopf wol eine halbe Minute lang. Dann ladet ein Weib der trauernden Familie die Zusammengekommenen zum Klagen ein. Sie machen um die Tola einen Kreis, den cerchio oder caracollo und schwingen sich um den Todten, den Kreis lösend oder wieder schließend, immer mit Klageruf und den wildesten Zeichen des Jammers.

Nicht überall sind diese Pantomimen gleich. An vielen Orten sind sie schon durch die Zeit verdrängt, an anderen gemildert, in den Bergen tief im Innern, zumal im Niolo bestehen sie in ihrer altheidnischen Kraft und gleichen den Todtentänzen Sardiniens. Ihre dramatische Lebendigkeit und furiöse Ekstase ist grauenvoll. Es sind nur Weiber, welche tanzen, klagen und singen. Die Haare aufgelöst und mänadenhaft um die Brust fliegend, die Augen voll sprühendem Feuer, die schwarzen Mäntel flatternd, so schwingen sie sich um, stoßen ein Klagegeheul aus, schlagen die flachen Hände zusammen, schlagen sich die Brüste, raufen sich an den Haaren, weinen,

schluchzen, werfen sich an der Tola nieder, bestreuen sich mit Staub — dann schweigt das Geschrei, und diese Frauen sitzen nun still, Sibyllen gleich auf dem Boden der Todtenkammer, tiefausatmend, sich beruhigend. — Schrecklich ist der Gegensatz zwischen dem wilden Todtentanz und dem Todten selber, welcher starr auf der Bahre liegt und doch diesen Furientaumel regiert. In den Bergen zerreißen sich die Klageweiber auch das Gesicht bis aufs Blut, weil nach uralter heidnischer Vorstellung das Blut den Todten angenehm ist und die Schatten versöhnt. Dann nennt man dies raspa oder scalfitto.

Das Wesen dieser Klageweiber muß fürchterlich erscheinen, wenn ihr Tanz einem Gemordeten gilt. Dann werden sie wahrhaft zu den schlangenhaarigen Rächerinnen des Mordes, wie sie Aeschylus gemalt hat. So schwingen sie sich um grausenhaft, die Hände in einander schlagend, heulend, Rache singend, und so gewaltig ist oft die Wirkung ihres Liedes auf den Mörder der es hört, daß ihn Entsetzen und Gewissensangst erfaßt, und er sich selber verrät. Ich las von einem Mörder, welcher verhüllt in den Mantel der Todtenbrüder die Kerze an der Bahre dessen zu halten sich erfrechte, den er mit erschlagen hatte, und der wie er das Rachelied anstimmen hörte, so heftig zu zittern begann, daß ihm die Kerze aus der Hand fiel. Bei Criminalprocessen gelten Zeugenaussagen, daß Jemand bei der Todtenklage gezittert habe, als Schuldbeweise. Ja! mancher Mann auf dieser Insel gleicht dem Orest des Aeschylus, und die Seherin kann von ihm sagen:

Und sitzen sah' ich einen gottverfluchten Mann
Am Erdennabel, schutzgewärtig, frisch von Blut
Die Hände triefend, noch das bloße Schwert zur Hand — —
Um diesen Mann her eine wunderbare Schaar
Von Weibern schlafend auf die Sessel hingestreckt;
Doch nicht von Weibern — nein, Gorgonen nenn' ich sie,

Und wieder nicht den Bildern der Gorgonen gleich;
Einst sah ich die gemalet, welche mit Phineus Mal
Von dannen fliegen; aber ungeflügelt sind
Die dort und schwarz und völlig ekelhaft zu schau'n.

Todtenstille herrscht in der Kammer. Man hört nur das Atmen der umherkauernden Klageweiber, welche in ihre Mäntel gehüllt dasitzen, den Kopf auf die Brust gesenkt, tiefsten Schmerz ausdrückend nach althellenischer Weise, wie der Künstler das Haupt dessen verhüllt darstellt, dessen Schmerz über das Maß groß ist. Die Natur selbst hat dem Menschen nur zwei höchste Ausdrucksweisen des Schmerzes gegeben, den Aufschrei des hervorbrechenden Gefühls, in dem die Lebenskraft gleichsam alle ihre Geister entfesselt, und das tiefe Verstummen, in welchem die Lebenskraft in Ohnmacht verstirbt. — Plötzlich springt aus dem Kreise der Frauen eine empor, gleich einer begeisterten Seherin hebt sie ein Lied auf den Todten an. Recitativisch trägt sie dies Lied vor, Strofe für Strofe, und eine jede endigt mit Weh! Weh! Weh! welches der Klagechor wiederholt, nach Weise der Tragödie bei den Griechen. Die Sängerin ist auch die Chorführerin, welche das Lied gedichtet hat oder improvisirt. In Sardinien pflegt sie das jüngste Mädchen zu sein. In der Regel werden diese Gesänge, Loblieder oder Rachelieder, in denen der Preis des Todten mit der Klage um ihn oder mit der Aufforderung zur Rache wechselt, auf der Stelle improvisirt.

Wie wunderbar ist der Widerspruch der Cultur in diesem Lande, welches solche Scenen noch lebend erhalten hat, die von unserer Gesellschaft durch eine Kluft von 3000 Jahren getrennt zu sein scheinen. Man sehe also den Todten auf der Tola, die kauernden Klageweiber am Boden; ein junges Mädchen erhebt sich, das Antlitz flammend von Begeisterung improvisirt sie wie Mirjam oder wie Sappho Verse von unerreichbarer

Anmut, voll von den kühnsten Bildern, und unerschöpflich strömt die hingerissene Seele rhythmisch, in Dithyramben fort, welche das Tiefste und Höchste menschlichen Schmerzes melodisch sagen. Der Chor heult hinter jeder Strofe Deh! Deh! Deh! — Ich weiß nicht, ob irgend wo ein Bild im Leben aufgefunden werden kann, in welchem sich das Grausige mit der Anmut zu so tiefsinniger Poesie verbindet als in solcher Scene, da ein Mädchen über dem gemordeten Bruder, der in seinen Waffen auf der Tola liegt, als Erinnye aufsteigt, in Versen Rache fordernd, deren blutigwilde Sprache selbst Mannesmund nicht grausender sagen könnte. In diesem Lande hält das niedrig dienende Weib das Gericht, und vor das Tribunal seiner Klage, die hier recht eigentlich Anklage ist, wird der Schuldige geladen. So singt auch der Chor der Mägde in den Grabesspenderinnen beim Aeschylus:

O Kind, bewältigt
Wird des Todten Denken nicht
Durch den blendenden Zahn der Glut;
Spät einst zeigt er sein Zürnen.
Und bejammert wird der Todte: —
Und erkannt wird, der ihn todtschlug;
Um den Vater und Erzeuger
Die gerechte Todtenklage,
Gericht heischt sie mit lautem Schmerzschrei.

Einige dieser Seherinnen, der germanischen Velleda möchte ich sie vergleichen, machten sich wegen ihrer Inspirationen berühmt; so im vorigen Jahrhundert Mariola delle Piazzole, die Führerin der Todtenchöre, deren Improvisationen aller Orten begehrt wurden, und wie Clorinda Franceschi aus der Casinca. In Sardinien heißen die Klageweiber Piagnoni oder prefiche, in Corsica voceratrici oder ballatrici. Nicht

immer sind es die hergebrachten Chorführerinnen, welche singen, vielfach auch die Verwandten des Todten, Mutter, Gattin, besonders die Schwestern. Denn das vom Schmerz erfüllte Herz strömt in kunstlos beredte Klagen über und macht die Sprache erhaben und den Gedanken genial auch ohne Dichtertalent. Außerdem ist die Form der Todtenklagen eine stehende, und wenn der Trauerfall eintritt, hat sich das corsische Weib schon lange vorher in den Lamenten geübt, welche von Mund zu Munde gehen, wie andere Lieder bei uns.

Jener pantomimische Klagetanz heißt im Corsischen die ballata (ballo funebre), die Ballade. Man sagt ballatare sopra un cadavere, über einer Leiche tanzen. Das Klagen heißt vocerare, das Klagelied Vôcero, Compito oder Ballata. Im Sardinischen heißt jene Ceremonie Titio oder Attito. Man leitet dieses Wort von dem Weheausruf ahi! ahi! ahi! ab, womit die Chorführerin jede Strofe schließt und welchen die Klageweiber wiederholen. Die Lateiner riefen statt dessen Atat, die Griechen wie man in den Tragödien finden kann ototoi, und auch bei uns Deutschen ist der heftige Schmerzensruf ahtatata gebräuchlich, was der an sich erfahren kann, welcher darauf achtet, was er ruft, wenn er sich den Finger verbrannt hat und ballatirend, vor Schmerz springend, mit dem Finger in der Luft schnalzt.

Sobald endlich die Todtenbrüderschaft vor das Haus kommt, um die Bahre zu heben, wird noch einmal ein Klagegeschrei angestimmt, dann bringt das Gefolge den Todten in die Kirche, wo er eingesegnet wird, und von der Kirche wiederum mit Klagegesang auf den Kirchhof. Die Feier schließt das Todtenmal, der convito oder conforto. Schon vorher wird denen, welche an der Leiche wachen, ein Essen gegeben, was man die veglia nennt, und jeder Todtenbruder pflegt einen Kuchen zu bekommen. Der Conforto selbst wird den Verwandten und Freunden entweder im Todtenhause oder in der Wohnung eines

Sippen gegeben, wohin die Gäste mit ungestümer Dringlichkeit geladen werden. Es ehrt den Todten, wenn das Mal groß gerüstet ist, und war er im Leben eine geachtete Person, so erkennt man das an der Menge der Gäste. Oft wird bei diesem Todtenbankett (banchetto) viel Aufwand getrieben, und auch in die Häuser des Dorfs wird Brod und Fleisch gesandt. Schwarz ist die Kleidung der Nachtrauer, der trauernde Mann läßt oft lange Zeit den Bart wachsen. Kehrt die Jahresfeier des Begängnisses wieder, so wird das Bankett bisweilen wiederholt.

Dies nun ist der corsische Todtencultus, wie er sich noch im Innern und Süden des Landes bis auf den heutigen Tag erhalten hat, der Rest uralter Heidengebräuche mitten im Christentum und mit dessen Gebräuchen vereinigt. Wie alt diese Ballata sei, wann und woher sie in dieses Land getragen worden, ist schwer zu wissen und hier will ich keine Untersuchungen darüber wagen. Nur einige Beziehungen wollen wir nicht entbehren.

Der Schmerzausdruck an der Leiche eines Geliebten ist überall derselbe, das Weinen, die Klage, die redende Erinnerung an das, was er im Leben gewesen war, und an die Liebe, mit der man ihn liebte. Das leidenschaftliche Gemüt bricht in gewaltsame, dramatisch lebendige Zeichen des Jammers aus. Doch hemmt die Macht der Bildung, welche auch die Empfindungen regelt, den Culturmenschen und wehrt dem Naturgefühl die maßlose Geberde. Nicht so bei dem Naturmenschen, bei dem Kinde und dem sogenannten gemeinen Mann, welcher die epische Zeit des Menschengeschlechts mitten in unserer Civilisation noch wiederspiegelt. Will man sich überzeugen, daß epische Menschen, Könige, Helden, Volkshäupter sich im Schmerz ebenso leidenschaftlich geberdeten, wie heute die Corsen bei der Ballata, so muß man den Homer und die Bibel, die Gesänge des Firdusi und die Nibelungen lesen. Esau schreit

laut und weint um den gestolnen Segen; Jacob zerreißt seine Kleider um Joseph; Hiob zerreißt sein Kleid und rauft sein Haar und fällt zur Erde und so thun seine Freunde, sie hoben auf ihre Stimme und weinten und ein jeglicher zerriß sein Kleid und sprengeten Erde auf ihr Haupt gen Himmel. David faßt seine Kleider und zerreißt sie um Saul und Jonathan und trägt Leid und weinet und klagt, ebenso weint er auf der Flucht vor Absalom, und sein Haupt war verhüllet und er ging barfuß.

Noch zügelloser sind die Schmerzausbrüche der homerischen Menschen. Achill jammert um Patroclus, die finstre Wolke der Schwermut umhüllt ihn, mit beiden Händen überstreut er mit schwärzlichem Staube sein Haupt;

Aber er selber, groß, auf großem Bezirk, in dem Staube
Lag, und entstellete raufend mit eigenen Händen das Haupthaar.
Mägde zugleich, die Achilleus erbeutete sammt Patroklos,
Innig im Herzen betrübt, aufschrieen sie; all' aus der Thüre
Rannten sie vor um Achilleus, den feurigen, und mit den Händen
Schlugen sie alle die Brust, und jeglicher wankten die Kniee.

Als Hector fällt rauft Hekuba ihr Haar, und kläglich weint Priamos und jammert, und später sagt er zu Achill, als er ihn um ein Lager zum Ausruhen bittet, daß er stets geseufzt habe voll unendlichen Jammers,

Im Gehege des Hofs auf schmutziger Erde mich wälzend.

Ebenso rauft im Firdusi der Held Rustem sich das Haar um seinen Sohn Sohrab, brüllt vor Schmerz und weint Blut; Sohrabs Mutter wirft sich Feuer aufs Haupt, zerreißt das Gewand, sinkt immer von neuem in Ohnmacht, erfüllt den Saal mit Staub, weint Tag und Nacht und stirbt nach einem

Jahr. Die Leidenschaft hat hier ein Riesenmaß von Ausdruck, wie die Heldengestalten selber kolossal sind.

In den Nibelungen, der größesten Tragödie der Blutrache, drückt sich die Leidenschaft des Schmerzes nicht minder kolossal aus. Um den todten Siegfried erhebt Chriemhild das Jammergeschrei, Blut dringt aus ihrem Halse, sie weint Blut an seiner Leiche, und alle Weiber helfen ihr mit Klagen.

Fast an allen jenen Stellen finden wir die Todtenklage als lyrischen Erguß des Schmerzes und zum Liede sich bildend. Um der corsischen Vôceri willen stehe hier das erhabenste Lament von allen, die Todtenklage Davids um Saul und Jonathan:

Weine Israel um die welche durchs Schwert fielen auf deinen Bergen, die Helden Israels sind erschlagen auf den Bergen. Weh! wie fielen die Helden?

Schweiget! Sagt es nicht an zu Gath, verkündigt's nicht auf den Gassen von Ascalon, daß nicht frohlocken die Töchter der Philister, daß nicht tanzen die Töchter der Unbeschnittenen.

O ihr Berge von Gilboa! nicht Thau, nicht Regen falle auf euch. Nicht soll man Acker haben auf euch, die Hebopfer zu opfern. Denn zerschlagen ist auf euch der Schild der Helden, der Schild Sauls, als wäre er nicht gesalbet mit Oele.

Der Bogen von Jonathan hat nie gefehlet, noch ist das Schwert von Saul leer wieder gekommen von dem Blut der Erschlagenen, und von dem Fette der Helden.

Saul und Jonathan, holdselig und lieblich in ihrem Leben, sind auch im Tode nicht geschieden, leichter denn die Adler, stärker denn die Löwen.

Ihr Töchter Israels, weint über Saul, der euch kleidete mit Rosinfarbe säuberlich, und schmückte euch mit goldnen Kleinodien an euren Kleidern.

Wie sind die Helden so gefallen im Streit! Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen.

Es ist mir Leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt; deine Liebe war mir sonderlicher denn Liebe der Frauen.

Weh! wie sind die Helden gefallen, und die Streitbaren umgekommen!

Ganz dramatisch ist das Lament um Hector im letzten Gesang der Iliade und möchte ganz und gar einer Ballata an der Tola gleichen. Auch diesen Vôcero wollen wir noch hören.

Als sie den Leichnam jetzo geführt in die prangende Wohnung,
Legten sie ihn auf ein schönes Gestell, und ordneten Sänger,
Daß sie die Klag' anstimmten; und nun mit jammernden Tönen
Sangen sie Trauergesang, und rings nach seufzten die Weiber.

(Andromache hebt das Lament an:)

Mann, du verlorest dein Leben, du Blühender; aber mich Wittwe
Lässest du hier im Palast, und das ganz unmündige Söhnlein,
Welches wir beide gezeugt, wir Elenden! Ach wol schwerlich
Blüht er zum Jüngling heran! Denn zuvor wird Troja vom Gipfel

Umgestürzt, da du starbst, ihr Verteidiger, welcher die Mauern
Schirmte, die züchtigen Frau'n und stammelnden Kinder er-
rettend.
Bald nun werden hinweg sie geführt in geräumigen Schiffen,
Und mit jenen ich selbst! Doch du, mein trautester Sohn, wirst
Dorthin geh'n mit der Mutter, um Schmach zu erdulden und
Arbeit,
Unter des Frohnherrn Zwang, des grausamen; oder es schmettert
Dich ein Achaier, am Arme gefaßt, von dem Turm ins Ver-
derben,
Zürnend, daß Hektor den Bruder ihm tödtete, oder den Vater,
Oder den blühenden Sohn: denn sehr viele Männer Achaia's
Sanken durch Hektors Hände, den Staub mit den Zähnen
zerknirschend.
Denn kein Schonender war dein Vater im Grau'n der Ent-
scheidung;
Drum wehklagen ihn nun die Völker umher in der Veste.
Unaussprechlichen Gram der Verzweiflung schufft du den Eltern,
Hektor; doch mich vor Allen betrübt nie endender Jammer!
Denn nicht hast du mir sterbend die Hand aus dem Bette
gereichet,
Noch ein Wort mir gesagt voll Weisheit, dessen ich ewig
Dächte bei Tag und Nacht, wehmüthige Tränen vergießend.

Also sprach sie weinend, und rings nach seufzten die Weiber.

(Hekuba nimmt das Lament auf:)

Hektor, du Herzenskind, mir geliebt vor allen Gebornen!
Ach und weil du mir lebtest, wie lieb auch warst du den Göttern,
Welche ja dein wahrnahmen noch selbst in des Todes Ver-
hängniß!
Denn die anderen Söhne, die mir der schnelle Achilleus
Nahm, verkauft' er vordem jenseits der verödeten Salzflut,
Hin gen Samos und Imbros und zur unwirtbaren Lemnos.

Aber da dich er entseelt mit ragender Spitze des Erzes,
O, wie schleift' er dich oft um das Mal des geliebten Patroklos,
Seines Freunds, den du schlugst; und erweckete jenen auch so nicht!
Dennoch jetzt wie betaut und frisch noch mir in der Wohnung
Ruhest du, jenem gleich, den der Gott des silbernen Bogens
Unverseh'ns hinstreckte, mit lindem Geschoß ihn ereilend.

Also sprach sie weinend, und weckt' unermeßlichen Jammer.

(Helena nimmt das Lament auf:)

Hektor, o Trautester du, mir geliebt vor des Mannes Gebrüdern!
Ach mir Gemal ist jetzo der göttliche Held Alexandros,
Der mich gen Troja geführt! O wär' ich zuvor doch gestorben!
Denn mir entfloh'n seitdem schon zwanzig Jahre des Lebens,
Seit von dannen ich ging, die heimischen Fluren verlassend;
Doch nie hört' ich von dir nur ein Wort im Bösen, noch Unglimpf.
Ja, wenn ein andrer im Hause mich anfuhr unter den Brüdern
Oder Geschwistern des Manns, und stattlichen Frauen der Schwäger,
Oder die Schwäherin auch, denn der Schwäher ist mild wie ein Vater:
Immer besänftigtest du, und redetest immer zum Guten,
Durch dein freundliches Herz und deine freundlichen Worte.
Drum bewein' ich mit dir mich Elende, herzlich bekümmert!
Denn kein Anderer nun in Troja's weitem Gefilde
Ist mir Tröster und Freund; sie wenden sich Alle mit Abscheu!

Also sprach sie weinend; es seufzt' unzählbares Volk nach.

Pelasger, Griechen, Phönizier, die Egypter zumal, die alten Völker Italiens, die Etrusker, die Römer, alle haben sie die Todtenklagen gehabt; nicht minder die Celten, wie die Iren,

die Germanen, und dasselbe gilt von den heutigen Naturvölkern in America wie in Africa, wie von den Indern. Auch in Italien finden sich außerhalb Sardiniens und Corsica's ähnliche Todtengebräuche, namentlich im Neapolitanischen.

Schon Peter Cyrnäus findet den corsischen Todtencultus dem der alten Römer, welcher unzweifelhaft pelasgisch-etruskisch ist, sehr ähnlich. Wer die Gebräuche der alten Römer kennt, wird das bestätigen. Auch sie hatten die Klageweiber, welche, wie heute in Sardinien, praeficae genannt wurden und hatten die Klagelieder Naeniae. Ich habe eine solche römische Nänie schon mitgeteilt, damit man sich ihrer hier erinnere, es ist dies der freilich parodistische Vòcero des Seneca auf Claudius. Beim Leichenbegängnisse des Germanicus spricht auch noch Tacitus von den Feierlichkeiten als Gebräuchen der Vorfahren, Lob- und Gedächtnißliedern seiner Tugenden, Tränen und Schmerzaufstachlung. In dem römischen Gesetz der zwölf Tafeln wurde jene Ballata Lessus genannt und als barbarischer Gebrauch bestraft, wie ihn schon das solonische Gesetz verboten hatte: „Es sollen die Weiber ihre Wangen nicht zerkratzen, noch soll der Lessus beim Begängniß gehalten werden; die Weiber sollen ihr Gesicht nicht zerfleischen."

Auch die Sitte das Todtenmal zu feiern ist uralt. Ich leite mir ihren Ursprung aus drei Dingen ab: das Bedürfniß nach der Erschöpfung durch den Traueract sich zu erquicken; die Ehre welche dem Todten durch ein letztes Festmal erwiesen wird, dessen Geber er gleichsam ist; endlich das mystische Symbol des Essens von Speisen, welches die Rückkehr vom Tode zum Leben ist und ausdrücken soll, wie nun die Trauernden wieder an der Welt der Lebendigen Teil haben. Das Todtenmal bei den Phöniziern, Pelasgern, Egyptern, Etruskern bestand hauptsächlich in Bohnen und in Eiern. Beide Speisen waren Symbole der activen und passiven Lebenskraft, nach der altorientalisch-pythagoräischen Mystik. Noch heute ist man

beim Todtenmal in Sardinien an manchen Orten Bohnen und Eier; daß dies auch in Corsica gebräuchlich ist, habe ich nicht gehört. Bei den Römern hieß das Todtenmal Silicernium. Zum stattlichen Festschmaus in Priamos Hause kehren auch die leidtragenden Trojaner vom Begängnisse des Hector heim.

Die corsischen Vôceri von denen ich nun einige mitteile, sind alle im Dialect gedichtet. In der Regel herrscht das trochäische Maß vor, doch wird es nicht selten durchbrochen. Ebenso ist der dreifache Reim die Regel, doch kreuzt er sich bisweilen. Dieses Maß und die Monotonie der Reime sind von der tiefsten Wirkung, und schwerlich ließe sich ein Rhythmus finden, welcher dem Schmerz anpassender wäre. Die Vôceri selbst scheiden sich in die mildere Klage um den Tod eines Dahingenommenen, oder in das wilde Rachelied. In das Wesen der Corsen werfen diese Lieder ein helles Licht. Sie zeigen, wie heißblütig ihr Herz und wie stark ihre Leidenschaft ist. Bedenkt man, daß diese Lieder fast alle von Frauen gedichtet sind, so muß man erschrecken, weil doch das Weib durch die Natur bestimmt ist, die milderen Empfindungen der Seele auszusprechen und die rohe Kraft des Männlichen zu erweichen. Ich weiß kein Beispiel in aller Poesie der Völker, wo das Grausige und Furchtbare in gleicher Weise zum Stoff des Volksliedes geworden wäre, und hier zeigt sich die Gewalt der Poesie überhaupt, welche auch noch das Schrecklichste mit einem Hauch von wehmütiger Schönheit zu mildern vermag. Denn auch der zartesten Empfindungen ist wieder die corsische Poesie im höchsten Maße fähig. Man wird in diesen Liedern die Bildersprache des Homer und wieder die der Psalmen und des Hohenliedes finden. Kunstlos wie sie sind, tragen sie nur das Gepräge von Improvisationen, welche sich beliebig ausdehnen lassen; und weil sie solche sind, lebt in ihnen der geniale Augenblick des trunkenen Herzens. Die ganz unsägliche Unschuld in manchen Vôceri und ihre rührende Natureinfalt

entrücken in die Kinderwelt, Hirten= und Patriarchenwelt. Kein Genie des Dichters kann dergleichen Naturlaute erfinden. Daß unter den Stimmen der Völker, welche wir Deutsche zu erlauschen wissen, diese Klagestimme nicht fehle, habe ich einige der corsischen Lamente übertragen, mit der möglichsten Treue in ihrer Form wie in ihrem Ton. Schöne Lieder nennt man wol wie Tränen, die von einem edlen Schmerze geweint werden, Perlen; ich nenne diese Todtenklagen blutrothe Corallen aus Corsica.

Vôcero.

Corsische Todtenklagen.

E come i gru van cantando lor lai —
Dante.

Weihe.

Rufet ihr, Geliebte beide,
Deren Gräber frisch mir ragen?
Wenn am stillen Inselstrande
Sänger sanft die Citern schlagen,
O wie weckt dann ihr Lamento
Meiner Seele Todtenklagen!

Schwäne, mir voraufgeflogen,
Genien meiner Wanderreise,
Auf den Bergen, auf den Meeren
Grüßt ihr mich mit Stimmen leise,
Grüßt mich hier auf ödem Eiland
Mit der Todtenklageweise.

Was hier rührt im Klageliede,
Mitgefühlt ist's, mitgeklungen,
Eigner Seele ist es Echo,
Eignem Schmerz ist es entsprungen;
Klagend hab' ich meinen Todten
Einen Vôcero gesungen.

Vòcero

auf den Tod eines Mädchens von Pietra di Verde.

(Die Mutter singt:)

Laßt mich gehn zu meiner Tochter,
Nahe gehn zu meinem Kinde,
Denn mir scheint, daß auf der Tola
Ich sie ausgestreckt hier finde,
Und daß um den Hals sie banden
Ihr von Bändern schon die Binde.

O Maria, Mutterwonne,
Ach! Du Schatz von meinen Freuden,
Ach! Du Blume deines Vaters
Seine Augen dran zu weiden,
Heute muß es nun geschehen,
Daß zum letzten Mal wir scheiden.

O wie hast du Tod so grausam
Um mein Hoffen mich betrogen,
Meine Blume mir geknicket,
Mir mein Herzenspfand entzogen,
Diesen Morgen mir das Herze
So versenkt in Jammers Wogen.

(Pause.)

Willst du die Gespielen nimmer,
Deine Trautesten nicht sehen,
Wie sie alle dich im Kreise
So zum Tod betrübt umstehen?
Ach! gib einmal ihnen Antwort,
Laß sie ohne Trost nicht gehen.

Ziehe an doch deine Kleider,
Lust der Mutter, o Marie,
Sieh' die Jungfraun all zusammen
Wollen mit dir diese Frühe
In die heil'ge Messe gehen,
Nach der Kirche Sant' Eliä.

(Eine Gespielin der Todten nimmt den Gesang auf.)

In die Messe laß uns gehen,
Weil die Lichter schon erprangen
Und die Kerzen am Altare;
Ganz mit Schwarz ist er behangen.
In die Kirche ist dein Vater
Mit der Mitgift heut' gegangen.

Diesen Morgen in der Kirche
Wird man sehn ein großes Prangen,
Denn da ist Maria's Mitgift
All' in Kerzen aufgegangen.

(Eine andere Gespielin nimmt den Gesang auf.)

O mein Fräulein, eure Krankheit
Möcht' ich wol mit Namen sagen,
Weiß nicht, ob es war das Fieber,
Oder soll ich's Schwindsucht klagen.
Oder war's ein fremdes Leiden,
Das sich sonst nicht zugetragen.

Ach! wo mochte doch, mein Fräulein,
Euch der schnelle Tod erspüren?
Immer saßt ihr ja im Lehnstul,
Oder gingt im Tal spazieren.
Ließ euch doch bei Tisch die Mutter
Niemals nur den Finger rühren.

(Die Mutter nimmt den Gesang auf.)

Heute früh will Sant Elia
Einen schönen Strauß ich bieten,
Eine Blume zum Geschenke,
Die da steht in vollen Blüten,
Und ich glaub', er wird so schönes
Weihgeschenk mit Dank behüten.

Beten will ich zur Maria,
Will zum Herren Jesu sprechen,
Denn heut' Morgen will ich gehen,
Meine Blume will ich brechen —
O Marí, du Herz der Mutter,
Denn mir will das Herz zerbrechen.

(Pause.)

O du Blume aller Jungfraun,
Wer ach! wer wird sich erlaben
Nun an deinen zwölf Gebetten,
Wer wird deine Ringlein haben?
Brüder hast du nicht noch Schwestern,
Alles wird mit dir begraben.

Wie so blaß sind nun geworden
Deine purpurhellen Wangen,
Ihre Rosen, ihre klaren,
Ach! wohin sind sie gegangen?
Ach! der Tod ist es gewesen,
Hat sie alle fortgefangen.

Tod, o woll' denn zu mir kommen,
Mach' daß gänzlich es sich ende;

Hab' Erbarmen, denn ich leg' dir
Nun mein Leben in die Hände,
Daß vereint mit meiner Tochter
Ich mich heut' von hinnen wende.

(Pause.)

Heute ist das Dorf von Petra
Mit Verzweiflung ganz geschlagen,
Alle Leute stehn voll Jammer,
Schluchzen bitterlich und klagen,
Und die Schuld davon, mein Liebling,
Du alleine mußt sie tragen.

Siehst du nicht wie die Freundinnen
Zärtlich schmiegend an dir lehnen,
Wie sie so dein liebes Antlitz
Dir benetzen all' mit Tränen?
Und du willst sie also lassen,
Also traurig und voll Sehnen!

Ein'ge gingen schon nach Rosen,
Andre gingen Blumen binden,
Denn sie flechten die Guirlande,
Wollen dich als Braut umwinden.
Und du willst uns also lassen,
Willst im dunkeln Schrein verschwinden?

Wenn du tratest aus dem Hause,
Lieblichkeit ist von dir kommen,
Und geglänzt hat deine Milde
Wie ein Stern von Licht umschwommen.
Dich hat in der schönsten Blüte
Nun der Tod dahingenommen.

Doch nun enden wir das Weinen,
Wollen uns vom Gram erheben;
Wird doch unsre Mariutscha
Nun als Braut des Herren leben.
Heute früh wird ihr Maria
Einen Platz im Himmel geben.

(Die Todtenbrüder kommen.)

Ach! ich hör': Ora pro ea
Rufen rings zu der Maria,
Denn die Todtenbrüder kommen
Auf den Platz schon — ach! Maria —
Und sie wollen dich schon tragen
In die Kirche Sant Elia.

Auf den Kirchhof mit den andern
Wollt' zu gehn ich mich entschließen;
Doch ich kann so weit nicht kommen,
Kann nicht stehn auf meinen Füßen.
Nur ein Bach aus meinen Augen
Kann allein hinunterfließen.

Vócero

eines Mädchens an der Leiche ihres ermordeten Vaters.

(Dialekt von diesseits der Berge.)

(Das Mädchen kommt mit einer Fackel.)

Von Calanca bin ich gekommen,
Mitternacht war im Verschwinden,
Hab' gesucht mit meiner Fackel
In den Gärten und in den Gründen,
Wo mein Vater sei geblieben —
Todt, im Blute mußt' ich ihn finden.

(Es kommt eine andere Jungfrau, welche auch einen ermordeten Blutsverwandten sucht; den Todten erblickend hält sie ihn für einen Verwandten, bleibt stehen und will das Lament anheben. Die Erste aber singt:)

Weiter aufwärts mußt du steigen,
Denn dort liegt Mattè erschlagen,
Aber dies hier ist mein Vater,
Und an mir ist's hier zu klagen.

Hebet mir auf die Lederschürze,
Seinen Hammer und seine Kelle.
Vater, willst du nicht zur Arbeit
Wieder gehn an die Capelle?
Auch aus meines Bruders Wunden
Fließt vom Blute die rote Welle.

Laufet und holt mir schnell eine Scheere,
Schneiden will ich mir vom Zopfe
Einen Büschel meiner Haare,
Daß die Wunden ich ihm verstopfe.
Denn von meines Vaters Blute
Klebt am Finger mir ein Tropfe.

Färben will ich ein Mandile,
Rot vom Vaterblut es machen;
Das Mandile will ich tragen,
Wenn ich Muße hab' zum Lachen.

Nach der Kirche Santa Croce
Will ich gehn mein Leid zu klagen;
Immer ruf ich deinen Namen,
Antwort wirst du einst mir sagen,
Denn sie haben dich gekreuzigt,
Wie den Christ ans Kreuz geschlagen.

Vocero

der Nunziola auf den Tod ihres Mannes.

(Dialekt von jenseits der Berge.)

(Nunziola singt:)

O du mein Petro Francesco,
O du Haupt von meinen Klagen,
Meine Rose ohne Dornen,
Die mir Blumen hat getragen.
Von den Bergen bis zum Meere
Warst mein Held du ohne Verzagen.

Ich umschlinge dich mit den Armen,
Ich umstricke dich mit den Füßen,
Bist mein Ehgemal gewesen,
Hoffnungsstern mit Segensgrüßen.
Und du hast von meinem Unglück
Nun die Quelle werden müssen.

Du mein Schiff auf hohem Meere,
Das da segelt um anzulanden,
Doch nicht kann zum Hafen kommen,
Weil im Sturm die Wellen branden.
Und mit seinen schönen Schätzen
Treibt es weiter um zu stranden.

Komm o Griscio, meine Tochter,
Wo dein Vater liegt in Frieden,
Sag' ihm daß im Paradiese
Für sein einzig Kind hienieden
Er ein besser Loos erbitte,
Als der Mutter ward beschieden.

O du warest meine Säule,
Meine Stütze meine ganze,
O du warst mein eigner Bruder,
Meine Wehr und meine Schanze.
O du warst mein Schatz mein schönster,
Meine Perle du voll Glanze.

O du meine Goldorange,
Kleinod sorgsamlich verschlossen,
Du mein Becher blank von Silber
Und mit Golde ausgegossen.
Du mein Herren-Speiseteller,
Mir wie Blei ins Herz geschossen.

Eher will ich meine Augen
Zu zwei Quellen mir zerweinen,
Als ich je dein Angedenken
Zu vergessen sollte scheinen.
Immer will ich dich, Francesco,
Klagend nennen noch den Meinen.

Bist mein feines Schwert gewesen,
Meine starke Wehr und Waffen,
O du mein unselig Schicksal,
Trümmer die mich stürzend trafen.
Du bist meinem Aug' erschienen
Als ein Segel in dem Hafen.

Hätt' mich wol für dich gelobet,
Von dem Tode dich zu erlösen,
Aber mir, mein Petro Francesco,
Ist das nicht vergönnt gewesen.
O mein Großer du von Mute,
Schirm und Schutz mir vor den Bösen.

O du mein Hahn so hochgemutet,
Mein Fasan im blumigen Hügel,
Du mein Vogel so wunderherrlich,
Meines Glückes mir ein Spiegel,
Nimmer mehr darf ich mich ducken,
Ducken unter deinen Flügel.

O du mein Petro Francesco,
Unsern Herrgott will ich bitten,
Daß dich seine Engel tragen
In des Paradieses Mitten.
Dies wird mir das Herze trösten,
Weil es deinen Tod erlitten.

Vòcero

eines Mädchens auf den Tod ihrer zwei Brüder, welche an einem Tag erschlagen wurden.

(Gemischter Dialekt von diesseits und jenseits der Berge.)

(Die Schwester singt:)

O das Pralen nun von Piero,
O das Großthun von Orazio!
Eine große Wüste machten
Sie bis hin nach San Brancazio.
Satt ist nun von unsrem Blute
Der Michele und der Orazio.

Tod, o Tod, wie bist du so schwarz doch,
Weil dies Leiden uns überkommen,
Denn ein Haus ein volles hast du
Bis aufs Nest-Ei ausgenommen.
Haupt des Hauses nun zu bleiben,
Soll das mir Verwais'ten frommen?

Ich alleine von allen Frauen
Bin am Feuerherd gesessen,
Ueber meine fünf Gebrüder
Hab' ich Herrenrecht besessen —
Aber nun ist ja die Herrschaft
All verloren, all vergessen.

Anziehn will ich die Faldetta,
Will mich ganz mit Schwarz betrüben,
Weil kein Hauch von keiner Freude
Mir im Herzen mehr ist blieben,
Wegen meiner fünf Gebrüder,
Vater und Mutter, das sind sieben.

Und nach Asco will ich schicken,
Schwarzen Kienruß will ich haben,
Ganz in Schwarz will ich mich färben
Wie die Federn sind vom Raben;
Steigen und sinken soll mein Leben,
Wie die Regenflut im Graben.

Seht ihr nicht wie meine Augen
Als zwei Quellen mir überwallen?
Um die zwei vielsüßen Brüder,
Die in einer Stunde gefallen.
Nun zu thun die Glocken haben
Für zwei Todte zu erschallen.

Du mein Ball von rotem Golde,
Du mein Ring von Demantsteine,
O Piero, du meine Wonne,
Und Orà um den ich weine.
In die Kirche von Tallanu
Gehet Keiner mehr so feine.

Und um euch, o Herr Curate,
Muß ich bitter mich beklagen,
Weil ihr euch zu meinem Hause
Also undankbar betragen.
In drei Jahren waren es sieben,
Die aus ihm ihr fortgetragen.

Bis ans Ende von der Gassen
Will ich gehen mit euch hernieder,
Und die Augen senk' ich weinend,
Kehr' nach Hause weinend wieder.
Und das sind die letzten Gänge
Für die todten fünf Gebrüder.

Vòcero

der Maria Felice von Calacuccia auf den Tod des Bruders.

(Dialekt von Niolo.)

(Die Schwester singt:)

Als ich spann an meiner Spindel,
Hört' ich einen Donner erschallen,
War's ein Schuß aus einer Flinte.
Thät durchs Herz mir wiederhallen,
War mir's doch, als ob er sagte:
Laufe, dein Bruder ist gefallen.

Auf die Kammer bin ich gesprungen,
An das Fenster, das stand offen.
Hab' im Herzen den Schuß empfangen,
Schrie: er fiel zu Tod getroffen.
Starb ich da nicht auf der Stelle,
War es um ein einziges Hoffen.

Will mir kaufen eine Pistole,
Will in Hosen mich verkleiden,
Zeigen will ich nun dein Bluthemd.
Weil mir doch zu diesen Leiden
Niemand blieb, der seinen Bart sich
Nach der Rache könnte schneiden.

Sprich, wen willst du dir erwählen,
Deine Vendetta zu ererben?
Deine Mutter? Die liegt am Tode;
Schwester Mari? Die will sie erwerben.
Läge Lariu nicht im Grabe,
Würd' er ohne Blut nicht sterben.

Dir ist blieben vom großen Stamme
Eine einzige Schwester nur Eine,
Ohne Vettern leiblichen Blutes,
Eine Waise, Arme und Kleine.
Aber deine Vendetta zu nehmen,
Sei ruhig, genügt auch die Eine.

Vocero

einer Hirtin von Talavo auf den Tod ihres Mannes, eines Rinderhirten.

(Die Hirtin singt:)

An dem Strand ist er gestorben,
Wo die zwei Korkeichen stehen.
O Francescu Hirt der Heerde,
Grausam ist's dich todt zu sehen.
Weh! wie wird es im dunkeln Buschwald
Mir Verlassnen nun ergehen?

Will entästen nun den Palo,
Jenen dort mit sieben Aesten,
Keinen Schlauch und keine Kappe
Soll man weiter daran befesten.
Will die Ohren auch beschneiden
Seinem Schäferhunde dem besten.

Di, Di, Dih! wie bin ich traurig,
Nun erhebet ein helles Klagen,
Meine Brüder und Schwestern alle;
Dieses Leid ist schwer zu tragen.
Todt ist nun das Haupt des Hauses,
O mein Gott der mich geschlagen!

(Nachdem der Todte beerdigt ist, kehrt die Hirtin in ihre Capanne zurück und beschreibt der Familie und den Nachbarn die Beerdigung.)

Auf die Bahre sie ihn legten,
Nach Prunelli sie ihn brachten.
Da vor bittrem Herzeleide
Kühe und Lämmer alle klagten,
Auch die Zicklein in der Hürde,
Bè, bè, bè vor Gram sie machten.

In der Kirche zu Sanct Marien,
In der heiligen Parocchiale,
Sang der Pfarrherr der Curate
Mit den Priestern allzumale,
Wie um einen vornehmen Herren
Sangen sie alle das Missale.

Als sie nun das Amt beendigt,
Wie sie flink und dienstbar waren,
Thäten eine Grube öffnen,
Den Francescu zu verwahren;
Eine große Menge Leute
Trugen ihn auf einer Bahren.

Ach! was wollen sie doch machen,
Weh! weh! weh! thät ich da denken —
Sah in das Grab, ob drin ein Fenster,
Das ihm Licht noch möchte schenken;
Doch ich sah ihn von den Männern
In ein finstres Grab versenken.

Vôcero

auf den Tod des Banditen Canino.

(Dialekt aus dem Pieve von Ghisoni.)

(Die Schwester singt:)

Ich wollt', daß meine Stimme
Wie der Donner könnte erklingen,
Daß sie den Schlund von Vizzavona
Schallend sollte durchdringen,
Von allen, die dich gemordet
Der Welt die Kunde zu bringen.

Alle von Luco di Nazza
Rachgierig zusammen sie traten,
Mit jenen grimmigen Schaaren,
Den Banditen und den Soldaten.
Und des Morgens in der Frühe
Plötzlich abmarschirt sie waren.

Plötzlich abmarschirt sie waren
Mit Schalmeien die erklangen;
Wie die Wölfe sie im Rudel
Auf die Lämmer mordend drangen.
Als sie in den Engpaß kamen,
An die Kehle sie dir sprangen.

Wie ich hörte solche Kunde
Thät ans Fenster ich mich wagen,
Und ich rief: was gibt es da? —
Ach! dein Bruder wird getragen,
Todt im Engpaß ist er geblieben,
Von dem Mörder ist er erschlagen.

Nicht gefrommt hat dir die Flinte,
Nicht gefrommt die Pistolette,
Nicht gefrommt die Dolchesklinge,
Nicht gefrommt dir die Terzette,
Nicht gefrommt hat dir der Freispruch,
Nicht geweihte Amulette.

Grimmig wachsen meine Schmerzen
Bei dem Anblick deiner Wunden.
Warum ach! willst du nicht reden?
Wol hält Tod dein Herz gebunden.
Cani, Herz du deiner Schwester,
Deine Farbe ist geschwunden.

O du mein Breiter von Schultern,
O du mein Schlanker von Leben,
Du warst ein Ast voller Blumen,
Einen wie du hat's nimmer gegeben.
Cani, Herz du deiner Schwester,
Gemordet haben sie dein Leben.

Einen Dornstrauch will ich pflanzen
In dem Dorf zu Nazza drüben,
Weil von unsres Vaters Hause
Keiner mehr ist leben blieben.
Weil's nicht waren drei oder viere,
Gegen Einen waren es sieben.

Unter den Dornstrauch will ich tragen
Mein Bettchen, da will ich schlafen.
Weil sie hier, o du mein Bruder,
In das Herz dich mitten trafen.
Lassen will ich meine Spindel,
Greifen will ich zu den Waffen.

Will mich gürten mit Kartuschen,
In den Gurt thun die Terzetta,
Cani, Herz du deiner Schwester,
Nehmen will ich die Vendetta.

Vocero

auf den Tod der Romana, Tochter der Dariola Danesi von Zuani.

(Die Mutter singt:)

Seht, nun liegt sie auf der Tola,
Ach! mein Kind von sechzehn Jahren,
Meine Tochter, die so lange
Schmerz und Leiden hat erfahren,
Ach! in ihrem schönsten Kleide,
In dem weißen, schleierklaren.

Ach! in ihrem schönsten Kleide
Will sie nun von hinnen gehen,
Läßt der Herr sie doch nicht länger
Hier auf dieser Erde stehen.
Wer geschaffen ist zum Engel
Soll nicht lang auf Erden gehen.

Ach! wo sind auf deinem Antlitz
Nun die Rosen, meine Wonnen?
Seine Klarheit, seine Schöne
Ist im Tode all zerronnen.
Schau ich's an, will es mir scheinen
Eine Finsterniß der Sonnen.

Ach! du warest zwischen Jungfraun
Und den allerschönsten Schönen
Wie die Rose zwischen Blumen,
Wie der Mond, den Sterne krönen,
Und so mußten dich, o Tochter,
Alle Schönsten noch verschönen.

Wenn vom Dorf die jungen Leute
Vor dein Angesicht gekommen,
Schienen sie wie Fackelbrände,
Die von Feuer sind erglommen,
Und zu allen warst du höflich,
Dir zu nah durft' Keiner kommen.

In der Kirche thäten alle
Nur alleine nach dir spähen,
Von dem Ersten bis zum Letzten;
Aber du thatst keinen sehen.
War die Messe kaum zu Ende,
Sprachst du: Mutter, laß uns gehen.

Ach! du warst so hoch gehalten,
Ach! du warst so hochgeehret,
In den Lehren von dem Herren
Warst du auch so hochgelehret.
Alles andre als zu beten
Hast dem Herzen du verwehret.

Wer wird je mich trösten können,
Du mein Stolz und du mein Prangen,
Da der Herr dich hat gerufen,
Und zu ihm du bist gegangen.
Ach! warum trug auch Herr Jesu
Nach dir also heiß Verlangen!

Doch du ruhst jetzt in dem Himmel
Lächelnd aus von den Beschwerden.
War ja auch dein liebes Antlitz
Viel zu schön auf dieser Erden.
O! wie wird das Paradies nun
Um so vieles schöner werden.

Doch für mich wird diese Erde
Voller sein von schweren Plagen,
Und zu tausend Jahren wird mir
Schon ein Tag von meinen Klagen,
Wenn ich dann nach dir, o Tochter,
Alle Leute werde fragen.

Tod, warum hast du vom Busen
Meine Tochter mir gerissen,
Und warum läßt du alleine
Mich in diesen Kümmernissen!
Weiß ich doch nicht, was ich lebe
Wenn ich ihren Trost soll missen.

Bei Verwandten ohne Liebe,
Bei den Nachbarn ohne Pflege,
Wer wird mir das Antlitz trocknen,
Wenn ich krank mich niederlege?
Wer wird mir zu trinken geben,
Wenn im Fieber ich mich rege?

Wenn ich doch nur sterben könnte,
So wie du der Welt enthoben!
O du meiner Seelen Hoffnung,
Die im Jammer ist zerstoben.
Ach! dann würd' ich dich noch finden,
Mit dir leben noch dort oben.

Bitte drum den Herren Jesu,
Laß er mich von hinnen jagen,
O du meiner Seelen Hoffnung,
Denn so kann ich's nicht ertragen,
Und so kann ich ja nicht enden,
Ach! nicht enden meine Klagen.

Vocero

eines Weibes von Niolo auf den Tod des Abbate Larione.

1740.

(Das Weib singt:)

Angerichtet ist der Kuchen,
Kommen sind die Kindtaufsgaben,
Denn er wollte doch, so sagt' er,
Mich zu seiner Pathe haben.
Jetzo, wer vermag es zu denken,
Jetzo wird man ihn begraben.

(Das Weib sieht im Fenster des gegenüberstehenden Hauses den Todfeind des Verstorbenen, welcher über den Vocero lacht, und singt zu ihm die folgende Strofe:)

Lache du nur an deinem Fenster,
Spotte du nur der Furcht und Reue;

Gehe nur nach Feliceto
Und nach Muru geh' aufs neue;
Aus dem Blute des Larione
Auf den Weg ich Gift dir streue.

An das Herz ist mir ein Tropfe
Seines Blutes hingesunken.
Und ich will ins Dorf von Muru
Werfen einen Rachefunken.
Denn ein Blut ein also edles
Hat die Erde nun getrunken.

O mein Großer du von Geiste,
O du meines Hoffens Krone,
Du mein Hektor, du mein Löwe,
Ach sie schlugen dich mit Hohne,
Würgten dich mit falscher Tücke,
Du mein liebster Larione.

Vòcero

auf den Tod des Cesario und des Cappato.

(Dieses wilde Rachelied, welches vom Volke gesungen wird, ist unter dem Namen eines Weibes von einem ungenannten Frate (!!), einem Freunde Cesario's gedichtet. Wie es das Lied geweissagt hat, rächte die Gefallnen später ein gewisser Paolo, ihr Blutsverwandter; er ging darauf in den Buschwald und nachdem er einige Jahre als Bandit gelebt hatte, fiel er in die Hände der Justiz.)

Jesus, Josef und Marie
Und das heilige Sacramente,
Alle nun in Companie
Helfet mir bei dem Lamente.
Allerorten soll es erschallen:
Die zwei Helden sind gefallen.

So ihr gehet durch alle Gauen,
So ihr geht durch alle Reiche:
Einen der Cesariu gleiche
Werdet nimmermehr ihr schauen;
Keinen der wie er gewesen
In der Rede so auserlesen.

Hat der Mörder von Martini
Wie ein Hund sich da gerochen,
In dem Dornbusch sich verkrochen,
Aufgehetzt von den Martini.
Als er kam in sein Bereiche
Fällte er ihn mit einem Streiche.

Nahe hatte er zum Ziele
Den Chiucchinu sie nennen,
Thät in das Herz den Schuß ihm brennen,
War's Pistole, war es Fucile,
Daß durchs Herz das Blei ihm dringe
Wie ein Stoß von einer Klinge.

Cappatu ist aufgesprungen
Gleich dem wunden Leu im Walde,
Auf Tangone eingedrungen,
Der — um's Leben bat er balde.
Reuig hub er an zu klagen,
Daß er tückisch ihn erschlagen.

Todt sind nun die Helden beide,
Aber Paulu blieb auf Erden,
Wird im Buschwald Klausner werden,
Wird sich nennen Racheleide.
Wird zum Feld er niedersteigen,
Wird aufs Feld er manchen neigen.

Wartet nur bis auf dem Lande
Ist der Winterschnee zerflossen,
Rache wird dann ausgegossen
Von den Bergen bis zum Strande.
Rache ist wie Flammenbrände,
Allerorten faßt es behende.

Wenn ein Dutzend wird erstochen
Von den Ersten und von den Reichen,
Sind mit diesem Dutzend Leichen
Seine Stiefeln kaum gerochen.
Und des Cappatu des Armen
Muß sich Rache auch erbarmen.

Will's Lamento nun beschließen,
Weiter hab' ich nichts zu sagen.
Wehe, Wehe allen diesen,
Die mit Ratschlag sie erschlagen.
Nun gebt Acht, wenn's euch gelinget;
Denn wo nicht — der Priester singet.

Vôcero

eines jungen Mädchens auf den Tod ihrer Gespielin, welche im Alter von vierzehn Jahren starb.

(Dialekt von Vico.)

(Das Mädchen singt:)

Heute früh ist meine Gespielin
Mit dem schönsten Staate gezieret,
Denn vielleicht wird sie verlobet,
Vater und Mutter sie verlieret.
Ist sie schon bereit und fertig,
Daß man sie zum Bräutigam führet?

Allbeisammen ist der Piere,
Und man höret nichts als Klagen;
Traurig läuten alle Glocken,
Kreuz und Fahne wird getragen.
Und wie ist doch deine Feier
So in Trauer umgeschlagen!

Heut' verreiset meine Gespielin,
Reiset nach entfernten Landen,
Meinen Vater will sie besuchen,
Wo sich unsre Vorfahren fanden,
Wo ein Jeder muß verweilen,
Wo man gehet Hand in Handen.

Weil du Land und Luft willst ändern,
Deiner Heimat dich entschlagen,
Ist es gleich noch viel zu frühe,
Sich so jung hinaus zu wagen —
Hör' ein bischen deine Gespielin,
Dir so lieb in früheren Tagen.

Ein klein Briefchen will ich schreiben,
Alsogleich und will es dir geben,
Gar nicht will ich es versiegeln,
Weil ich kann der Hoffnung leben,
Daß du gleich nach deiner Ankunft
Meinem Vater es wirst geben.

Und dann sage ihm auch mündlich
Neuigkeiten von den Seinen,
Daß die Kleine, die am Herde
Er verlassen in bitterm Weinen
Wol gedeiht und groß ist worden
Und sich aufnimmt, wie sie meinen.

Und daß seine älteste Tochter
Einem Manne wurde zu eigen,
Daß ein Söhnchen sie geboren,
Einen Ast voll Blumenzweigen,
Daß er schon den Babu kennet,
Mit dem Finger ihn kann zeigen.

Daß er seinen Namen führet,
Den ich hoch in Ehren halte,
Und er hat so schöne Glieder
Zierliche und wolgestalte.
Alle die das Kindlein sehen,
Sagen gleich: ganz wie der Alte.

Sage auch dem lieben Onkel,
Daß sein Dorf ist wol geborgen,
Seit er mit so vielen Kosten
Jenen Brunnen ließ besorgen.
Und daß alle an ihn denken,
Wie den Abend so den Morgen.

Wenn wir in die Kirche kommen,
Wenden wir uns zu der Stelle,
Wo wir ihn bestattet haben,
Dort an jener Altarschwelle;
Dann thut gleich das Herz uns wehe,
Und die Tränen fließen helle.

Seht! nun kommt der Herr Curate,
Dich mit Wasser einzuweihen;
Alle stehn mit bloßem Haupte —
Um den Sarg sich andre reihen —
Geh' nun ein zum Himmel, Liebste,
Mit dem Herren dich zu freuen.

Vòcero

auf den Tod des Giovanni von Vescovato.

(Eine Frau singt:)

Bin ein Vogel aus dem Busch,
Schlimme Mähre komm ich sagen;
Steiget schnell herab zur Kammer,
Müsset schnell den Tisch aufschlagen.

(Santia des Verstorbenen Weib singt:)

Aufgeschlagen ist die Tola
Für fünfhundert Speisegäste;
Herr Juvanni läßt euch bitten,
Daß ihr alle kommt zum Feste.

Eine Tafel also kostbar,
Froh die Gäste und unverdrossen —
O Juvà, Juvà, was hast du
Mir ein solches Leid beschlossen,
Einen Pfeil mir in die Seele
Mitten durch das Herz geschossen!

Nein! nach oben laßt uns gehen,
Dies ist ja das Fremdenzimmer,
Und du weißt es wol Juvanni,
Hier verweilet sind wir nimmer.
Wie ist doch dein Haus gefallen,
Hingesunken so in Trümmer!

Ach! daß du kein Wort sollst sagen,
Wer Juvà hat's dich geheißen?
Aus dem Leibe will mein Herz ich
Mir mit allen Wurzeln reißen,

Weil du solche Jammertage
Hinzuleben mich geheißen.

Nimm den Ring zurück von Demant,
Den du mir zum Pfand gegeben.
Weißt du nicht, daß ich dein Weib bin,
Du mit mir als Mann sollst leben?
Ach! du warst wie Nebelwolken,
Die in blauer Luft verschweben.

Willst im Dorf du nicht mehr wohnen,
Kannst du nach Bastia gehen,
Und dort wird an deiner Seite
Deine Annunziata stehen.
Denn vielleicht, bist du mir böse,
Willst dein Weib nicht gerne sehen.

Wo sind Felix und Lilina,
Unsre Kinder hingetragen?
Will das Herz in meinem Leibe
Mit der eignen Hand zerschlagen,
Wenn es wahr ist was die Leute
In dem Dorfe von dir sagen.

(Eine Frau von Venzolasca fällt ein:)

Gebt zufrieden euch Signora,
Herrn Juvà Ade zu sagen,
Und das Volk von Vescovato
Wird ihn ewiglich beklagen.
Wollen ihn nach Venzolasca
Heute früh hinübertragen.

(Santia nimmt den Gesang auf:)

Doch ich glaube Vescovato
Läßt ihn nicht von dannen tragen.

Ach! drei Dörfer sind gekommen,
Daß sie dich zur Gruft geleiten;
Ach! Juvà, willst du nicht sehen,
Wie sie Stricke um dich breiten?

O ihr Herren von Venzolasca,
O ihr Sieger nun, ihr großen,
Habt genommen mir Juvanni,
Mich in Einsamkeit gestoßen.

Abthun will ich meinen Schleier,
Will in der Faldetta wandern,
Und so will ich weiter gehen,
Wie die Armen gehn, die andern.

Vôcero

auf den Tod des Matteo.

(Die Schwester singt:)

Fluch komm' über seinen Stamm,
Ueber alle, die dran hangen;
Meinen Bruder schluget ihr todt,
Der dem Frieden ist nachgegangen.
Wo ihr ihn zur Stelle locktet,
Habt im Netz ihr ihn gefangen.
Aber alles was gesät ist,
Früh oder spat ist's aufgegangen.

Was er war will ich nicht sagen,
Noch wie jetzt ich ihn fand;

Jeden laß ich in seinem Hause,
Jeden laß ich in seinem Stand.
Du allerhöchster Jesu,
Alles geb' ich in deine Hand.

Zum Flußrand will ich mich wenden,
Dort wo im blutigen Staube
Ihre Federn und Flügel ließ
Meine liebliche Taube.
Auf der Straße ist sie gewandelt,
Sorglos fiel sie Falken zum Raube.
Gemein ist der Tod, es ist wahr,
Doch dieser ist einzig, wie ich glaube.

Weiter kann ich nichts mehr sagen,
Mich thut Schmerz zu sehr verwunden,
Weil doch meine fünf Gebrüder
Alle bis auf zwei geschwunden.
Das Blut vom Petracchiolo
Wie habt ihr's doch so süß erfunden.

Wir sind umrungen von Gendarmen,
Von Sergeanten, die stehn auf der Hut;
Ihre Zähne sie uns weisen,
Meine Brüder triefen von Blut.
Wenn Gelegenheit ist kommen,
Wird sich zeigen, wie uns zu Mut.

Wer doch war's, der dich, o Jammer,
Ausgeblasen, o meine Kerze?
Daß ich an ihn kommen könnte,
Ihm zerdolchen doch sein Herze!

O Matteju, wirst meinem Herzen
Blutegel sein nun immerdar.
Wie so oft sagt' ich's, o Bruder,
Mehr als zwanzig Male fürwahr,
Daß im Herzen dieser Grimmen
Nichts als Gift von Schlangen war.

O du gottverfluchte Neidschaft,
Möchtest du durch Pest doch enden,
Immer stehn sie auf der Wache,
Lassen uns nicht aus den Wänden.
Aber Zeit ist's sich zu rächen,
Und zur Hölle sie zu senden.

O Mattè, wie grimme Stiche
In der Nacht mein Herz durchdringen!
Neunmal haben sie geschossen,
Eh' die Mordthat wollt' gelingen.
Helfet mir, o meine Schwestern,
Weil die Adern mir zerspringen.

Vòcero

auf den Tod des Matteo eines Arztes.

(Dieses alte Lament aus dem Jahre 1745 wurde gesungen von einer Blutsverwandten des Todten. Als Chorführerin an der Spitze der Scirrata zur Klage gehend, kommt sie an eine Brücke und begegnet hier denen, welche den Todten nach seinem heimischen Dorfe tragen, worauf sie das Lament beginnt:)

Wie ich an die Brücke kommen,
War es wie Wolken, die dort stunden;
Doch nicht Priester mit der Stola,
Noch das Kreuz hab' ich gefunden.
Das Mandile nur alleine
Um den Hals ihm war gebunden.

(Indem sie den Leichnam zu grüßen sich weigert, noch irgend einem ein Zeichen der Freundschaft geben will, fährt sie fort:)

Setzet nieder hier Matteju,
Daß ich ihm die Hand mag reichen,
Andern will ich sie nicht geben,
Denn sie sind nicht Seinesgleichen.
O Matteju, meine Taube,
Du bist todt von ihren Streichen.

Ach! erhebe dich doch, Matteju,
Deine Krankheit wolle uns klagen.
Fieber ist es nicht gewesen,
Noch hat Schlagfluß dich erschlagen.
Deine Krankheit heißt Regretti
Und Natale muß man sagen.

Wenn die Not es hatte geboten,
Tint' und Feder zu beeilen,
Wenn nicht italienisch genügte,
Schrieb lateinisch er die Zeilen.
Ach! du konntest gehn nach Sorru,
Einen Kain selbst zu heilen.

(Eine andere Blutsverwandte des Todten kommt herbei und fällt ein:)

Wenn ich denke an meinen Vetter,
Fühl' die Erde ich zerspringen;
Wenn ich denke daß er gestorben,
Will mich Schauder all durchdringen.
Gehn wir weiter, liebe Nachbarn,
Daß wir heim die Leiche bringen.

Dieser war die Turteltaube,
Einem Bruder gleich geachtet,

War ein Schatz begehrt von Fremden,
Labsal dem der arm verschmachtet.
Wo er ging, von den Balconen
Hat im Dorf man ihn betrachtet.

Wütender bist du gewesen,
Denn ein Hund, o Hund Natale;
Weil er seinen Arzt verraten,
Wie der Judas nach dem Male.
Weil er wähnte, daß aus dem Blute
Man den Beuteteil ihm zahle.

Doch das Blut von dem Matteju
Ungerochen darf es nicht fließen.
Schuldlos habt ihr ihn erschlagen,
Und sein Blut sollt ihr nun büßen.
Ehe will ich zur Mohrin werden,
Als es ungerochen wissen.

(Die Chorführerin nimmt den Gesang auf:)

Ja! das Blut von dem Matteju
Wird in Bälde schon gerochen;
Denn es sind schon seine Brüder
Und die Vettern aufgebrochen.
Und wenn diese nicht genügen,
Hats der ganze Stamm versprochen.

(Während der Leichenzug durch ein Dorf von Soro zieht, kommt ein Paesan dieses Dorfes und bietet allen eine kleine Erfrischung, aber die Chorführerin singt:)

Nein, von euch in Sorru droben
Sei uns Labe nicht geboten.
Wir erwiesen euch nur Gutthat,
Uebles habt ihr uns entboten.

Den wir lebend euch gegeben,
Gebt zurück ihr uns als Todten.

Esset nur von eurem Brode,
Trinket nur von eurem Weine.
Denn wir wollen das nicht haben,
Wollen euer Blut alleine.
Einen schickten wir zum Buschwald,
Daß der Rächer uns erscheine.

Ist das nicht das Dorf da droben,
Wo mein Vetter mußte erblassen?
Möge Feuer es verschlingen,
Lieg' es verödet und verlassen!

(Eine Alte fällt ein:)

Stille, stille, o ihr Schwestern,
Hört nun auf mit diesem Toben.
Denn Matteju will nicht Rache,
Er ist nun im Himmel droben.

Schwestern seht auf diese Bahre,
Seht das Kreuz darüber schweben.
Jesus Christus will uns lehren,
Unsern Feinden zu vergeben.
Stachelt nicht die Männer weiter,
Sturm genug hat ja das Leben.
Heute stehn wir noch in Gnaden,
Morgen ach! schon fluchbeladen.

Vòcero

auf den Tod der Chilina von Carcheto d'Orezza.

(Die Mutter singt:)

Ach! sie sagten schon das Ave,
Und ich lag hier an der Bahre;
Schon gekommen sind die Frauen,
Dich zu sehn den Kranz im Haare —
O Chilina, Mutterwonne,
Meine schöne, demantklare.

Weißer warst du denn der Bergschnee,
Mehr denn Reis warst du erlesen;
Ach! dein Leib ist auf der Tola,
Doch dein Geist im Herrn genesen.
O Chilina, Mutterwonne,
Bist so eilig mir gewesen.

O mein Hahn du in den Nächten,
Meine Taube du am Morgen,
Nimmer wirst du heut' erwachen,
Meine Lust du und mein Sorgen.
Ach! Chilina, deine Augen
Haben all' ihr Licht verborgen.

Niemals schickt' sie mich zum Brunnen,
Niemals ließ sie Holz mich spalten,
Denn es hat mich meine Tochter
Einer Herrin gleich gehalten.
Ach! der Tod hat ihr die Flügel
Nun mit einem Mal entfalten.

Wo ist blieben meine Schönhand,
Die Schmalfingerlein die raschen,
Wenn die Fäden sie geknüpft hat
Und die Knoten und die Maschen.
Ach! der Dieb der Fußzehschleicher
Mußte sie so plötzlich haschen.

Nimmer konnt' ich das mir denken,
Alsobald zu sein alleine.
O wie wird nun Annadea
Stralen dort im Freudenscheine,
Wenn die Schwester sie empfanget,
Ach Chill, Chill du Meine.

Ach! was willst du doch Chilina
In so bösem Ort verschwinden!
Nimmer geht dort auf die Sonne,
Feuer kann man da nicht zünden.
O Chilina, Mutterwonne,
Nirgend mehr werd' ich dich finden.

Du wirst nicht mehr in die Messe,
Zu dem Ave nicht mehr gehen,
O Chilina, Mutterwonne,
Nimmermehr werd' ich dich sehen.
Ach! das will mir nicht gefallen,
Daß ich soll verlassen stehen.

(Ein Mädchen tritt in die Todtenkammer und singt:)

Nun steh auf, steh auf, Chilina,
Weil dein Pferdchen ist bereitet,
Und wir wollen nach Carcheto,
Wo die Hochzeitsglocke läutet;

Denn du bist schon aufgeboten,
Und der Brautzug dich geleitet.

Du bewegst dich nicht, du sagst nichts,
O Chilì willst keinen sehen —
Deine Händchen sind gebunden,
Deine Füßchen sind gebunden —
Schwestern, lösen wir die Binden,
Weil sie gern will mit uns gehen.

(Eine Frau fällt ein:)

Stille, still o Madalena,
Denn ich will sie etwas fragen:
Eh' vielleicht als ihrer Mutter
Wird sie mir die Antwort sagen,
Weil zu Haupt ihr doch die Mutter
Also weint und schluchzt in Klagen ...

Text des zweiten Vòcero in dieser Reihe.

Eo partu dalle Calanche
Circa quattr' ore di notte:
Mi ne falgu cu la teda
A circà per tutte l'orte,
Per truvallu lu mio vabu:
Ma li avianu datu morte.

Cullatevene più in su,
Chi truvarete a Matteju;
Perchè questu è lu mio vabu.
E l'aghiu da pienghie eju.

Via, pigliatemi u scuzzale
La cazzola e lu martellu.
Nun ci vulete anda, vabu,
A travaglià a San Marcellu?
Tombu m'hann lu mio vabu,
E feritu u mio fratellu.

Or circatemi e trisore,
E qui prestu ne venite:
Vogliu tondemi i capelli
Per tuppalli le ferite;
Chi di lu sangue di vabu
N'achiu carcu le mio dite.

Di lu vostru sangue, o vabu,
Bogliu tinghiemi un mandile;
Lu mi vogliu mette a collu
Quandu avrachiu oziu di ride.

Eo collu per le Calanche
Falgu per la Santa Croce,
Sempre chiamanduvi, vabu:
Rispunditemi una voce.
Mi l'hann crucifissatu
Cume Ghesù Cristu in croce.

Ich habe den Text dieses Vôcero mitgeteilt, damit sich aus einem Ganzen ein Urteil über den corsischen Dialekt bilden lasse und der Kundige im Stande sei, ihn mit dem Italienischen zu vergleichen. Ich finde eine nicht geringe Aehnlichkeit zwischen dem Dialekte Corsica's und dem römischen, wie er in Trastevere gesprochen wird. Aber überhaupt ist den italienischen Volksmundarten die Eigenschaft gemein, die Verbalendungen are und ire abzuschleifen oder abzuplatten, ferner

oft das l in r zu verwandeln. Der Corse sagt auch soretra statt sorella. Durchgehend ist die Neigung der corsischen Mundart, den Vocal o in das u abzudämpfen. Sprachkenner haben es ausgesprochen, daß der corsische Dialekt einer der reinsten unter denen Italiens sei, und besonders rühmt ihn Tommaseo in seiner Sammlung toscanischer, corsischer und griechischer Volkslieder, in welcher er auch die corsischen Vôceri, aber ziemlich verstümmelt, aufgenommen und erläutert hat. Er nennt in diesem Buch das Corsische eine mächtige Sprache und einen der am meisten italienischen Dialekte Italiens. Mich dünkt sie ächtes Gold gegen das Patois der Piemontesen und Lombarden und die Mundarten von Parma und Bologna. Schon aus dem mitgeteilten Klageliede wird man erkannt haben, daß die corsische Sprache, wiewol eine platte Mundart, doch weich und graziös ist.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Durch die Balagna nach Corte.

Ich verzichtete auf eine Wanderung längs der Küste von Calvi bis Sagone, wo die Golfe von Galeria und Girolata und die größeren von Porto und Sagone in das Land einschneiden. Diese Gegenden sind größtenteils uncultivirt, die Wege abschreckend.

Mit der Post, welche von Calvi nach Corte geht, machte ich mich auf, durch das herrliche Tal der Balagna zu fahren. Wie ich schon erwähnt habe nennt man dieses große und bestens cultivirte Land den Garten von Corsica. Himmelhohe Berge umschließen dasselbe, Schneehäupter wie der Tolo und der gewaltige Grosso, Höhen von den prächtigsten Formen, die den Landschaftsmaler entzücken würden. An den Abhängen stehen Ortschaften in großer Zahl, welche der Blick überlaufen kann, Santa Reparata, Muro, Belgodere, Costa, Speloncato, Feliceto, Nessa, Occhiatana, alle ehedem Sitze des Adels und der Caporali und voll von Erinnerungen alter Zeiten. Einst herrschten hier die Markgrafen Malaspina, die aus Massa und der lunigianischen Mark zu Hause waren, ein mächtiges Herrengeschlecht, welches auch Dante rühmt. Im Fegefeuer findet er Currado Malaspina und sagt zu ihm:

Ich bin in euer Land noch nie gekommen,
Doch wo man in Europa mag verkehren,
Wo hätte seinen Ruf man nicht vernommen.
Man hört den Ruhm von eures Hauses Ehren
Von Herr'n und Land aus jedem Munde kommen.

Fünf Grafen ihres Hauses Guglielmo, Ugo, Rinaldo, Isuardo und Alberto Rufo waren seit dem Jahre 1019 nach Corsica gekommen. Ihr zahlreiches Geschlecht ist in vielen Zweigen über die italienischen Lande verbreitet. Sie bauten in der Balagna Speloncato.

Später verloren die Barone ihre Macht durch die Verfassung der Terra del Commune. Man hielt hier häufig die Volksversammlungen, wie auf dem Feld von Campiolo. Der corsische Geschichtschreiber erzählt einen Zug von Heroismus, welchen Renuccio della Rocca auf einer dieser Veduten an den Tag legte. Renuccio stand gerade vor dem Volk, als sein vierzehnjähriger Sohn über das Feld ritt, und von dem wild gewordenen Roß in die Lanze geschleudert wurde, welche sein hinter ihm reitender Schildknappe hielt. Man brachte den sterbenden Jüngling zum Vater. Aber Renuccio, ohne die Miene zu ändern, fuhr in seiner Rede fort, das Volk zum Aufstand gegen Genua zu entflammen. Dieser spartanische Zug, der Heroismus Gaffori's, jener Heldensinn Leoni's vor dem Turm von Nonza, an welchem sein Sohn gefallen war, erinnert an die eherne Männlichkeit Xenophons. Als Xenophon beim Opfern war, brachte man ihm die Nachricht, daß sein Sohn Gryllus gefallen sei. Der Vater nahm bestürzt den Opferkranz vom Haupt, aber als man ihm sagte, daß sein Sohn tapfer gekämpft habe, setzte er den Kranz wieder auf und opferte ruhig den Göttern.

Ich fand in der Balagna viele schon gesichelte Getreidefelder, ein tröstlicher Anblick in corsischen Landen. Ueberall,

zumal in der Nähe von Ortschaften, gibt es herrliche Haine von Castanien, Wallnußbäumen und Mandeln, Gärten voll von Orangen und Citronen, und Oelwäldern. Die gute Straße führt am Fuß des Bergcirkels hin, und von allen Punkten genießt man der reizendsten Fernsichten in die Berge oder auf das Meer. Die größten Orte der Balagna sind Muro und Belgodere, namentlich das letztere, welches seinen Namen der schönen Lage verdankt. Um Belgodere her ist das rechte palladische Land der Olivenhaine.

Man behauptet, daß es in ganz Italien keinen Ort gebe, wo der Oelbaum zu solcher Größe erwachse, wie in der Balagna. Sein Wuchs, seine Fülle von Gezweig und sein Fruchtsegen sind erstaunlich. Er ist stark wie die Buche, und im heißen Mittag ruht man beschirmt unter seinem Frieden. Wie muß man den Oelbaum lieb gewinnen! Er ist nicht prächtig anzuschauen wie die Platane oder die Eiche; sein Stamm, seine graulich grünen, langen, schmalen Blätter erinnern an die heimische Weide, aber außer dem Reichtum, den er trägt, haftet an ihm die Poesie der menschlichen Cultur. Wenn man unter einem grauen Oelbaum am Meeresstrande sitzt, wird man in das fromme, sonnige Morgenland entrückt, wo unsre Phantasie zu Hause ist, seitdem uns die Mutter die Bilderbibel aufschlug und vom Oelberg in Jerusalem erzählte. Wie oft haben wir uns nicht jene Olivenhaine gedacht! Und wieder rauscht aus diesem Baume die Poesie der Hellenen und die Weisheit der Minerva, und sie versetzt uns in das Land des Homer, des Pindar und Aeschylus und unter die Musen und Götter des Olymp. Ein christlich hellenischer Baum ist der Oelbaum, ein doppelheimischer; sein Zweig köstlicher als der des Lorbeers, das schönste Sinnbild des Glücks und des Friedens, und der Mensch sollte die ewigen Götter zu allererst bitten: schenkt mir ins Leben einen grünen Oelzweig. Sie schenken allerlei ins Menschenleben, den Lorbeerzweig, die Mirte, den Dorn-

und den Cypressenzweig. Mit Demut soll's der Mensch hinnehmen. —

Es gibt in der Balagna mehrere Gattungen von Oelbäumen, die sabinischen **sabinacci**, die **saraceni**, die **genovesi**, so nennt man sie nach ihrer Abkunft gleich edlen Signorenfamilien. Die dritte ist die häufigste. Man schreibt sie Agostino Doria zu, welcher die Corsen zwang, die Olive reichlich zu pflanzen. Das ist denn ein friedliches Denkmal der Genuesenherrschaft in Corsica. Wann dort die Olive überhaupt heimisch geworden ist, weiß ich nicht zu sagen. Im Epigramm Seneca's wird noch geklagt, daß der Pallas Geschenk auf der Insel nicht zu finden sei. Doch scheint es mir kaum glaublich, daß man nicht schon vor Seneca den Oelbaum auf Corsica sollte cultivirt haben. Heute gilt von den corsischen Oelbäumen der Ruhm, daß sie unter allen andern der Welt den Witterungsveränderungen am kräftigsten trotzen, und dieses Lob hat ihnen Humboldt gespendet. Sie bedürfen weniger Pflege. Man schneidet, um sie zu kräftigen, ihre ältesten Aeste ab, umgräbt den Baum, oder trägt etwas Dünger um den Stamm auf. Wenn die Oliven abfallen, sammelt man sie. Zwanzig Pfund geben fünf Pfund klares Oel. Das thut man in Steinkrüge, worin es bis zum Monat Mai stehen bleibt. Der Oelbaum trägt alle drei Jahre sehr reichlich.

Es kommen die Vögel und tragen die Olivenkerne nach allen vier Winden und streuen sie aus. Da bedeckt sich die Insel mit wilden Oelgebüschen, welche in Berg und Tal lustig grünen und der Veredelung warten. Im Jahr 1820 hat man sie, ich weiß nicht auf welche Weise, zu zählen unternommen und man will ihrer zwölf Millionen rechnen. Heute sind die reichsten Oelländer Corsica's die Balagna, das Nebbio und die Gegend von Bonifazio.

Ich verließ die Balagna bei dem Ort Novella. Von dort geht es in das bergige Innere hinein, und stundenweit rollt

das Fuhrwerk durch enge Täler und zwischen unfruchtbaren Felsenhügeln hin, ohne daß sich eine Ortschaft zeigt, bis man nach Ponte alla Leccia in dem Golotal gelangt, wo die Hauptstraßen von Calvi, Ajaccio und Bastia sich treffen. Man fährt nun längs des Golo fort in einem anmutigen Tale. Zur Rechten hat man das Hirtenland Niolo, den heutigen Canton Calacuccia; es ist muschelförmig von den höchsten Bergen umgeben, in denen die Seen Neno und Creno liegen. Dies merkwürdige Gebiet ist eine natürliche Festung, denn nur an vier Stellen öffnet es sich, nach Vico, Venaco, Calvi und nach Corte. Ein steiler Weg, die scala di Santa Regina, führt nach Corte. In jenem Ländchen wohnen die stärksten Männer Corsica's, patriarchalische Hirten, welche die Sitten der Altvordern treu bewahrt haben.

Mancher merkwürdige Ort liegt auf der Straße nach Corte, wie zuerst Soveria, die Heimat der Cervoni. Thomas Cervoni war es, welcher Pasquale Paoli aus dem Kloster von Alando befreite, als Matra ihn dort belagerte. Man wird sich erinnern, daß er Pasquale's Feind war, daß aber seine Mutter ihm selbst die Waffen in die Hand gab und unter der Drohung, ihn zu verfluchen, ihn forttrieb, Pasquale zu retten. Cervoni eilte nach dem bestürmten Kloster, und Matra ward erschlagen.

Cervoni's Sohn war der tapfere General, welcher als Officier bei Toulon neben Napoleon die ersten Waffenehren davontrug. Er glänzte bei Lodi; im Jahr 1799 war er Commandant von Rom. Er kündigte dem Papst Pius VI. an, daß seine Herrschaft zu Ende sei und daß er den Vatican verlassen müsse. Er war das Schrecken von Rom. Valery erzählt, daß derselbe Cervoni in den Tuilerien an der Spitze der Generale vor Pius VII. trat und ihn begrüßte. Sein schönes Organ und seine italienische Aussprache setzten den Papst in Erstaunen, so daß er ihm Schmeicheleien sagte. Santo Padre, sagte hierauf Cervoni, sono quasi italiano — Oh! — Sono

Corso — oh! oh! — „Sono Cervoni!" — oh! oh! oh! und bei dieser Erinnerung wich der Papst bis an das Kamin zurück. Im Jahr 1809 riß dem Marschall Cervoni eine Kanonenkugel bei Regensburg den Kopf hinweg.

Nahe bei Soveria steht Alando, berühmt durch den Namen Sambucuccio, jenen Lykurg der Corsen, welcher die demokratische Verfassung dieses Volkes gründete. Man zeigt kaum kenntliche Trümmer seines Schlosses. Einer seiner Nachkommen war vierhundert Jahre später, im Jahr 1466, Vicar der corsischen Nation. Caporali wohnten hier, namentlich im nahen Omessa. Erst Tribune des Volks und durch die Demokratie Sambucuccio's berufen, die Rechte der Communen zu vertreten, erlagen sie dem allgemeinen Uebel, welches die besten Verfassungen untergräbt, dem Ehrgeiz und der Herrschsucht, und sie machten sich ebenso wie die Signoren zu Despoten. Noch zu seiner Zeit klagt Filippini, daß die Caporali die schrecklichste Geißel Corsica's seien.

Rings um Alando gedeihen Castanien, aber das Land ist arm. Auf den Berghaiden haben schwarze Schafe und Ziegen ihre Nahrung. Ihre Wolle wird hier zu dem pelone verwirkt.

Sobald man über das Gebirg Alluraja gekommen ist, welches sich hoch zwischen dem Golo und dem Tavignanoflusse erhebt, steigt man auf der vortrefflichen Straße nach Corte nieder.

Zweites Kapitel.

Die Stadt Corte.

Das Arondissement von Corte, das centrale Gebiet der Insel, umfaßt in 15 Cantons und 113 Communen eine Zahl von 55000 Menschen. Die kleine Hauptstadt selber zählt etwa 5000 Seelen.

Corte ist eine Binnenstadt von herrlicher Lage. Das Panorama der braunen Berge, in deren Mitte sie liegt, die Citadelle auf einem unersteiglich schroffen Felsenriff, geben ihr eine sehr ernste Physiognomie. Von allen Seiten erheben sich Berge und in den mannigfachsten Formen. Nach Norden sind sie niedriger und meist kuppelförmige Höhen, welche bebuscht oder mit Getreidefeldern bedeckt sind. Der Sommer hat sie in tiefes Braun gekleidet. Es sind dies die letzten Absenkungen der Bergreihen, welche die Wasserscheide zwischen dem Golo und dem Tavignano bilden und zwei Täler trennen, Niolo und Tavignano. An der Oeffnung des letzteren, wo der Tavignano mit der Restonica zusammenströmt, liegt Corte. Drei hohe und ganz mit Felsen gepanzerte Berge beherrschen den Eingang in dieses Gebirgstal; beide Flüsse haben sich durch tiefe Schluchten ihre Wege gebahnt und rauschen über Trümmergestein in einander. Zwei steinerne Brücken führen über sie hinweg.

Die untere Stadt hat nur eine Hauptstraße, welche neu ist, den sogenannten Corso, dem eine Allee von Ulmen ein ländliches Ansehn gibt. Und auch hier überraschte mich die idyllische Stimmung, welche den corsischen Orten ein so eigentümliches Gepräge verleiht. Man glaubt sich wahrlich in dem fernsten Teil der Welt und von allem Verkehre abgeschieden.

Ehrwürdig ist die Stadt durch Erinnerungen der Geschichte. Zur Zeit Paoli's war sie der Mittelpunkt seiner Regierung, in ältesten Zeiten Sitz maurischer Könige, in allen Jahrhunderten als Mittelpunkt der Insel wichtig und durch ihre Festung oftmals entscheidend für den Gang der Kriegsereignisse.

Die Citadelle von Corte ist die Akropolis von Corsica. Sie steht auf einem schwarzen, schroffen, zackigen Felsen, welcher über dem Tavignano aufsteigt. Mauern, Türme, die alte Stadt, welche sie umschließt, Alles sieht schwarz, verwittert, grauenvoll wüste aus und von unablässigem Kampf zerhauen.

Oefter als Belgrad ist dieses Schloß bestürmt und verteidigt worden. Den Grund zu seiner jetzigen Gestalt legte Vincentello d'Istria im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Man zeigt hier noch die Schießscharte, aus welcher die Genuesen den jungen Sohn Gaffori's heraushingen, um den Vater vom Sturm abzuhalten.

Gaffori's Name ist die schönste Zierde der Stadt Corte, und sein kleines von Kugeln noch durchlöchertes Haus ihr glänzendstes Monument. Es bewahrt noch eine andere Erinnerung, die an sein heldengroßes Weib. Die Genuesen benutzten einst die Abwesenheit Gaffori's, sein Haus zu überfallen und sich seines Weibes zu bemächtigen, wie es ihre Politik war, die Familien gefürchteter Corsen als Geißeln zu gebrauchen und die Vaterlandsliebe durch die Natur zu bekämpfen. Aber Gaffori's Weib verschanzte sich in ihrem Hause, und verteidigte sich darin mit den wenigen Freunden, die ihr zugesprungen waren, die Flinte in der Hand, Tage lang. Als die Not immer höher stieg, rieten ihr ihre Freunde zur Capitulation. Sie aber brachte ein Pulverfaß in ein unteres Zimmer, ergriff eine Lunte und schwor das Haus in die Luft zu sprengen, wenn man aufhöre auf die Stürmenden zu feuern. Die Freunde kannten den verzweifelten Mut dieses Weibes und hielten Stand, bis Gaffori selbst mit einer Corsenschaar herbeikam und seine Gattin befreite. Als er ermordet war, nahm dasselbe Weib seinen jungen Sohn, den man einst an jene Mauer des Castells gebunden hatte, und ließ ihn schwören, die Genuesen zu hassen und seinen Vater zu rächen. So that auch Hasdrubal mit Hannibal in alten Zeiten.

In demselben Hause wohnte im Jahr 1768 Carl Bonaparte mit Lätitia; es war würdig einem Napoleon die Entstehung zu geben.

Viele Erinnerungen an Paoli haften an einem andern Gebäude, welches Palazzo de Corte heißt, und Sitz der Regierung

Paoli's wie seine Wohnung war. Da ist sein Zimmer, in welchem er arbeitete, ärmlich und schlecht, wie es dem Gesetzgeber der Corsen geziemte. Man weiß zu erzählen, daß der große Mann, nicht sicher vor den Mörderkugeln, das Fenster dieses Zimmers stets verbarrikadirt hielt; und in der That sieht man noch die Fensterladen mit Kork ausgefüttert. Die Nationalversammlung hatte ihm eine Garde von 24 Mann bewilligt, wie ehedem Demokratien Griechenlands ihren Volksmännern solche Garden gaben. Stets hatte er sechs Hunde als Wache bei sich. Ich muß hier an seinen Zeitgenossen und Bewunderer Friedrich den Großen denken, wie auch er in seinem Cabinet stets von Hunden umgeben war; doch waren es Spielhunde, die reizende Alcmene und die zierliche Biche und andere Windhunde. Wollte man Paoli in dieser Hundegesellschaft malen, wie man den alten Fritz in der seinen so oft dargestellt hat, so würde es ein wildes Bild geben: der corsische Held in seinem ärmlichen Cabinet am Kaminfeuer schreibend, in einen groben Rock gehüllt, hinter einem verbarrikadirten Fenster, auf dem Boden kauernd zottige Wolfshunde — da hat man ein corsisches historisches Genrebild.

Ein anderes Zimmer, ehemals der Sitzungssaal des Staatsrats der Neun, bewahrt eine nicht minder interessante Merkwürdigkeit. Da sieht man nämlich noch die Stangen, welche den Baldachin über einem Tron Paoli's tragen sollten. Paoli und ein Tron! das ist unglaublich — hat dieser große Volksmann Gelüste nach königlichen Emblemen getragen? Man will es behaupten und erzählt davon Folgendes. Eines Tags sah man im Nationalpalast einen Tron aufstellen. Er war von carmoisinrotem Damast, mit goldenen Fransen verziert und trug über dem Wappen Corsica's eine goldene Krone, welche so angebracht war, daß wenn Paoli auf dem Stule saß, sie über seinem Haupte stand. Zu diesem Tron gehörten kleinere Sessel für die Neunmänner. Als nun der Rat der Neun in

dem Saal sich versammelt hatte, öffnete sich die Thüre und Paoli trat herein, in einem prächtigen Staatsgewand, das Haupt bedeckt, den Degen an der Seite, und schritt auf den Tron zu. In diesem Augenblick erhob sich ein Murmeln des Staunens und Unwillens unter den Neunmännern, und dann folgte tiefe Stille. Paoli hat sich nie auf den Tron gesetzt.

Ich finde diese Erzählung so oft bestätigt, daß sie zu bezweifeln mir fast gewagt scheint. Wenn sie wahr ist, wäre das ein merkwürdiger Zug in der Seele des großen Bürgers, ein Beweis, daß menschliche Schwachheit überall eindringt, daß kein Sterblicher vor dem Augenblick sicher ist, wo ihn die Eitelkeit beschleicht. Paoli und ein Tron — es gibt kaum einen größeren Widerspruch. War doch das corsische Volk und die Freiheit der höchste Tron für den edlen Mann, und nie hat Einer auf einem herrlicheren gesessen als der hölzerne Schemel war, auf welchem Paoli der Gesetzgeber und Befreier seines Volkes saß.

Seine Feinde haben ihm vorgeworfen, daß er nach der Königskrone strebte, doch thaten sie ihm Unrecht, und jener Vorwurf wird durch die Geschichte Lügen gestraft. Wollte er vielleicht durch königliche Embleme seinem Staat nach außen ein erhöhtes Ansehn geben, da dieser stets den althergebrachten Titel des Königreichs Corsica führte? Sonst hat er nie fürstlichen Prunk zur Schau getragen. Er, wie alle Glieder der Regierung, trug die Kleidung des Landes, das Tuch Corsica's, und er lebte nach der schlichtesten Landesart. Die Häupter des Staats unterschieden sich nur durch ihre Intelligenz von dem Volk, und nur um den Franzosen auch äußerlich den Schein einer geregelten Regierung zu geben, bestimmte Paoli für den Staatsrat eine auszeichnende Kleidung, einen grünen Rock mit Goldstreifen, den Farben Corsica's. Er selbst legte ihn an und ließ dieses Staatsgewand von den Räten tragen, als die französischen Officiere zum erstenmal nach Corte kamen.

In würdiger Weise sollten die Landesregenten erscheinen. Dies war ein Zugeständniß an die französische Etikette, das schon bedauerlich ist, weil sich Paoli hier nicht mehr frei vom Schein erhielt, und jene demokratische Gleichheit durch ein paar Goldtreffen aufhob; und doch durften die Corsen ihren wollenen Kittel mit größerem Stolz tragen, als die Franzosen ihre prunkenden Uniformen. So geringfügig und in der Betrachtung untergeordnet diese Dinge an sich erscheinen mögen, so geben sie doch zu denken. Denn die Zeit macht unwesentliche Unterschiede zu wesentlichen und das Aeußere auch zum Innern. Es liegen in ihr unsichtbare Einflüsse des Schlechten, welche alles Reine trüben und alles Edle verunedlen. Die Menschenwelt ist einmal so, daß ihre erhabensten Erscheinungen nur da zu finden sind, wo nach einem hohen Ziel erst gerungen wird. Es hat mich in Corsica manchmal traurig gemacht, wenn ich daran dachte, daß alle diese heroischen Anstrengungen des Volks um die Freiheit fruchtlos gewesen sind, daß nun im Lande Sampiero's, Gaffori's und Paoli's die Nation der Eitelkeit die Herrschaft führt. Doch schmerzlicher noch wäre die Erfahrung, wenn der Staat Paoli's in sich selber erkrankte und dem menschlichen Eigennutze erlag. Ich glaube wenigstens, daß er diesem Schicksal nicht entgangen wäre. Denn die wahre Freiheit lebt nur in Utopien. Die Menschheit scheint ihrer nur in geweihten Augenblicken fähig zu sein.

Einmal empfing Paoli in diesem Palazzo nationale auch eine pomphafte Gesandtschaft. Ein tunesisches Schiff war an den Küsten der Balagna gestrandet, und Paoli hatte den schiffbrüchigen Barbaren nicht allein all' ihr Hab und Gut zurückstellen, sondern sie gastlich verpflegen und von zwei Officieren zum Bey von Tunis heimwärts geleiten lassen. Der Bey schickte deshalb eine Gesandtschaft an Paoli, welche ihm seinen Dank und die Versicherung bringen sollte, daß er sein und seines Volkes Freund bleiben wolle, und daß in seinen Staaten

keinem Corsen je ein Leid zugefügt werden dürfe. Der Gesandte von Tunis kniete vor Paoli nieder, und die Hand an die Stirne führend sagte er: il bey ti saluta e ti vuol bene, der Bey läßt dich grüßen und will dir wol. Er brachte ihm ein schönes, kostbar bedecktes Pferd, zwei Strauße, einen Tiger, einen mit Diamanten besetzten Säbel; und nachdem er einige Tage in Corte gewohnt hatte, kehrte er nach Afrika zurück.

In der unmittelbaren Nähe Corte's liegt das alte Franciscanerkloster, eine ansehnliche Ruine. Hier versammelte sich zu Paoli's Zeit das corsische Parlament in der Kirche, von deren Kanzel herab so mancher Patriot feurige Reden hielt. Der Freiheit wurde in dieser Kirche viel geopfert, und ihr Name klang hier nicht als wesenlose Phrase. Die ihn anriefen, starben auch dafür. Im Jahr 1793 waren auf dem Platz vor diesem Kloster die Corsen zu einer Versammlung vereinigt; die Zeit war stürmisch, denn der französische Nationalconvent hatte Paoli des Hochverrats angeklagt. Da kletterte hier Pozzo di Borgo, jener unerbittliche Feind Napoleons, gleich ihm ein Bürger aus Ajaccio, auf einen Baum und hielt eine begeisternde Verteidigungsrede Paoli's; für infam wurden hier erklärt Paoli's Ankläger, die wütenden Clubbisten Arena und die Bonaparte.

Wenn man heute in dem grabesstillen Städtchen umherwandert, unter dessen schattigen Ulmen ärmlich aussehende Corsen stehn, als wollten sie den Tag und die Welt verträumen, so will's einem gar nicht in den Sinn, daß vor kaum hundert Jahren die aufgeklärteste Staatsweisheit in solchem verborgnen Erdenwinkel ihren Sitz aufgeschlagen hatte.

Auch eine Universität hatte Paoli in Corte gegründet, wie er hier auch die erste corsische Druckerei und die erste Zeitung ins Leben rief. Von dieser hohen Schule sollten sich Aufklärung und Wissenschaft als ein Lichtstrom über die Berge und in alle Täler Corsica's verbreiten, und vor ihm sollte die mittel-

altrige Barbarei verschwinden. Ich habe schon dieser Universität gedacht und gesagt, welch ein patriotisches Institut sie war. Viele wackere Männer gingen aus ihr hervor, tüchtige Advocaten, die auf dieser Insel meist auch die Schriftsteller sind. Auch Carl Bonaparte, Napoleons Vater, studirte hier. Die junge Anstalt ging mit dem Verlust der Freiheit unter. Jene wiederherzustellen, setzte Paoli auf seinem Todtenbette ein Legat aus, und mit Hülfe dieses Capitals wurde im Jahr 1836 eine Hochschule neu errichtet. Sie hat heute einen Director und sieben Professoren für Wissenschaften, doch erfreut sie sich keiner großen Blüte. Vielleicht auch möchte eine Anstalt akademischer Art den Bedürfnissen Corsica's weniger entsprechen, als tüchtige Realschulen.

Ich habe unter den Corsen wolgebildete und gelehrte Männer getroffen, und auch hier in Corte machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, dessen Belesenheit in den romanischen Literaturen mich in Erstaunen setzte. Es war der Sohn eines der tapferen Capitäne, die nach der Schlacht von Ponte Nuovo bis zum letzten Augenblick die Waffen hielten, und den ich namentlich genannt habe. Sein Gedächtniß ist so groß, daß er die besten Stellen aus Italienern, Franzosen und Lateinern auswendig kannte, und es ihm nicht darauf ankam, ganze Seiten aus dem Tasso oder Ariost, lange Sentenzen aus Voltaire oder Macchiavelli, aus Livius, Horaz, Boileau und Rousseau herzusagen. Mit ihm über Literatur sprechend, fragte ich ihn einmal: lasen Sie je etwas von Göthe? Nein, sagte der wolbelesene Mann, von den Engländern kenne ich nur Pope.

Meine freundlichen Tischgenossen, unter ihnen der einzige corsische Maler, den ich auf der Insel kennen lernte, führten mich zu den Marmorbrüchen Corte's. Der Stein ist von bläulicher Farbe mit rötlichweißem Geäder und brauchbar für Architectur und Ornamente. Man war in der Grube beschäftigt,

einen Säulenblock den Berg hinunter zu schaffen. Man hatte ihn auf Walzen gelegt und schob ihn mit der archimedischen Schraube bis an den Rand des abschüssigen Weges, der von dem Bruch an die Stelle führte, wo die Blöcke behauen werden. Der mächtige Stein fuhr den Weg hinunter, wühlte sich durch, hüllte sich in eine schwarze Staubwolke, und so hinabgleitend erklang er hell und rein wie eine Glocke. Am Fuß dieses marmorreichen Berges treibt die Restonica eine Mühle, in welcher Marmorplatten geschnitten werden. Man braucht sieben Tage, um einen Block in 30 Platten zu zerschneiden. In Corte also wird Seneca's Ausspruch über Corsica zu Schanden: non pretiosus lapis hic caeditur; hier wird kein köstlicher Stein gehauen. — Sonst besteht Seneca's Wort noch in Kraft; die köstlichen Steine sind hier todtes Kapital.

Drittes Kapitel.

Unter den Ziegenhirten des Monte Rotondo.

> — tomo un puño de bellotas en la mano, y mirandolas atentamente solto la voz a semejantes rasones: Dichosa edad y siglos dichosos aquellos a quien los antiguos pusieron nombre de dorados —
>
> Cervantes, Don Quijote.

Ich hatte mir vorgenommen, den höchsten Berg Corsica's, den Monte Rotondo zu besteigen, welcher eine halbe Tagereise südwestlich von Corte liegt und fast als Mittelpunkt der Insel betrachtet werden kann. Obwol man mir die Mühe als sehr groß schilderte, hoffte ich doch einen klaren Tag und hinreichende Entschädigung zu finden. Am meisten war mir daran gelegen, einen Blick in das noch ganz ursprüngliche Naturleben der Hirten zu thun.

Ich mietete einen Führer und ein Maulthier, und ausgerüstet mit Brod und einigen Kürbisflaschen voll Wein, ritt

ich am 28. Julius in der Morgenfrühe in die Berge hinein. Der Weg, ein Hirtenpfad, führt immer durch ein und dasselbe Tal der wilden Restonica, von ihrer Mündung in den Tavignano hart an der Stadt bis hinauf zum Gipfel des Rotondo, über den ihre Quellwasser hinabströmen. Das Bette dieses schönen Bergstroms ist jene tiefe und schauerliche Talschlucht. In der Nähe Corte's öffnet sie sich zu ziemlicher Breite, und da gedeihen Castanien- und Wallnußbäume am Wasser. Weiter hinauf wird sie enger, die Ufer türmen sich schwarz und gigantisch zu beiden Seiten und tiefgrüne Urwälder von Pinien und Lärchenbäumen umschatten sie.

Das Maulthier kletterte sicher auf den schmalsten Pfaden an Abgründen hinauf, und oft war der Blick in die Tiefe, durch welche die Restonica schäumt, schön und furchterregend. Wie die Sonne empor stieg, nahm mich ein prächtiger Wald auf. Herrlich sind diese Riesenbäume und malerisch, die Pinie mit ihrem grünen breiten Dach, der Lärchenbaum gleich einer Ceder knorrig, mächtig aufgestrebt und vielästig. Die Stämme umbuscht der wilde Waldgarten von blühenden Mirten, von hochaufgeschossener Erika und von Buxus. Erquickend und labsam war der Walddust von all' dem medicinalen Kraut, woran die Berge Corsica's so reich sind.

Mein Führer schritt rasch voran. Manchesmal überfiel mich doch ein Grauen, wenn ich mich in dieser dunkeln Felsen- und Waldwildniß mit ihm allein sah und er einen Blick nach mir zurück warf. Er war ein häßlicher Mensch und in seinen Augen lag nichts Gutes. Ich sollte erst nachher erfahren, daß an seiner Hand Blut klebte.

In dieser romantischen Bergwildniß stundenweit reitend, hört man nichts als das monotone Rauschen der Wasser, das Schreien der Falken und bisweilen den hellen Pfiff eines Hirten, der seinen Ziegen ruft.

Die Hirten wohnen zerstreut in Hölen oder in Capannen

an den Abhängen des Monte Rotondo, bis zu dessen Kamm hinauf ihre Heerden klettern. Die letzten Hirtengemeinden hausen in einer Höhe von mehr als 5000 Fuß über dem Meeresspiegel. Ihre wunderlichen Stationen haben ihre Namen.

Nach einem dreistündigen Ritte kam ich an die erste Hirtenstation, die Rota del Dragone, das Drachenrad. Vom Ufer der Schlucht ans Wasser hinreitend, sah ich eine schwarze rußige Höle vor mir, tief in den Fels gebogen, aus ungeheuren Granitblöcken aufgewölbt. Wenige Schritte vor ihrem Eingange tobte die Restonica vorüber, zwischen Felsgetrümmer hinwegrasend — ringsum Felsen und dichter Wald. Um den Eingang der Grotte waren als Umfriedung Steine aufgeschichtet. Ein Feuer brannte in der Höle, um dasselbe kauerte die Hirtenfamilie. Ein elend aussehendes Weib saß daran und besserte an einem Kleide, neben ihr ein fieberkranker Knabe in eine braune Decke von Ziegenwolle eingehüllt, aus der sein bleiches Gesicht und seine flackernden Augen fragend herausschauten.

Der Hirte war aus der Höle getreten; er lud mich freundlich ein, abzusteigen und frische Milch und frischen Käse zu essen. Ich nahm das mit Dank an und besah das Innere dieser wunderlichen Felsenklause. Die Grotte zog sich tief in den Berg hinein und hatte Raum für eine Heerde von 200 Ziegen und Schafen, welche der Hirte jeden Abend dort hinein treibt, sie zu melken. Es war das so wahrhaft die Höle des Polyphem, daß Homers Beschreibung nach ihr gemacht zu sein scheinen konnte. Denn alles fand ich hier wieder, selbst die Reihen von Gefäßen voll Milch und mehr als hundert Stück plattrunder Käse auf frisches Blätterwerk gelegt. Nur den Polyphemos selber fand ich nicht, denn mein Gastwirt, so räuberisch und wild er in seinen zottigen Kleidern aussah, war die Gastlichkeit selbst.

Kommen bisweilen die Banditen vom Berge zu euch? fragte

ich den Troglodyten. — Die kommen wol, sagte der Mann, wenn sie hungrig sind. Seht hier diesen Stein, auf dem ich sitze — vor zwei Jahren versteckten sich hier zwei Banditenjäger, die wollten den Serafin erlauern. Aber der kam Nachts herbeigeschlichen, und mit zwei Stichen hatte er die Beiden auf diesem Steine stumm gemacht, dann ging er wieder in die Berge.

Der Führer mahnte zum Aufbruch. Ich sagte dem Hirten Dank für seine Gabe, und ritt hinweg, nicht ohne Schaudern.

Der Pfad, der nun durch die Restonica aufs andere Ufer führte, wurde immer steiler und beschwerlicher. Endlich erreichte ich nach zwei Stunden, vom Nebel durchnäßt, während eines prächtigen Gewitters die letzte Hirtenstation auf den Unterbergen des Rotondo, wo ich übernachten sollte. Sie heißt Co di Mozzo.

Ich hatte von den Capannen auf dem Monte Rotondo viel gehört, und dachte sie mir in den wilden Bergen originell genug, vielleicht gar idyllisch, kleine Hütten im grünen Pinienwalde oder auf duftigen Alpenhängen in schäferlichster Natur. Wie ich nun bei Donner und Blitz und im Sprühregen hinaufritt, sah ich nichts als wüstes Gestein, titanisch zertrümmert, durcheinandergeworfene Granitklippen auf dem Hange eines großen grauen, trostlos öden Felsenkegels. Aus dem Gesteine stieg leichter Rauch empor. Das Grau der Regenwolken, die matten Blitze, das Rollen des Donners, das Rauschen der Restonica und die tiefe Melancholie der Berge umher stimmte die Seele traurig.

Einige vom Sturm zerzauste Lärchenbäume standen auf dem steilsten Rande einer nackten Schlucht, durch die in Wellenstürzen von Block zu Block die Restonica herabschäumte. Rings umher nichts als die ödesten Klippen und ein großer Blick in das vernebelte Tal, aus dem ich heraufgekommen war. Ich suchte mit den Augen lange die Capannen, auf die mein

Führer hinwies. Endlich sah ich sie im Gestein und den seltsamsten Hirtenstaat vor mir, bestehend aus vier Wohnungen im urspünglichsten Baustile der Welt, ja vielleicht mit weniger Kunst gebaut als Termiten oder Biber an ihre Häuser zu wenden wissen.

Jede dieser Capannen besteht aus vier Wänden von einfach über einander gelegten Steinen. Sie sind etwa 3 Fuß hoch. Auf ihnen liegt ein Dachgiebel von schwarzberußten Baumstämmen und Brettern, welche mit großen Steinen beschwert sind. Eine Oeffnung in der Vorderwand dient als Thüre. Der Rauch sucht durch diese seinen Ausgang und quillt aus dem Dach oder aus den Wänden, wo er immer eine Ritze findet. Vor der Hütte umschließt eine Umfriedung von Steinen einen kleinen Raum, in welchem Gefäße stehn. In dessen Ecke erhebt sich der palo, ein Pfahl mit wenigen Aesten, an welchen Kessel, Kleidungsstücke und Striemen von Ziegenfleisch hängen.

Ein paar zottige Hunde sprangen mir entgegen als ich auf die Capanne zuritt, und die Hirtengemeinde, Männer und zerlumpte Kinder, krochen aus den Hütten heraus und betrachteten neugierig den Fremdling. Sie sahen seltsam genug aus in diesen wüsten Steinen, den pelone, ihren zottigen braunen Mantel umgeschlagen und das rote berretto auf dem Kopf, die Gesichter bronzen und dunkelbärtig. Ich rief ihnen zu: Freunde, gebt einem Fremden Gastfreundschaft, der über Meer gekommen ist die Hirten von Co di Mozzo zu besuchen. — Sie riefen freundlich: Evviva! und Benvenuto!

Tretet in die Capanne, sagte der Eine, und trocknet euch am Feuer; drinnen ist es warm. Ich zwängte mich sogleich durch die Thüre, neugierig, das Innere zu sehen. Ich fand einen dunklen Raum von etwa 14 Fuß Länge und 10 Fuß Breite — da war kein Gerät, kein Stul, kein Tisch, nichts als der nackte schwarze Steinboden, die nackten schwarzen Stein-

wände und ein Rauch des Kienfeuers, welcher mir unerträglich schien. An der Wand brannte auf dem Boden ein mächtiger Holzstamm, ein Kessel hing darüber.

Angelo, mein Wirt, breitete die Decke, die ich mitgebracht hatte, auf dem Boden aus und gab mir den Ehrenplatz so nahe am Feuer als möglich. Bald kauerte darum die ganze Familie, das Weib, drei kleine Mädchen und ein Bube, der Hirt, ich und mein Führer. Die Capanne war voll. Unterdeß warf Angelo einige Striemen von getrocknetem Ziegenfleisch in den Kessel, und Santa sein Weib holte Käse und Milch. Das Gedeck war originell hirtenmäßig, die Tafel nämlich bestand aus einem drei Fuß langen abgerandeten Brette, welches auf die Erde gelegt wurde. Darauf stellte die Hirtin ein hölzernes Gefäß voll Milch, einen platten Käse und ein Brod. Eßt, sagte sie, und denkt daß ihr bei armen Hirten seid; zu Abend geben wir euch Truten (Forellen), denn mein Sohn ist gegangen sie zu fischen.

Hole den Broccio, sagte der Hirte, das ist das Beste was wir haben, und es wird euch schmecken. Ich war auf den Broccio neugierig; ich hatte ihn schon in Corte als den größten Leckerbissen der Insel und als die Blume der Hirtenindustrie preisen hören. Santa brachte ein bedecktes rundes Korbgeflecht, stellte es vor mich hin und that es auseinander. Da drinnen lag denn der Broccio, weiß wie Schnee. Es ist eine Art geronnener süßer Ziegenmilch. Mit Rum und Zucker genossen ist's allerdings ein Leckerbissen. Die armen Hirten verkaufen einen Broccio-Kuchen in der Stadt für 1 oder 2 Franken.

Wir langten mit den Holzlöffeln wacker in den Broccio — nur das Weib und die Kinder durften nicht mit essen. So am Feuer auf dem Boden kauernd in der engen, ganz von Rauch erfüllten Capanne, um mich her wilde und neugierige Gesichter, den Holzlöffel in der Hand, überkam mich die Laune, und ich hob an das Leben der Hirten auf den

Bergen zu preisen, welche sich genügen lassen mit dem was ihre Heerden geben, und das Elend von Mein und Dein und die goldne Sorge des Palastes nicht kennen.

Aber der wackere pastore schüttelte den Kopf und sagte: vita povera, vita miserabile!

Und so ist es in der That. Diese Menschen führen ein sehr elendes Leben. Vier Monate lang, Mai, Juni, Juli und August hausen sie in diesen Capannen, alles entbehrend was das Leben menschlich macht. In ihrer Welt gibt es keinen andern Wechsel als den der Elemente, von Sturm, Wolken, Regenflut, Hagel und Sonnenwärme; Abends ein trauriges Lied, ein Lamento zur Schalmei, eine Banditengeschichte am Feuer, ein Jagdstück vom Muffro und vom Fuchs, und hoch über sich und um sich die Riesenpyramiden des Urbergs und die gestirnte Herrlichkeit des Aeters, in der Brust vielleicht, trotz der vita povera, ein genügsames, heiteres, gottergebenes und ehrliches Menschenherz.

Wenn der Morgen graut, erheben sich diese armen Menschen von dem harten Boden, auf dem sie in ihren Kleidern und ohne Decke geschlafen haben und jagen die Heerden auf ihre Waideplätze. Dort verzehren sie ihr dürftiges Mal, den Käse und die Milch. Die Alten, welche zu Hause bleiben, liegen in der Capanne am Feuer oder beschäftigen sich mit der notdürftigsten Hausarbeit. Abends kehrt die Heerde heim und wird gemolken, und dann bricht wieder die Nacht an, und es ist Zeit sich niederzulegen.

Der Schnee und die Regengüsse des September vertreiben die Hirten aus ihren Bergcapannen. Dann steigen sie mit den Heerden nach der Küste hinunter. Dort haben sie in der Regel ihre wohnlicheren Hütten, in denen oft auch das Weib mit den Kindern den Sommer über bleibt. Meine Wirtin Santa war das einzige Weib in dem Hirtenstaat von Co di Mozzo, welcher aus sechs Familien besteht. Warum, fragte ich sie,

seid ihr vom Paese in diese düstre Capanne herauf gezogen? Seht, fiel Angelo ein, sie ist heraufgekommen sich zu erfrischen. Ich hätte beinahe aufgelacht, wie er dies sagte, denn der Rauch in der Capanne preßte mir Thränen aus und die Atmosphäre war infernalisch. Ich sollte also den elenden Steinhaufen gar als Sommervilla betrachten, wohin eine Familie gekommen war sich zu erquicken. Ja, sagte Angelo, wie ich ein bedenkliches Gesicht machte, unten ist es warm und hier oben weht der Bergwind, und das klare Wasser kommt herunter, das ist frisch wie Eis. Wir leben so wie es uns Gott gesegnet. — Mir aber war, wie Angelo sprach, und ich die lachenden braunen Kindergesichter um mich her sah, als wäre ich auf den wunderbaren Berg der Brahmanen gekommen, und als wäre Angelo Jarchas aller Brahmanen und Bergphilosophen Weisester. Er sprach ernst, kurz, und war schweigsam wie einem Philosophen ziemt.

Angelo besaß 60 Stück Ziegen und 50 Stück Schafe. Der Ertrag der Milch ist gleichwol nicht groß. Im Sommer reicht er hin die Familie notdürftig zu nähren. Der Broccio und der Käse wird unten verkauft, aus dem Erlös wird Brod und das Kleid beschafft. Im Winter gibts wenig, denn die Milch geht drauf die jungen Lämmer und Ziegen zu füttern. Mancher Hirte hat einige hundert Stück in seiner Heerde. Wenn es an die Teilung unter die Kinder kommt, gilt es das Glück der Patriarchen zu haben und die Heerde zu mehren. Die Aussteuer einer Hirtentochter besteht in 12 Ziegen wenn sie arm, wenn sie reich ist, nach dem Vermögen.

Die Nebelwolke hatte sich verzogen. Ich trat aus der Capanne in die frische Luft und schöpfte Odem. Die Hirten saßen auf den Steinen umher und rauchten aus ihren hölzernen Pfeifen. Sie wählen unter sich den Aeltesten oder den Angesehensten zu ihrem Vorstande und Friedensrichter. Mich überraschte diese Bemerkung, die ich zufällig machte; denn sie

ließ mich in dieser kleinen Hirtendemokratie einen Blick gleichsam in den Urzustand der menschlichen Gemeinschaft und in die Anfänge der Staatenbildung thun. So können denn nicht sechs Menschen neben einander leben ohne daß ihre Gesellschaft zu einer Regel wird, aus der sich Gesetze entwickeln. Ich grüßte den kleinen stämmigen Podestà voll Ehrfurcht, und indem ich ihn schweigend betrachtete, dünkte er mir noch ehrwürdiger zu sein als Dejoces, der erste und weiseste aller Könige der Meder.

Neben den Capannen bemerkte ich kleinere überdeckte Steinhütten von runder oder von länglicher Form. Das waren die Vorratskammern. Angelo öffnete eine kleine Thüre in der seinigen, und in das Innere hineinkriechend winkte er mir zu folgen. Ich begnügte mich hineinzusehn. Da lagen auf grünen Zweigen die platten Käse und in kleinen Körbchen Kugeln von weißlicher Ziegenbutter.

Nun setzte ich mich auf einen Stein und zeichnete die Capannen. Die ganze Gemeinde umringte mich und drückte ihr höchstes Vergnügen aus. Es wollte nun ein jeder gezeichnet sein, um nachher in Paris gedruckt zu werden, wie sie sagten. Sie blieben dabei daß ich aus Paris sei, und ich konnte ihnen gar nicht begreiflich machen daß es außer Paris noch ein Land gebe, welches Germania heiße. Germania also, sagte mein Wirt, heißt euer Paese, und dieses Paese hat Könige, und es gehört zu Paris. Dabei blieb es denn.

Die Nachmittagssonne schien warm und lockte mich in die Berge. Ich nahm die Hirtenkinder mit mir, Antonio einen Jungen von 13 Jahren, der wie ein zottiger Bär aussah, Paola Maria und Fiordalisa. Fiordalisa heißt auf deutsch Lilienblume. Man denke sich diese 12jährige Lilienblume vom Monte Rotondo in einem zerfetzten Kleide, die dunklen Haare wild um das braune Gesicht hängend, und mit nackten Füßen flink wie eine Gemse auf den Felsen kletternd. Ihre Augen

waren munter wie die Augen des Bergfalken und ihre Zähne weiß wie Elfenbein. Wir botanisirten an der Restonica. Ich sah schöne rote Nelken auf einer mir schwer ersteiglichen Felsenkante und wies darauf hin. Aspettate! rief die Lilienblume, und wie ein Blitz war sie hinweg und oben hinauf gesprungen, und nach kurzer Zeit mit einer Handvoll Nelken wieder unten. Nun wetteiferten die Kinder im Klettern und tanzten auf den gefährlichen Felsblöcken gleich den Kobolden, furchtlos, denn es waren die Kinder des Berges. Als wir wieder nach Hause zurückkehrten und über die Restonica hinüber mußten, sprang die Lilienblume ins Wasser und machte sich das tolle Vergnügen, mich waidlich zu taufen. Ich fand in den Bergen unsern rotblühenden Fingerhut in großer Zahl. Die kleinen Teufel brachten mir davon die Menge, und heimkehrend umkränzten wir die rauchende Capanne mit einer Guirlande der schönen Giftblumen — ein Schmuck, welcher ihr schwerlich noch widerfahren war. Und dies sollte das Festzeichen an der Capanne sein, denn für gute Menschen ist es immer ein Festtag, wenn ein Gast in ihr Haus einzieht.

Die Lilienblume hatte eine närrische Freude an der Guirlande. Morgen, sagte sie, wenn ihr oben auf dem Berge sein werdet, da werdet ihr eine blaue Blume finden, die ist die allerschönste Blume in ganz Corsica. — Wenn du es sagst, Fiordalise, so wird es wahr sein und ich werde morgen die blaue Wunderblume finden.

So kam der Abend in der großen stillen Wildniß. Müde von dem Tage setzte ich mich vor den Capannen nieder und betrachtete das wechselvolle Schauspiel der Wolkenbildung. Die Nebel stiegen aus den Schlünden, und von den Bergen angezogen und abgestoßen ballten sie sich in den Tälern zusammen, oder zerfloßen und zergingen in die Gewölke, welche sich langsam über die Berggipfel von oben herunterwälzten. Die Heerden kamen heim. Ich betrachtete mit Vergnügen diese

langen Züge von schwarzen zierlichen Ziegen und von schwarzen Schafen, denen die armen Hirten ihre Existenz verdanken. Jeder Hirte trieb oder lockte sie durch einen hellen Ruf in eine Umzäunung neben seiner Capanne, wo er sie melkte. Diese Arbeit geht erstaunlich schnell von statten. Der Hirte sitzt unter der Heerde und greift eine Ziege nach der andern bei den Hinterbeinen. Alle Thiere ruft er bei ihrem Namen, jedes kennt er genau, und irgend eine Marke, hauptsächlich am Ohre ist das Zeichen, welchem Besitzer das Thier gehört. Vierzig Stück Ziegen meines Hirten gaben einen nur mäßigen Eimer voll Milch.

In der Umzäunung bleiben nun die Heerden bei Nacht. Die zottigen Hunde beschirmen sie, nicht vor dem Wolfe, der in Corsica nicht zu finden ist, aber wol vor dem Fuchs, welcher in den Bergen auffallend stark und mutig ist und die Lämmer überfällt. Der Rosso und der Mustaccio meines Wirtes waren ein paar prächtige Hunde.

Unterdeß kam der älteste Sohn mit seiner Beute von Forellen heim, und Angelo rüstete die Abendmalzeit. Es fiel mir auf daß stets der Mann kochte und nicht das Weib. Wollte er vielleicht seinen Gast ehren? Denn sonst steht das Weib in Corsica in niedrigem und dienendem Verhältnisse. Wie ich nun das bedachte, fiel mir ein, daß ja auch beim Homer die Männer alles selber verrichten, das Fleisch an den Spieß stecken, braten und vortragen; und da hatte ich denn den Menschen der epischen und einfachen Culturepoche leibhaftig vor mir.

Es gabe eine Brodsuppe, Käse und Milch und zur Auszeichnung des Gastes gebratenes Ziegenfleisch. Denn der wolgeborne und göttliche Ziegenhirte nahm das Fleisch vom palo und nach uralter Menschenweise steckte er es an einen Spieß, und am Feuer knieend hielt er es über die glühenden Kohlen. Sorgsam wurde das abtröpfelnde Fett von Zeit zu Zeit auf

ein Stück Brod gedrückt, auf daß von dem duftigen Lendenstücke das Köstlichste nicht verloren gehe. Die Forellen kochte er in einer Brühe von Ziegenfleisch, und als sie nun gehörig gesotten waren, stellte er sie vor mich hin, schöpfte mir aus dem großen Löffel und gab mir aus demselben Löffel zu essen, so viel als das Herz begehrte. Ich sah es den Kindern an den Augen an, daß dies ein ungewöhnliches Mal war, und noch vortrefflicher hätte es mich erquickt, wenn jene auch hätten mitessen dürfen.

Nun die Nacht in der Capanne. Ich war gespannt darauf, wie wir uns in dem engen Raume einrichten würden. Doch war es schnell geschehn. Die Decke ward für mich auf die Erde gebreitet, ich streckte mich an der innersten Wand darauf hin, und des Menschen Sohn hatte nichts worauf er sein Haupt legen sollte. Ich sah Angelo an. Göttlicher und weiser Angelo, sagte ich, mögest du diese meine Rede hören und in deinem Herzen wol erwägen. Niemals, so schwöre ich dir, war Schwelgerei meine Gewohnheit, immer aber ein Kopfkissen. Wenn du mir also ein kissenartiges Ding geben willst, so wird das eine der edelsten Thaten deines Lebens sein. Hierauf sann Angelo der Ziegenhirte nach, und nachdem er nachgesonnen und alles reiflich erwogen hatte, reichte er mir den Zaino seinen Ziegenschlauch und sprach die geflügelten Worte: nun schlaft, und felicissema notte!

Nach und nach legten sich auch die Andern nieder, Weib und Kinder auf nackter Erde, den Kopf an die Wand gelehnt. Angelo aber legte sich neben die Schwelle, neben sich das kleinste Kind Maria, dann Santa sein Weib, die Lilienblume, Paola Maria und ich. So lagen wir friedlich beisammen, alle die Füße gegen das Feuer hingekehrt. Es dauerte nicht lange, so waren sie in Schlaf gesunken, und ich betrachtete mit Freude diese glücklich schlummernde Gymnosophisten-Familie und gedachte des tiefsinnigen Sancho, wie er den zu preisen

anhob, welcher den Schlaf erfunden hat, „den Mantel, der alle menschlichen Sorgen zudeckt, das Essen, das den Hunger stillt, das Wasser, das den Durst vertreibt, das Feuer, das die Kälte erwärmt, die Kälte, die die Hitze mildert, und kurz das allgemeine Geld, für welches alle Dinge gekauft werden können, die Wage und das Gewicht, welches den Schäfer und den König gleich macht.“ Die rote Glut übergoß die wunderliche Gruppe mit ihrem Schein. Ich bedauerte, daß ich nicht Maler war. Aber die entsetzliche Hitze des Harzbrandes und sein Rauch ließen mich nicht schlafen. Ich stand von Zeit zu Zeit auf und stieg über die Schlafenden durch die Thüre ins Freie. Ich kann sagen, ich stieg aus der Capanne geradezu in eine Wolke, denn diese hatte Berg und Hütten bedeckt, und so stieg ich aus der Hölle in den Himmel, und wieder zurück aus dem Himmel in die Hölle.

Die Nacht war kalt und nebelfeucht, doch verzogen sich die Wolken, und der unendliche Himmel warf seine Myriaden Lichter auf die Nebel, die Felsenzacken und die dunkeln Lärchenbäume. Ich saß lange an der brausenden Restonica, deren wildes Rauschen diese erhabene, äterreine Nacht durchbrach. Nimmer noch war mir der schauerliche Geist der Einsamkeit so nahe gekommen, als in dieser Nacht unter schwarzen Felsenbergen, am Wellensturz eines rasenden Baches, so hoch in den Wolken, auf der Urstätte der Natur, unter wilden Hirten, auf fremder Insel mitten im Meer verloren. In solchem Augenblick möchte das Gefühl der Vereinsamung das Gemüt erschrecken und der plötzliche Gedanke kränkt die Seele, wie das menschliche Wesen doch nur ein Atom sei — vielleicht auch könnte dies Geistesatom seine Beziehung zu allen ihm verwandten auf einmal verlieren, vergessen, im leeren Raume bleiben. Aber siehe da! die Seele breitet von dem einsamen Inselberge ihre Schwingen aus, und heiter schwingt sie sich zu dem Heimischen und durchfliegt wandernd das Geisterreich,

und ist nimmer allein. — Ich horche in die Berge: manchmal ist's als stoßen sie ein wildes Gelächter aus — es ist die Restonica, welche so rast. Diese Steine sind stumme Zeugen von alten, fürchterlichen Schöpfungsqualen, Kinder von feurigsten Umarmungen des Uranus und der Gäa.

Die kalte Luft trieb mich wieder ans Feuer. Endlich vor Müdigkeit eingeschlafen, weckte mich plötzlich die helle Stimme Santa's, welche mehrmals rief: spettacoli divini, spettacoli divini! Sie legte ihre Kinder zurecht, die sich in komischen Stellungen umhergeworfen hatten. Die Lilienblume lag wie eine Schlange zusammengeringelt halb über ihrer Mutter, die kleine Paola aber hatte ihren Arm um meinen Hals geschlungen. Das Kind hatte vielleicht eine Eule im Schlaf gehört oder den Vampyr im Traum gesehn, welcher kommt das Herzblut auszusaugen.

Ich verbrachte den Rest der Nacht sitzend und in die Flamme blickend, und unterhielt mich damit mir die Ketzer zu vergegenwärtigen, welche die heilige römische Kirche zu Ehren Gottes verbrannt hat.

Viertes Kapitel.

Der Berggipfel.

Der Morgen graute. Ich ging hinaus und erfrischte mich an den Wellen der schlummerlosen Restonica, welche jung und klar vom Felsen sprang und in das Tal hinunterraste. Der Quell hat ein schönes Leben. Nach zwölf Stunden eines wonnesamen Laufes durch die immergrünen Wälder stirbt er in den Wassern des Tavignano. Ich gewann die Restonica lieb. Ich kenne ihre ganze Lebensgeschichte, denn von ihrem Ursprunge an habe ich sie an einem Tage bis an ihr Ende begleitet, und manchen herrlichen Trunk hat sie mir kredenzt. Ihr Wasser

ist so klar, so frisch und so leicht wie der Aeter, und im ganzen Lande Corsica ist es weit und breit berühmt. Nie trank ich besseres Wasser, es hat mich mehr gelabt als der köstlichste Wein. Dieser unvergleichliche Quell besitzt eine solche Schärfe, daß er Eisen in kürzester Zeit spiegelblank reinigt und es vor Rost bewahrt; schon Boswell weiß, daß die Corsen zur Zeit Paoli's ihre rostigen Flintenläufe in die Restonica steckten, um sie zu reinigen. Alle Kiesel und Steine, welche der Quell überflutet, macht er schneeweiß, und bis zu seiner Mündung in den Tavignano ist sein Bette oder sein Ufer mit diesem milchweißen Gestein geziert.

Als ich meinen Führer aufforderte, nunmehr auf den Gipfel des Rotondo zu steigen, gestand er, daß er den Weg nicht wisse. Es wurde nun Angelo mein Führer auf den Berg. Nach drei Uhr des Morgens begannen wir die Wanderung. Sie war gefahrloser aber unendlich mühevoller als ich geglaubt hatte.

Es erheben sich mehrere Felsenkämme über einander, die man erst zu ersteigen hat bis man zum Trigione, dem letzten Vorberge des Rotondo gelangt. Es ist eine gewaltige Scala, die hier die Natur über einander gelegt hat, von Kolossalstufen aus dem prächtigsten rötlichen Urgranit; plumpe Giganten, welche den Himmel stürmen, Felsblöcke mit den Riesenhänden fassend, möchten sie beschreiten. Block liegt hier über Block, ungeheuer und ungestaltet wie die Urzeit und so grau, ins Unendliche fort emporgetürmt, daß der Menschenfuß verzagen will. Das überströmende Herbstwasser hat den Granit oft so sehr geglättet, daß der schöne Stein große Flächen darbietet, welche wie im Fluße erstarrt zu sein scheinen. Das Wasser rinnt aus tausend Rinnen in unerschöpflicher Fülle. Die Baumvegetation aber hört gänzlich auf, nur Erlenbüsche bezeichnen den springenden Lauf der Restonica.

Nach zwei Stunden hatten wir den Trigione erklettert,

und vor uns lag der weiß beschneite Berggipfel. Seine zersplitterten schroffen Felsen bilden einen kraterförmigen Halbtrichter, und diese Form hat dem Berge seinen Namen gegeben. Wo dies ungeheure Felsenamphitheater sich öffnet liegt dunkel hingegossen ein kleiner See, der Lago di Monte Rotondo, von grünen Wiesen sanft umkränzt; ein eisig kühler Trank in einer granitnen Riesenschale. Schneefelder ziehen sich vom See bis zum Gipfel auf, in der Glutzeit des Hundsgestirns und unter dem 42sten Breitengrade, unter südlichem Himmel ein seltsamer Anblick und ein wunderliches Gefühl. Sie waren mit einer Eiskruste überlegt und hauchten eine kalte Luft aus. Aber obwol ich in der Region des ewigen Schnees war, blieb die Temperatur angenehm frisch und erquicklich, ohne je empfindlich zu werden.

Der Gipfel erschien dem Auge nahe genug, und doch mußten wir zwei volle Stunden mit großer Anstrengung oft auf Händen und Füßen über das Getrümmer klettern, ehe wir ihn erreichten. Am schwierigsten war der Aufgang über einen Schneestreifen, auf dem der Fuß nicht haften wollte. Wir halfen uns, indem wir mit einem spitzigen Steine nach und nach Stufen ausschlugen, in welche wir vorsichtig den Fuß setzten. So gelangten wir endlich sehr erschöpft auf die äußerste Spitze, welche von einem grauen durchrissenen Felsenobelisken gebildet wird und in einem schmalen Zacken endigt, so daß man ihn umklammernd auf schwindelnder Felsenhöhe gleichsam schwebend sich erhält.

Von diesem 9000 Fuß (genau 2764 Metres) über dem Meere gelegenen höchsten Gipfel Corsica's übersah ich denn den größten Teil der Insel und das Meer tief zu ihren Füßen und zu ihren beiden Seiten, ein Anblick von unsäglicher Größe, und den einmal gehabt zu haben man sein Lebenlang sich freuen darf. Der Horizont, welchen man vom Rotondo überblickt, ist bei weitem großartiger als der des Mont-Blanc.

Weit hin streift das Auge über das Inselland weg in die stralenden Meeresfernen, hinaus über die toscanischen Inseln nach dem Festlande Italiens, welches bei heitrer Luft die weißen Seealpen und den ganzen Uferbogen von Nizza bis nach Rom zeigt. Auf der andern Seite tauchen die Berge von Toulon auf, und so kann der Blick ein wunderbares Panorama umspannen, welches Berge und Meere, Eilande, die Alpen, die Apenninen und Sardinien in einen Zauberring schließt. Nicht ganz so glücklich war mir die Stunde, denn die rastlos aus den Schluchten sich spinnenden Wolken und Dünste entzogen mir einen Teil der Ferne. Nach Norden sah ich die Halbinsel Cap Corso lang ausgestreckt wie ein Dolch, nach Osten die Ebenen der Küste in sanften Linien niedersteigend, die Inseln des toscanischen Meers, Toscana selbst, nach Westen die Golfe von Prato, Sagone, Ajaccio und Valinco. Deutlich zeigte sich Ajaccio auf seiner Landzunge in der schönen Bai, eine Reihe von weißen Häusern, die auf dem Meere schwimmende Schwäne zu sein schienen. Das Meer selbst glich einem Lichtocean.

Nach dem Süden zu versperrt der breitbrustige Monte d'Oro die Aussicht in das Inselland. Viele Berggipfel, wenig kleiner als der Rotondo und ebenfalls vom Schnee umglänzt, zeigen sich umher, wie der Cinto und der Capo Bianco nach Norden zu, die Gipfel des Landes von Niolo.

Die Insel selbst erscheint als ein ungeheures Felsenskelett. Der Monte Rotondo liegt zwar nicht auf der Gebirgskette, welche sie von Norden bis zum Süden durchzieht, sondern auf einem etwas östlich fortgewichnen Zweige. Aber der Standpunkt erlaubt einen Blick in das ganze Bergsystem und sein riesiges Zellengewebe. Man sieht die Hauptkette nahe vor sich, von diesem Grat die Gebirgsrippen nach beiden Seiten parallel fortlaufen und die Reihen von Tälern bilden, welche bebaut und bewohnt sind. Jedes dieser Täler ist von einem Flusse durchströmt, und wiederum strömen von dem Hauptgebirgsstock

die drei großen Flüsse der Insel, nach der Ostküste der Golo und Tavignano, nach dem Westen der Liamone.

Blickt man vom Gipfel in dessen nächste Umgebung, so erschrickt das Auge vor den Felsenwüsten und todtenstillen Bergruinen rings umher. Die Blöcke liegen hier endlos ungeheuer wie ein Mal des Kampfs der Elementargeister mit dem Licht des Himmels. Fürchterlich steile Bergwände bilden ein Gewebe von öden Tälern. In den meisten derselben liegt mitten inne ein kleiner unbewegter See. Je nachdem er Licht oder Schatten vom Himmel oder von den Felsen empfängt, ist seine Farbe azur, grau oder tiefschwarz. Ich zählte mehrere solcher Seen rings umher, den Rinoso, Mello, Nielluccio, Pozzolo, aus denen Quellen nach der Restonica hinunterfließen, den Oriente, aus welchem die Hauptquelle der Restonica selbst entspringt. Weiter nach dem Nordwesten lag vor mir das berühmte Hirtenland Niolo, das höchste Bassin Corsica's, und sein schwarzer See Nino, aus welchem der Tavignano entspringt.

Alle diese Seen sind sehr kleine und tiefe Wasserbecken; die meisten wimmeln von Forellen.

Man hört, auf dem Gipfel stehend, beständig die Wasser rauschen, die zum Teil ihre unterirdischen Wege sich bahnen müssen. Also strömt, obwol starr und verwittert, diese Felsenwildniß dennoch von lebendigen Quellen über, deren Segen in die Täler quillt und Cultur und Menschengesellschaft möglich macht. Da sieht man denn an den Hängen dieser Berge tief unten hie und da ein Paese und grüne Gärten sowie Streifen gelblicher Felder.

Das Gewölk umzog allmälig die Gipfel, wir mußten hinabsteigen. Wir nahmen nun den beschwerlichen Rückweg nach der Seite des Lago di Pozzolo. Dort erhebt sich der gewaltige Frate, ein Felskoloß des Rotondo und die mächtigste Granitpyramide des Berges. Schwarze Zinnen und Zacken umstarren ihn, und chaotisches Urgestein, in unzählige graue Trümmer

zerschmettert und herabgestürzt, bedeckt seinen plumpen Fuß, der sich in das melancholische Felsental des Pozzolo hinabsenkt. In den Ritzen des Gesteins stand die blaue Wunderblume, von der mir Fiordalise gesagt hatte, daß ich sie finden würde. Angelo hatte sie gepflückt und rief mir zu: ecco, ecco la fiore! Ich nahm sie aus seiner Hand; es war unser Vergißmeinnicht. Camillen, Tausendschön und Ranunkeln blühten in Menge in dem Gestein des Gipfels selber, und den Rand der Schneefelder zierten unsere Veilchen.

Es kostete gar große Mühe über das Gestein des Frate hinwegzusteigen, und endlich drüber weggekommen, drohte uns ein Schneestreif den Weg zu versperren: der Ziegenhirte wollte ihn umgehen, doch hätte es mir als einem Nordländer zu sehr wehe gethan, dies vortreffliche Rutschfeld unbenutzt zu lassen. Ich setzte mich also auf Angelo's Pelone und fuhr getrost hinunter. So bin ich denn in der Sommersonnenglut und obenein in Italien, unter dem 42. Breitengrade auf Schnee gefahren.

Wir hielten unser Frühstück an dem Fuße eines Kegels, und gestärkt durch etwas Brod und frisches Wasser wanderten wir weiter abwärts. Vergebens sah ich mich nach den wilden Thieren um, welche die Felsen des Monte Rotondo bewohnen, nach dem Muffro nämlich und dem Banditen. Wiewol mir Angelo versicherte, daß deren genug in dem Geklüfte hausen, an dem wir vorüber gingen, konnte ich doch keinen entdecken. Ich sah nur ein einziges vogelfreies Wesen auf jener Höhe, die zierliche Bergamsel, einen grauen Vogel mit rot-, schwarz- und weißgefiederten Flügeln.

Das corsische Wildschaf, der Muffro oder Mufflone, ist ein sehr merkwürdiges Erzeugniß der Insel. Es ist ein schönes Thier mit spiralen Hörnern, braunschwarz und seidenhaarig, und stark von Gliedern. Es lebt in den höchsten Regionen des ewigen Schnees und steigt immer höher hinauf, je mehr die

Sommersonne den Schnee von den Bergen zehrt. Tags schweift es um die Felsenseen, wo es grüne Weide findet, Nachts sucht es wieder den Schnee. Denn der Muffro schläft auf dem Schnee, sein Weibchen wirft auf den Schnee auch die Jungen. Wie die Gemse stellt auch der Muffro Schildwachen aus. Bisweilen kommen diese Wildschafe im harten Winter, wenn tiefer Schnee ihre Weiden bedeckt, unter die Ziegen der Hirten, und man sieht sie oft in den Tälern von Vivario, von Niolo und von Guagno friedlich neben den Heerden weiden. Das junge Thier läßt sich zähmen, nicht so das alte. Man stellt ihnen häufig nach, und wenn man oben in den corsischen Bergen eine Jagd toben hört und Schuß auf Schuß in den Felsen donnert, so weiß man, es wird gejagt der Muffro oder der Bandit. Beide sind Wildbrüder und gleiche Berggenossen und klimmen bis zum ewigen Schnee.

Nach dreistündigem Herabsteigen erreichte ich die Capannen wieder, und da mein Zweck erfüllt war, erschienen mir diese Hütten so traurig und im Vergleich zu dem reinen Aeter, den ich eben geatmet hatte, ihre Luft so infernalisch, daß ich nach einer Stunde Rast das Maulthier satteln ließ und mich auf den Rückweg nach Corte machte. Freundlich sagte ich dem guten Völkchen von Cò di Mozzo Lebewol, und wünschte ihnen, daß ihre Heerden sich mehren möchten wie die Heerden Jacobs und daß es ihren Kindern wol erginge. Sie geleiteten mich alle bis zum Ausgange der Capannen, und wie ich hinabritt riefen mir Männer und Kinder noch ein ehrlich gemeintes Evviva nach.

Nach einigen Stunden befand ich mich wieder in der climatischen Region, wo Castanien und Citronen reifen, und ich hatte also an einem Tag vom ewigen Schnee herab bis in die Gärten von Corte drei climatische Zonen durchwandert, was einer Reise gleichkommt von dem hohen Winter Norwegens bis zu den Südländern Europa's.

Fünftes Kapitel.

Vendetta oder nicht?

Nicht ganz im Frieden sollte ich von dem stillen Corte scheiden, und das verschuldete mein Führer auf den Monte Rotondo. Nach der Stadt zurückgekehrt erfuhr ich erst, welchem jähzornigen Menschen ich mich anvertraut hatte. Obwol er mir die Unwahrheit gesagt und, des Weges auf den Gipfel nicht kundig, mich genötigt hatte, den Ziegenhirten Angelo zum Führer zu nehmen, gab ich ihm dennoch den vollen voraus-bedungenen Lohn. Aber der Mensch forderte in der unverschämtesten Weise noch die Hälfte darüber. Seine und meine heftigen Worte zogen einige corsische Herren herbei, welche sich meines Rechtes annehmen wollten. Seht, sagte der Eine zu dem Führer, dies ist ein Fremder, und der Fremde hat bei uns immer Recht. Ich entgegnete dem artigen Parolanten, daß ich mein Recht nicht als Fremder sondern als Mensch beanspruche und die Behörde der Stadt augenblicks angehen würde, wenn der Wütende mich noch weiter belästige. Der warf seinen Lohn auf den Tisch und indem er rief, daß er sich an dem Deutschen schon zu rächen wissen würde, stürmte er davon. Auf dieses kam die Wirtin der Locanda herbei und sagte mir, ich solle auf meiner Hut sein, denn der Mensch sei in höchstem Maße jähzornig, im vorigen Jahre habe er einen Burschen auf dem Markt erstochen.

Bestürzt fragte ich nach dem Grunde. Weil, sagte die Wirtin, der Lucchese den kleinen Bruder des Menschen geschlagen hatte, der sich an den Wagen gehängt, wie Kinder thun. Der Knabe lief weinend und klagend zu seinem Bruder, und dieser sprang augenblicks mit dem Dolch dem Burschen nach und mit einem Stoß hat er ihn gemordet.

Wie hat man ihn bestraft? — Mit fünf Monaten Gefängniß, denn man konnte ihm die That nicht so recht beweisen. — Nun ich gestehe, la giustizia Corsa è un po' corta.

Aber, gute Frau, Ihr kanntet die jähe Art dieses Menschen, wußtet daß er Blut vergossen, und doch habt Ihr mir diesen Teufel selber zum Führer bestellt und ließet einen Fremden ohne Waffen mit einem Mörder in das einsame Gebirg ziehn?

Ich glaubte, Herr, Ihr würdet es ihm an den Augen ansehn, auch habe ich Euch ein paar Male zugeblinzelt. Der Mensch hatte sich angeboten, und wenn ich der Grund gewesen wäre, daß Ihr ihn abwieset, dann hätte ich's mit ihm gehabt.

Jetzt erst fiel mir ein, daß die gute Frau, wie ich mit dem Führer hinwegzog mich fragte: wann denkt Ihr wieder zu kommen? und daß sie auf meine Antwort: nach zwei Tagen, die Achseln zuckte und mit den Augen etwas zu sagen schien.

Nun laßt's gut sein, sagte ich, ich gebe dem Menschen nicht einen Quatrino mehr, als Recht ist, und dabei soll es sein Bewenden haben. Abends kam der Wütende und holte sich von der Wirtin bescheiden sein ihm gebührendes Geld. Aber obwol er so sein Unrecht eingesehen zu haben schien, glaubte ich doch mich hüten zu müssen, und ging Nachts nicht vor die Stadt.

Am folgenden Abende machte ich einen Spaziergang in Begleitung des mir bekannt gewordenen Officiers. Vor dem Tore sah ich ein kleines Probestück von corsischem Temperament. Ein Junge von ungefähr 15 Jahren hatte ein Pferd an einen Zaun gebunden, und steinigte dasselbe, ganz außer sich vor Wut und sinnlos gleich einem rasenden Thiere kreischend. Wahrscheinlich hatte das arme Thier ihm nicht gehorchen wollen. Ich blieb stehen, und indem mich eine solche bestialische Bosheit erbitterte, rief ich dem Burschen zu, daß er aufhören solle, das Pferd zu steinigen. Augenblicks sagte mir mein Begleiter: um Himmels willen, kommen Sie und seien Sie still. — Ich that, wie er sagte, und war nicht wenig nachdenklich über die Scene und die besorgliche Weise in der mein Begleiter mir die Worte halblaut zugerufen hatte. Es war das auch ein Blick in die Zustände der Corsen.

Nach kurzer Zeit jagte der Bursche auf seinem Pferd vorüber, wie ein Rachegeist, die Haare flatternd, das Gesicht flammend, die Augen zwei Blitze — die ganze Erscheinung jach vorüber wie ein Wutausjauchzen.

In dem Augenblicke fiel mir ein, daß ich doch unter Barbaren war, und mich überkam eine plötzliche Sehnsucht nach Florenz und seinem milden Volke.

Indeß häufte sich auf diesem Gange das Unheimliche. Denn kaum eine Viertelstunde weiter in die Berge hineingekommen, sah ich meinen Führer, seine Flinte geschultert seitab vom Wege auf eine nahe Höhe gehen und auf einem Felsen niedersitzen, das Gewehr auf die Kniee nehmend. Ich wußte nicht, ob er noch einen Groll auf mich habe und Böses im Schilde führe, aber es war möglich. Ich zeigte ihn meinem Begleiter; denn nicht ein Zeichen von Furcht sehen zu lassen, ging ich ruhig vorüber, doch dünkte mich der Gang ein wenig schwül. Er wird nicht auf euch schießen, sagte mein Begleiter, wenn ihr ihn nicht durch ein Wort beleidigt habt. Thatet ihr aber das, so kann man für nichts stehen, denn diese Menschen können eine Beleidigung nicht ertragen. Und so schoß er denn auch nicht, und dies war recht freundlich von diesem Vampyr, dem armen Teufel wollte ich sagen, der mehr unglücklich als schuldig zu nennen ist. Denn mehr sündigt hier die Natur als der Mensch. Das Blut, das in den corsischen Bergen fließt, fließt selten um gemeine Habsucht, Gewinn und niedres Gut, zu allermeist um falsche Ehre.

Sechstes Kapitel.

Von Corte nach Ajaccio.

Die Straße von Corte nach Ajaccio steigt nach Süden bis zu dem Berge Monte d'Oro mehrere Stunden lang auf.

Sie führt durch ein freundliches und wolbebautes Hügelland und die herrlichsten Castanienhaine. Nichts ist lachender als die Landschaften des Cantons von Serraggio, welcher ehemals die Pieve von Venaco war. Bäche, die vom Monte Rotondo herabfließen, durchströmen ein grünes Land, auf dessen Hügeln Dörfer stehen, wie Pietro, Casa Nova, Riventosa und Poggio.

Poggio di Venaco bewahrt die Erinnerung an Arrigo Colonna, welcher im zehnten Jahrhundert Graf von Corsica war. Im Vorüberfahren hascht man manches Bild romantischer Sagen auf, und das ist von Wanderfreuden immer ein gutes Teil. Arrigo war so schön von Gestalt und so holdselig von Wesen, daß er Bel-Messere hieß; mit diesem Namen lebt er noch im Munde des Volks. Schön und edel war auch sein Weib, und seine sieben Kinder waren alle lieblich und jung. Aber seine Feinde wollten ihm die Herrschaft rauben, und ein grimmiger Sarde verschwor sich mit ihnen gegen sein Leben. Eines Tages überfielen ihn die Mörder und erstachen ihn, und die sieben Kinder nahmen sie und warfen sie in den kleinen See „der sieben Näpfe.“ Wie nun die böse That geschehen war, erhob sich eine Stimme in den Lüften, die klagte und rief: Bel Messere ist todt! armes Corsica, nun hoffe kein Glück mehr! — Alles Volk hob an zu klagen um Bel Messere. Sein Weib aber nahm Schild und Speer, und mit den Vasallen zog sie vor das Schloß von Tralavedo, in welches die Mörder sich geflüchtet hatten; das Schloß brannte sie nieder und schlug alle Mörder zu Tod. Heute sieht man noch auf den grünen Hügeln von Venaco in mancher Nacht neun Geister herumschweifen, das sind die Geister des Bel Messere, seines Weibes und der sieben armen Kinder.

Es war Sonntag. Das Volk wandelte in den Dörfern umher, und zumeist saßen sie wie die Väter in uralten Tagen um die Kirche — ein schönes Bild; in der Sabbatruhe feiernde Menschen, welche den Gottesfrieden halten. Doch auch Sonntags

und vor der Kirchenthüre kann plötzlich ein Flintenschuß fallen, und dann gibt's eine andere Scene.

Bei Vivario wird die Gegend wüster und die Berge werden bedeutender. Vor der Schwelle der kleinen Kirche steht mancher still und betrachtet einen Grabstein. Auf ihm steht der lateinische Bibelvers geschrieben: Maledictus qui percusserit clam proximum suum et dicet omnis populus amen. Verflucht sei wer seinen Nächsten heimlich erschlägt, und alles Volk wird sagen Amen (5. Mos. Cap. 27). Der Stein erzählt eine Geschichte der Blutrache aus dem siebenzehnten Jahrhundert; unter ihm liegt der Bluträcher begraben. Gesegnet sei das Andenken des Geistlichen, der diesen Fluch aus der Bibel nahm und auf den Stein schrieb. Er ist, sagt man, der Talisman von Vivario; denn auf ihm steht die letzte Blutrache des Dorfs verzeichnet. Wäre doch die Hand die ihn schrieb eine Riesenhand gewesen, und hätte sie in Riesenlettern über ganz Corsica schreiben können: Maledictus qui percusserit clam proximum suum et dicet omnis populus amen!

Ein Blockhaus mit einer Besatzung von zehn Mann steht in den Bergen von Vivario, einsam und wild gelegen. Hier schließt sich das große Tal des Tavignano, und ein Höhenzug bildet die Wasserscheide zwischen ihm und dem in entgegengesetzter Richtung nach S.W. bis Ajaccio hinströmenden Gravone. An der Grenze beider Täler stehen die beschneiten Berge, der Monte Renoso und der Monte d'Oro, der nur um wenige Metres kleiner ist als der Rotondo und ihn an mächtigen Formen übertrifft.

Viele Stunden lang hat man ihn vor Augen.

Nun fährt man zwischen beiden Bergen durch den herrlichen Forst von Vizzavona. Er besteht größtenteils aus Lärchenbäumen (pinus larix), die oft eine Höhe von 120 Fuß und eine Dicke von 21 Fuß erreichen. Unter allen Nadelholzbäumen ist dieser breitästige, duftende Lärchenbaum nächst der Ceder

wol der prächtigste; da ich die Cedern Asiens nicht kenne, darf ich wol behaupten, daß der Lärchenbaum Corsica's der erhabenste aller Bäume ist, den ich noch irgend sah. Ihn zu sehn in seiner stillen, dunkeln Majestät auf den gewaltigen Granitfelsen jener Berge, war für mich stets ein entzückender Anblick. Diesem kaiserlichen Baume will es wol geziemen, daß er auf Granit stehe. Er wächst hoch hinauf über den Felsen, welche seine Wurzeln gewaltsam durchdringen, und an vielen Stellen, die nur der Adler oder das Wildschaf kennt, steht er herrlich und majestätisch. Es gibt in dem Walde auch Pinien, Rotbuchen, immergrüne Eichen (Ilex) und Tannen. Viel Wild birgt sich in ihm, namentlich Hirsche, welche in Corsica klein sind; das Wildschwein zieht sich nach den Küsten hinab, wo es eifrig gejagt wird.

Der Forst von Vizzavona ist der zweite an Größe nächst dem von Aitone im Canton von Evisa, welcher zu Ajaccio gehört. Alle diese Forsten stehn in den gebirgigen Gegenden. Einige gehören dem Staat, die meisten den Communen. Auch hier sind noch große Schätze zu heben. Ich sah eine Schlange im Wege sich sonnen. Nur zwei Schlangenarten besitzt Corsica und kein giftiges Thier, außer einer Spinne, Malmignatto genannt, deren Biß plötzliche Erkaltung des Körpers und bisweilen den Tod herbeiführt, und der giftigen Ameise Innafantato.

Es war um die Mittagszeit, als ich den Forst passirte. Die Luft war erstickend heiß, aber der Wald bot seine kühlen Quellen. Ueberall rieseln sie von den Felsen dem Gravone zu, ihr Wasser ist kalt und leicht. Seneca muß niemals corsische Bergquellen gekostet haben, weil er in seinem Epigramme sagt, daß Corsica keinen Trunk Wassers habe.

Endlich erreichten wir das Bergjoch, den höchsten Punkt der Straße von Ajaccio, welcher 3500 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Es ist dies der Paß von Vizzavona, welcher in manchem corsischen Liede genannt wird.

Nun fällt der Weg in das Gravonetal hinunter. Dieses fruchtbare Tal wird von zwei Bergketten gebildet. Die nördliche geht vom Monte d'Oro aus und endet oberhalb Ajaccio in der Punta della Parata. Sie trennt das Wassergebiet des Gravone von dem des Liamone. Die südliche läuft vom Monte Renoso in paralleler Richtung fort und trennt das Gravonetal vom Tale des Prunelli. Zu beiden Seiten des Gravone stehen Ortschaften auf den Bergen. Sie sahen freundlicher aus, als ich sie noch in Corsica gefunden hatte.

Der erste Cantonsort ist Bocognano, welcher nahe vor dem wilden Schlunde von Vizzavona liegt. Rings umher waldbedeckte dunkle Berge mit beschneiten Häuptern, die ganze Gegend von einem ernsten, grandiosen Charakter. Arme Hirten wohnen hier, starkes und tapferes Volk. Wer nicht von der Milch sich nährt, nährt sich von der Castanie. Viele wirken den Pelone. Waffen sind hier überall. Der Anblick so starker Männer mit ihren Doppelflinten, der Carchera und dem braunen Wollenrock stimmt gut zu den düstern Alpenbergen und den Pinienforsten rings umher. Eisern sehen diese Bergcorsen aus, wie ihre Fucili, die sie tragen. Das Volk schien mir hier im Mittelalter stehen geblieben und eingerostet zu sein.

Der Weg fällt immer ab nach Ajaccio zu. Endlich sahen wir den herrlichen Golf. Es war fünf Uhr Abends als wir uns der Stadt nahten. Die reicher bebauten Hügel, Weingärten und Oliven und eine fruchtbare Ebne, das Campoloro genannt, in welches das Gravonetal am Golfe endigt, verkündigten die Hauptstadt Corsica's. Sie zeigte sich endlich als eine in den Golf gezogne Reihe von weißen Häusern zu Füßen einer Hügelkette und umgeben von Villen. Eine Allee von Ulmenbäumen führt längs des Golfs in die Stadt, und so betrat ich den kleinen Heimatsort des welterschütternden Mannes mit freudiger Erregung.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Ajaccio.

Ajaccio liegt am nördlichen Ende eines Golfes, welcher zu den herrlichsten der Welt gezählt wird. Seine beiden Uferlinien sind von ungleicher Länge. Die nördliche ist die kürzere; sie läuft in westlicher Richtung fort bis zur Punta della Parata, einer Landspitze, vor welcher die Isole Sanguinarie oder Blutinseln liegen. Die südliche Seite zieht sich von Nord nach Süd in vielen Einsprüngen weithin bis zum Cap Muro, um welches herumfahrend man in die Bai von Valinco gelangt.

Man sieht auf dem nördlichen Ufer keine, auf dem südlichen wenige Ortschaften und mehre Türme und Fanale. Das Nordende des Golfs überragen hohe Berge, unter ihnen der Pozzo di Borgo; es sind die Grenzgebirge des Gravonetals, welches in der fruchtreichen Ebne Campo di Loro endigt. Die Lage Ajaccio's hat Aehnlichkeit mit der Neapels.

Man behauptet, daß Ajaccio eine der ältesten Städte Corsica's sei. Die fabelnden Chronisten leiten sie von Ajax ab, andere von Ajazzo dem Sohne des trojanischen Fürsten Corso, welcher mit Aeneas in das Westmeer wanderte, Sica, eine Nichte der Dido, entführte und der Insel so den Namen Corsica gab. Nach den Angaben des Ptolemäus lag an diesem Golf Urcinium, welches das Adjacium des frühesten Mittelalters gewesen sein soll, und diese Stadt wird stets mit den

ältesten der Insel, mit Aleria, Mariana, Nebium und Sagona genannt, Städten die untergegangen sind.

Das alte Ajaccio lag aber nicht auf der Stelle des heutigen, sondern auf einem nördlicher gelegenen Hügel, San Giovanni. Auf seiner Spitze liegen noch die Trümmer eines Castells, castello vecchio genannt, und ehedem sah man dort die Ruinen der alten Kathedrale, auf denen die Bischöfe von Ajaccio lange Zeit fortfuhren sich einweihen zu lassen. Sie sind verschwunden; nichts verrät mehr, daß hier eine Stadt gestanden habe. Aber man fand in den Weinbergen viele Römermünzen und große Gefässe von terra cotta in ovaler Form, Graburnen, welche jedesmal ein Skelett und einen Schlüssel enthielten. Man will dort auch die gewölbten Gräber der Maurenkönige gezeigt haben, welche verschwunden sind.

Die neue Stadt legte mit der Citadelle die Bank des heiligen Georg im Jahre 1492 an. Sie war der Sitz eines Leutnants des Gouverneurs von Bastia, und erst im Jahr 1811 wurde sie zur Hauptstadt der Insel erhoben, auf Betreiben der Madame Letitia und des Cardinals Fesch, welche ihren und des Kaisers Geburtsort durch diese Erhebung auszeichnen wollten.

Von jenem Hügel San Giovanni übersieht man die Stadt und ihre Umgebung am besten. Sie gewährt das freundlichste Bild, das man sich vorstellen mag, und keine andere Stadt Corsica's kommt ihr gleich. Ihr Horizont ist unvergleichlich. Wolkenhohe Berge weit ins Land hinein, der majestätische Golf in azurblauem Licht, der Himmel des Südens und eine italienische Vegetation; man kann sich keinen besseren Verein denken, und da liegt nun ein schweigsam harmloses Städtchen von 11500 Einwohnern, im Laub der Ulmenbäume versteckt, und gebietet über eine Gegend, welche bestimmt zu sein scheint, eine Weltstadt zu tragen.

Ajaccio steht auf einer Landzunge, deren Spitze das Castell

einnimmt. Auf ihr reiht sich die Stadt auf und zieht sich weiter zu beiden Seiten am Golf entlang. Die Allee von Ulmen und Platanen setzt sich in ihrer Hauptstraße, dem Cours Napoleon, fort. Denn diese ist eigentlich die Fortsetzung der Straße von Corte. Man hat sie zum Teil in die Felsen sprengen müssen, von denen zwei noch an ihrem Eingange und an den Häusern stehn. In diesem Corso verwandeln sich die Ulmen in Orangenbäume von ziemlicher Höhe, welche der Straße ein festliches und reiches Ansehn geben. Die Häuser sind hoch aber ohne schöne Architectur. Charakteristisch sind die grauen Jalousien, welche man in Corsica liebt, während sie in Italien von einer muntern grünen Farbe zu sein pflegen. Dieses Grau stumpft die Gebäude ab und macht sie monoton. Alle ansehnlicheren Häuser des Corso stehn auf der rechten Seite, das kleine Gabrieltheater, die zierliche Präfectur und eine Militärcaserne.

Mich überraschte die ländliche Stille auf allen diesen Straßen; nur ihre Namen rufen den Wandrer an und erzählen die Geschichte Napoleons. Da liest man cours Napoléon, rue Napoléon, rue Fesch, rue Cardinal, place Letitia und rue du roi de Rome. Die Erinnerung an Napoleon ist die eigentliche Seele der Stadt, und so geht man einher in Gedanken an den wunderbaren Menschen und an seine Kindheit, aus einer Gasse in die andere, und bald sind sie alle durchwandert. Parallel mit dem Cours Napoleon läuft die Straße Fesch. Jene führt auf den breiten Platz des Diamanten am Meer, welcher eine köstliche Aussicht auf den Golf und sein südliches Ufer gewährt; diese endigt in dem Marktplatz und führt nach dem Hafen. Das nun sind die beiden Hauptstraßen Ajaccio's und seine beiden Hauptplätze. Kleine Seitengassen verbinden sie und durchschneiden alle die Landzunge. Die Stille ist so recht einladend zum Erinnern, und so still liegt auch der blaue Golf vor den Blicken ausgebreitet. Man sieht ihn

fast aus jeder Straße. Nirgend bleibt das Auge in Mauern gefangen, denn die Hauptstraßen sind breit, die Plätze groß, mit grünen Bäumen bepflanzt, und Meer und Oelberge, welche hart über dem Städtchen aufsteigen, blicken überall herein wo man gehn und stehen mag. Ajaccio ist Landstadt und Seestadt zugleich, man lebt dort mitten in der Natur.

Abends belebt sich der Corso und der Diamantplatz mit Wandelnden, welche die Kühle genießen wollen. Die Musikbande spielt; in Gruppen geht, steht das Volk umher. Die Frauen tragen meist schwarze Schleier, die vom Mittelstande die malerische Faldetta. Man kann sich einbilden, irgendwo auf einer spanischen Küste zu stehn.

Die Ajacciner haben wahrlich die schönsten Promenaden der Welt, sei es auf dem Platz der einen so märchenhaften Namen führt, oder längs des Golfes unter Ulmenalleen und Wein- und Olivengärten. Ich kenne wenige Plätze, die eine so schöne Ansicht gewährten, als dieser Diamantplatz von Ajaccio. Unmittelbar an ihm rauschen die Meereswellen, nach der Landseite zu schließen ihn freundliche Häuserreihen, darunter ein stattliches Militärhospital und ein zierliches Seminar der Priester, und hart über ihm steht ein grüner Berg. Eine steinerne Wehr faßt ihn gegen den Golf ein; mit wenigen Schritten ist man am Strand, welchen eine Allee umkränzt.

Ich fand nichts Angenehmeres in Ajaccio als in der Abendfrische, wenn der Westwind über den Golf wehte, auf jenem Diamantplatze zu lustwandeln oder auf der Wehr zu sitzen und an dem zauberischen Panorama von Meer und Bergen mich zu waiden. Der Himmel Italiens stralt dann im feenhaften Licht; die Luft ist so klar, daß die Milchstraße und der Venusstern lange Schimmer über den Golf werfen und die Wellen von einem sanften Glanze wiederscheinen. Wo sie schwanken oder ein vorübergleitender Kahn Furchen hinter sich zieht, erzittern sie von phosphorescirenden Funken. Gerade über

hüllt sich das Ufer in Nacht; Fanale brennen auf den Landspitzen, und an den Bergen sieht man mächtige Feuer lodern. Dort brennt man nämlich um die Zeit des August die Buschwälder nieder, um urbares Land zu gewinnen, welches durch die Asche zugleich gedüngt wird. Ich sah diese Feuer viele Tage lang fortbrennen. Tags wälzen sie weiße Dampfwolken über die Berge, Nachts leuchten sie über dem Golf wie Vulkane, und dann wird die Aehnlichkeit mit Neapel überraschend. Man kann also jeden Abend auf dem Diamantplatz von Ajaccio die herrlichste Illumination genießen.

Auch der Marktplatz ist nicht minder schön, wenn auch seine Aussicht nicht so umfassend ist. Man übersieht von ihm den sichern und prächtigen Hafen, der durch einen granitnen Molo, eine Anlage Napoleons, begrenzt wird. Ein schöner Kai von Granit schließt die Hafenseite des Marktplatzes, der mit Bäumen bepflanzt gar ländlich und friedlich aussieht. An seinem Eingange steht Ajaccio's Hauptbrunnen, ein großer Würfel von Marmor, aus dessen Seiten das Wasser in halbrunde Becken strömt. Er ist vom Morgen bis zum Abend umlagert, und niemals konnte ich diese Gruppen von Wasser schöpfenden Frauen und Kindern betrachten, ohne an die Brunnenscenen des alten Testamentes zu denken. In einem heißen Lande ist die Wasserquelle wahrhaft die Quelle der Poesie und der Geselligkeit; Feuerherd und Brunnen sind wol die altgeheiligten Sammelpunkte der menschlichen Gemeinschaft. — Die Weiber schöpfen hier nicht mehr mit den antiken Erzgefäßen wie in Bastia, sondern mit kleinen Tonnen oder Steinkrügen von Terra Cotta, über deren Oeffnung ein Henkel geschlagen ist. Auch diese Krüge sind althergebracht; sie haben aber auch Steingefäße mit langem schmalem Halse, welche ganz und gar etruskisch aussehen. Die armen Leute auf der unfruchtbaren Insel Capraja erwerben sich zum Teil ihren Unterhalt mit der Anfertigung solcher Gefäße, welche weit und breit versendet werden.

Auf demselben Marktplatz steht vor dem Hafen und dem Stadthause eine Marmorstatue Napoleons, auf einem übertrieben hohen und unschönen Piedestale von Granit. Die Inschrift lautet: dem Kaiser Napoleon seine Vaterstadt am 5. Mai 1850, im zweiten Jahre der Präsidentschaft Louis Napoleons. Lange hatte sich Ajaccio um ein Denkmal Napoleons bemüht und immer vergeblich. Die Ankunft eines Kunstwerks in Corsica war daher ein nicht kleines Ereigniß. Nun traf es sich, daß die Familie Bonaparte einst dem Herrn Ramolino die Statue eines Ganymed schickte. Als diese ausgeschifft wurde und das Volk sie erblickte, hielt es den Adler des Zeus für den Kaiseradler, den Ganymed aber für Napoleon. Es sammelte sich auf dem Marktplatz und verlangte, daß man die Bildsäule sofort auf dem Brunnenwürfel aufstelle, damit man endlich den großen Mann in Marmor vor sich habe. Indem die wackern Corsen den trojanischen Jüngling zu ihrem Landsmanne Napoleon machten, schienen sie die Fabel der Chronisten zu bestätigen, daß die Ajacciner von einem trojanischen Prinzen abstammen.

Eigentlich war die schöne Napoleonbildsäule des Florentiners Bartolini für Ajaccio bestimmt; man wurde indeß um den Preis von 60,000 Franken nicht einig, und so schmückt Bartolini's Werk Ajaccio nicht. Die Statue Napoleons auf dem Marktplatz ist eine mittelmäßige Arbeit Laboureurs; nur ihre Stellung im Angesicht des Golfs hebt sie zur vortrefflichsten Wirkung. Sie ist eine Consularstatue. Der Consul blickt vom Sockel auf das Meer, von der winzigen Vaterstadt in das Element hinausgewendet. Er trägt die römische Toga und auf dem Haupt einen Lorbeerkranz; die rechte Hand hält ein Steuerruder, welches auf der Weltkugel aufsteht. Die Idee ist gut, denn im Angesicht des Golfs ist das Steuerruder ein ganz natürliches Symbol, zumal in der Hand des Insulaners. Der Beschauer verweilt hier bei der Geschichte nicht des voll-

endeten, sondern des werdenden Herrschers, indem er die kleine Welt von Ajaccio um sich her sieht, auf welcher der gewaltigste Mensch Europa's als Kind und Jüngling umherging, nicht wissend wer er sei und wozu ihn das Geschick bestimmt hatte. Dann schweift die Erinnerung wieder auf das Meer und in diesem Golfe hier sieht sie das Schiff ankern, welches den General Bonaparte von Egypten nach Frankreich trug. Nachts saß er am Bord und durchflog mit hastiger Seele die Journale, die man in Ajaccio für ihn auftreiben konnte, und hier war es, wo er den Entschluß faßte, jenes Steuerruder zu ergreifen, mit dem er dann nicht Frankreich allein, sondern ein Kaisertum und die halbe Welt regieren sollte, bis es in seinen Händen zerbrach, und der Mann von Corsica an der Insel Sanct Helena scheiterte.

Dem Maestrale nicht ausgesetzt wie die Bai von S. Fiorenzo, sondern vor allen Stürmen geschützt, könnte dieser Golf die größesten Flotten beschirmen. Aber der Hafen ist todt, denn es mangelt der Verkehr. Einmal in der Woche kommt ein Dampfschiff aus Marseille und bringt Nachrichten aus der Welt und Gebrauchsartikel. Ich hörte oft die Corsen klagen, daß die Vaterstadt Napoleons, obwol durch eine unvergleichliche Lage und Zone so sehr begünstigt, nichts mehr sei als ein Städtchen irgend einer Provinz von Frankreich. Wie gering der Absatz der Waaren und wie dürftig die heimische Industrie ist, zeigt gleich ein Umgang auf dem Marktplatze, wo die meisten Verkaufsläden im Untergeschoß der Häuser sich befinden. Man sieht keinen Luxusladen, nur das notdürftigste Handwerk, namentlich Schneider und Schuhmacher; was nach Luxuswaaren aussieht, hat ein veraltetes und verlegenes Ansehn.

Ich fand eine einzige Buchhandlung in Ajaccio, aber auch diese ist mit einem Kleinwaarenlager verbunden, und Seife, Band, Messer und Flechtwerk verkauft man dort neben Büchern.

Doch hat das Stadthaus eine Bibliothek von 27,000 Bänden. Lucian Bonaparte hat zu ihr den Grund gelegt, und man sagt, er habe sich durch diese Büchersammlung größere Verdienste um Corsica erworben als durch seine Epopöe in zwölf Gesängen: La Cyrneide. Auch die Präfectur besitzt eine schätzenswerte Bibliothek, namentlich ist ihr Archiv reich an Documenten corsischer Geschichte.

Im Stadthause wird auch die Bildersammlung aufbewahrt, welche der Cardinal Fesch seiner Vaterstadt vermacht hat. Es sind 1000 Bilder an der Zahl. Die armen Bürger von Ajaccio können diese Gemälde nicht aufstellen, weil sie kein Museum dafür haben. Sie liegen also schon seit Jahren in der Rumpelkammer. Fesch bestimmte auch sein Haus zu einer Stiftung, erst für die Jesuiten, dann zu einem Collegium, welches nun seinen Namen trägt. Es besteht aus einem Principale und 12 Lehrern für verschiedene Wissenschaften.

Groß ist die Armut Ajaccio's an Anstalten, wie an öffentlichen Gebäuden. Sein größter Schatz ist das Haus Bonaparte.

Zweites Kapitel.

Die Casa Bonaparte.

Aus der Gasse S. Charles tritt man auf einen kleinen viereckigen Platz. Ein Ulmbaum steht dort vor einem gelbgrau übertünchten Hause von drei Stockwerken, mit plattem Dach und einem Balkonaufsatz darüber, mit sechs Fenstern Fronte und mit verbraucht aussehenden Thüren. An der Ecke dieses Hauses liest man die Aufschrift „Place Letitia."

Keine Marmortafel sagt dem Fremden, der aus Italien kam, wo die Häuser großer Menschen ihre Inschriften tragen, daß er vor der Casa Bonaparte steht. Er klopft vergebens

an der Thüre; keine Stimme antwortet; alle Fenster sind mit grauen Jalousien versperrt, als befinde sich das Haus im Verteidigungsstande der Vendetta. Kein Mensch zeigt sich auf dem Platze. Alles ringsum ist todt und scheint hinweggestorben oder hinweggescheucht von dem Namen Napoleon.

Endlich erschien ein alter Mann an einem Fenster der Nachbarschaft und beschied mich nach zwei Stunden wiederzukommen, wo er mir den Schlüssel besorgen wollte.

Bonaparte's Haus, seither wenig verändert, wie man mir versicherte, ist, wenn auch kein Palais, so doch immer die Wohnung einer angesehenen Familie gewesen. Dies zeigt sein Aussehn, und geradezu ist es ein Palast zu nennen im Vergleich mit der Dorfcapanne, in welcher Pasquale Paoli geboren wurde. Es ist geräumig, wohnlich und sauber. Aber alle Meubel sind aus den Zimmern verschwunden, nur die Tapeten hat man auf den Wänden gelassen, und auch sie sind veraltet. Der Fußboden, welcher nach corsischem Gebrauch mit kleinen sechskantigen roten Fliesen ausgelegt ist, zeigt sich schon hie und da schadhaft. Ganz unheimlich machte die Zimmer ihre Leere und ihre Dunkelheit bei verschlossenen Läden.

Einst glänzte dieses Wohnhaus zur Zeit der schönen Letitia von einem großen Familienleben und von froher Gastlichkeit, heute gleicht es einem Todtengewölbe, und vergebens sucht man nach einem Gegenstande umher, an dem die Phantasie einen Anhalt für die Geschichte der rätselhaften Bewohner fände.

Ich weiß nicht, wann das Haus gebaut wurde, doch schwerlich ist es alt. Damals beherrschte Genua die Insel, und vielleicht erfüllte Ludwig XIV. die Welt mit seinem und mit Frankreichs Ruhme. Ich dachte an die Zeit, da der Meister dieses Haus richtete und seinen üblichen Segen sprach, und nach geheiligter Sitte die Sippschaft die Familie hineingeleitete, welche es hatte bauen lassen; ahnungslos, daß einst das launenhafte Schicksal Kaiser- und Königskronen über dieses Dach

ausschütten würde, und daß es die Wiege eines länderverschlingenden Fürstengeschlechtes werden sollte.

Die erregte Phantasie sucht sie in diesen Zimmern und sieht sie um ihre Mutter versammelt, Kinder, gewöhnlich wie andere Menschenkinder, Schulbuben, welche bei ihrem Plutarch oder Julius Cäsar schwitzen, vom ernsten Vater und von dem Großonkel Lucian gemeistert, und die drei jungen Schwestern, welche sorglos und ziemlich wild aufwachsen wie ihre Nachbarinnen in der halbbarbarischen Inselstadt. Da ist Joseph, der älteste, da Napoleon, der zweitgeborne, Lucian, Louis, Jerome, da Caroline, Elise und Pauline, die Kinder eines Notars von mittelmäßigem Einkommen, der mit den Jesuiten von Ajaccio unausgesetzt und vergebens Processe führt, ein ihm bestrittenes Gut zu gewinnen, dessen seine sehr zahlreiche Familie benötigt ist. Denn die Zukunft seiner Kinder macht ihm Sorgen. Was werden sie einmal in der Welt werden, und auf welche Weise ein wolhabendes Dasein sich sichern? —

Und siehe da! dieselben Kinder langen sich eines Tages eins nach dem andern die mächtigsten Kronen der Erde, reißen sie von den Häuptern der unnahbarsten Könige Europa's, tragen sie vor aller Welt, lassen sich von Kaisern und Königen als Brüder und Schwäger umarmen, und große Völker fallen zu ihren Füßen und geben den Söhnen des Notars von Ajaccio Blut und Vermögen preis. Napoleon ist europäischer Kaiser, Joseph König von Spanien, Ludwig König von Holland, Jerome König von Westfalen, Pauline eine Fürstin Italiens, Elise eine Fürstin Italiens, Caroline eine Königin von Neapel. So viele gekrönte Herrscher gebar und erzog in diesem kleinen Hause eine der Welt unbekannte Bürgerstochter einer kleinen kaum genannten Inselstadt, Letitia Ramolino, welche vierzehn Jahre alt einen eben so unbekannten Mann heiratete. Ihre Wehen waren wahrhaft Wehen der Weltgeschichte.

Es gibt kein Märchen aus tausend und einer Nacht, das

märchenhafter wäre als die Geschichte der Familie Bonaparte. Daß aber dieses Märchen in den ganz nüchternen Tagen der modernsten Zeit Wahrheit geworden ist, muß man als eine große That der Geschichte und als ein großes Glück betrachten. Hat es doch die Geschichte der Menschheit, welche durch die politische Regel in Verknöcherung versank und in einem legitimen Kastenwesen erstarrte, gewaltsam durchbrochen, neu bewegt, mit neuem Geist erfüllt und den Mann über das politische Schicksal gestellt. Es hat die Menschenkraft und Menschenleidenschaft vom Banne der traditionellen Ständebeschränkungen losgerissen, und gezeigt, daß der Einzelne, auch wenn er im Staube geboren ist, alles werden darf, weil die Menschen sich gleich sind. Daß nun die Geschichte der Bonaparte märchenhaft erscheint, ist allein die Schuld der mittelalterigen Zustände, in denen sich das Leben noch bewegt und jener überkommenen Ansichten von den unerschütterlichen Unterschieden der Gesellschaft. Napoleon ist der politische Faust. Nicht in seinen Schlachten, sondern in seinem revolutionären Wesen liegt seine weltgeschichtliche Größe. Er hat die legitimen Götter der Tradition gestürzt. Die Geschichte dieses prädestinirten Menschen ist darum sehr einfach, menschlich und natürlich, aber heute kann sie noch nicht geschrieben werden.

Auch die Geschichte ist Natur. Es gibt eine Kette von Ursachen und von Wirkungen, und was wir Genie oder einen großen Menschen nennen, ist immer das Resultat von bestimmten Bedingungen und notwendig.

Ein mehr als tausendjähriger fast ununterbrochener Kampf Corsica's mit seinen Bezwingern war vorangegangen, ehe der große Sieger Napoleon geboren wurde, in dessen Natur sich dies felsenfeste Eiland und dies im Schlachtenkampf gestählte, auf engstem Raum zusammengedrängte Inselvolk ein Organ geschaffen hat, dessen Gesetz war: die Schrankenlosigkeit. Dies ist die Reihe aufwärts, der corsische Bandit, der corsische

Soldat, Renuccio della Rocca, Sampiero, Gaffori, Pasquale Paoli, Napoleon.

Ich trat in ein kleines Zimmer mit blauen Tapeten und zwei Fenstern, von denen das eine nach einem Hofbalkon, das andere nach der Straße geht. Man sieht darin einen Wandschrank hinter einer Tapetenthüre, und einen Kamin, der mit gelbem Marmor eingefaßt und mit mythologischen Reliefs geziert ist. In diesem Zimmer kam am 15. August 1769 Napoleon zur Welt. Es ist doch ein seltsames Gefühl, welches die Seele auf einer Stätte ergreift, wo ein großer Mensch geboren ward. Es ist, als werfe man einen Blick hinter den Vorhang der Natur, wo sie die Organe ihrer Bewegung schafft. Aber nichts erkennt der Mensch als das Erscheinende, und nach dem Wie fragt er stets vergebens. Vor den Geheimnissen der Natur zu stehen und die leuchtenden Gestalten bewundernd anzuschauen, die dem Dunkel entsteigen, das ist auch Religion. Den Denkenden ergreift wol nichts so tief als der gestirnte Himmel der Nacht, und als der gestirnte Himmel der Weltgeschichte.

Noch andere Räume zeigt man, den Tanzsaal der Familie, das Zimmer der Madame Letitia, das kleine Zimmer Napoleons, wo er schlief, und das, worin er arbeitete. Es sind dort noch die beiden kleinen Wandschränke zu sehen, in denen seine Schulbücher standen. Auch jetzt stehen Bücher darin. Neugierig griff ich darnach, als ob es die Napoleons gewesen wären; es waren vergilbte Rechtsbücher, theologische Dinge, ein Livius, ein Guicciardini und andere, wol Eigentum der Familie Pietra Santa, die mit den Bonaparte verwandt ist und gegenwärtig ihr Haus besitzt.

In diesem Hause ist es gut die Jugendgeschichte Napoleons sich zu vergegenwärtigen, welche noch immer nicht gehörig begründet ist. Was ich davon weiß, hörte, las, will ich erzählen. Vieles verdanke ich dem eben erschienenen Buche eines Corsen

Nasica: **Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon jusqu'à l'age de vingt-trois ans.** Das Buch ist dem Neffen des Onkels gewidmet, geistlos geschrieben, aber es enthält unbezweifelt richtige Thatsachen und einige schätzenswerte Documente.

Drittes Kapitel.

Die Familie Bonaparte.

Der Ursprung der Bonaparte ist gar nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln. Niedrige Schmeichelei hat die lächerlichsten Dinge herbeigezogen, um Napoleon die ältesten und höchstgestellten Ahnen zu geben. Man hat sogar einen Stammbaum angefertigt, welcher mit Emanuel II., dem achten Kaiser aus dem Hause der Comnenen anhebt, dessen zwei Söhne nach dem Falle Constantinopels unter dem Namen Bonaparte erst nach Corfu, dann nach Neapel, nach Rom und Florenz gegangen sein sollen. Von ihnen stammen dann lächerlicher Weise die corsischen Bonaparte ab.

Daß die Familie der Bonaparte im Mittelalter eine Rolle unter den Signoren italienischer Städte spielte, ist geschichtlich erwiesen. Sie waren in das goldne Buch von Bologna, unter die Patricier von Florenz und in das Adelsbuch von Treviso eingeschrieben. Als Napoleon Schwiegersohn Oesterreichs geworden war, ließ der Kaiser Franz Nachforschungen über dessen Familie anstellen und übersandte seinem Schwiegersohne einige Documente, welche beweisen sollten, daß die Bonaparte lange Zeit Herren von Treviso gewesen seien. Napoleon dankte und entgegnete, er finde sich geehrt genug, der Rudolf von Habsburg seines Stammes zu sein. Und auch sonst beseitigte er die alten Adelsdiplome, die man ihm vorkramte, mit dem Worte: ich datire meinen Adel von Millesimo und von Montenotte.

Ich habe an einer andern Stelle die Vermutung ausgesprochen, daß der Name Bonaparte eine Italianisirung des longobardischen Namens „Bonipert“ sei, welcher sich in Urkunden des achten Jahrhunderts in tuscischen Landen häufig findet. Wann die Bonaparte nach Corsica kamen, ist ungewiß. Muratori hat ein Document vom Jahr 947 angeführt, in welchem drei corsische Signoren Othon, Domenico und Guido dem Klosterabt Silverio von Monte Cristo ihre Besitzung Venaco in Corsica schenken; unter den Zeugen, welche dieses Instrument in Mariana zeichnen, befindet sich auch ein Bonaparte. Es müßte demnach die Familie oder vielmehr ein Zweig derselben schon frühe aus Toscana nach Corsica gegangen sein. Andere vielleicht folgten in späteren Jahrhunderten nach, denn die toscanischen Bonaparte waren teils Guelfen, teils Ghibellinen und wurden abwechselnd mit der einen oder der andern Partei vertrieben. Man weiß, daß einige von ihnen in die Lunigiana, nach Sarzana, gingen und in den Dienst der mächtigen Herren Malaspina traten, mit denen sie, wie ich behaupten möchte, auch nach Corsica wanderten. Ein anderer Zweig blieb in Toscana und machte sich hier ganz heimisch, erst in Florenz, dann in dem Castell San Miniato al tedesco. Die Familie hatte ihre Gruft in Santo Spirito zu Florenz, und dort las ich im Kreuzgang des Convents auf einem Grabstein diese Inschrift:

S. di Benedeto
Di Piero di Giovanni
Buonaparte. E di sua Descendenti.

Das Wappen zeigt über und unter den Querbalken je einen Stern, bezeichnend genug, denn zweimal ist der Stern über dem Hause Bonaparte aufgegangen.

In San Miniato blieben noch bis auf Napoleons Zeit Glieder seiner Familie. Nach seiner Expedition von Livorno

fand er dort einen alten Canonicus Filippo Bonaparte, welcher den jungen Helden zu seinem Erben einsetzte und im Jahre 1799 starb.

Was die Bonaparte in Ajaccio betrifft, so steigen sie mit Sicherheit auf bis zum Messire Francesco, der im Jahre 1567 starb; ohne Zweifel war der corsische Zweig der Bonaparte von Sarzana herüber gekommen. Ich gebe der Uebersicht wegen diese Stammtafel:

Francesco Bonaparte 1567.

Gabriele Bonaparte Messire,
baute in Ajaccio Türme gegen die Barbaresken.

Geronimo Bonaparte Egregius, procurator nobilis,
Haupt der Aeltesten von Ajaccio.

Francesco Bonaparte,
Capitano der Stadt.

Sebastiano Bonaparte. — Fulvio Bonaparte.

Carlo Bonaparte nobilis. (Sohn des Sebastiano)

Giuseppe Bonaparte,
Aeltester der Stadt.

Lodovico Bonaparte 1632, (Sohn des Fulvio)
vermält mit Maria von Gondi.

Sebastiano Bonaparte, magnificus,
Aeltester der Stadt. 1760. — Luciano Bonaparte,
Archidiaconus. (Söhne des Giuseppe)

Carlo Maria Bonaparte,
geb. 29. März 1746, Vater Napoleons,
vermält mit Letitia Ramolino.

Die Bonaparte haben keine Rolle in der corsischen Geschichte gespielt. Angesehn in ihrer Stadt, von den Genuesen, welchen diese gehorsam blieb, mit Titeln als Edle geehrt, beschränkten sie sich auf die Teilnahme an der bürgerlichen Verwaltung. Erst mit Carlo Bonaparte wird dieser Name im ganzen Lande Corsica angesehn und geschichtlich.

Napoleons Vater war am 29. März 1746 in Ajaccio geboren, in einer stürmischen Zeit, da die Corsen alle ihre Kraft zusammen nahmen, um das Genuesenjoch abzuschütteln. Gaffori war damals Haupt der Corsen, Pasquale noch in der Verbannung zu Neapel. Bei den Bonaparte in Ajaccio war es Sitte geworden, ihre Kinder nach Toscana zur Ausbildung zu schicken, und besonders sie in Pisa studiren zu lassen. Denn sie erinnerten sich ihres florentinischen Adels, welchen sie geltend zu machen nie aufhörten. Carlo selbst nannte sich Nobile und Patrizier von Florenz. Er machte seine ersten Studien auf Paoli's neu gestifteter Hochschule in Corte und dann ging auch er nach Pisa, wo er viele Landsleute fand. Er studirte die Rechtswissenschaften, und man erzählt von ihm, daß er sich durch seine Kenntnisse Achtung und durch seine Freigebigkeit Neigung zu gewinnen wußte. In sein Vaterland zurückgekehrt, nachdem er zum Doctor der Rechte promovirt war, wurde er der beliebteste Advocat Ajaccio's.

Carlo Bonaparte, sehr schön, beredt und von glänzendem Verstande, erregte die Aufmerksamkeit Paoli's, welcher einen richtigen Blick für die Menschen zu haben pflegte. Er zog ihn an sich und wußte ihn in Staatsgeschäften zu gebrauchen. Im Jahre 1764 lernte der junge Advocat das schönste Mädchen von Ajaccio kennen, Letitia Ramolino, welche 14 Jahre alt war. Beide entbrannten in heftiger Neigung für einander, aber die Ramolini waren genuesisch gesinnt und wollten ihre Tochter einem Paolisten nicht zum Weibe geben. Da legte Paoli selbst sich ins Mittel und wußte die Eltern Letitia's zu gewinnen. Ihre Mutter hatte als Wittwe Herrn Fesch geheiratet, Capitän im Schweizerregiment in genuesischen Diensten, und aus dieser Ehe stammte der nachherige Cardinal Fesch.

Den jungen Carlo machte unterdeß Paoli zu seinem Secretär und nahm ihn mit sich nach Corte, dem Sitze der Regierung. Nur ungern folgte Letitia. Nun brach die Katastrophe über

die Corsen herein; die Franzosen hatten nach dem Vertrage von Fontainebleau bereits die Insel betreten; das Volk war zu einem Parlament zusammen gekommen, um über die zu nehmende Entschliessung zu ratschlagen. Hier stimmte Carlo Bonaparte in einer feurigen Rede für den Krieg gegen Frankreich.

Nach der unglücklichen Schlacht von Ponte nuovo, da alles sein Heil in der Flucht suchte und die Franzosen bereits Corte sich näherten, flüchteten einige hundert angesehene Familien auf den Monte Rotondo, unter ihnen auch Carlo Bonaparte und sein Weib, welches gerade mit Napoleon schwanger ging. Der Berg bot einen traurigen Anblick von Verzweifelnden und Wehrlosen, von Weibern und Kindern. So vergingen Tage der Angst und Ungewißheit in jenen Wildnissen unter den Ziegenhirten. Endlich erschienen französische Officiere mit der Friedensfahne, Gesandte des Grafen Devaux, welcher in Corte eingerückt war. Sie kündigten den Flüchtlingen an, daß die Insel unterworfen und Paoli im Begriffe sei, sich einzuschiffen, daß sie nichts zu fürchten hätten und in ihre Heimat herabsteigen könnten. Sogleich schickten die Flüchtlinge eine Deputation nach Corte, an deren Spitze Carlo Bonaparte und Lorenzo Giubega von Calvi standen, und nachdem diese Abgesandten Sicherheitspässe für alle ihre Familien empfangen hatten, kehrten sie auf den Monte Rotondo zurück, um diese abzuholen.

Bonaparte stieg mit seinem Weibe ins Niolo, um auf diesem schwierigeren Wege nach Ajaccio zu gelangen. Sie mußten den Liamone passiren, und da dieser Fluß angeschwollen war, kam Letitia in Gefahr zu ertrinken. Nur ihr Mut und die Schnelligkeit ihrer Begleiter retteten sie. Carlo wollte nun Paoli, seinen Gönner und Freund, ins Exil begleiten, indem er es für schimpflich hielt, in Corsica zu bleiben, nachdem das gemeinsame Vaterland in Franzosengewalt gefallen war.

Aber die Bitten seines Onkels, des Archidiaconus Lucian und die Tränen seines Weibes vermochten ihn von diesem verzweifelten Gedanken abzubringen. Er kehrte nach Ajaccio zurück und wurde dort unter französischem Regiment Assessor des königlichen Gerichtshofes. Marbeuf behandelte ihn mit Auszeichnung; durch seine Verwendung erhielt er für seinen ältesten Sohn Joseph eine Stelle im Seminar zu Autun, für seinen zweitgebornen Napoleon eine in der Militärschule zu Brienne. Marbeuf, der Eroberer Corsica's war es also, welcher dem jungen Napoleon seine Laufbahn möglich machte. Er besuchte das Haus Bonaparte sehr häufig und verlebte in der Gesellschaft der schönen Letitia manche angenehme Stunde; dies und die Gönnerschaft, welche der französische Graf dem jungen Napoleon schenkte, hat dessen Feinde veranlaßt, ein scandalöses Gerücht über Marbeufs Verhältniß zu Letitia zu verbreiten.

Uebrigens war Marbeuf dem Vater Napoleons verpflichtet. Als nämlich der General Narbonne-Fritzlar in Corsica gegen jenen intriguirte, um den Oberbefehl zu erhalten, stimmte Carlo das französische Ministerium dahin, Marbeuf in der Regierung Corsica's zu belassen. Diesen Dienst vergalt ihm der Graf mit seiner Freundschaft, mit seinem Wolwollen und mit der Empfehlung des jungen Militärschülers Napoleon an die einflußreiche Familie Brienne. Carlo zeigte Marbeuf auf jede Weise seine Anhänglichkeit; ich las von ihm ein Sonett auf den Grafen, welches ich nicht mitteilen will, weil es unbedeutend ist.

Im Jahre 1777 wurde Napoleons Vater Deputirter des Adels für Corsica und reiste über Florenz nach Paris. Noch einmal begab er sich dahin, um seinen Proceß mit den Jesuiten von Ajaccio wegen gewisser Besitzungen zu Ende zu führen. Darüber starb er in seinem 39sten Jahre zu Montpellier an demselben Magenübel, an welchem auch sein Sohn Napoleon sterben sollte, im Februar 1785. In den Phantasien des

Todes träumte er beständig von Napoleon, ein Beweis, daß er auf diesen Sohn alle seine Hoffnungen gesetzt hatte; er rief sterbend: „Wo ist Napoleon, warum kommt er nicht mit seinem großen Degen seinem Vater zu helfen?“ In den Armen seines Sohnes Joseph verschied er. Man begrub ihn in Montpellier. Als Napoleon Kaiser geworden war, machten ihm die Bürger dieser Stadt den Antrag, seinem Vater ein Denkmal zu errichten. Napoleon aber antwortete, daß man die Todten solle ruhen lassen, denn wenn er seinem Vater, der nun schon so lange todt sei, eine Statue setze, so würden sein Großvater und sein Urgroßvater mit demselben Recht eine gleiche verlangen. Später ließ Louis Bonaparte, König von Holland, seines Vaters Leiche ausgraben und in St. Leu beisetzen.

Napoleon war, als Carlo Bonaparte starb, auf der Schule in Paris. Dies ist der Trostbrief, welchen der 16jährige Jüngling an seine Mutter schrieb:

Paris, den 29. März 1785.

Meine teure Mutter!

Heute hat die Zeit die ersten Ausbrüche meines Schmerzes ein wenig beruhigt, und ich beeile mich Ihnen die Dankbarkeit zu bezeugen, welche mir die Güte einflößt, die Sie immer für uns gehabt haben. Trösten Sie sich, meine teure Mutter. Die Umstände gebieten es. Wir werden unsre Sorge und unsre Erkenntlichkeit verdoppeln und glücklich sein, wenn wir durch unsern Gehorsam Sie in Etwas für den unschätzbaren Verlust eines geliebten Gatten entschädigen können. Ich schließe, meine teure Mutter; mein Schmerz befiehlt es, indem ich bitte, daß Sie den Ihrigen besänftigen. Meine Gesundheit ist ausgezeichnet und alle Tage bitte ich den Himmel, Ihnen eine ähnliche zu schenken. Bringen Sie meine Hochachtung der Tante Gertrud, Minana Saveria, Minana Fesch ꝛc.

P. S. Die Königin von Frankreich ist mit einem Prinzen

niedergekommen, genannt Herzog der Normandie, am 27. März, 7 Uhr des Abends.

Ihr sehr ergebener und affectionirter Sohn:
Napoleon de Bonaparte.

Wenn dieser lakonische Brief des jungen Napoleon ächt ist, so ist er noch etwas mehr wert, als der Trostbrief Seneca's an seine Mutter Helvia.

Carlo war ein Mann von glänzenden Eigenschaften, ein klarer Verstand, ein warmer Redner, ein Patriot und doch wie man gesehn hat wol fügsam in die Umstände und von politischer Lebensklugheit. Er liebte Glanz und Verschwendung. Bei seinem Tode war Madame Letitia erst 35 Jahre alt und hatte ihm schon 13 Kinder geboren, von denen 5 gestorben waren. Jerome lag noch in der Wiege.

Das Haupt der Familie wurde der Archidiaconus Lucian, welcher das Familienvermögen verwaltete. Die Bonaparte besaßen einige Landgüter, Weinberge und Heerden.

Viertes Kapitel.

Napoleons Knabenjahre.

> Ich bin auch ein sterblicher Mensch,
> Gleich wie die andern, geboren
> Vom Geschlecht des ersten geschaffenen Menschen.
> Weisheit Salomonis.

Es hat einen großen Reiz, einen außergewöhnlichen Menschen als Kind und in dem Alter sich vorzustellen, wo er unter seinesgleichen verloren noch schicksalslos ist. Man fühlt sich versucht schon in der Kindesphysiognomie die Züge der Mannesgröße zu erraten; aber die Kindheit ist ein tiefes Mysterium, und wer kann in ihr die Gestalt des Genius oder des Dämon entdecken, wer gar die geheimnißvolle Macht wahrnehmen, die

das schlummernde Ungeheure plötzlich ergreift und in die Zeit hinaussetzt.

Ich sah in den Uffizien von Florenz die Marmorbüste eines Knaben. Ihr unschuldiges Kinderlächeln zog mich an und mit Vergnügen betrachtete ich sie. Auf dem Sockel stand geschrieben: Nero.

Von der ersten Kinderzeit Napoleons ist nicht viel bekannt. Seine Mutter war beim Feste der Assunta in der Kirche, als sie die Geburtswehen empfand. Sie hatte nicht mehr Zeit, ihr eignes Zimmer zu erreichen, sondern gebar in dem kleinen Cabinet und wie man erzählt, auf einem Teppich, welcher Scenen aus der Heldengeschichte der Iliade darstellte. Ihre Schwägerin Gertrude verrichtete die Hebammendienste. Es war 11 Uhr des Morgens, da Napoleon zur Welt kam.

Er wurde erst am 21. Juli 1771 getauft, also fast zwei Jahre nach seiner Geburt, und zusammen mit seiner bald verstorbenen Schwester Maria Anna. Man erzählt, daß er sich heftig sträubte, als der Priester ihn mit Weihwasser begießen wollte; vielleicht wollte er sich selber taufen, wie er sich später selber krönte, dem Papst die Krone aus den Händen nehmend.

Als Knabe zeigte er ein heftiges Temperament und war in fortdauerndem Zank mit seinem ältesten Bruder Joseph. In den kindlichen Prügelscenen war Joseph immer der Zerzauste, und wenn er klagen lief, bekam Napoleon Recht. Zuletzt wurde Joseph dem kleineren Bruder ganz untertan, und die Familie schien Napoleon als das Haupt der Geschwister schon in früher Zeit betrachtet zu haben. Auf seinem Todtenbette sagte der Archidiaconus Lucian zu Joseph: „Du bist der älteste der Familie, aber dort steht ihr Haupt, das sollst du nicht vergessen.“

Wir wollen es gerne glauben, daß der Knabe Napoleon eine unbezähmbare Leidenschaft für das Militär zeigte, und daß er nichts lieber that, als neben dem Militär in Ajaccio herlaufen. Er quälte seinen Vater mit Bitten, ihm eine Kanone

anzuschaffen, und noch lange zeigte man die kleine metallne Kanone im Hause Bonaparte, mit welcher dieser Pulverwolken-sammler Zeus als Kind zu spielen pflegte. Bald erstreckte sich sein Ansehn über die Jugend von Ajaccio, und wie Cyrus die Hirten-kinder der Meder und Peter der Große seine Gespielen, ver-einigte er die Kinder der Stadt in eine Soldatencompanie, welche gegen die feindliche Jungenschaft des Borgo tapfer zu Felde zog und Schlachten mit hölzernen Säbeln lieferte.

Im Jahre 1778 brachte ihn der Vater auf die Militär-schule nach Brienne, wo der nachher berühmte Pichegrü sein Lehrer war. Man weiß, daß Napoleon dort anfangs sanft und fleißig sich zeigte. Nur bisweilen brach sein Temperament und reizbares Ehrgefühl gewaltsam hervor. Sein Quartier-meister verurteilte ihn eines Tags um eines Vergehens willen zu der schimpflichen Buße im Wollenkleide und auf den Knieen an der Thüre des Refectorium zu essen. Das konnte der Stolz des jungen Corsen nicht ertragen — er erbrach sich und be-kam einen Nervenanfall. Der Père Petrault befreite ihn sofort von der Strafe indem er sich beklagte, daß man seinen besten Mathematiker so schmählich behandle.

Im Jahre 1783 ging Napoleon auf die Militärschule nach Paris um seine Studien zu vollenden, bereits trefflich gebildet, den Kopf voll Heldengestalten aus seinem geliebten Plutarch und das Herz durchdrungen von den Thaten seiner großen corsischen Väter, ein sprühend genialer Jüngling und ein aus-geprägter Charakter. Es gährte damals in der Welt und durch die Zeit ging der Geist großer Ereignisse. Es war eine lebens-werte Zeit voll Werdedrang und voll titanischem Ungestüm; sie gab der Natur den Befehl, in ihrer Werkstatt große Men-schen zu bilden.

Der junge Officier Napoleon war im Jahre 1785 zu seinem Regiment nach Valence gegangen. Das erregte Gemüt suchte nach einem Ausdrucke seiner selbst. Er machte sich hier an die

Preisaufgabe der Akademie von Lyon: „Welches sind die Principien und die Institutionen, die man den Menschen geben muß, um sie glücklich zu machen" — ein in jener humanistischen Periode beliebtes Thema, welches der Jüngling anonym löste. Später warf er das Manuscript ins Feuer als er Kaiser geworden war und Talleyrand dasselbe aus den Archiven von Lyon hervorgezogen hatte, um dem Mächtigen zu schmeicheln. Der junge Menschenbeglücker mußte den Tribut an seine Zeit entrichten, und auch die Sentimentalität war ein Zug in ihr. Was würde man wol dazu sagen, wenn eines Tages Napoleon als Autor eines sentimentalen Romans im Charakter des Richardson und Sterne Furore gemacht hätte? Er hatte mit einem seiner Freunde Demarris eine Reise auf den Mont Cenis unternommen, und zurückgekehrt, das Herz angenehm bewegt von seiner zärtlichen Neigung zu dem Fräulein Colombier in Valence, mit welchem er verstolne Rendezvous hatte und unschuldige Kirschen aß, setzte er sich an den Tisch und fing eine empfindsame Reise auf den Mont Cenis zu schreiben an. Er kam nicht weit damit; doch ist diese Anwandlung in der Seele Napoleons merkwürdig, und hatte er nicht auch in Egypten Werthers Leiden mit sich?

Noch Corse mit Leib und Seele schrieb er in Valence auch eine Geschichte der Corsen, eine schöne Aufgabe für einen jungen Napoleon. Das nicht vollendete Manuscript befindet sich in der Bibliothek zu Paris und wird nun herausgegeben werden. Er schickte es an Paoli, welchen er bewunderte, und der damals in der Verbannung zu London lebte. Dieses ist ein Teil seines begleitenden Schreibens an den großen Landsmann:

„Ich ward geboren als das Vaterland starb. Dreißigtausend Franzosen, auf unsre Küsten gespieen, der Tron der Freiheit in den Blutwellen versinkend, das war das verhaßte Schauspiel, welches zuerst meine Blicke erschreckte. Das Geschrei der

Sterbenden, das Geseufze der Unterdrückten, die Tränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit meiner Geburt.

„Sie verließen unsre Insel, und mit Ihnen verschwand die Hoffnung des Glücks; die Sclaverei war der Preis unserer Unterwerfung. Unter der gehäuften Last der dreifachen Kette des Soldaten, des Gesetzgebers und des Steuereinnehmers, lebten unsre Landsleute in der Verachtung ... in der Verachtung derjenigen, welche die Gewalt der Regierung in der Hand haben. Ist das nicht die grausamste der Martern die derjenige erleiden kann, welcher Gefühl hat?

„Die Verräter am Vaterlande, die feilen Seelen, welche die Liebe zu einem schmutzigen Lohne besticht, haben um sich zu rechtfertigen gegen die nationale Regierung und gegen Ihre Person im Besondern Verläumdungen ausgesät. Die Schriftsteller adoptiren sie und überliefern sie als Wahrheiten der Nachwelt.

„Indem ich sie las, geriet ich in Flammen, und ich habe beschlossen, diese Uebel, die Producte der Unwissenheit, zu zerstreuen. Ein frühe begonnenes Studium der französischen Sprache, gute Beobachtungen und Denkwürdigkeiten aus den Papieren der Patrioten geschöpft, setzen mich in den Stand sogar einigen Erfolg zu hoffen ... Ich will Ihre Verwaltung mit der gegenwärtigen vergleichen ... Ich will die Verräter der gemeinen Sache mit dem Pinsel der Schande in Schwarz malen ... Ich will vor das Tribunal der öffentlichen Meinung diejenigen laden, welche regieren, ihre Quälereien bis ins Kleinste darstellen, ihre geheimen Schliche aufdecken, und wenn es möglich ist, den tugendhaften Minister welcher den Staat regiert, Herrn von Necker für das beklagenswerte Schicksal interessiren, welches uns so grausam niederschlägt."

Dies sind die Gesinnungen und dies ist die Sprache des jungen Corsen Napoleon, des revolutionären Demokraten und Schülers von Plutarch. In seiner Geschichte der Corsen sagt

er einmal: „Wenn das Vaterland nicht mehr ist muß ein edler Bürger sterben.“ Es waren dies damals keine Phrasen aus dem Tacitus, es war die glühende Sprache einer zum Großen befähigten Jünglingsseele. Gibt es doch kaum einen Menschen, dessen jugendlich rasche Entwicklung man mit gleicher Freude verfolgen darf, als die des jungen Napoleon, etwa bis zum Frieden von Campo Formio. Ein Held, ein Halbgott fliegt an uns vorüber, noch unangetastet vom Eigennutz, bis das herrliche Menschenbild nach und nach sich zertrümmert und von uns zu denen gestellt wird, welche gewöhnliche Despoten waren. Denn es dauert keine Größe, und Machiavelli hat Recht: Es gibt keine andern, als gewöhnliche Menschen. — Man nennt noch einige Jugendschriften Napoleons, welche nun gedruckt werden sollen, darunter zwei Novellen le Comte d'Essex und le Masque prophête, ein Dialog über die Liebe, Giulio betitelt und andere literarische Versuche.

Napoleon kam alle Jahre nach Ajaccio und machte dann seinen Einfluß auf die Erziehung seiner Geschwister geltend. Diese war einfach nach der Art des Landes und altväterisch strenge. „Man möchte sagen,“ heißt es in dem Buche Nasicas, „daß man in einem Collegium oder in einem Convente lebte. Das Gebet, der Schlaf, das Studium, die Erholung, die Lustbarkeit, alles war geregelt und gemessen. Die größte Harmonie, eine zarte und aufrichtige Liebe herrschte unter allen Gliedern der Familie. Sie war damals das Muster der Stadt, wie sie später ihre Zierde und ihr Ruhm wurde.“

Der Archidiaconus Lucian verwaltete das Familiengut mit Oekonomie, und es kostete den jungen Napoleon viel Anstrengung, wenn er vom Großonkel einiges Geld mehr zu seinen Ausgaben erhalten wollte. Indeß er erhielt es. Die ganze Familie fühlte den Einfluß des jungen Mannes und stand unter der Herrschaft dieses geborenen Gebieters. Denn gebieten mußte er einmal, und so ist es sehr charakteristisch, daß er

nicht allein die jüngeren Geschwister, sondern auch seinen ältesten Bruder schulmeistert, und in ihre Erziehung bestimmend eingreift. Es war bald eine ausgemachte Sache, daß man dem jungen Napoleon zu gehorchen habe.

Ich finde einen authentischen Brief Napoleons an seinen Onkel Fesch, den nachherigen Cardinal, vom 15. Juli 1784 und datirt aus Brienne. Der 15jährige Knabe schreibt hier in der verständigsten und klarsten Anschauung der Lebensverhältnisse über die Laufbahn, die wol sein ältester Bruder Joseph zu ergreifen habe. Der Brief ist lesenswert genug, bedenkt man, daß dieser so bedenklich besprochene Joseph nachher König von Spanien war.

Napoleon an seinen Onkel Fesch.

Mein teurer Onkel, ich schreibe Ihnen, um Sie von der Reise meines lieben Vaters durch Brienne zu unterrichten, welcher nach Paris ging, Marianne (die spätere Elisa von Toscana) nach St. Cyr zu bringen und seine Gesundheit wiederherzustellen. Er ist hier am 21. angekommen mit Lucian und den beiden Demoiselles, die Sie gesehn haben. Diesen letzteren hat er hier gelassen. Er ist 9 Jahre alt, und 3 Fuß, 11 Zoll und 10 Linien groß: er ist in der Sechsten im Latein, und wird die verschiedenen Partieen des Unterrichtes lernen; er zeigt viel Talent und guten Willen, man darf hoffen, daß etwas Gutes aus ihm werden wird (que ce sera un bon sujet — Lucian war der Einzige, der es verschmähte, König zu sein). Er ist gesund, er ist kräftig, lebhaft und unbesonnen, und für den Anfang ist man mit ihm zufrieden. Er weiß das Französische recht gut und hat das Italienische ganz und gar vergessen. Uebrigens wird er meinem Briefe beischreiben; ich werde ihm nichts sagen, damit Sie wissen, wie es mit ihm steht. Ich hoffe, daß er Ihnen nun öfter schreiben wird, als

da er in Autun war. . . . Ich bin überzeugt, daß mein Bruder Joseph Ihnen noch nicht geschrieben hat. Wie wollten Sie das verlangen? Er schreibt an meinen lieben Vater höchstens zwei Zeilen, wenn er es noch thut. In Wahrheit, er ist nicht mehr derselbe. Indeß an mich schreibt er sehr oft. Er ist in der rhetorischen Klasse; und er würde besser thun, wenn er arbeitete, denn der Herr Lehrer hat meinem lieben Vater gesagt, daß es im Collegium (zu Autun) keinen Physiker, noch Rhetoriker, noch Philosophen gebe, der so viel Talent hätte als er, und der so gut eine Uebersetzung machte. Was den Stand betrifft, den er wählen soll, so war es, wie Sie wissen, zuerst der geistliche, welchen er wählte. Er blieb bei diesem Entschlusse bis auf diese Stunde, wo er nun dem Könige dienen will. Darin thut er aus mehren Gründen Unrecht.

1) Wie mein Vater bemerkt, hat er nicht Kühnheit genug, um den Gefahren einer Schlacht die Stirne zu bieten; seine schwache Gesundheit erlaubt ihm nicht, die Beschwerden eines Feldzuges zu ertragen; und mein Bruder sieht den Soldatenstand nur von der Seite der Garnisonen. Ja, mein lieber Bruder wird ein guter Garnisonofficier sein: da er einen leichten Sinn hat und folglich zu frivolen Complimenten geschickt ist, wird er mit seinen Talenten immer eine gute Figur in der Gesellschaft machen, aber in einer Schlacht? Das ists, was mein teurer Vater bezweifelt.

Qu'importe à des guerriers ces frivoles avantages?
Que sont tous ces trésors sans celui du courage?
A ce prix fussiez vous aussi beau qu'Adonis,
Du Dieu même du Pinde eussiez-vous l'éloquence,
Que sont tous ces dons sans celui de la vaillance?

2) Er hat eine Erziehung für den geistlichen Stand empfangen; es ist zu spät, sie zu vergessen. Der Herr Bischof

von Autun würde ihm ein großes Benefiz gegeben haben, und er wäre sicher Bischof zu werden. Welche Vorteile für die Familie! Der Herr Bischof von Autun hat sein möglichstes gethan, um ihn zu bewegen zu bleiben, und ihm versprochen, daß er es nie bereuen solle. Vergebens: er beharrt. Ich lobe es, wenn er einen entschiedenen Geschmack für diesen Stand hat, den schönsten von allen Ständen, und wenn der große Beweger der menschlichen Dinge (le grand moteur des choses humaines) indem er ihn bildete ihm wie mir eine entschiedene Neigung für das Militär gegeben hätte.

3) Er will, daß man ihn im Militär placirt; das ist ganz gut, doch in welches Corps? Etwa in der Marine? 4) Er versteht nichts von der Mathematik. Es bedürfte zweier Jahre, um sie ihn zu lehren. 5) Seine Gesundheit verträgt sich nicht mit dem Meer. Etwa im Genie? Da brauchte er vier oder fünf Jahre, um das Nöthige zu lernen. Außerdem denke ich, daß den ganzen Tag beschäftigt zu sein und zu arbeiten sich nicht mit der Leichtigkeit seines Wesens verträgt. Derselbe Grund wie für das Genie ist für die Artillerie vorhanden, mit der Ausnahme, daß er nur 18 Monate zu arbeiten brauchte, um Eleve zu werden, und ebenso viel um Officier zu werden. Oh! das ist noch nicht nach seinem Geschmacke. Laßt also sehn: er will ohne Zweifel in die Infanterie. Gut, ich verstehe: er will den ganzen Tag nichts zu thun haben, er will den ganzen Tag das Pflaster treten: um so mehr, was ist denn ein winziger Infanterieofficier? Ein schlechtes Subject drei Viertel der Zeit hindurch. Und das wollen weder mein teurer Vater, noch Sie, noch meine Mutter, noch mein Onkel der Archidiaconus, denn er hat schon kleine Stückchen von Leichtsinn und Verschwendung gezeigt. Folglich, man muß einen letzten Versuch machen, um ihn für den geistlichen Stand zu gewinnen; wo nicht, so wird ihn mein lieber Vater mit sich nach Corsica nehmen, wo er unter seinen Augen sein

wird. Man wird versuchen, ihn in die Gerichtsschreiberei zu geben. Ich schließe mit der Bitte, mir Ihr Wolwollen zu erhalten; mich dessen wert zu machen wird für mich die wesentlichste und angenehmste Pflicht sein. Ich bin mit dem tiefsten Respect, mein teurer Onkel,

Ihr sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener und Neffe
Napoleon de Bonaparte.

P. S. Zerreißen Sie diesen Brief.

Doch können wir hoffen, daß Joseph mit den Talenten, die er besitzt, und den Gesinnungen, welche seine Erziehung ihm eingeflößt haben muß, sich zum Guten besinnen und die Stütze unserer Familie sein werde. Stellen Sie ihm ein wenig alle diese Vorteile vor."

Hätte man nicht ein Recht zu zweifeln, daß ein Knabe von 15 Jahren diesen so selbstbewußten, entschiedenen und klaren Brief geschrieben habe? Er ist bisher nicht herausgegeben; ich fand ihn in dem Werke Tommaseo's: „Briefe des Pasquale Paoli," welcher erklärt, daß er ihn dem Rate des königlichen Gerichts von Bastia, Herrn Luigi Biadelli, zu verdanken habe. Mich dünkt, dies ist ein unschätzbares Document. Man blickt da recht tief in den Familienrat der Bonaparte und sieht die kleine Sippschaft recht deutlich vor Augen. Herr Fesch in Ajaccio trug, als er den Brief mit den Nachrichten über den leichtsinnigen Joseph bekam, gerade seinen schafswollnen Kittel und hatte die hölzerne Tabakspfeife im Munde; denn so haben ihn noch viele Augenzeugen gesehen. Später trug er den Cardinalshut, der leichtsinnige Junge Joseph aber ward König von Spanien.

Napoleon kann man in diesem Briefe schon als den späteren Tyrannen seiner Familie erkennen. Hier für seine Brüder sorgend, an ihre Zukunft denkend, gab er ihnen dann Königskronen und verlangte unbedingten Gehorsam. Seiner Tyrannei

widerstanden allein der bürgerliche Lucian und Louis König von Holland.

Fünftes Kapitel.

Napoleon als eifriger Demokrat.

So oft Napoleon zum Besuche nach Ajaccio kam, lebte er gern in Milelli, einem den Bonaparte gehörigen Landhause nahe bei Ajaccio, wo man noch heute den alten Eichbaum sieht, unter welchem der Jüngling Bonaparte zu sitzen, zu träumen, zu grübeln pflegte.

Da kam die Revolution in Frankreich, der Sturm auf die Bastille, der Umsturz der bestehenden Dinge.

Der junge Napoleon warf sich mit der ganzen Leidenschaft seines Wesens in die Bewegung der Geister. Das Schicksal aber hatte ihn zu anderen Dingen aufgespart, als in dem Kampfe der Parteien frühe sich aufzureiben. Von Paris ferne und auf seiner kleinen Insel mußte er die ersten Stürme der neuen Zeit gleichsam vorbereitend mitleben. Corsica wurde seine Schule.

Wir finden ihn in Ajaccio wieder als exaltirten Revolutionär, in den Clubs Reden halten, Adressen schreiben, die Nationalgarde organisiren helfen; kurz ganz in der Weise, wie wir das aus unsern Erfahrungen kennen, den großen Politiker machen.

Ajaccio war damals der Mittelpunkt der corsischen Revolutionäre, das Haus Bonaparte bald ihr Versammlungsort, die beiden Brüder Joseph und Napoleon Hauptführer der Demokratie. Die Stadt war in Aufruhr. Ihre Bewegung schien dem General Barrin, welcher die Insel befehligte, so bedrohlich, daß er Gaffori's Sohn, den Marschall Francesco abschickte, sie zu zügeln. Gaffori hatte keinen Erfolg, vielmehr

war er froh im Hause Bacciochi's, des nachherigen Fürsten von Lucca und Piombino, Schutz zu finden.

Napoleon und Joseph versammelten indeß die demokratische Partei in der Kirche San Francesco und redigirten ein Gratulationsschreiben an die Constituante, worin zugleich die bittersten Beschwerden gegen die bisherige Regierung von Corsica aufgesetzt und die Forderung ausgesprochen wurde, es möchte die Insel zu einem integrirenden Teile Frankreichs erklärt werden.

Napoleon erkannte seine Zeit; dem corsischen Patriotismus entsagend, wurde er entschieden Franzose und warf sich der Revolution in die Arme.

Im November 1789 kehrte er nach Valence zurück, und bald darauf ist er wieder in Ajaccio, wo der rührige Joseph, während man die Nationalgarde organisirte, sich eifrig um eine Officierstelle bemühte. Marius Peraldi, der reichste Mann Ajaccio's und Feind der Bonaparte, wurde zum Obersten der Nationalgarde erwählt, Joseph aber Officier.

Mittlerweile hatte man in Corsica den Antrag gemacht, die Exilirten zurückzurufen, und auf Betreiben der beiden Brüder Bonaparte und des Abbate Coti ernannte die corsische Landesversammlung vier Deputirte, welche Pasquale in Frankreich einholen und nach der Insel geleiten sollten; unter ihnen befand sich Marius Peraldi, und Napoleon wie Joseph schloßen sich der Deputation an.

Als Paoli nach Paris gekommen war, hatte die Constituante am 1. December 1789 die Einverleibung der Insel in Frankreich bereits decretirt, und dies Decret ihrer politischen Selbständigkeit für immer ein Ende gemacht. Mirabeau und der Corse Saliceti, Abgeordneter des dritten Standes, der nachher berühmt gewordene Minister Murats in Neapel, hatten diesen Antrag gestellt.

Napoleon selbst eilte Paoli in Marseille zu bewillkommnen und war Zeuge der Freudentränen, welche der edle Patriot

vergoß, als er im Cap Corso seinen vaterländischen Boden wieder betrat. Eine Landesversammlung kam in Orezza zusammen, um über die Angelegenheiten der Insel zu beraten und sie zu ordnen. Napoleon und sein Feind, der junge Carl Andrea Pozzo di Borgo, verdienten sich hier bei den Wahlversammlungen die ersten Sporen als öffentliche Redner. Schon um seines Vaters willen mußte er die Aufmerksamkeit Paoli's erregen, der über die Genialität und die glänzende Urteilskraft des Jünglings erstaunt, von ihm gesagt haben soll: dieser junge Mann wird Carriere machen, es fehlt ihm nur die Gelegenheit um ein Mensch des Plutarch zu sein. Man erzählt, daß Pasquale in eine Locanda einkehrte, und die Zimmer in Unordnung findend sich vom Wirt sagen ließ: ein junger Mann, Bonaparte, sei vor ihm hier logirt gewesen, der habe Tag und Nacht geschrieben und wieder zerrissen, in Unruhe auf und ablaufend, dann sei er fort auf das Schlachtfeld von Ponte Nuovo.

Der junge Napoleon hatte es an nichts fehlen lassen, um seinem Bruder Joseph zur Präsidentenstelle des Districts von Ajaccio zu verhelfen; als ein gewandter Parteimann hatte er die Ortschaften bereist, Stimmen geworben und Geld gespendet.

In Ajaccio war er unermüdlich thätig, den republicanischen Club in Feuer zu halten, die Priester und die Aristokraten zu überwältigen. Es gab zwischen beiden Parteien blutige Kämpfe; Napoleon schwebte in Lebensgefahr, ein Officier der Nationalgarde wurde neben ihm getödtet. Er erzählt die näheren Umstände selbst in einem Manifest. Mehrere Tage lang dauerte das Blutvergießen und mehrmals stand das Leben der Bonaparte auf dem Spiel.

Napoleon galt als die Seele des Clubs von Ajaccio. Gleich den jungen Politikern unserer jüngsten Vergangenheit, sehen wir ihn ein Pamphlet an einen Aristokraten schleudern. Es war dies der Graf Matteo Buttafuoco, derselbe welcher Rousseau

nach Vescovato eingeladen, welcher zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges der Corsen in französischen Diensten gestanden und dem Landesfeinde gegen seine eignen Landesbrüder seinen Arm geliehen hatte. Er war corsischer Adelsdeputirter, hatte gegen die Vereinigung der Stände in Versailles gestimmt und sich auch sonst durch seine aristokratischen Abstimmungen verhaßt gemacht. Gegen diesen Mann nun schrieb der junge Napoleon zu Milelli ein Manifest, welches er in Dôle drucken ließ und dann dem Club von Ajaccio zusandte. Das überschwängliche, doch sachlich wol begründete Pamphlet ist ein merkwürdiger Beitrag zur Kenntniß Napoleons. Es hat all' den excentrischen Schwung der jungen Revolutionäre, und wie ich es las in dieser Welteinsamkeit von Ajaccio, erweckte es mir die heitersten Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 1849. Aber es ist mehr als das bloße Pamphlet eines jungen Demagogen, es ist das Exercitium für kaiserliche Edicte, es ist der Kaiser selbst als Embryo. Man kann das Manifest nicht entbehren, wenn man Napoleons Werden und Natur von der jugendlichen Entwicklung an erkennen will.

Brief des Herrn Bonaparte an Herrn Matteo Buttafuoco,

Deputirten Corsica's zur Nationalversammlung.

Mein Herr!

Von Bonifazio bis zum Cap Corso, von Ajaccio bis nach Bastia ist nur ein Chorus von Verwünschungen gegen Sie. Ihre Freunde verbergen sich, Ihre Verwandten verleugnen Sie, und der Verständige selbst, der sich von der Volksmeinung nie meistern läßt, ist diesmal von der allgemeinen Erbitterung mit fortgerissen.

Was haben Sie denn gethan? Welches sind denn die Verbrechen, die einen so allgemeinen Unwillen, ein so vollständiges Verlassen rechtfertigen können? das mein Herr, will ich eben ergründen und mich Ihres eignen Lichtes bedienen.

Die Geschichte Ihres Lebens, zum mindesten seit Sie auf den Schauplatz der Angelegenheiten geworfen sind, ist bekannt. Ihre Hauptzüge sind hier in Blutcharakteren gezogen. Indeß es gibt weniger bekannte Einzelheiten; ich könnte also irren, doch rechne ich auf Ihre Nachsicht und Ihre Zurechtweisung.

In den Dienst Frankreichs getreten, kamen Sie zurück Ihre Verwandten zu sehen; Sie fanden die Tyrannen niedergeschlagen, die Nationalregierung etablirt, und die Corsen, von großen Gesinnungen beherrscht, dem öffentlichen Wol um die Wette tägliche Opfer bringen. Sie ließen sich durch die allgemeine Gährung nicht verführen; weit entfernt, Sie hörten nur mit Mitleiden dies Geschwätz von Vaterland, Freiheit, Unabhängigkeit, Constitution, mit dem man selbst unsre letzten Bauern aufgebläht hatte. Ein tiefes Nachdenken hatte sie seitdem diese künstlichen Empfindungen schätzen gelehrt, welche sich nur mit dem allgemeinen Schaden aufrecht erhalten. In Wahrheit, der Bauer soll arbeiten und nicht den Helden machen, wenn er nicht vor Hunger sterben, wenn er seine Familie erziehn und die Autorität respectiren soll. Was die Personen betrifft, welche durch ihren Rang und ihr Glück zum Regieren berufen sind, so ist es unmöglich, daß sie lange Zeit so dumm sein sollten, ihre Gemächlichkeit und ihr Ansehn einer Chimäre zu opfern, und daß sie sich erniedrigen sollten, einem Schuhflicker zu hofiren, um den Brutus zu spielen. Indeß, als Sie auf das Project fielen, Herrn Paoli zu fesseln, mußten Sie heucheln. Herr Paoli war der Mittelpunkt aller Bewegungen des Staatskörpers. Wir wollen ihm Talent, selbst ein gewisses Genie nicht absprechen: er hatte eine Weile die Angelegenheiten der Insel auf einen guten Stand gebracht; er hatte eine Universität gestiftet, wo man vielleicht das erste Mal seit der Schöpfung in unsern Bergen die Wissenschaften lehrte, welche der Entwicklung unsrer Vernunft förderlich sind; er hatte eine Eisengießerei, Pulvermühlen, Befestigungen eingerichtet, welche

die Verteidigungsmittel vermehrten; er hatte Häfen geöffnet, welche den Handel ermutigend die Agricultur hoben; er hatte eine Marine geschaffen, welche unsre Communicationen begünstigte, indem sie den Feinden verderblich war. Alle diese Einrichtungen waren in ihrem Entstehen nur das Anzeichen von dem, was er eines Tages geschaffen hätte. Die Einheit, der Friede, die Freiheit waren die Vorläufer des Nationalglücks, wenn nichtsdestoweniger ein übel organisirtes, auf falschen Grundlagen gebautes Gouvernement nicht das noch sicherere Vorzeichen des Unglücks gewesen wäre, in welches die Nation gestürzt wäre.

Der Traum Paoli's war, den Solon zu machen; aber er hatte sein Modell schlecht copirt. Er hatte alles in die Hände des Volks oder seiner Vertreter gelegt, so daß man nicht existiren konnte als durch sein Gefallen. Seltsamer Irrtum, welcher einem brutalen Löhner einen Mann unterwirft, der durch seine Erziehung, durch seine glänzende Geburt und sein Glück allein zum Herrscher gemacht ist. In die Länge kann eine so fühlbare Verkehrung der Vernunft nicht ermangeln, den Ruin und die Auflösung des Staatskörpers herbei zu ziehn, nachdem sie ihn durch aller Art Uebel in Aufruhr gebracht hat.

Nach Wunsch reüssirten Sie. Herr Paoli, von Enthusiasten und Schwindelköpfen unaufhörlich umgeben, stellte sich nicht vor, daß man eine andere Leidenschaft als den Fanatismus der Freiheit und der Unabhängigkeit haben könne. Sie fanden gewisse französische Connaissancen mit ihm, und er nahm sich nicht Zeit, die Grundsätze Ihrer Moral näher zu prüfen als Ihre Worte. Er ließ Sie ernennen, um in Versailles wegen des Abkommens zu unterhandeln, das unter Vermittlung dieses Cabinets in Gang kam. Herr von Choiseul sah Sie und erkannte Sie. Die Seelen von einem gewissen Gepräge weiß man im Augenblick zu schätzen. Bald verwandelten Sie sich aus dem Vertreter eines freien Volkes in den Commis eines

Satrapen; Sie teilten ihm die Instructionen, die Projecte, die Geheimnisse des Cabinets von Corte mit.

Diese Aufführung, welche man hier niedrig und schamlos findet, finde ich für meine Person ganz simpel; doch in jeder Art von Angelegenheit kommt es darauf an zu verstehen und mit kaltem Blute zu urteilen.

Die Prude richtet die Coquette, und man persiflirt sie darob; das ist in wenig Worten Ihre Geschichte.

Ein Mensch von Grundsätzen beurteilt Sie nach dem Schlimmsten, aber Sie glauben nicht an Menschen von Grundsätzen. Der Gewöhnliche, welcher stets durch tugendhafte Demagogen verführt wird, kann von Ihnen nicht gewürdigt sein, der Sie an Tugend nicht glauben. Man darf Sie nur durch Ihre eignen Grundsätze verurteilen, wie einen Verbrecher durch die Gesetze; aber diejenigen, welche das Raffinement kennen, finden in Ihrer Handlungsweise nichts als große Einfältigkeit: das kommt also auf das schon Gesagte hinaus, daß man in jeder Art von Angelegenheit zuerst verstehen, und dann mit Ruhe urteilen solle. Im übrigen können Sie nicht minder siegreich sich verteidigen, denn Sie haben nicht das Ansehn eines Cato oder Catinat begehrt; es genügt Ihnen zu sein wie eine gewisse Welt; und in dieser gewissen Welt ist es Herkommen, daß der, welcher Geld haben kann und das nicht benutzt ein Einfaltspinsel ist; denn das Geld verschafft alles Vergnügen der Sinne, und das Vergnügen der Sinne ist das allein Schätzenswerte. Also Herr von Choiseul, welcher sehr freigebig war, gestattete Ihnen nicht zu widerstehen, als Ihr lächerliches Vaterland nach seiner lustigen Gewohnheit Sie für Ihre Dienste mit der Ehre ihm zu dienen bezahlte.

Als der Tractat von Compiègne abgeschlossen war, landeten Herr von Chauvelin und 24 Bataillons auf unsern Küsten. Herr von Choiseul, dem es auf die Schnelligkeit der Expedition gar sehr ankam, geriet in Unruhe, daß er diese Erregung

Ihnen nicht verhelen konnte. Sie rieten ihm, Sie mit einigen Millionen herzuschicken. Wie Philipp mit seinem Maulesel Städte einnahm, versprachen Sie ihm alles ohne Hindernisse zu unterwerfen .... Gesagt, gethan; und Sie über das Meer eilend, warfen die Maske ab, und das Gold und das Gnadendiplom in der Hand, zettelten Sie mit denen Unterhandlungen an, welche Sie für die zugänglichsten hielten.

Das corsische Cabinet stellte sich nicht vor, daß ein Corse sich mehr lieben könne als das Vaterland, es hatte Sie mit seinen Interessen beauftragt. Indem Sie Ihrerseits sich nicht vorstellten, daß ein Mensch das Geld und sich nicht mehr lieben könne als das Vaterland, verkauften Sie sich und hofften alle zu kaufen. Tiefer Moralist, Sie wußten was der Fanatismus eines Jeden gelte; als einige Pfunde Gold mehr oder weniger wechselten in Ihren Augen die verschiedenen Charaktere.

Indeß Sie täuschten sich; der Schwache wurde wol erschüttert, aber er ward durch die schreckliche Idee den Busen des Vaterlandes zu zerfleischen entsetzt. Er bildete sich ein, den Vater, den Bruder, den Freund, der in seiner Verteidigung umkam, seinen Grabstein erheben zu sehn, um ihn mit Flüchen zu ersticken. Diese lächerlichen Vorurteile waren mächtig genug, Sie in ihrem Laufe aufzuhalten. Sie seufzten es mit einem kindischen Volke zu thun haben; aber, mein Herr, diese Verfeinerung von Empfindungen ist der Menge nicht gegeben; so lebt sie in der Armut und in dem Elende, während der kluge Mensch so bald ihm nur die Umstände einigermaßen günstig werden, sich schnell zu erheben weiß. Das ist ungefähr die Moral Ihrer Geschichte.

Indem Sie von den Hindernissen Rechenschaft gaben, welche sich der Verwirklichung Ihrer Versprechen entgegenstellten, machten Sie den Vorschlag das Regiment Royal-Corse hieher kommen zu lassen. Sie hofften, daß sein Beispiel unsre zu guten und zu einfältigen Bauern bekehren würde, daß es sie an eine Sache

gewöhnen würde, in der sie so viel Widerstrebendes fanden; auch in dieser Hoffnung wurden Sie noch getäuscht. Haben nicht die Rossi, Marengo und einige andere Narren dieses Regiment bis so weit enthusiasmirt, daß die gesammten Officiere durch eine authentische Acte erklärten, lieber ihre Diplome zurückzuschicken als ihren Eid oder noch heiligere Pflichten zu verletzen?

Sie fanden sich auf Ihr alleiniges Beispiel beschränkt. Ohne aus der Fassung zu kommen, warfen Sie sich an der Spitze einiger Freunde und eines französischen Detachements nach Vescovato; aber der schreckliche Clemens jagte Sie aus dem Nest. Sie retirirten sich nach Bastia mit den Gefährten ihres Abenteuers und ihrer Familie. Diese kleine Affaire brachte Ihnen wenig Ehre; Ihr Haus und die Häuser Ihrer Genossen wurden verbrannt. In Ihrem Sicherheitsorte spotteten Sie über diese Anstrengungen der Ohnmacht.

Man will Ihnen hier dreist zumuten, daß sie Royal-Corse gegen seine Brüder haben bewaffnen wollen. Man will desgleichen wegen des geringen Widerstandes von Vescovato Ihnen den Mut absprechen. Diese Beschuldigungen sind wenig begründet; denn die erste ist eine unmittelbare Consequenz, ist ein Mittel der Ausführung Ihrer Projecte, und wie wir behauptet haben, daß Ihre Handlungsweise sehr simpel gewesen sei, so folgte daraus, daß diese nebensächliche Beschuldigung gehoben ist. Was den Mangel an Mut betrifft, so sehe ich nicht daß die Action von Vescovato ihn bestätige; Sie gingen nicht dahin um im Ernst einen Krieg zu führen, sondern um durch Ihr Beispiel diejenigen zu ermutigen, welche in der Gegenpartei schon wankten. Und dann, welches Recht hatte man zu verlangen daß Sie die Frucht zweier Jahre von guter Aufführung riskirten, um sich tödten zu lassen wie einen Soldaten; aber Sie mußten in Bewegung geraten, da Sie Ihr Haus und die Häuser Ihrer Freunde die Beute der

Flammen werden sahen. Guter Gott! wann werden die bornirten Menschen aufhören auf alles Wert legen zu wollen? Indem Sie Ihr Haus brennen ließen, zwangen Sie Herrn von Choiseul Sie zu entschädigen. Die Erfahrung hat die Richtigkeit Ihrer Rechnung bestätigt; weit über den Wert des Verlornen hat man Sie bezahlt. Es ist wahr daß man sich beklagt, daß Sie alles für sich in Anspruch nahmen und nur eine Kleinigkeit den Elenden gaben, welche Sie verführt hatten. Um zu wissen was Sie thun durften, ist es nur zu wissen nötig, ob Sie es mit Sicherheit thun konnten; nun, arme Leute, welche Ihres Schutzes so sehr benötigt waren, waren weder in der Lage reclamiren zu können, noch selbst das Unrecht, das man Ihnen anthat, deutlich genug einsehen zu können; sie konnten nicht die Mißvergnügten machen und gegen Ihre Autorität sich auflehnen: ein Abscheu ihren Landsleuten, wäre ihre Rückkehr nicht einmal sicher gewesen. Es ist also wol natürlich daß wenn Sie so einige Tausend Thaler fanden, Sie dieselben nicht entwischen ließen; das wäre eine Dummheit gewesen.

Die Franzosen, trotz ihres Goldes, ihrer Diplome, der Disciplin ihrer zahlreichen Bataillons, der Leichtigkeit ihrer Escadrons, der Geschicklichkeit ihrer Artillerie geschlagen, vernichtet bei Penta, bei Vescovato, bei Oreto, bei S. Nicolao, bei Borgo, Borbaggio, Oletta, verschanzten sich äußerst entmutigt. Der Winter, die Zeit ihrer Ruhe, war für Sie, mein Herr, die der größten Arbeit; und wenn Sie über die Hartnäckigkeit der Vorurteile nicht triumphiren konnten, welche in dem Geiste des Volkes tiefe Wurzeln geschlagen haben, so gelang es Ihnen, einige seiner Häupter zu verführen, denen Sie, obwol mit Mühe, ihre guten Gesinnungen zu rauben vermochten, was, vereint mit den 30 Bataillons, die im folgenden Frühjahre Herr de Vaux mit sich brachte, Corsica unter das Joch warf, Paoli und die Begeistertsten zum Rückzuge zwang.

Ein Teil der Patrioten war gefallen während der Verteidigung ihrer Unabhängigkeit, ein anderer hatte ein proscribirtes Land, jetzt das ekle Nest der Tyrannen, geflohen; aber eine große Zahl hatte weder sterben noch fliehen dürfen: sie waren der Gegenstand der Verfolgungen. Seelen, welche man nicht hatte bestechen können, waren von einem anderen Gepräge. Man konnte die französische Herrschaft nur auf ihrer vollständigen Vernichtung befestigen. Ach! dieser Plan wurde nur zu pünktlich ausgeführt. Die Einen starben als Opfer der Verbrechen, die man ihnen unterschob; die andern durch die Gastfreundschaft und das Vertrauen verraten, hauchten auf dem Schaffot ihre Seufzer aus, ihre Tränen unterdrückend. In großer Zahl durch Narbonne-Fritzlar in den Turm von Toulon gesperrt, durch schlechte Nahrung vergiftet, durch ihre Ketten gemartert, mit den unwürdigsten Mißhandlungen überhäuft, lebten sie einige Zeit in den Krämpfen des Todeskampfes, nur um den Tod mit langsamem Schritte sich nahen zu sehn ... O Gott, Zeuge ihrer Unschuld, warum hast du dich nicht zu ihrem Rächer gemacht!

In diesem allgemeinen Elend, mitten unter dem Geschrei und dem Seufzen dieses unglücklichen Volkes fingen Sie unterdeß an, die Frucht Ihrer Mühen zu genießen. Ehren, Würden, Pensionen regneten auf Sie, Ihre Besitztümer würden sich noch reißender vermehrt haben, wenn nicht die Dubarry, Herrn von Choiseul stürzend, Sie eines Protectors, eines Schätzers Ihrer Dienste beraubt hätte. Der Schlag entmutigte Sie nicht; Sie kehrten von der Seite der Bureaus wieder; Sie erkannten allein die Notwendigkeit emsiger zu sein. Man fühlte sich dadurch geschmeichelt, Ihre Dienste waren so notorisch! .... Alles ward Ihnen zugestanden. Nicht zufrieden mit dem Teiche von Biguglia, verlangten Sie einen Teil der Ländereien mehrer Gemeinden. Warum wollten Sie diese ihrer berauben? fragt man. Ich meiner Seits frage, welche Rücksichten durften Sie

für eine Nation nehmen, von der Sie wußten, daß sie Sie verabscheue?

Ihr Lieblingsproject war die Insel unter zehn Barone zu teilen. Wie! nicht genug, daß Sie die Ketten Ihres Vaterlandes hatten schmieden helfen, Sie wollten sie auch der absurden Feudalherrschaft unterwerfen! Aber ich lobe Sie, daß Sie den Corsen das größte Uebel zufügten, das Ihnen möglich war; Sie waren in einem Kriegsstande mit ihnen, und im Kriegsstand ist es Axiom, Schaden thun zu seinem Vorteil.

Doch gehen wir über alle diese Miseren hinweg; kommen wir zur Gegenwart und endigen wir einen Brief, welcher durch seine schreckliche Länge Sie zu ermüden nicht verfehlen wird.

Die Lage der Dinge Frankreichs weissagte außerordentliche Ereignisse; sie fürchteten ihren Rückschlag in Corsica. Dieselbe Raserei, von welcher wir vor dem Kriege besessen waren, begann zu Ihrem großen Aerger dieses liebenswürdige Volk außer sich zu bringen. Sie begriffen die Folgen davon; denn wenn die großen Gesinnungen die Meinung beherrschten, wurden Sie aus einem rechtschaffenen Manne nur ein Verräter, und noch schlimmer, wenn die großen Gesinnungen das Blut unserer warmen Mitbürger in Bewegung setzten; wenn je eine nationale Regierung daraus folgte, was wurde aus Ihnen? Ihr Gewissen also begann Sie zu beunruhigen. Erschreckt, niedergeschlagen, gaben Sie sich doch nicht auf; Sie entschlossen sich Alles gegen Alles zu setzen, aber Sie thaten es als ein Mann von Kopf; Sie nahmen ein Weib, um Ihren Halt zu vergrößern. Ein Ehrenmann, welcher auf Ihr Wort seine Schwester Ihrem Neffen gegeben hatte, sah sich hintergangen. Ihr Neffe, dessen väterlich Gut Sie verschlungen hatten, um ein Erbe zu vermehren, welches das seinige sein sollte, fand sich mit einer zahlreichen Familie ins Elend gesetzt.

Nachdem Sie Ihre häuslichen Angelegenheiten geordnet hatten, warfen Sie einen Blick auf das Land. Sie sahen es von

dem Blute seiner Märtyrer rauchen, bedeckt mit vielen Opfern und überall nur Rachegedanken atmen. Aber Sie sahen hier den wilden Soldaten, den frechen Schreiber, den gierigen Steuereinnehmer ohne Widerspruch herrschen und den Corsen unter der dreifachen Kettenlast nicht zu denken wagen weder an das, was er war, noch an das, was er noch sein konnte. In der Freude Ihres Herzens sagten Sie sich: die Sachen gehn gut, es handelt sich nur darum, sie so zu erhalten, und augenblicks verbanden Sie sich mit dem Soldaten, mit dem Schreiber und mit dem Zollpächter. Es war von nichts mehr die Rede, als darauf zu denken, Deputirte zu haben, welche von diesen Gesinnungen beseelt waren; denn was Sie betraf, so konnten Sie nicht glauben, daß eine Ihnen feindliche Nation Sie zu ihrem Vertreter wählte. Aber Sie sollten die Meinung ändern, als die Berufungsschreiben durch eine vielleicht absichtliche Absurdität feststellten, daß der Adelsdeputirte in einer allein aus 22 Personen zusammengesetzten Versammlung gewählt werden solle; es handelte sich nur darum, 12 Stimmen zu gewinnen. Ihre Mitverbündete vom hohen Rate waren äußerst thätig: Drohungen, Versprechungen, Liebkosungen, Geld, alles ward aufgeboten: Sie reussirten. Die Ihrigen waren in den Communen nicht so glücklich: der erste Präsident fiel durch, und zwei in ihren Ideen exaltirte Menschen — der Eine war Sohn, Bruder, Neffe der eifrigsten Verteidiger der Volkssache; der andere hatte Sionville und Narbonne gesehn, und über seine Ohnmacht seufzend, war seine Seele mit den Schrecken, die er hatte ausüben sehen, erfüllt — diese beiden Menschen wurden proclamirt und begegneten den Wünschen der Nation, deren Hoffnung sie wurden. Der geheime Unwille, die Wut, welche bei Ihrer Ernennung Alle angriff, macht Ihren Manövern und dem Credit Ihrer Verbündeten Ehre.

Als sie in Versailles angekommen waren, wurden Sie ein eifriger Royalist; in Paris mußten Sie mit einem fühlbaren

Kummer sehen, daß die Regierung, welche man auf so vielen Trümmern errichten wollte, dieselbe war, die man bei uns in so viel Blut ertränkt hatte.

Die Anstrengungen der Schlechten waren unmächtig; die neue Constitution, von Europa bewundert, ist die Sorge jedes denkenden Wesens geworden. Es blieb Ihnen nur noch eine Rettung, und die war glauben zu machen, daß diese Constitution für unsere Insel nicht passe, da sie doch genau dieselbe war, welche so gute Erfolge bewirkte, und die uns zu entreißen es so vielen Bluts bedurfte.

Alle Abgeordneten der alten Verwaltung, welche in Ihre Cabale natürlich eingingen, dienten Ihnen mit aller Wärme des persönlichen Eigennutzes. Man faßte Memoiren ab, in denen man behauptete, die Vorteile zu erfahren, welche für uns das bestehende Gouvernement hätte, und in denen man darstellte, daß jede Veränderung dem Wunsche der Nation zuwider sei. In derselben Zeit hatte die Stadt Ajaccio Wind von dem, was man anzettelte: sie erhob ihr Haupt, formirte ihre Nationalgarde, organisirte ihr Comité. Dieser unerwartete Zwischenfall brachte Sie in Schrecken. Die Gährung teilte sich überall mit. Sie beredeten den Minister, vor dem Sie in Angelegenheiten Corsica's die Einsicht voraus hatten, daß es nötig sei, Ihren Schwiegervater, Herrn Gaffori, dahin zu schicken, den würdigen Vorläufer des Herrn Narbonne, welcher an der Spitze seiner Truppen die Unverschämtheit hatte, mit Gewalt die Tyrannei aufrecht halten zu wollen, die sein verstorbener Vater, glorreichen Andenkens, durch sein Genie geschlagen und niedergeworfen hatte. Unzählige Schnitzer ließen die Mittelmäßigkeit der Talente Ihres Schwiegervaters nicht verborgen bleiben: er besaß nur die Kunst, sich Feinde zu machen. Allerseits sammelte man sich gegen ihn. In dieser dringenden Gefahr erhoben Sie Ihre Blicke und sahen Narbonne. Narbonne hatte, einen günstigen Augenblick benützend,

den Plan gefaßt, in einer Insel, welche er durch unerhörte Grausamkeiten verwüstet hatte, den Despotismus zu befestigen, welcher sein Gewissen quälte. Sie stimmten ihm bei: der Plan ist entworfen, 5000 Mann haben Ordre erhalten; die Decrete, das Provinzialregiment um ein Bataillon zu vermehren, sind expedirt; Narbonne ist abgereist. Diese arme Nation, ohne Waffen, ohne Mut, ist ohne Hoffnung und ohne Hülfsquellen den Händen dessen überliefert, der ihr Henker war.

O unglückselige Mitbürger! welcher gehässigen Intrigue solltet ihr zum Opfer fallen! ihr würdet sie gemerkt haben, wenn es zu spät war. Welches Mittel, ohne Waffen 10,000 Menschen zu widerstehn? Ihr selber hättet die Acte eurer Degradation unterschrieben, die Hoffnung wäre entflohen, die Hoffnung wäre erstickt, und Tage des Unheils wären unablässig sich gefolgt. Das freie Frankreich hätte euch mit Verachtung angesehn, das bekümmerte Italien mit Unwillen, und Europa, über diese beispiellos tiefe Erniedrigung erstaunt, hätte aus seinen Annalen die Züge gestrichen, welche eurer Tugend Ehre machen. Aber eure Gemeindedeputirte durchdrangen den Plan und gaben euch zur rechten Zeit Kunde. Ein König, welcher stets nur das Glück seiner Völker wünschte, durch Herrn Lafayette, diesen standhaften Freund der Freiheit, aufgeklärt, wußte die Intriguen eines perfiden Ministers zu vernichten, den die Rache fortwährend antrieb, euch zu schaden. Ajaccio zeigte sich in seiner Adresse entschlossen; dort war mit so viel Energie der klägliche Zustand dargestellt, in welchen euch das am meisten despotische Regiment gebracht hatte. Das bis dahin noch schlummernde Bastia erwachte beim Geräusche der Gefahr und ergriff die Waffen mit dieser Entschlossenheit, welche es immer ausgezeichnet hat. Arena kam von Paris nach der Balagna, voll von diesen Gesinnungen, welche alles zu unternehmen und keine Gefahr zu fürchten fähig machen. Die Waffen in der einen, die Decrete der Nationalversammlung

in der andern Hand, machte er die öffentlichen Feinde erbleichen. Achille Murati, der Eroberer von Capraja, welcher die Verzweiflung bis nach Genua getragen hatte, dem, um ein Türenne zu sein, nur die Umstände und ein größerer Schauplatz fehlten, erinnerte die Gefährten seines Ruhms, daß es Zeit sei, ihn wieder zu gewinnen, daß das Vaterland in Gefahr nicht Intriguen, die es nie verstand, sondern Eisen und Feuer nötig habe. Beim Geräusche eines so allgemeinen Stoßes, kehrte Gaffori in das Nichts zurück, aus dem ihn wider Willen die Intrigue hatte hervorgehen lassen. Er zitterte in der Festung von Corte. Narbonne eilte von Lyon hinweg, in Rom seine Schande und seine höllischen Pläne zu begraben. Wenige Tage später, und Corsica ist an Frankreich gekettet, Paoli zurückgerufen, und in einem Augenblick ändert sich die Aussicht und bietet euch eine Laufbahn, welche ihr zu hoffen nie würdet gewagt haben.

Verzeihen Sie, mein Herr, verzeihen Sie: ich habe die Feder ergriffen, um Sie zu verteidigen, aber mein Herz hat sich gewaltsam gegen ein System empört, in dessen Gefolge Verrat und Perfidie waren. Und wie? Sohn dieses selben Vaterlandes, haben Sie nie Etwas für es gefühlt? Und wie? war Ihr Herz denn ohne Bewegung beim Anblick der Felsen, der Bäume, der Häuser, der Gegenden, welche die Schauplätze Ihrer Spiele in der Kindheit waren? Als Sie zur Welt kamen, trug dies Land Sie an seinem Busen, nährte Sie mit seinen Früchten. Als Sie in die Jahre der Vernunft kamen, setzte es auf Sie seine Hoffnung, ehrte es Sie mit seinem Vertrauen, sagte es zu Ihnen: „Mein Sohn, du siehst den elenden Zustand, in welchen mich die Ungerechtigkeit der Menschen versetzt hat: mich sammelnd in meiner Leidenschaft, gewinne ich die Kräfte wieder, welche mir eine sichere und unfehlbare Wiederherstellung versprechen; aber man bedroht mich aufs neu; eile, mein Sohn, eile nach Versailles, kläre

den großen König auf, zerstreue seinen Argwohn, bitte ihn um seine Freundschaft."

O wol! ein wenig Gold machte Sie zum Verräter an seinem Vertrauen, und bald sah man Sie um ein wenig Gold das vatermörderische Schwert in der Hand seine Eingeweide zerreißen. Ach! mein Herr, ich bin weit entfernt Ihnen Uebles zu wünschen: aber fürchten Sie ... es gibt Gewissensbisse, welche rächen. Ihre Mitbürger, welche Sie verabscheuen, werden Frankreich aufklären. Die Güter, die Pensionen, Früchte Ihrer Verrätereien, werden Ihnen genommen sein. In der Abgelebtheit des Alters und des Elends, in der schauderhaften Einsamkeit des Verbrechens, werden Sie lange genug leben, um von Ihrem Gewissen gepeinigt zu sein. Der Vater wird Sie seinem Sohne, der Lehrer seinem Schüler zeigen, ihnen sagend: „Jünglinge, lernt das Vaterland, die Tugend, die Treue, die Menschlichkeit achten."

Und Sie, deren Jugend, Anmut und Unschuld man prostituirt, Ihr reines und keusches Herz zittert unter der Berührung einer Verbrecherhand? Achtungswerte und unglückliche Frau! . . . .

. . . .

Bald wird die Ehrenkette und das Gepränge des Reichtums verschwinden; die Verachtung der Menschen wird sich auf Sie häufen. Werden Sie in der Brust dessen, welcher der Urheber davon ist, einen Trost suchen, dessen Ihre sanfte und liebende Seele nicht entbehren kann? Werden Sie in seinen Augen Tränen suchen, um sie mit den Ihren zu mischen? Wird Ihre bebende Hand, auf sein Herz gelegt, ihm die Bewegung des Ihrigen zu sagen suchen: Ach! wenn Sie bei ihm Tränen finden, werden es die der Gewissensangst sein. Wenn sein Herz schlägt, werden es die Convulsionen des Bösen sein, welcher stirbt, die Natur, sich und die Hand, welche ihn führt, verfluchend.

O Lameth! o Robespierre! o Petion! o Volney! o Mirabeau! o Barnave! o Bailley! o La Fayette! seht, das ist der Mensch, welcher es wagt an Eurer Seite zu sitzen. Ganz vom Blute seiner Brüder triefend, mit Verbrechen jeder Art besudelt, stellt er sich frech unter dem Generalskleide, dem ungerechten Lohne seiner Schurkereien, dar! Er wagt es sich Repräsentanten der Nation zu nennen, er der sie verkauft hat, und Ihr duldet es! Er wagt es die Augen zu erheben, Euren Discursen zuzuhören, und Ihr duldet es! Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so hatte er nie mehr als die von zwölf Edelleuten. Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so mußte Ajaccio, Bastia und der größte Teil der Cantons dasjenige an seinem Bilde thun, was sie an seiner Person hatten thun wollen.

Aber Ihr, welche der Irrtum des Augenblicks, vielleicht der Mißbrauch der Minute verleitet, den neuen Veränderungen euch zu opponiren, werdet Ihr einen Verräter leiden können; den, welcher unter der kalten Außenseite eines verständigen Mannes die Gier eines Lakaien verbirgt? Ich kann es mir nicht denken. Ihr werdet die ersten sein, ihn mit Schimpf und Schande fortzujagen, sobald man Euch über das Gewebe von Schurkereien wird aufgeklärt haben, dessen Künstler er gewesen ist.

Ich habe die Ehre, mein Herr, Ihr sehr unterwürfiger und sehr gehorsamer Diener zu sein.

Bonaparte.

Aus meinem Cabinet von Milelli, den 23. Januar,
im zweiten Jahre.

Aus meinem Cabinet von Milelli — — es klingt ganz imperatorisch. Man wird sagen müssen, daß dieser gewaltige Brief des 21jährigen Jünglings, halb Robespierre, halb Marat, den besten Pamphleten der Revolutionsberedsamkeit nimmer nachsteht.

Ich will hier bemerken, daß unter den sechs Deputirten Corsica's zum Convent, drei für die ewige Detention Ludwigs Capet, zwei für Detention bis zum Frieden und Verbannung darnach, Christoforo Saliceti allein für den Tod stimmte.

Sechstes Kapitel.

Napoleons letzte Thätigkeit in Corsica.

Im Jahre 1791 sollten zwei Bataillone in Corsica gebildet werden. Die Soldaten sollten ihre Chefs selbst ernennen. Da ist es merkwürdig zu sehen, wie der nachherige Cäsar es für die höchste Ehre und ein fast unerreichbares Glück erachtet, sich zum Chef eines Bataillons emporzuschwingen. Die Schwierigkeiten waren groß wie die Energie des jungen Candidaten. Ihm standen die angesehensten Männer von Ajaccio entgegen, Cuneo, Lodovico Ornano, Ugo Peretti, Matias Pozzo di Borgo, der reiche Marius Peraldi. Peraldi machte Napoleon lächerlich, er spottete über seine Figur, seine geringen Aussichten. Napoleon, ganz in Wut, forderte ihn. Peraldi nahm das Duell an. Sein Nebenbuler wartete auf ihn bis zum Abend an der kleinen Capelle der Griechen, unruhig auf und abwandelnd; aber Peraldi erschien nicht, die Sippschaft hatte das Duell hintertrieben.

Wenn man heute nach der Capelle der Griechen geht, von wo aus der Blick auf Stadt und Golf sehr schön ist, so sieht man seitwärts über sich einen kleinen jonischen Tempel. Ich fragte nach seiner Bedeutung: es ist das Grabmal der Peraldi, so sagte man mir. Marius, der Nebenbuhler Napoleons um eine Majorstelle, liegt dort begraben. Seine Familie hat keinen andern Ruf hinterlassen als den, eine der reichsten Corsica's zu sein.

Madame Letitia opferte ihr halbes Vermögen, um dem geliebten Sohne das Commando des Bataillons zu verschaffen. Ihr Haus war für Napoleons zahlreiche Partei stets geöffnet, ihr Tisch stets gedeckt. In den Zimmern und auf der Flur lagen Matratzen bereit, um den bewaffneten Anhängern Aufnahme für die Nacht zu geben. Man lebte dort wie im Zustande der Vendetta. Die Lage war bedrohlich. Napoleon war nie so aufgeregt als in dieser Zeit; er schlief nicht, und Tags ging er unruhig in den Zimmern umher oder beriet sich mit dem Abbé Fesch und seinen Parteigängern. Er war nachdenklich und blaß, die Augen voll Feuer, die Seele voll Leidenschaft. Vielleicht ging er dem Consulat und dem Kaisertum ruhiger entgegen als dem Range eines Majors der Nationalgarde von Ajaccio.

Der Commissär, welcher die Wahl leiten sollte, war angekommen, und im Hause der Peraldi hatte er sich einlogirt. Dies war fürchterlich. Man beschloß einen 18. Brumaire, einen kleinen Staatsstreich auszuführen. Die Partei Napoleon bewaffnet sich, der wilde Bagaglino, bis an die Zähne bewaffnet, dringt Nachts in das Haus Peraldi, wo man mit dem Commissär eben bei Tische sitzt. „Madame Letitia will Euch sprechen," ruft Bagaglino drohend, „aber sogleich." — Der Commissär folgt ihm, die Peraldi wagen es nicht ihn zurückzuhalten, die Napoleonisten entführen den Gast, und sie zwingen ihn sich in die Casa Bonaparte einzuquartieren, unter dem Vorwande, daß er bei den Peraldi nicht frei sei. Dieser Staatsstreich zeigt den Napoleon fix und fertig.

Die Casa Bonaparte hielt sich im Kriegszustande, aber Peraldi wagte nichts. Nun erschien der Tag der Wahl. In der Kirche San Francesco sollte sie vollzogen werden. Es gab einen Sturm, Geronimo Pozzo di Borgo ward von dem Rednerstul gerissen und nur mit Mühe geschützt. Das Resultat der Wahl war dieses: Quenza, von der Partei Bonaparte, wurde

der erste Chef, Napoleon der zweite nach ihm. Der Sieg war fast vollständig, und das unerreichbare Ziel fast erreicht: Napoleon zweiter Befehlshaber eines Bataillons!

Von dieser Zeit an lebte er nur in seinem Bataillon, dessen Seele er war. Hier machte er seine praktischen Studien ehe er ins Feld abging, wie er im Club von Ajaccio die Schule des Politikers durchmachte. Unterdeß wuchs die Spannung zwischen der Gegenpartei, den Aristokraten, den von eidscheuen Priestern bearbeiteten Bürgern und dem Nationalbataillon von Tag zu Tage. Wenn man die heutigen Bergcorsen sieht, kann man sich ungefähr eine Vorstellung von der Natur jenes Bataillons Quenza-Napoleon machen. Nicht ohne Grund wird der Bürger von Ajaccio diesen Trupp in der Dressur begriffner Montagnards gefürchtet haben. Am Ostertage des Jahres 1792 kam es zu einem blutigen Kampf zwischen dem Volk und dem Bataillon. Er entspann sich auf dem Diamantplatze und dauerte unter vielem Blutvergießen mehrere Tage, ohne daß die Civilbehörden oder der Militärcommandant Maillard sich ins Mittel legten. Napoleon entging glücklich aller Lebensgefahr. Nachdem sich nun der Sturm gelegt hatte, setzte er ein Rechtfertigungsschreiben im Namen seines Bataillons auf, und adressirte es an das Departement, an den Kriegsminister und die Legislative. Es erschienen darauf drei Commissäre; sie statteten günstigen Bericht über die Führung des Bataillons ab, aber es wurde aus Ajaccio entfernt. Napoleon ging nach Corte, wo ihn Paoli mit Kälte empfing.

Im Mai desselben Jahres reiste er nach Paris, um seine Schwester Elisa aus S. Cyr zu holen. Der Umsturz der Dinge überraschte ihn hier und zertrümmerte die Aussichten auf ein Armee-Avancement, die er in Paris zu verwirklichen gehofft hatte. Die leidenschaftliche Natur des Corsen wurde davon so mächtig ergriffen, daß man sagt, er habe Selbstmordgedanken

gehegt. Er ward sie los in einem Dialoge über den Selbstmord. Napoleon verließ Paris bald nach dem schrecklichen 2. September und kehrte nach Corsica zurück.

Der Mann also, welcher bestimmt war Europa umzugestalten, mühte sich in derselben Zeit wo Dumouriez mit den ersten Waffenthaten der jungen Republik die Welt in Erstaunen setzte, in dem wilden Corsica ab, den Cabalen seiner Gegner Stand zu halten und selber Cabalen zu schmieden, und setzte täglich sein Leben dem Dolchstoß oder der Flintenkugel aus. In Corte wieder angekommen, entließ ihn Paoli mit Strenge. Ihre Wege gingen vollständig auseinander, denn in der Seele des jungen Bonaparte regten sich nun andere Wünsche als die, in die Fußstapfen des edlen Patrioten zu treten. Hätte er das gethan, wäre sein Herz für die Freiheit Corsica's entzündet geblieben, dann zeigte mir heute vielleicht ein wilder Ziegenhirte in den Bergen irgend einen Schauerort und sagte: seht, hier ist der große Corsenhäuptling Napoleon Bonaparte gefallen, er war fast so tapfer wie Sampiero.

Paoli gab ihm den Befehl sich nach Bonifazio zu verfügen, um der Expedition gegen Sardinien sich anzuschließen. Murrend gehorchte Napoleon.

Acht Monate blieb er in Bonifazio, die nötigen Anordnungen zu treffen, so weit er damit beauftragt war. Am 22. Januar, einen Tag nach der Hinrichtung Ludwigs, hätte Napoleon in Bonifazio fast das Leben verloren. Marinesoldaten, wütendes Gesindel aus Marseille, waren ans Land gekommen und hatten mit dem Corsenbataillon Händel angefangen; als Napoleon herbeieilte, Ruhe zu schaffen, empfingen sie ihn mit dem Gebrüll ça ira, riefen, daß er ein Aristokrat sei, und auf ihn einstürmend wollten sie ihn an die Laterne hängen, bis es dem Maire, dem Volk und den Soldaten gelang die Bande zu verjagen.

Die Unternehmung auf Sardinien unter Truguets Ober-

befehl eingeleitet, um den Hof von Turin zu schrecken, schlug vollständig fehl. Man will wissen, daß Paoli an dem Mißlingen gearbeitet hatte. Zwar hatte er tausend Mann Nationalgarden unter den Befehl seines vertrautesten Freundes Colonna-Cesari gestellt, aber wie dieser später selbst erzählte, ihm gesagt: „Erinnere dich, o Cesari, daß Sardinien der natürliche Verbündete unserer Insel ist, daß es in allen Verhältnissen uns mit Lebensmitteln und mit Munition versorgt hat, daß der König von Piemont immer der Freund der Corsen und ihrer Sache gewesen ist.“ Das Geschwader, welches unter Colonna's Befehlen stand, verließ endlich den Hafen von Bonifazio und segelte gegen die Insel Santa Maddalena. Napoleon stand unmittelbar unter Colonna und war mit der Artillerie beauftragt. Der junge Artillerist brannte vor Ungeduld, es war seine erste Waffenthat. Einer der ersten sprang er ans Land und schleuderte mit eigner Hand eine Brandkugel in das Castell Maddalena. Aber seine vorzüglichen Anordnungen hatten keinen Erfolg; die Sarden machten einen Ausfall, Colonna ließ ohne Weiteres zum Rückzuge blasen.

Der junge Napoleon weinte vor Wut, er machte Colonna heftige Vorstellungen, und da dieser ihn mit Nichtachtung anhörte, wandte sich Napoleon gegen einige Officiere und sagte: Er versteht mich nicht. — Colonna herrschte ihm darauf zu: Ihr seid ein Unverschämter! — Der junge Soldat kannte seine Pflicht, schwieg und stellte sich an seinen Posten. Ein Paradepferd ist er und nichts anderes, sagte er nachher. So war die erste Waffenthat Napoleons sieglos und ein Rückzug.

Als er darauf nach Bonifazio zurückgekehrt war, erfuhr er, daß Paoli, welcher nun die Maske abzuwerfen sich genötigt sah, das Bataillon Quenza aufgelöst habe. Dies geschah im Frühlinge des Jahres 1793, zu der Zeit als der Convent Saliceti, Delcher und Lacombe als Commissäre auf die Insel schickte. Lucian Bonaparte und Bartolomeo Arena hatten

Paoli denuncirt. Napoleon aber hatte an der Denunciation keinen Teil, vielmehr gebot ihm das Andenken seines Vaters und sein Edelmut den großen Landsmann zu verteidigen. Er schrieb selbst Paoli's Apologie und sandte sie dem Convente zu; dies war eine That, welche ihn ehrt. Die merkwürdige Schrift ist aufbehalten, doch an einigen Stellen lückenhaft; wie sie vorliegt, halte ich sie nur für den ersten Hinwurf Napoleons, aus welchem er dann ein Ganzes formen wollte.

Schreiben Napoleons an den Convent.

Repräsentanten!

Ihr seid die wahren Organe der Volkssouveränität. Alle eure Decrete sind von der Nation dictirt oder durch sie unmittelbar vollzogen. Jedes eurer Gesetze ist eine Wolthat und erwirbt euch einen neuen Anspruch auf den Dank der Nachwelt, welche euch die Republik verdankt, und auf den der Welt, welche von euch die Freiheit datiren wird.

Ein einziges eurer Decrete hat die Bürger der Stadt Ajaccio tief niedergeschlagen; dasjenige, welches einem 70jährigen schwachen Greise befiehlt sich an eure Barre zu schleppen, und ihn einen Augenblick neben den gottlosen Wühler oder den feilen Ehrgeizigen stellt.

Paoli sollte ein Wühler oder ein Ehrgeiziger sein?

Aufwiegler! und warum? Etwa um sich an der Familie der Bourbons zu rächen, deren perfide Politik sein Vaterland mit Jammer überhäufte und ihn zur Verbannung zwang? Aber endete jene nicht eben mit der Tyrannei, und habt ihr nicht eben seinen Groll, wenn er ihn noch bewahrt, in dem Blute Ludwigs gesättigt?

Aufwiegler! und warum? Etwa um die Aristokratie des Adels und der Priester wiederherzustellen? Er, welcher seit seinem 13. Jahre ..... er welcher, kaum an die Spitze der

Angelegenheiten gelangt, das Lehnswesen zerstörte, und keine andere Auszeichnung kannte, als die des Bürgers? er welcher, dreißig Jahre sind es her, gegen Rom kämpfte und excommunicirt ward (dieses ist eine Unrichtigkeit), welcher der Güter der Bischöfe sich bemächtigte, um sie zu geben, nach Venedig .... in Italien ....

Aufwiegler! und warum? Um Corsica an England zu liefern, er, welcher es nicht an Frankreich hat liefern wollen trotz der Offerten Chauvelins, der nicht Titel noch Gunstbezeugungen schonte!

Corsica an England geben! Was würde er gewinnen, wenn er in dem Kote Londons lebte? Warum blieb er nicht dort als er exilirt ward?

Paoli sollte Egoist sein? Wenn Paoli Egoist ist, was kann er noch mehr begehren? Er ist der Gegenstand der Liebe seiner Landsleute, welche ihm nichts verweigern; er steht an der Spitze der Armee; er befindet sich am Vorabend des Tages, wo er das Land gegen einen fremden Angriff verteidigen soll.

Wenn Paoli ehrgeizig war, so hat er alles bei der Republik gewonnen: und wenn er sich anhänglich zeigte an ... seit der constituirenden Versammlung, was muß er nicht heute thun, wo das Volk alles ist?

Paoli ehrgeizig! Repräsentanten, als die Franzosen von einem verderbten Hofe regiert waren, als man weder an die Tugend noch an die Vaterlandsliebe glaubte, hatte man ohne Zweifel sagen müssen, daß Paoli ehrgeizig war. Wir haben den Tyrannen den Krieg gemacht; das hat nicht sein sollen aus Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, sondern aus Ehrgeiz der Führer! In Coblenz also muß Paoli für ehrgeizig gelten; aber in Paris, in dem Centrum der französischen Freiheit, muß Paoli, wenn man ihn wol kennt, der Patriarch der französischen

Republik sein; so wird die Nachwelt denken, so glaubt es das Volk. Folgt meiner Stimme, laßt die Verläumdung schweigen und die gründlich verderbten Menschen, welche sie als Mittel gebrauchen. Repräsentanten! Paoli ist mehr als ein Greis von siebenzig Jahren, er ist schwächlich! Ohne dies würde er an eure Barre gegangen sein, um seine Feinde zu vernichten. Wir sind ihm alles schuldig, bis auf das Glück eine französische Republik zu sein. Er genießt stets unser Vertrauen. Nehmt, was ihn betrifft, euer Decret vom 2. April zurück und gebt diesem ganzen Volke die Freude wieder ...."

Bald darauf überwarf sich der junge Revolutionär mit Paoli bis zur tödtlichen Feindschaft. Der greise Patriot fand in dem jungen Manne den heftigsten Gegner nicht seiner Person, sondern seiner Ideen. Man erzählt, Paoli habe ihn damals noch nicht ganz erkannt und ihm angedeutet, daß er damit umgehe, Corsica von Frankreich loszureißen und eine Verbindung mit England anzuknüpfen. Entrüstet sei Napoleon aufgefahren, und Paoli in den leidenschaftlichsten Haß gegen ihn geraten. Pasquale's Anhang war zahlreich, und auch die Festung Ajaccio in den Händen seines Freundes Colonna. Er und Pozzo di Borgo, damals Generalprocurator, vor den Convent geladen, trotzten daher der Aufforderung; sie lebten jetzt unter der Acht des Conventes und im offnen Kriege gegen die Franzosen.

Nun bestellten die drei Repräsentanten Napoleon Bonaparte zum Generalinspector der Artillerie Corsica's, und gaben ihm auf, die Citadelle von Ajaccio zu erobern. Er versuchte es, doch alle seine Anstrengungen, die Festung seiner Vaterstadt zu erzwingen, scheiterten. Das Schicksal hatte einmal für Napoleon in Corsica keine Lorbeern gepflanzt. Während dieser Unternehmung schwebte sein Leben in äußerster Gefahr. Er besetzte nämlich den Turm von Capitello am Golf von Ajaccio mit etwa 50 Mann, um von hier aus zu Lande zu operiren,

während die Kriegsfahrzeuge von der See her bombardirten. Ein Sturm wehte die Flotte aus dem Golf; Napoleon blieb von ihr abgeschnitten in dem Turm allein und mußte durch drei Tage, von Pferdefleisch sich nährend, sich verteidigen, bis einige Hirten von den Bergen ihn aus seiner Lage befreiten und er über Wasser die Flotte wieder erreichte.

Mißmutig reiste er nach Bastia, zu Lande. Unterwegs aber erfuhr er, daß sein Leben bedroht sei, daß Marius Peraldi das Volk aufgewiegelt habe, ihn festzunehmen und an Paoli auszuliefern, der ihn wolle erschießen lassen, sobald er seiner habhaft würde. In Vivario barg ihn der Pfarrer, in Bocognano wurde er von seinen Freunden mit äußerster Not der Volkswut entrissen; er versteckte sich dort in einem Zimmer und entschlüpfte Nachts durch ein Fenster auf die Straße. Glücklich entkam er nach Ajaccio. Aber auch hier noch heftiger bedroht, rettete er sich aus seinem Hause in eine Grotte, nahe bei der Capelle der Griechen, wo er eine Nacht sich verborgen hielt. Seine Freunde schifften ihn endlich ein, und so gelangte er über Meer nach Bastia. Unterdeß richtete sich die Wut der Paolisten auch auf Napoleons Familie. Madame Letitia erschrak vor den Anzeichen der nahen Gefahr und floh mit ihren Kindern nach Milelli, von einigen getreuen Paesanen aus Bastelica und Bocognano begleitet. Mit ihr waren Louis, Elisa, Paolina und der Abbé Fesch; Hieronymus und Carolina blieben im Hause Ramolino versteckt. Auch in Milelli nicht sicher, entfloh die geängstigte Familie während der Nacht nach dem Meere zu in die Gegend des Turms von Capitello, in der Hoffnung, die angekündigte französische Flotte daselbst erwarten zu können. Die Flucht durch dieses schwierige Bergland war mühsam, denn es gibt dort keine andern Wege als über das Gestein, durch die Macchia und über die Bergwasser. Madame Letitia hielt die kleine zierliche Paolina an der Hand; Fesch ging mit Elisa und mit Louis; voraus marschirte ein Trupp von Landleuten

aus Bastelica, dem Geburtsorte Sampiero's, dahinter die Männer von Bocognano, bewaffnet mit Dolchen, Flinten und Pistolen. So irrte die Familie Napoleons über die Berge und erreichte nach vieler Anstrengung, über Felsen kletternd und durch die Wasser watend, das Ufer von Capitello, wo alle sich im Buschwalde verbargen.

In eben dieser Zeit hatte Napoleon in Bastia ein kleines Schiff bestiegen und war der französischen Flotte vorangesegelt, welche von dort ausgelaufen war, um bei Ajaccio zu landen und das Castell zu nehmen. Napoleon stieg bei den Blutinseln ans Land, wo viele der Hirten seiner Familie ihre Heerden hatten, und dort erfahrend, daß seine Familie auf der Flucht sei, schickte er Hirten nach allen Gegenden sie aufzusuchen. Er wartete die Nacht hindurch auf Botschaft. Es ward Morgen; er saß unter einem Felsen, sorgenvoll an das Schicksal der Seinigen denkend — plötzlich stürzt ein Hirt auf ihn zu, rufend: rettet Euch! Ein Trupp Menschen, aus Ajaccio ausgezogen, Bonaparte und seine Familie einzubringen, eilte auf ihn zu — Napoleon sprang ins Meer. Sein kleines Schiff, eine Chebeque, hielt die Verfolger durch sein Feuer zurück und glücklich nahm ihn das Boot auf.

An demselben Tage segelte Bonaparte in den Golf ein, und an der Küste hinstreichend, bemerkte er Menschen am Ufer, welche Zeichen gaben, daß sie aufgenommen werden wollten. Es waren seine Mutter Letitia und seine Geschwister.

Man schaffte sie schnell nach Calvi, wo sie Gastfreundschaft fanden. Das Haus Bonaparte war von dem wütenden Volke geplündert worden. Ihre Rettung hatte die Familie allein der Umsicht des Corsen Costa zu verdanken, welchem Napoleon noch in seinem Testament aus Erkenntlichkeit die Summe von 100,000 Franken vermachte.

Er selbst segelte nach einem vergeblichen Versuche auf Ajaccio, von der Flotte nicht unterstützt und endlich abgerufen, gleich-

falls nach Calvi, und von hier aus Corsica verlassend, erscheint er in Toulon wieder.

So hatte ihn Pasquale Paoli in die Weltgeschichte hineingetrieben. Zwei Männer, die sich als erbitterte Feinde gegenübergestanden, Marbeuf und Paoli, und das ist der Despotismus und die Demokratie, hatten Napoleon seine Laufbahn gewiesen. Als er nun Consul wurde und sein Gestirn glänzend über der Welt stand, war Paoli's Stern lange untergegangen. Tief bewegt es mich, denke ich mir da den edlen Greis Pasquale als verschollenen Verbannten einsam in seinem Hause zu London, wie er in uneigennütziger Freude auf die Kunde von Napoleons Consulernennung sein Haus illuminirt, den Groll vergessend und hoffend, daß der große Corse ein Hort der Menschheit sein werde. In einem Brief sagte er: „Napoleon hat unsere Vendetta an allen denen vollzogen, welche die Ursache unsres Falles gewesen sind. Ich wünsche nur, daß er sich seines Vaterlandes erinnern möge." Er blieb in der Verbannung: Napoleon rief ihn nicht zurück, vielleicht weil er fürchtete, die Eifersucht der Franzosen zu erregen.

In den Tagen seines Glücks vergaß Bonaparte sein kleines Vaterland, undankbar und kleinlich wie alle Emporkömmlinge, welche an die dunkle Stelle ihrer Geburt nicht gerne erinnert sein wollen. Er that nichts für das arme Land, und die Corsen haben ihm das nicht vergessen können. Sie erinnern sich auch noch heute daran, daß der Kaiser als sich ihm einst ein Corse vorstellte, diesen trocken fragte: „Nun, wie steht's in Corsica, ermorden sich die Corsen noch immer?"

Seit seiner Flucht besuchte er die Heimatsinsel nur noch einmal, als er von Egypten kam. Am 29. September 1799 lief sein Schiff in den Hafen von Ajaccio ein; mit ihm waren Murat, der in anderer Gestalt einst diesen Hafen verlassen sollte, Eugen, Berthier, Lannes, Andreossi, Louis Bonaparte, Monge und Berthollet. Er wollte nicht ans Land, aber seine

Begleiter waren neugierig seinen Heimatsort kennen zu lernen, und er widerstand nicht länger ihren Bitten und denen der Bürger Ajaccio's. Ein Mann, der damals als Kind die Landung Napoleons mit angesehen hatte, erzählte mir davon. Seht, sagte er, dieser Platz war mit jauchzenden Menschen bedeckt und das Volk füllte die Dächer; es wollte den räthselhaften Mann sehen, der noch vor wenigen Jahren als schlichter Officier und als einer der Hauptdemokraten Ajaccio's hier herumgegangen war. Er stieg ab in der Casa Bonaparte. Er ging auf dem Diamantplatze spazieren. Da muß ich Euch eine Geschichte erzählen, welche ihm Ehre macht. Als Napoleon noch in Ajaccio war, waren die Priester und Aristokraten auf ihn sehr erbittert. Eines Tages will er in sein Haus zurückkehren; er ist gerade an die Ecke dieser Straße gekommen, da sieht er einen Priester, meinen eignen Verwandten, am Fenster jenes Hauses stehn, die Flinte auf ihn angelegt. In demselben Augenblick bückt sich Napoleon, und die Kugel schlägt über ihm weg in die Wand — einen Moment früher, und es gab keinen Kaiser Napoleon in der Welt. Jenem Priester nun begegnete der General Bonaparte auf dem Diamantplatze. Der Geistliche wich nach der andern Seite der Straße aus. Aber Napoleon sah ihn, kam auf ihn zu, gab ihm die Hand und erinnerte ihn heiter an die Vergangenheit. Seht, er war darin kein Corse, und große Menschen vergessen leicht Beleidigungen." Aber Napoleon war wol ganz Corse, als er den Herzog von Enghien erschießen ließ. Diese That war die That eines corsischen Banditen, und kann erst recht begriffen werden, wenn man weiß was die Blutrache in Corsica erlaubt, den Mord nämlich auch an den unschuldigen Gliedern der feindlichen Sippschaft. Nicht ganz konnte Napoleon sein corsisches Naturell verläugnen, und so war er auch romantisch, theatralisch, abenteuerlich wie die Corsen es zum Teile sind. Egypten, Rußland, Elba sind Stellen in seiner

Geschichte, wo er nichts war als ein großer und genialer Abenteurer.

In Ajaccio ging er damals mit seinen Begleitern auf die Jagd; einen Tag brachte er in Milelli zu, wo er einst das Pamphlet gegen Buttafuoco geschrieben hatte. Wie viele bewunderswürdige Thaten lagen nun schon hinter ihm, wie viele Fürsten und Völker hatte nun schon die Gewalt seines Schwertes und der Donner seiner Phrase niedergeworfen. Er rief seine Hirten, reichlich belohnte er jenen Bagaglino, der ihm einst seinen ersten Staatsstreich ausgeführt hatte. Seine Heerden, seine Aecker verteilte er. Auch seine Amme Camilla Ilari kam herbei; sie umarmte ihn mit Schluchzen, sie brachte ihm eine Flasche voll Milch zum Geschenk; in ihrer naiv einfältigen Weise sagte sie, mein Sohn, ich habe dir die Milch meines Herzens gegeben, nimm jetzt die Milch meiner Ziege. Napoleon schenkte ihr ein wohnliches Haus und reichliches Ackerland, und als er Kaiser geworden war fügte er noch eine Pension von 3600 Franken hinzu. — Nach einem Aufenthalt von sechs Tagen ging er von Ajaccio nach Frankreich unter Segel.

Seitdem besuchte er seine Heimatsinsel nie mehr; aber das Schicksal zeigte sie eines Tages noch seinen Augen als er, ein geschlagener Mann, beseitigt von der Weltgeschichte und für ihre Zwecke aufgebraucht, auf dem winzigen Felsen von Elba stand. Da zeigte ihm das ironische Schicksal die dunkle Stelle, von wo er einst als Kind der Fortuna in die Welt gezogen war, sein Glück zu suchen.

Später, auf Sanct Helena, kehrten seine Gedanken immer wieder zu Corsica zurück. Sterbende pflegen ihren Lebensgang in Gedanken zurückzuwandern und am liebsten bei ihrer Kindheit zu verweilen. Viel sprach er von seiner Heimat. In den Commentaren sagt er einmal: „Meine guten Corsen waren in der Zeit des Consulats und des Kaiserreichs nicht mit mir

zufrieden. Sie behaupteten, ich hätte wenig für mein Vaterland gethan ... Meine Feinde und mehr meine Neider spionirten um mich; alles was ich für meine Corsen that, ward wie ein Diebstal ausgeschrien und wie ein Unrecht gegen die Franzosen. Diese notwendige Politik hatte mir das Gemüt meiner Landsleute abgewendet und sie gegen mich erkältet. Ich bedaure sie, doch ich konnte nicht anders handeln. Als die Corsen mich unglücklich sahen, als sie mich von manchem undankbaren Franzosen mißhandelt, als sie Europa gegen mich verschworen sahen, da vergaßen sie alles wie Menschen von fester und unverdorbener Tugend, und fanden sich bereit sich für mich zu opfern, wenn ich es gewollt hätte ... Welche Erinnerungen hat mir Corsica gelassen! Ich denke noch mit Freude an seine schönen Gegenden, an seine Berge, ich erinnere mich noch jetzt an den Duft, den es aushaucht. Ich würde das Loos meines schönen Corsica verbessert haben, ich würde meine Mitbürger glücklich gemacht haben, aber der Umsturz ist gekommen, und ich habe meine Pläne nicht ausführen können."

Die erste Frage, welche Napoleon an den Corsen Antommarchi, seinen Arzt richtete, als er in S. Helena zu ihm ins Zimmer trat, war diese: Haben Sie einen Filippini? — Viele Landsleute seiner Insel hatten ihn in seiner Laufbahn begleitet gehabt, viele hatte er erhoben, Bacciochi, Arena, Cervoni, Arrighi, Saliceti, Casabianca, Abbatucci, Sebastiani. Mit demselben Colonna, welcher Paoli's Freund gewesen war und der ihn einst befeindet hatte, war er bis zu seinem Ende innig befreundet. Man sagt, daß Paoli jenem aufgetragen hatte, dem jungen Napoleon bei Ajaccio einen Hinterhalt zu legen, um ihn lebend oder todt aufzubringen; nun, man sagt es. Dessen weigerte sich Colonna. Beiden Männern Paoli wie Napoleon blieb er Freund, ohne zu heucheln, denn er war ein edler Mensch. Er war der Erste, welcher um Napoleons Flucht aus Elba wußte, und in seinem Testament von

S. Helena vertraute ihm der Kaiser die Sorge um seine Mutter. Colonna unterzog sich ihr gewissenhaft; bis an Letitia's Tode blieb er bei ihr als Freund und Hausmeister. Dann zog er sich nach Vico bei Ajaccio zurück.

Aus eines Corsen Händen nahm der sterbende Napoleon die letzte Oelung auf Sanct Helena; es war der Priester Vignale, welcher nachher in Corsica ermordet wurde. So starb er unter seinen Heimatsbrüdern, die ihn nicht verlassen hatten.

Siebentes Kapitel.

Zwei Särge.

> Wo kam der Tron des größten Königs hin?
> Wo sind die Großen all' voll Heldensinn?
> Du gehst von hinnen, doch es währt die Welt,
> Und keiner hat ihr Rätsel aufgehellt.
> Voll weiser Lehren ist für uns ihr Lauf,
> Warum denn achten wir so wenig drauf?
>
> Firdusi (von Schack).

Indem ich die Geschichte Napoleons, sein glanzvolles Kaiserreich, die Völker und die Fürsten, welche dieser jähe Wandelstern zu seinem Hofe heranzog, die Flut von Ereignissen und von Geschicken, die er über die Welt warf, mir vergegenwärtigte, überkam mich in seinem nun todtenstillen Hause Traurigkeit und Befriedigung zugleich.

Alle jene ungeheuren Leidenschaften, welche nimmersatt die halbe Welt verschlangen, wo sind sie nun, was bewegen sie noch? Sie sind wie ein Traum, wie eine große Fabel, welche die Säugamme Zeit ihren Kindern erzählt. Dank sei der Zeit. Sie ist die stille und geheimnißvolle Macht, die alles wieder ebnet, selbst die himmelaufragenden Herrscher. Sie ist der heilsame Ostracismus, das wahre Scherbengericht.

Wo ist Napoleon? Was blieb von ihm übrig? — —

Ein Name und eine Reliquie, welche ein leicht zu blendendes Volk nun öffentlich anbetet. Wie die verhaltene Leichenfeier Napoleons vom Jahre 1821 erscheint mir das, was nun jenseits des Rheins geschah. Aber die Todten stehen nicht mehr auf. Nach den Göttern kommen die Gespenster und nach der Welttragödie das Satirspiel. — Ein Leichengeruch geht durch die Welt, seitdem sie drüben, jenseits des Rheins, einen todten Mann aufgeweckt haben.

Ich ging aus dem Hause der Letitia in ihre Sargcapelle.

Die Straße des Königs von Rom führt zu der Kathedrale von Ajaccio. Die Kirche ist ein plumper Bau mit schlichter Façade, über deren Portal ein ausgelöschtes Wappen zu sehen ist. Ohne Zweifel war es das Wappen der Republik Genua. Das Innere ist bunt und ziemlich ländlich. Schwere Pfeiler trennen es in drei Schiffe; die Kuppel ist klein, wie die Tribüne.

Rechts nun befindet sich am Chor eine kleine schwarz ausgeschlagene Capelle. Zwei mit schwarzem Sammet überdeckte Särge stehen darin vor einem ganz dörflich ausgezierten Altar. Zu Fuß und zu Haupt eines jeden Sarges sind hölzerne Candelaber aufgestellt, und ein ewiges, doch ausgelöschtes Lämpchen hängt über jedem. Auf dem Sarge zur Linken liegt ein Cardinalshut und ein Immortellenkranz; auf dem Sarge zur Rechten eine Kaiserkrone und ein Immortellenkranz.

Das sind die Särge des Cardinals Fesch und der Madame Letitia. Im Jahre 1851 hat man sie aus ihren italischen Grüften hieher gebracht. Letitia war am 2. Februar 1836 in ihrem römischen Palast am venetianischen Platz gestorben, und ihr Sarg stand seitdem in einer Kirche der Stadt Corneto bei Rom.

Kein Marmor, kein Kunstwerk, kein Gräberpomp — nichts ziert die Stätte, wo eine Frau begraben liegt, welche einen Kaiser, drei Könige und drei Fürstinnen gebar.

Mich überraschte die bewußtlose Ironie und der tief tragische Sinn, welcher in dieser fast ländlichen Einfalt von Letitia's Gruftcapelle liegt. Sie gleicht einer fürstlichen Todtengruft aus Theatercoulissen. Ihr Sarg ruht auf einem hohen hölzernen Gestell, von Holz sind die plumpen Candelaber und das Gold daran ist Schaum. Sammet dünkt der Ueberhang der Capelle, doch ist er von gemeinem Tafft und die langen silbernen Fransen daran sind Silberpapier. Jene goldne Kaiserkrone auf dem Sarge ist von Holz und mit Goldschaum überklebt. Nur der Immortellenkranz Letitia's ist ächt.

Man sagte mir, daß diese Gruftcapelle provisorisch sei, und daß man eine neue Kathedrale bauen werde mit einer schönen Todtengruft für die Mutter Napoleons. Das hat gute Wege, denn die Corsen sind sehr arm, und es sollte mich auch dauern. Die wackern Bürger von Ajaccio wissen gar nicht, wie tiefsinnig sie gewesen sind. Es spricht eine so große Lebensweisheit aus dieser Capelle . . . Was waren auch die Kronen, welche Letitia von Ajaccio und ihre Kinder trugen? Einen kurzen Abend lang waren sie Fürsten, dann warfen sie schnell Purpur und Scepter ab und verschwanden, als wäre nichts geschehn. Darum hat die Geschichte selber die Krone von Goldschaum auf den Sarg der Bürgerstochter Ramolino gelegt. Laßt sie liegen, sie ist nicht minder schön, wenn sie gleich unecht ist wie das Glück der Bastardkönige, welche dieses Weib gebar.

Nie durfte wol, so lange die Welt steht, einer Mutter Herz höher schlagen, als das Herz des Weibes in diesem Sarge. Ihre Kinder sah sie eins nach dem andern auf der höchsten Sonnenhöhe menschlicher Herrlichkeit, aber eins nach dem andern sah sie dieselben niederstürzen. Sie hat dem Schicksal die Schuld bezahlt.

Welch ein unverschuldetes Loos, und wie kam es, daß in dem Schooße einer jungen, heitern und eiteln Frau so

dämonische Mächte, diese völker- und städteverschlingenden Gewalten reifen mußten? —

Achtes Kapitel.

Pozzo di Borgo.

Das Haus in der Straße Napoleon, in welchem der Flüchtling Murat gewohnt hatte, ist zu einem Palast umgeschaffen. Das Wappen über der Thüre sagt, daß es der Familie Pozzo di Borgo angehört. Nächst den Bonaparte sind die Pozzo die berühmteste Familie Ajaccio's, von altem Adel und lange vor jenen in Corsica namhaft. Im sechzehnten Jahrhundert zeichneten sie sich im Dienste der Venetianer aus. Der corsische Dichter Biagino di Leca, welcher in seinem Epos il d'Ornano Marte die Thaten des Alfonso Ornano verherrlicht, preist zugleich auch mehrere Pozzo di Borgo und weissagt ihrem Geschlecht unsterblichen Ruhm.

Wenigstens hat die Familie eine europäische Bedeutung durch den Grafen Carlo Andrea erlangt, jenen Jugendgenossen Napoleons, Freund Paoli's und unerbittlichen Hasser des Kaisers. Er war am 8. März 1768 in Alata bei Ajaccio geboren; er hatte in Pisa die Rechte studirt, wie Carlo Bonaparte, und spielte dann in Corsica erst als Demokrat und Revolutionär, dann als Paolist eine Rolle. Im Jahre 1791 war er Abgeordneter von Ajaccio, dann Generalprocurator und Paoli's rechte Hand. Als Corsica sich an England angeschlossen, wurde der gewandte Mann Präsident des corsischen Staatsrates unter dem Vicekönigtum Elliots. Man sagt, daß der Diplomat seinen Gönner Paoli bei den Engländern in Mißcredit brachte, um seinen eigenen Einfluß geltend zu machen. Später verließ er Corsica, ging mehrmals nach London, nach Wien, nach Rußland, nach

Constantinopel, nach Syrien; die Welt und die Höfe durchwandernd, wie einst Sampiero, schürte der unermüdliche Feind in rastloser Thätigkeit den Haß der Cabinette gegen Napoleon. Alexander hatte ihn im Jahre 1802 zum russischen Staatsrat gemacht. Napoleon verfolgte ihn mit gleichem Hasse; diesen alle seine Bahnen durchschleichenden Feind sehnte er sich in seine Gewalt zu bekommen. Nach dem Preßburger Frieden forderte er seine Auslieferung. Hätte er sie erlangt, so würde er mit Pozzo di Borgo gethan haben, wie Carl der Zwölfte mit Patkul that. Merkwürdig ist diese Feindschaft — sie ist ja wol corsische Vendetta, corsischer Haß auf die Weltgeschichte übertragen. Pozzo di Borgo war es, welcher Bernadotte gegen Napoleon zur Thätigkeit stimmte; er war es, welcher die Verbündeten zum schleunigen Marsche gegen Paris trieb; er war es, welcher den König von Rom beseitigte, welcher auf dem Wiener Congreß darauf drang, Napoleon aus Elba in eine weit abgelegene Insel zu verbannen. Bei Waterloo stand er seinem großen Gegner mit den Waffen in der Hand gegenüber und wurde verwundet. Als nun endlich sein gigantischer Feind für immer gebändigt auf St. Helena da lag, sprach der Diplomat im Gefühle seiner gesättigten Rache das stolze und fürchterliche Wort: Ich habe Napoleon nicht getödtet, aber ich habe auf ihn die letzte Schaufel Erde geworfen!

Pozzo die Borgo erndtete die russische Grafenkrone und die Ehre, der bleibende Vertreter aller russischen Staaten am Hofe Frankreichs zu sein. In Paris lebend trat er freimütig der Reaction entgegen und geriet darüber in eine gespannte Stellung mit den Höfen. Er war und blieb trotz seiner Laufbahn Corse. Man erzählte mir, daß er die Landesart nimmer abgelegt hatte. Er liebte seine Heimat. Man könnte fast sagen, er bekriegte auch darin Napoleon, daß er ihm die Dankbarkeit seiner Landsleute nahm. Napoleon that nichts für Corsica, Pozzo di Borgo sehr viel. Er ließ die Herausgabe der beiden

corsischen Geschichtschreiber Filippini und Peter besorgen, und Gregori widmete ihm auch seine Sammlung der Statuten. Pozzo di Borgo's Name prangt nun auf den drei größesten Documenten corsischer Geschichte und ist unauslöschlich. Seine Wolthätigkeit in milden Stiftungen und Spenden an seine Landsleute war groß, wie sein Vermögen. Er starb als Privatmann in Paris am 15. Februar 1842, 74 Jahre alt, mit der Welt zerfallen, innerlich zerrissen und geisteskrank. Er war einer der gewandtesten Diplomaten und der scharfsinnigsten Köpfe dieses Jahrhunderts.

Sein Vermögen ging auf seine Neffen über, welche sich reiche Besitzungen bei Ajaccio gekauft haben. Einer derselben wurde vor wenigen Jahren in der Nähe der Stadt ermordet. Er war Verwalter der Wolthaten, welche der Graf Carlo Andrea spendete, und hatte sich als solcher durch Ungerechtigkeiten verhaßt gemacht. Man erzählte mir, daß er nebenher ein Mädchen verführt hatte, und sich weigerte, ein hohes Bußgeld an die Sippschaft desselben zu zahlen. Die durch ihn Beleidigten beschloßen seinen Tod. Als er eines Tags von seiner Villa nach der Stadt fuhr, umringten Jene den Wagen und riefen ihm zu: Neffe des Carlo Andrea Pozzo di Borgo steige aus! Der Unglückliche that es ohne Zögern. Mit kaltem Blut vollzogen die Mörder die Execution, am hellen Tage und unter freiem Himmel, gleichsam als Act der Volksjustiz gegen einen Verbrecher. Nicht gleich hatten die Schüsse den Mann getödtet. Die Mörder trugen den Sterbenden selbst in den Wagen und befahlen dem Kutscher, umzukehren, damit der Neffe Pozzo di Borgo's auf seinem Bette sterbe. Dann gingen sie in den Buschwald, wo sie nach einiger Zeit im Kampf mit den Gendarmen erschlagen wurden.

Dies ist ein Zug schrecklicher Gerechtigkeit, wie sie in dem Lande der Corsen so oft geübt wird. Ich erzähle hier ein zweites Beispiel. Es ist ein bewundernswürdiger und erschüttern-

der Vorfall, welcher sich in dem Geburtsdorf der Pozzo zu Alata wenige Millien von Ajaccio begeben hat.

* * *

Der corsische Brutus.

Zwei Grenadiere des französischen Regiments Flandern, welches als genuesisches Hülfscorps in Ajaccio lag, desertirten. Sie flohen in die Berge von Alata und hielten sich dort in den Wildnissen verborgen, wo sie das Mitleid und die Gastlichkeit der armen Hirten ansprachen.

Heilig ist das Gastrecht. Wer es verletzt ist nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menschen gleich dem Kain.

Als es nun Frühling geworden war, jagten Officiere vom Regiment Flandern in jenen Bergen Alata's. Sie kamen dem Ort nahe, wo die Flüchtlinge sich versteckt hielten. Diese erblickten die Jäger und duckten sich hinter einen Felsen, auf daß sie nicht erkannt und zum Jagdwilde wurden. Dort weidete gerade ein junger Hirte seine Ziegenheerde. Der Herr von Rozières, Oberst des Regiments, trat auf ihn zu und fragte ihn, ob etwa entflohene Grenadiere in den Bergen versteckt wären. Ich weiß es nicht, sagte der junge Hirt und war verlegen. Der Herr von Rozières schöpfte Argwohn. Er drohte dem Hirten mit Gefängniß im Turm von Ajaccio, wenn er nicht die Wahrheit sage.

Da erschrack Joseph, er sagte nichts, aber zitternd wies er mit der Hand nach dem Orte hin, wo die armen Deserteure sich versteckt hielten. Der Officier verstand ihn nicht. Rede! schrie er ihn an. Joseph sagte nichts, er zeigte wieder mit der Hand. Die anderen Officiere ließen nun die Hunde los und eilten nach der angedeuteten Stelle, vielleicht im Glauben, dort ein Thier zu finden, welches der einfältige Stumme ihnen gewiesen.

Es sprangen die beiden Grenadiere auf, flohen, wurden eingeholt und festgemacht.

Dem Joseph gab der Herr von Rozières vier blanke goldne Louisd'ors als Anzeigelohn. Wie der junge Hirte die Goldstücke in der Hand hielt, vergaß er vor kindischer Freude Officiere und Grenadiere und die ganze Welt, denn er hatte niemals blankes Gold gesehn. Er lief in die Capanne seines Vaters, und Vater, Mutter und Bruder rief er zusammen, geberdete sich unsinnig vor Freude und zeigte seinen Schatz.

Wie hast du dieses Gold erworben, mein Sohn Joseph? fragte der alte Hirte. Der Sohn erzählte was geschehen war. Mit jedem Worte, das er sprach, wurde das Gesicht seines Vaters finsterer, die Brüder entsetzten sich, und wie Joseph auserzählt hatte, war er selbst blaß geworden wie der Tod.

Heilig ist das Gastrecht. Wer es verletzt ist nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menschen gleich dem Kain.

Der alte Hirte warf einen schrecklichen Blick auf seinen zitternden Sohn, und ging aus der Capanne. Seine ganze Sippschaft rief er zusammen. Wie nun die Sippen gekommen waren, legte er ihnen den Fall vor und gab ihnen auf über seinen Sohn zu urteilen. Denn es scheine ihm, er sei ein Verräter und habe seinen ganzen Stamm und das ganze Volk geschändet.

Das Gericht der Sippen fällte den Spruch, daß Joseph des Todes schuldig sei, und das thaten sie einstimmig. Wehe mir und meinem Sohne! rief verzweifelt der Alte. Wehe meinem Weibe, daß sie mir den Judas gebar!

Die Sippen gingen zu Joseph. Sie nahmen ihn und führten ihn an die Stadtmauer von Ajaccio, an einen einsamen Ort.

Wartet hier, sagte der alte Hirte, denn ich gehe zu dem Commandanten. Ich will ihn um das Leben der beiden Grenadiere bitten. Ihr Leben sei auch meines Sohnes Leben.

Der Alte ging zu dem Herrn von Rozières. Er warf sich vor ihm auf die Kniee und bat um die Begnadigung der

beiden Soldaten. Verwundert sah ihn der Officier an und staunte über eines Hirten Mitgefühl, der um zwei fremde Sol daten so bitterlich weinte. Aber er sagte ihm, daß Deserteure des Todes schuldig seien, denn so wolle es das Gesetz. Der Alte stand auf und ging seufzend hinweg.

Er kam zurück an die Mauer, wo die Sippen mit dem armen Joseph standen. Es war umsonst, sagte er. Mein Sohn Joseph, du mußt sterben, stirb wie ein braver Mann, und lebe wol!

Der arme Joseph weinte, dann wurde er still und gefaßt. Einen Priester hatte man geholt, der empfing seine Beichte und gab ihm den himmlischen Trost.

Es war gerade die Stunde, als man die beiden armen Deserteure mit Spießruten zu Tode schlug. Da stellte sich auch der arme Joseph ruhig an die Mauer. Die Sippen zielten gut, und er fiel.

Wie er todt war, nahm sein alter Vater bitterlich weinend die vier blanken Louisd'ors, gab sie dem Priester und sagte zu ihm: Gehet zu dem Commandanten und sagt ihm: Herr, hier habt ihr den Judaslohn zurück. Wir sind arme und redliche Menschen und haben den gerichtet, welcher ihn aus eurer Hand empfing.

Heilig ist das Gastrecht. Wer es verletzt ist nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menschen gleich dem Kain.

* * *

Lebhaft gedenkt man noch in Alata und Ajaccio der großherzigen That eines Weibes aus der Familie Pozzo di Borgo, vom Jahr 1794. Auch diese sei hier erzählt.

Marianna Pozzo di Borgo.

In Appietto bei Ajaccio war alles Volk beim Carneval vergnügt. Nach alter Sitte, die noch heute auf der Insel

besteht, saß der Carnevalskönig von seinen Ministern umgeben, eine goldne Krone auf dem Haupt, mitten auf dem Marktplatz. Tische waren dort aufgestellt voll von Wein, Früchten und Speisen mancherlei Art. Denn der König hatte tüchtig Steuern ausgeschrieben; und dies ist corsisches Carnevalsgesetz, daß er das Recht hat den Familien des Dorfes je nach ihrem Vermögen die Steuer aufzulegen, welche sie in Wein und Speisen zum gemeinen Besten herbeizubringen haben.

Da wurde nun waidlich getrunken und geschmaust. Die Citern und die Violinen spielten auf, und das junge Volk drehte sich im Tanz.

Plötzlich fiel mitten in den Jubel hinein ein Flintenschuß und ein Schrei, und alles stob aus einander. Ein wildes Gewühl entstand auf dem Markte zu Appietto. Da lag in seinem Blut der junge Felix Pozzo di Borgo. Andrea Romanetti hatte ihn erschossen — eine Beleidigung war gefallen. Andrea war in die Macchia gesprungen.

Man trug den todten Jüngling in das Haus seiner Mutter. Die Frauen erhoben den Lamento, keine Citer schallte mehr. Des Felix Mutter Marianna war verwittwet; viel Unglück hatte sie erfahren. Als man den Jüngling auf den Friedhof gebracht hatte, weinte sie nicht mehr, sondern sie dachte nur daran ihn zu rächen, denn sie war eine mutige Frau und aus dem uralten Hause Colonna d'Istria.

Marianna legte die Frauenkleider ab und ein Manneskleid an. Sie hüllte sich in den Pelone, setzte eine phrygische Mütze auf, umgürtete sich mit der Carchera, steckte Dolch und Pistolen in den Gurt und ergriff die Doppelflinte. Ganz glich sie einem rauhen corsischen Manne, nur der Gürtel von Scharlach, eine Verbrämung von Sammt auf dem Pelone, und der zierliche Griff des Dolchs, der von Elfenbein und Perlmutter glänzte, verrieten, daß sie von einem edlen Hause sei.

Sie stellte sich an die Spitze ihrer Verwandten, und ruhelos

verfolgte sie den Mörder ihres Sohnes. Andrea Romanetti floh von Busch zu Busch, von Grotte zu Grotte, von Berg zu Berg. Aber Marianna war ihm auf den Fersen. In einer finstern Nacht warf sich der Flüchtling in sein eignes Haus im Dorf zu Marchesaccia. Hier entdeckte ihn ein Mädchen von der feindlichen Sippschaft und gab von seinem Aufenthalte Kunde. Marianna eilte herbei. Ihre Verwandten umringten das Haus. Tapfer hielt sich Romanetti, aber da ihm die Munition ausging und die Feinde bereits aufs Dach stiegen um durch dasselbe einzudringen, erkannte er, daß er verloren sei. Er dachte an nichts mehr, als an sein Seelenheil, denn er war fromm und gottesfürchtig.

Haltet ein! rief Romanetti aus dem Hause; ich will mich ergeben, aber versprechet mir, daß ehe ich sterbe, ich beichten darf. Marianna versprach ihm dieses.

Also kam Romanetti hervor und gab sich willig in die Hände seiner Feinde. Sie führten ihn in das Dorf zu Teppa und zogen mit ihm vor das Haus des Pfarrers Saverius Casalonga. Marianna rief den Geistlichen und bat ihn um Gottes Willen Romanetti's Beichte zu empfangen, denn darnach müsse er sterben.

Mit Tränen bat der Geistliche um das Leben des Unglücklichen; aber seine Bitten waren fruchtlos. Jener empfing die Beichte, und während der Mörder ihres Sohnes sie vor dem Pfarrer ablegte, lag Marianna auf ihren Knieen und rief Gott an, daß er sich seiner Seele erbarmen möge.

Die Beichte war vollbracht. Nun führten die Pozzo di Borgo Romanetti hinaus vor das Dorf und banden ihn an einen Baum.

Sie erhoben ihre Flinten — plötzlich stürzte Marianna herbei — haltet ein! rief sie, um Gott haltet ein! und sie lief an den Baum, woran Jener gebunden stand, und umschloß mit ihren Armen den Mörder ihres Sohnes. Im Namen

Gottes, rief sie, ich verzeihe ihm. Hat er mich auch zu der unseligsten aller Mütter gemacht, so sollt ihr ihm fürder kein Leides thun, und ehe mich erschießen als ihn. Und so hielt sie ihren Feind umschlossen und deckte ihn mit ihrem eigenen Leibe.

Der Priester trat hinzu. Es bedurfte seiner Worte nicht mehr. Die Männer lösten Romanetti, und zur Stunde ward er frei und sein Haupt heilig den Sippen der Pozzo di Borgo daß ihm Keiner ein Haar krümmte.

Neuntes Kapitel.

Umgegend von Ajaccio.

Ich habe die Umgegend von Ajaccio durchwandert. Der enge Raum erlaubt eigentlich nur drei Straßen und einen Spaziergang längs des nördlichen Ufers, einen ins Land auf der Straße von Bastia, einen an der andern Seite des Golfes nach Sartene zu. Berge schließen die vierte Seite ab. Da führen Landwege zwischen Weingärten hin, welche in großer Zahl die nordöstliche Umgebung von Ajaccio schmücken.

In diesen Weingärten sieht man häufig jene wunderlichen Wächterhäuschen, welche Ajaccio eigentümlich sind und Pergoliti genannt werden. Sie bestehen aus vier jungen Pinienstämmen, die frei in der Luft ein mit Stroh bedachtes Hüttchen tragen, worin der Wächter sich niederlegen kann. Dieser führt hier den stolzen Namen Barone. Er ist bewaffnet mit einem Doppelgewehr und stößt von Zeit zu Zeit in ein Muschelhorn oder in eine gellende Thonpfeife, um seine Gegenwart bemerklich zu machen und die Traubenfrevler zurückzuschrecken.

Eines Abends führte mich ein freundlicher Greis in seinen Weinberg am Hügel S. Giovanni. Er beschenkte mich reichlich

mit Muscatellertrauben und pflückte mir Mandeln, saftige Pflaumen und Feigen, die bunt durch einander zwischen den Rebenstöcken wuchsen. Er hatte mich des Wegs kommen sehn, und wie es so die gute gastliche Art ist, mich in seinen Garten genommen. Es war ein guter alter Vater, das rührende Bild des Alters, wie wir es in den Gedichten der Zeit Gleims dargestellt finden, welche in ihrer fabelnden Einfalt oft mehr menschliche Weisheit haben als die gelesensten Gedichte unserer Gegenwart. Gibt es ein schöneres Menschenbild, als einen heitern Greis in seinem Garten, den er in der Jugend gepflanzt hat, und dessen Früchte er nun milde austeilt an die Müden, die des Weges kommen? Ja, so soll das Menschenleben friedlich und wolthätig ausgehen.

Der Alte rühmte mir gesprächig diese und jene Frucht und sagte, wie man's machen müsse, um sie recht saftig zu bekommen. Die Reben zieht man hier in einer Höhe von vier bis fünf Fuß wie die Bohnen an Stöcken; in der Regel stehn deren vier in einer viereckigen leichten Vertiefung neben einander, mit den Spitzen zusammengebunden. Der Segen an Trauben war groß, aber an vielen Orten herrschte die Traubenkrankheit. Der Wein von Ajaccio ist feurig wie der Spanier. Ich fand in jener Vigna auch zum erstenmal die reife Frucht der indischen Feige. Wenn diese ihre Cactusblume abgeworfen hat, reift die Frucht schnell. Ihre Farbe ist gelblich; man schält die Rinde ab und gewinnt das Fleischige und Körnige der Feigen, welches unangenehm süß ist. Man hat schon Versuche gemacht, daraus Zucker zu ziehen. Die Triebkraft dieser Cactusart, welche bei Ajaccio in erstaunlicher Menge wächst, ist sehr groß. Ein abgerissenes Blatt schlägt hastig Wurzel im Boden und bildet sich dreist zu einer neuen Pflanze. Sie bedarf nur der geringsten Nahrung, des wenigsten Staubes, um fortzuwuchern.

Eine schloßartige Villa mit gothischen Türmchen und mächtigen

Imperator-Adlern von Stein steht neben S. Giovanni. Dies ist die Villa des Principe Bacciocchi.

Die kleine fruchtreiche Ebne, welche sich weiter am Ende des Golfes hinzieht, heißt Campo Loro. Der Geist einer düstern Begebenheit aus dem Genuesenkriege schwebt über diesem Goldfelde. Hier hatten sich 21 Hirten aus Bastelica aufgestellt, gewaltige Männer, Sampiero-Menschen. Gegen 800 Griechen und Genuesen hielten sie tapfer Stand, bis sie in einem Sumpf eingeschlossen allesammt getödtet wurden mit Ausnahme eines einzigen Jünglings. Dieser hatte sich unter die Todten geworfen, und zum Teil von ihnen bedeckt sich für todt gestellt. Es kamen aber die Genuesen, den Todten die Köpfe abzuschneiden, um sie auf die Mauern der Citadelle aufzupflanzen. Sie nahmen den jungen Hirten und führten ihn vor den genuesischen Leutnant. Zum Tode verurteilt, wurde der Jüngling, der Letzte der 21 Männer von Bastelica, durch die Straßen von Ajaccio geführt, behängt mit sechs Köpfen seiner Gefährten, und dann gevierteilt und den Raben auf der Mauer ausgesetzt.

Am Ende dieses Feldes liegt der botanische Garten, eine Anlage, welche sich von Ludwig XVI. herschreibt, und die in ihren Anfängen unter der Obhut Carlo Bonaparte's stand. Sie war anfangs dazu bestimmt, exotische Pflanzen zu acclimatisiren, die man in Frankreich einführen wollte. Der Garten, von den Höhen gegen die kalten Winde geschützt und der Mittagssonne geöffnet, enthält die herrlichsten Gewächse, welche unter freiem Himmel üppig gedeihen. Man wandelt dort umher unter prächtigen Magnolien, den wunderbaren Poincianen, Tulpenbäumen, Gledizien, Bignonien, Tamarinden und libanonischen Cedern. Auf den indischen Feigen entsteht dort auch die Cochenille nicht anders als in Mexico.

Der schöne Pflanzengarten versetzt in tropische Gegenden, und wenn man unter einem jener fremd blühenden Bäume

steht und der Blick auf den tief blauen Golf fällt, über welchem die Sommerluft flimmert, so möchte man wahrlich glauben an irgend einem Golfe von Mexico zu stehn. Der Garten liegt hart an der Straße nach Bastia, welche am meisten belebt ist. Namentlich ist dies Abends der Fall, wo die Bewohner aus der Campagne heimkehren.

Ich machte mir oft das Vergnügen, mich am Golf niederzusetzen und die Vorüberziehenden zu betrachten. Die Weiber sind hier wolgebaut und von reinen und zarten Zügen. Oftmals überraschte mich die Sanftmut ihrer Augen und die Weiße ihrer Gesichtsfarbe. Sie tragen das Mandile um den Kopf gebunden; am Sonntage ist es von weißer Gaze und sieht zur schwarzen Faldetta äußerst sauber aus. Die Bäuerinnen tragen hier allgemein kreisrunde Strohhüte mit sehr niedrigem Boden. Das Weib legt auf den Strohhut ein kleines Kissen und trägt dann gewandt und flink schwere Lasten. Wie in Italien zeichnet die Frauen in Corsica natürliche Grazie des Benehmens aus. Ich hatte oft Gelegenheit, ihrer mich zu erfreuen. Ich begegnete eines Tags einem jungen Mädchen, welches mit Früchten nach der Stadt ging. Ich bat sie, mir einige zu verkaufen. Das Mädchen setzte sofort den Korb ab und mit der liebenswürdigsten Anmut bat sie mich, zu essen wie viel ich wollte. Mit ebensoviel Feinheit schlug sie eine Geldentschädigung aus. Sie war sehr ärmlich gekleidet. So oft ich ihr nachher in Ajaccio begegnete, erwiderte sie meinen Gruß mit einer Grazie, die auch einem vornehmen Fräulein wol würde gestanden haben.

Da sprengt nun ein Mann an uns vorbei. Sein zierliches Weib ging vielleicht eben vorüber, belastet mit Reisholz oder Viehfutter, der faule Mann aber kam aus den Bergen, wo er nichts that, als auf der Vendetta liegen. Sieht man diese Halbwilden in Schaaren zu dreien, sechsen oder auch einzeln, reitend, gehend, alle das Doppelgewehr vor sich, so möchte

man glauben, sich im fortdauernden Kriegszustande zu befinden. Selbst der Bauer, der auf seinem Heuwagen sitzt, hat die Flinte übergehängt. Ich zählte in einer halben Stunde 26 mit Doppelflinten bewaffnete Leute, die an mir vorüber kamen, um nach Ajaccio zu gehen. Das Volk um Ajaccio ist auch in Corsica bekannt als das streitbarste der Insel.

Oft sehen diese Menschen kühn und malerisch aus, oft abschreckend häßlich und selbst lächerlich. Sie sitzen auf den kleinen Pferden, in der Regel kleine Menschen von Napoleonsgröße, schwarzhaarig, schwarzbärtig, bronzefarbig; braunschwarz und zottig ist ihre Jacke, ebenso die Hose; das Doppelgewehr hängt über der Schulter, an einem Riemen auf dem Rücken die gelbe runde Zucca, welche in der Regel nur mit Wasser gefüllt ist, an einem andern Riemen hängt der kleine Schlauch von Ziegen- oder Fuchsfell, in welchem Brod, Käse und nötige Dinge hineingestopft sind; um den Leib ist der lederne Kartuschengurt geschnallt, an dem gewöhnlich ein lederner Tabaksbeutel hängt. So ist der corsische Reiter fertig, und so liegt er alle Tage im Felde, während das Weib arbeitet. Ich konnte mich niemals eines Aergers enthalten, wenn ich diese furiösen Menschen das Pferd, auf dem häufig zwei Personen hinter einander sitzen, unbarmherzig antreibend, mit Geschrei vorüber jagen sah, und wenn ich dabei auf die schönen Ufer des Golfs blickte, auf welchen kein Dorf sichtbar ist. Ihr Boden könnte hundertfältige Frucht tragen, nun trägt er Rosmarin, Dorn und Disteln und wildes Oelgestrüppe.

Erfreuend ist der Gang an der nördlichen Seite des Golfs längs des Strandes. Dort brechen sich bei leichtem Winde die Wellen an den Granitriffen und überschäumen sie mit ihrem milchweißen Schaum. Zur rechten Seite steigen die Uferberge auf, welche nahe an der Stadt mit Oelbäumen bedeckt sind, weiter hin kahl und öde werden bis zum Cap Muro.

Auf diesem Ufer steht hart am Meer die kleine Capelle

der Griechen. Man konnte mir nicht sagen, weshalb sie diesen Namen trage, da sie doch der Madonna del Carmine geweiht ist und den Namen der Familie Pozzo di Borgo (Puteo-Burgensis) auf einer Tafel führt. Wahrscheinlich hatte man sie den Griechen eingeräumt, als sie nach Ajaccio kamen. Die Genuesen hatten die Mainoten-Colonie nach Paomia weit oberhalb Ajaccio angesiedelt. Diese fleißigen Männer waren von den Corsen beständig bedroht. Voll Haß und Verachtung gegen die Eindringlinge, welche ihre Colonie zu schöner Blüte gebracht hatten, überfielen sie den Ackerbauer beim Pfluge, erdolchten ihn, erschossen den Winzer in seinem Weinberge, und verwüsteten die Felder und die Fruchtgärten. Im Jahre 1731 wurden die armen Griechen aus ihrer Colonie gejagt; sie flohen nach Ajaccio, wo die Genuesen, denen sie stets treu blieben, drei Companien aus ihnen bildeten. Als nun die Insel den Franzosen untertan wurde, gab man ihnen Cargese zur Besitzung. Sie brachten das Ländchen in Flor, aber kaum darin warm geworden, überfiel sie der Corse wieder im Jahre 1793, warf Feuer in ihre Häuser, vertilgte ihre Heerden, zertrat ihre Weinberge, und zwang die Mainoten wiederum nach Ajaccio zu fliehen. Der General Casabianca führte die Vertriebenen im Jahre 1797 nach Cargese zurück, wo sie nun unangetastet leben. Die Eigentümlichkeit ihrer Sitten ist geschwunden; sie sprechen corsisch wie ihre schlimmen Umwohner, unter sich aber reden sie ein verfälschtes Griechisch. Cargese liegt nördlich von Ajaccio am Meer, seitwärts von den Bädern von Vico und denen von Guagno.

Auf demselben nördlichen Ufer stehen viele kleine Capellen zerstreut, in mannichfaltiger Form, rund, vieleckig, gekuppelt, in Sarkophag-, in Tempelform, mit weißen Mauern umschlossen und zwischen Cypressen und Trauerweiden. Es sind Familiengräber. Ihre Lage am Ufer, in den grünen Gebüschen, und ihre zierliche maurische Form geben ein sehr

freundliches Bild. Der Corse läßt sich nicht leicht auf dem öffentlichen Kirchhofe begraben; nach der uralten Sitte der Patriarchen will er in seinem Besitztum mit den Seinen begraben sein. Daher ist die ganze Insel mit Gruftcapellen überstreut, welche oft die reizendste Lage haben und das Malerische der Gegenden erhöhen.

Weiter wandernd gegen das Cap Muro, wo hart am Ufer einige rote Granitklippen liegen, die blutigen Inseln, mit einem Fanal und mehreren genuesischen Wachttürmen, fand ich Fischer beschäftigt, das Netz an den Strand zu ziehn. Sie standen in zwei Reihen von je 10 bis 12 Mann; eine jede wand ein langes Tau auf, an dem das Netz befestigt war. Solche Taue sind auf jeder Seite mehr als 150 Ellen lang; was von ihnen mühsam aufgewunden ist, wobei die Fischer mit den Händen und der Brust an einem Gurte ziehn, wird geschickt und sauber in einer Kreislinie aufeinandergehäuft. Nach drei Viertelstunden war das Netz am Strande, einem wolgefüllten Sacke gleich. Wie es nun auseinander geschlagen wurde, war es ein Wimmeln, Zappeln, Springen und Krabbeln von dem armen Seegethier — zumeist waren es Sardellen, und die größesten Fische Rochen (razza), die unserm baltischen Flinder ähnen. Am langgespitzten Schwanze tragen sie einen bösen Stachel. Vorsichtig legt der Fischer den Rochen auf den Boden und schneidet ihm mit dem Messer den Stachelschwanz ab. Es war ein emsiges und rüstiges Volk, kräftige Leute. Die Corsen sind so tüchtig auf der See, wie in den Bergen. Der Granitberg und das Meer bestimmen beide den Charakter der Insel und ihrer Bevölkerung, daher zerfällt diese in zwei uralte gleich kräftige Stände, die Hirten und die Fischer. — Die Fischerei bei Ajaccio ist sehr bedeutend wie in allen Golfen Corsica's. Im April zieht auch der Thunfisch längs den Küsten Spaniens, Frankreichs und Genua's in den Canal von Corsica; der Haifisch ist sein geschworner

Feind. Er zeigt sich oft in diesen Meeren, aber dem Ufer kommt er nicht nahe.

Als ich in der Dunkelheit von dieser Strandwanderung nach Ajaccio zurückkehrte, fiel in meiner Nähe in den Bergen ein Flintenschuß. Ein Mann kam auf mich zugeeilt und fragte sehr erregt: Sie hörten den Schuß? — Ja, mein Herr. — Sahen Sie etwas? — Nein, mein Herr. — Der Frager verschwand wieder. Zwei Sbirren kamen vorüber. Was war's? — Vielleicht fiel Einer in den Bergen in sein Blut. Die Spaziergänge hier zu Lande können recht dramatisch sein. Immer von einem Hauch des Todes ist man hier umwittert, und die Natur selbst hat hier den Reiz einer schwermütigen Schönheit.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Von Ajaccio bis zum Tal Ornano.

Die Straße von Ajaccio nach Sartene ist reich an merkwürdigen Gegenden und eigentümlichen Ansichten. Eine Zeit lang führt sie längs des Golfes fort, geht über den Gravonefluß, und dann in das Tal Prunelli. Die Ansicht des großen Golfs ist von allen Seiten gleich herrlich; sie entschwindet bald und bald zeigt sie sich wieder, weil der Weg spiralförmig an den Bergen hinläuft.

An der Mündung des Prunelli steht einsam der Turm von Capitello, den wir aus der Geschichte Napoleons kennen.

Der Ortschaften gibt es hier wenige, wie Fontanaccia, Serrola und Cavro. Cavro ist ein zerteiltes Paese in einer wildromantischen Berggegend, welche an Granit und Porphyr reich ist, und von den üppigsten Weingärten umgeben. Zehn Minuten weiter gelangt man in den Felsengrund, in welchem Sampiero ermordet wurde. Die Ornani hatten das Mordlocal gut gewählt. Dort stehen hohe Felsen im Kreise umher, ein Steg windet sich in die Tiefe, welche ein Bergwasser durchrauscht, und Eichen, Oelbäume und wildes Gestrüpp bedecken den Ort. Auf einem Felsen in der Nähe sieht man noch die Trümmer der Burg Giglio, wo Sampiero übernachtete, ehe er in seinen Tod ging. Vergebens sah ich mich nach einem

Denkzeichen um, welches dem Wandrer sagen möchte, daß in diesem Schauerort der heldenmütigste aller Corsen gefallen sei. Auch dies ist charakteristisch für die Corsen — das lebendige Gedächtniß ist das einzige Denkmal ihrer wilden, tragischen Geschichte. Ein jeder Fels ihrer Insel ist Denkstein ihrer Thaten: sie mögen daher der Gedächtnißsäulen und der Inschriften leicht entbehren, so lange die geschichtlichen Ereignisse noch als ein Teil von ihrem eignen Wesen fortleben. Denn sobald ein Volk anfängt, sein Land mit Denkmälern auszuschmücken, liefert es den Beweis, daß seine Kraft verloren ging. Ganz Italien ist heute ein Museum von Denksäulen, von Statuen und Inschriften. In Corsica blieb auch hier der Naturstand und die lebendige Ueberlieferung. Auch würden die Corsen nicht einmal verstehen, was ein Standbild soll; und wunderlich würde es unter ihnen sich ausnehmen. Als Pasquale Paoli nach seiner Rückkehr aus England eine Bildsäule votirt wurde und er sie ablehnte, sagte ein Corse: einem einfachen Manne eine Bildsäule setzen, ist so viel als ihm eine Ohrfeige geben.

An dem Rande der düstern Mordschlucht fand ich indeß eine Gruppe von lebendigen Standbildern Sampiero's, Bauern, welche die phrygische Freiheitsmütze in die Stirn gedrückt, in der Sonne plauderten. Ich trat an sie heran und wir redeten von dem alten Helden. Das Volk hat ihm den ehrendsten Zunamen gegeben, den irgend eines Volkes Sohn tragen darf, denn er wird niemals anders genannt als Sampiero Corso. Schlagend hat sich in diesem Zunamen das Urteil seiner Landsleute ausgesprochen, daß Sampiero der vollkommenste Ausdruck des corsischen Volkscharakters sei, und daß er sein Volk bedeute. Die ganze Natur des Insellandes faßt sich in diesem Manne aus Urgranit zusammen, wilde Tapferkeit, Freiheitsglut, Vaterlandsliebe, durchdringender Verstand, Armut und Bedürfnißlosigkeit, Rauhheit und Jähzorn, vulkanische Leiden-

schaft, Rachsucht, daß er wie Othello der Mohr sein Weib erwürgte; und damit in der Geschichte des Sampiero Corso nicht auch der ganze blutige Zug fehle, welcher die corsische Nationalität heute psychologisch so merkwürdig macht, wurde an ihm selber die Blutrache vollzogen. In einem frühen Jahrhundert lebend konnte er das volkstümliche Wesen noch ganz bewahren. Das aber wird schon in Pasquale Paoli durch den humanistischen Zug seines Jahrhunderts verallgemeinert.

Von Sampiero's Söhnen haben wir den ältesten Alfonso d'Ornano nach seines Vaters Tode eine Zeitlang den Krieg gegen Genua fortführen sehen, bis er auswanderte. Im Jahre 1570 ernannte ihn Catharina von Medicis zum Colonel des Corsenregiments, welches sie in Dienste genommen hatte. Er glänzte in vielen Schlachten und Belagerungen unter Carl IX. und Heinrich III. Nach der Ermordung dieses Königs, in dessen Namen er die Dauphiné regierte, bemühte sich die Liga den einflußreichen Corsen auf ihre Seite zu ziehn, aber Alfonso war einer der Ersten, welche Heinrich IV. anerkannten, und wurde seine kräftigste Stütze. Der König ernannte ihn zum Marschall von Frankreich und vergalt ihm seine Treue durch seine Freundschaft. In einem Briefe schreibt Heinrich an Alfonso: „Mein Cousin, durch Eure Depesche, welche mir der Herr von Tour überbracht hat, habe ich die erste Nachricht von dem erhalten, was Ihr so glücklich in meiner Stadt Romans ausgeführt habt. Gott schenkt mir die Gunst, daß fast alle diese bösen Anschläge ohne Erfolg bleiben, nächst ihm, weiß ich, hat in dieser Sache niemand ein so großes Verdienst um mich, als Ihr, der mit aller Klugheit und Tapferkeit gehandelt hat, wie nur zu wünschen war, und deß will ich Euch Dank wissen. Es ist nur die Fortsetzung Eurer gewohnten Handlungsweise und des Glückes, das alle Eure guten Absichten begleitet.“ Im Jahre 1594 unterwarf Alfonso dem Könige auch Lyon, dann Vienne und viele Städte der

Provence und Dauphiné. Er war das Schrecken der feindlichen Partei, und wie er durch sein kriegerisches Genie gefürchtet war, so wurde er auch wegen seiner Gerechtigkeit und Menschenliebe geachtet. Viele durch die Pest und den Krieg heruntergekommne Städte Frankreichs unterstützte er aus eignen Mitteln. Er starb im Alter von 62 Jahren, im Jahr 1610 zu Paris und liegt in der Kirche de la Merci in Bordeaux begraben. Von seiner Gemalin, einer Tochter des Nicolas de Pontevèze, Herrn von Flassan, hatte er mehrere Kinder, von denen ein Sohn Jean Baptiste d'Ornano gleichfalls Marschall von Frankreich wurde. Zur Zeit Richelieu's stürzten ihn Intriguen des Hofes; der Minister warf ihn in die Bastille, wo er, wie man sagt auf dessen Befehl vergiftet im Jahre 1626 starb. Im Jahr 1670 erlosch der Stamm Sampiero's, welcher mit Alfonso nach Frankreich hinübergegangen war.

Sein zweiter Sohn Anton Francesco d'Ornano nahm wie der Vater ein blutiges Ende. Es war derselbe, mit welchem die unglückliche Mutter Vannina von Marseille nach Genua auf die Flucht sich begab, und den sie bei sich hatte, als der rasende Vater sie ermordete. Anton Francesco lebte wie sein Bruder am Hofe Frankreichs. Jung und feurig wollte er die Welt sehen und begleitete den Gesandten Heinrichs III. nach Rom. Eines Tages gab das Kartenspiel die Veranlassung zu einem Streit zwischen ihm und den französischen Herren der Gesandtschaft, namentlich dem Herrn de la Roggia. Der ungestüme Corse beleidigte den Franzosen durch einige heftige Worte, aber dieser versteckte seinen rachsüchtigen Groll, so daß der junge Ornano nichts argwöhnte. Hierauf machten diese Herren gemeinschaftlich einen Ritt nach dem Colosseum; Ornano blieb mit seinem Diener allein, nachdem seine italienischen Freunde ihn verlassen hatten, und mit ihm waren zwölf Franzosen, sechs zu Fuße und sechs zu Pferd. Der Herr von Roggia lud ihn höflich ein, abzusteigen um einen Gang ins Colosseum

zu machen. Ornano folgte der Einladung ohne Weiteres, aber kaum war er abgestiegen, als die tückischen Franzosen über ihn herfielen. Schon aus vielen Wunden blutend, verteidigte sich der Sohn Sampiero's gegen die Uebermacht mit heroischer Tapferkeit. Nachdem er sich den Rücken an einem Pfeiler gedeckt hatte, hielt er mit dem Degen so lange Stand, bis er niederstürzte. Die Mörder ließen ihn in seinem Blute liegen und entwichen. Bis auf den Tod verwundet wurde Anton Francesco nach Hause getragen, wo er am folgenden Tage starb. Das geschah im Jahre 1580. Er hinterließ keine Nachkommen, und war nicht verheiratet.

Ich habe das Grab dieses jüngsten Sohnes Sampiero's in der Kirche San Crisogono im Trastevere von Rom besucht, wo er unter vielen corsischen Herren begraben liegt, denn diese Kirche war den Corsen in alter Zeit eingeräumt, da viele Flüchtlinge in Ostia und auf dem Tiber-Borgo sich ansiedelten. Anton Francesco soll das sprechende Ebenbild seines Vaters gewesen sein; man sagt, daß er von ihm wie Gesicht und Gestalt, so auch die Unerschrockenheit geerbt habe; und diese Tugend wird an Sampiero so hoch gerühmt, wie sie die Römer an Fabricius rühmten. Wie Pyrrhus diesen General durch das plötzliche Erscheinen eines Elephanten zu schrecken suchte, so versuchte der Sultan Soliman Aehnliches mit Sampiero. Die Sage erzählt nämlich, daß der Großherr eines Tages sich überzeugen wollte, ob was man von Sampiero's Unerschrockenheit erzähle übertrieben sei oder nicht. Als nun Sampiero bei ihm zu Tische saß, ließ er in dem Augenblick als der Corse die Schale zum Trinken an den Mund setzte, eine zweipfündige Kanone unter dem Tisch abfeuern. Aller Augen waren auf Sampiero gerichtet. Der aber verzog keine Miene; der Schuß machte auf ihn nicht mehr Eindruck als etwa das Geräusch einer Tasse, die einem Sclaven aus der Hand gefallen wäre.

Weiter nordwärts von Cavro liegt der große Canton Bastelica, welcher durch eine Gebirgskette vom Canton Zicavo geschieden wird. Dieses rauhe Gebirgsland, aufgetürmt aus gewaltigen Granitmassen, voll von wilden Tälern, welche der knorrige Eichbaum beschattet, und riesige, hie und da beschneite Berghäupter umragen, ist das Vaterland Sampiero's. In Bastelica oder vielmehr in Dominicaccia zeigt man noch das schwarze Haus, worin er geboren wurde; denn sein eigenes haben die Genuesen unter Stefan Doria niedergerissen. Viele Erinnerungen an ihn leben in dieser Gegend, welche die Phantasie des Volks in Gedächtnißmalen mancher Art geheiligt hat. Denn bald ist es eine Fußspur Sampiero's im Felsen, bald ein Abdruck seiner Flinte, bald eine Höle, bald eine Eiche unter der er gesessen haben soll.

Alles Volk dieses Tales Prunelli zeichnet sich durch kräftigen Wuchs und kriegerische Physiognomie aus; meist sind es Hirten, rauhe Männer von den eisernen Sitten der Altvordern, und von der Cultur gänzlich unberührt geblieben. Die Männer von Bastelica und die von Morosaglia galten stets als die Stärksten unter allen Corsen.

Der Gebirgskamm von San Giorgio trennt das Tal Prunelli von dem großen Tale Taravo. Hat man sein Joch, die Bocca, passirt, so breiten sich vor dem Blick zwei schöne mit Ortschaften reich besetzte Gebirgstäler aus, Istria und Ornano. Der Fluß Taravo durchströmt sie, Felsen durchrauschend. Ich suche vergebens eine bekannte Gegend Italiens, um durch Erinnerung an sie die Vorstellung solcher corsischer Bergtäler deutlich zu machen. Der Apennin würde in manchen Teilen ihnen nahe kommen. Aber diese corsischen Berge und Täler erschienen mir doch bei weitem großartiger, wilder, malerischer durch ihre Castanienhaine, durch die braunen Felsenwände, die schäumenden Wasser, die schwärzlichen zerstreuten Dörfer, und ganz unvergleichlich wird das Gemälde, wenn sich plötzlich in der Ferne das stralende Meer zeigt.

In diesen Bergen hausten die alten Adelsgeschlechter der Istria und der Ornano, welche die Landestradition von jenem Hugo Colonna absteigen läßt, den ich in der Geschichte der Corsen genannt habe. Mancher Turm und manches zertrümmerte Castell gibt noch eine halbverschollne Kunde. Die Hauptcantons dieser Gegend sind S. Maria und Petreto.

In S. Maria d'Ornano war der Sitz der Ornani. Ursprünglich hieß auch die Pieve Ornano, heute aber heißt sie Santa Maria. Schönes Land ist ringsum, lachend durch grüne Hügel, Viehweiden und Olivenhaine. Hier war das Vaterland der schönen Vannina, und da steht auch noch das turmartig hohe, braune Haus, welches ihr gehört hat, malerisch gelegen auf einer das Tal beherrschenden Höhe. Nahe dabei erblickt man die Trümmer eines Castells, welches Sampiero erbaut hat, und eine Capelle in dessen Nähe, wo er die Messe hörte. Man sagt, daß er sich begnügt habe, im Fenster seines Schlosses zu liegen, wenn die Messe gelesen wurde. Er baute jenes Castell im Jahre 1554.

Zweites Kapitel.

Von Ornano nach Sartene.

Der Taravo macht die Grenze zwischen der Provinz Ajaccio und der von Sartene, des südlichsten der corsischen Arrondissements. Gleich am Eingange liegt der schöne Canton Petreto und Bicchisano, welcher sich am Taravo bis zum Golf von Valinco hinunterzieht. Die Ansicht der Landschaft und des tief unten flutenden Meerbusens gilt selbst den Corsen für eine der herrlichsten ihrer Insel. Ueberhaupt sind alle diese Gegenden jenseits der Berge von überraschend mächtiger Art und tragen den edelsten Stempel der Urnatur. Es liegen in

diesem Canton zerstreut die Ruinen der Herrenschlösser von Istria, aber kläglich zertrümmert und nur selten so weit aufrecht, daß man ihr schwarzes Mauerwerk auf den ersten Blick vom Granit der Felsen unterscheiden kann.

Auf einem Berge oberhalb Sollacaro stehen die Trümmer eines Schlosses jenes in der Geschichte genannten Vincentello d'Istria tief begraben unter Baumesschatten und Schlingpflanzen. An dieses Schloß knüpft sich eine der wilden Sagen, welche die Corsen und auch die furchtbare Zeit des Mittelalters bezeichnen. Es stand hier früher ein andres Schloß, in welchem eine schöne und unbändige Dame Savilia wohnte. Diese lockte einst einen mächtigen Herrn, Giudice von Istria, in ihre Burg, nachdem sie ihm ihre Hand zugesagt hatte. Istria kam und Savilia ließ ihn in das Turmverließ werfen. Aber jeden Morgen stieg sie zum Gefängnisse hinab, und indem sie sich am Gitter desselben vor den Augen Istria's entblößte, höhnte sie ihn mit den Worten: schaue mich an, ist dieser Leib gemacht, von einem häßlichen Manne wie du bist genossen zu werden? So trieb sie es lange Zeit, bis es Istria endlich gelang zu entkommen. Rachevoll zog er mit seinen Vasallen vor Savilia's Burg, erbrach sie und machte sie dem Boden gleich; die schöne Amazone setzte er in eine Hütte auf einen Scheideweg, wo er sie zwang, sich jedem Vorübergehenden Preis zu geben. Savilia verschied am dritten Tage. — Später baute Vincentello d'Istria an der Stelle der zerstörten Burg jene, welche nun auch in Trümmern liegt.

Die nächste Pieve Olmeto war ein Lehn der Istria. Hochstrebende Berge umschließen den Hauptort Olmeto von der einen Seite, nach der andern liegt ihm zu Füßen ein herrlich-stilles Olivental, welches der Golf von Valinco bespült. Auch hier zeigte man mir auf einem der schroffsten Berge, dem Buttareto, die Trümmer eines Castells, welches ehedem die Burg des Arrigo della Rocca gewesen war. Erhaben und

zaubervoll ist der Blick von Olmeto in das Tal und auf den Golf. Seine Linien sind sanft, seine Ufer braun und schweigend. Seine äußersten Landspitzen sind nördlich das Cap Porto Pollo, südlich Campo Moro. Der Name Mohrenlager, welchen das Cap, ein kleiner daran gelegener Ort und ein Wachtturm führen, weckt lebhaft die Erinnerung an die Saracenen, die ehemals so oft hier landeten. Von der saracenischen Eroberung durch den sagenhaften Maurenkönig Lanza Ancisa her, hat die Insel Corsica noch ihr Wappen behalten, den Mohrenkopf mit der Stirnbinde. Maurisch braun ist hier alles Uferland und von einer unsäglichen Sommerstille. Als ich nach dem kleinen Hafenort Propriano am Golfe kam, wehte mich aufs neu dieser Geist der Weltabgeschiedenheit an, den man auf dem öden Insellande so lieb gewinnt. Auf dem Strande aber standen viele Männer, frischblühende, dunkelgelockte Männer, alle das Doppelgewehr auf der Schulter, wie in Bereitschaft, die Sarazenen abzuwehren. Der Anblick dieser ernsten Kriegergestalten und die melancholische Wildheit des Uferlandes entrücken ganz in die sagenhafte Saracenenzeit. Mir fällt eine spanische Romanze ein, welche den aus der Geschichte der Corsen bekannten Corsaren Dragut besingt. An diesem Golf läßt sie sich unter Kriegergestalten wol vernehmen.

Dragut vor Tarifa

Angesichtes von Tarifa
Wenig mehr denn eine Meile,
Meister Dragut der Corsare,
Der Corsar zu See und Lande,
Von den Christen er entdeckte
Und von Malta Segel fünfe.
Deshalb ward er da genötigt
Laut und hörbar so zu rufen:

Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Meister Dragut der Corsare
Ein Kanon abfeuern ließ er,
Das Signal sie sollten hören
Die da Holz und Wasser holten.
Antwort gaben da die Christen
Von dem Strand und den Galeeren,
Und vom Hafen auch die Glocken
In das Schreien lärmten also,
Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Und der Christ der darob weinte,
Daß die Hoffnung ihm gestorben,
Heitert auf nun seine Trauer,
Weil er seine Freiheit hoffet.
Dragut mit den Capitanen
Augenblicks den Kriegsrat hielt er,
Ob zu warten gut sie thäten,
Ob die Segel aufzuhissen:
Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Und die Andern sagten also:
Warte! Warte! Laß sie nahen,
Wenn in hohe See wir kommen,
Dann wird unser sein Victoria.
Dragut laut und hörbar rief er:

Ihr Canaljen auf zum Kampfe,
Kanoniere allmitsammen,
Laden, schießen, laden, rufen:
Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Der Refrain dieses lebendigen Liedes würde deutsch heißen: „zu den Waffen! zu den Waffen! zu den Waffen! Gefahr! Gefahr! Gefahr! denn es naht uns zu bekriegen die Feindesschaar.“ Ich habe den spanischen Refrain beibehalten, weil er sich gut ausnimmt.

Am 12. Juni 1564 landete Sampiero in diesem Golf von Valinco — ein erzner Klang mehr in diesen kriegerischen Erinnerungen.

Nach dem Lande zu erhebt sich die Gegend zum wüsten Gebirge, dessen Seiten mit grauem Felsgetrümmer überstreut sind. Steine, Gestrüpp, Ufersand und ein Sumpf machen diesen Strich besonders traurig. Doch wächst hier die immergrüne Eiche und die Korkeiche reichlich, und das rauhe Land trägt Korn und vollfraubigen Wein. — Endlich sah ich Sartene vor mir, ein großes Paese, schwermutsvoll in schwermütigen Bergen vereinsamt.

Drittes Kapitel.

Die Stadt Sartene.

Die Stadt Sartene hat nur 3890 Einwohner. Sie ist der Hauptort des Arrondissements, welches in acht Pieven oder Cantons 29,300 Einwohner zählt. Sartene erschien mir uncultivirt und weniger städtisch aussehend als selbst Calvi und

das kleine Isola Rossa; denn in nichts unterscheidet sie sich von den andern großen Paesen der Insel. Ihre Bauart ist die landesübliche der Dörfer, nur etwas verschönt. Alle Häuser, selbst der Turm der Hauptkirche sind aus braunem Gestein gebaut, welches übereinander gelegt und mit Lehm verfestigt ist. Die Kirche allein ist gelb übertüncht, alle anderen Gebäude sehen schwarzbraun aus. Viele sind elend wie Capannen, einige Gassen an dem Bergabhange so enge, daß höchstens zwei Menschen nebeneinander stehen können. Hohe steinerne Treppen führen zu der gewölbten Thüre, welche in der Mitte der Vorderwand angebracht ist. Ich durchwanderte diese Gassen: sie schienen mir würdig von Dämonen bewohnt zu werden, und so meine ich möchte Dis aussehen, die Stadt der Hölle beim Dante. Doch gibt es auch in dem Quartier Santa Anna zierliche Häuser der Reichen, und einige sehen trotz ihres schwarzen Materials gut genug aus. Originell und höchst malerisch sind sie alle, und das verdanken sie auch den stumpfwinkligen Dächern welche weit über die Wände hinausragen, und den vielen Schornsteinen italienischen Stils, die bald säulenartig mit bizarren Knäufen, bald als Spitztürmchen, bald in Obeliskenform aufgesetzt sind. Ein solches Dach verschönert das Haus, und wenn dessen Wände aus regelrecht behauenen Steinen errichtet sind, so läßt man sich ihre Art wol gefallen. Aber auch meine Capannen vom Monte Rotondo fand ich mitten auf dem Markte wieder. Dies waren nämlich Vorratshäuser der Bürger. Wunderlich nehmen sich dazu die prunkvollen Namen einiger Gasthäuser aus, auf denen zu lesen ist Hôtel de l'Europe, de Paris und de la France.

Der Name Sartene erinnert an Sardinien oder an den Saracen. Man wußte mir nicht zu sagen, woher er komme. In alten Zeiten hieß der Ort Sartino und die Stadttradition erzählt, daß er durch seine mineralischen Wasser berühmt war. Da kamen viele Gäste, die Quellen zu gebrauchen. Die armen

Einwohner des Fleckens starben darüber vor Hunger, weil die Gäste ihre Frucht verzehrten. Sie verschütteten also die Quellen, verließen ihre Häuser und bauten sie höher hinauf in den Bergen. Wenn diese Sage wahr ist, so spricht sie nicht gegen die corsische Trägheit.

Schrecklich litt Sartene von den Saracenen. Nach wiederholten Einfällen überraschten die Barbaresken die Stadt im Jahre 1583 und schleppten an einem Tage 400 Personen in die Gefangenschaft, also wol den dritten Teil der damaligen Bevölkerung. Seitdem umgaben sich die Sartener mit einer festen Mauer.

Heute sieht man dem stillen Ort, dessen Einwohner auf dem idyllischen Marktplatze unter dem großen Ulmbaume friedlich beisammen stehn, gar nicht an, daß er in seinen Mauern so grimme Leidenschaften verbergen kann. Denn nach der Julirevolution war Sartene jahrelang der Schauplatz eines gräulichen Bürgerkrieges. Der Ort hatte sich schon im Jahre 1815 in zwei Parteien geteilt, in die Anhänger der Familie Rocca Serra und die der Ortoli. Jene sind die Reichen und bewohnen das Viertel Sant' Anna, diese die Armen und bewohnen den Borgo. Beide Factionen hatten die Häuser gesperrt, die Fenster geschlossen, thaten Ausfälle auf einander und erschoßen und erdolchten sich mit großer Wut. Die Rocca Serra waren die Weißen oder die Bourbonisten, die Ortoli die Roten oder die Liberalen; jene hatten der Gegenpartei den Eintritt in ihre Viertel untersagt, aber die Ortoli wollten ihn ertrotzen und zogen eines Tages mit Fahnen nach Sta. Anna. Augenblicks schoßen die Rocca Serra aus ihren Häusern, tödteten drei Menschen und verwundeten andere. Dies war das Signal zu einem blutigen Kampf. Des folgenden Tags kamen viele hundert Bergbewohner mit ihren Flinten herab und belagerten Sta. Anna. Die Regierung schickte Militär, aber obwol dieses scheinbar Ruhe schaffte, lagen die beiden Parteien immerfort

gegen einander zu Felde und tödteten sich viele Leute. Die Spannung dauert auch heute, wenn gleich die Rocca Serra und Ortoli nach einer 33jährigen Feindschaft am Fest der Präsidentenwahl Ludwig Napoleons zum erstenmal sich versöhnlich näherten und ihre Kinder mit einander tanzen ließen.

Diese unausrottbaren Familienkriege bieten in Corsica dasselbe Gemälde dar, welches die Städte Italiens Florenz, Bologna, Verona, Padua, Mailand in alter Zeit gegeben haben, und so findet man das italienische Mittelalter noch heute in Corsica wieder und dieselben Tumulte, welche Dino Compagni in seiner florentinischen Chronik so plastisch dargestellt hat, den Krieg der Bürger, welche wie Dante klagt, von einem Graben und von ein und derselben Mauer umschlossen sind. Aber diese corsischen Familienkriege sind weit fürchterlicher, weil sie in so kleinen Ortschaften geführt werden, in Dörfern, die oft kaum 1000 Seelen haben, und deren Einwohner durch die Bande des Blutes und der Gastfreundschaft unauflöslich an einander gekettet sind.

Heute ist das Völkchen von Sartene feierlich auf dem Marktplatz versammelt, wo man ein wunderliches Gerüst für den 15. August, den Namenstag Napoleons, herrichtet, um darauf ein Feuerwerk loszubrennen. Vielleicht wird das Fest den Zwist aufs neue entflammen, und diese schwarzen Häuser können in wenig Tagen sich in eben so viel kleine Festungen verwandeln, woraus Feind den Feind zu treffen weiß. Hier gab die Politik zum Bürgerkriege Anlaß, anderswo thut es die Beleidigung irgend einer Person und der geringfügigste Umstand. Für eine getödtete Ziege starben einst 16 Menschen und ein ganzer Canton stand in Waffen. Ein junger Mensch wirft seinem Hunde ein Stück Brod zu, der Hund eines andern schnappt es ihm weg, daraus entsteht ein Krieg zwischen Gemeinden, und die Folge ist Mord und Tod auf beiden Seiten. Es fehlt nicht an Gelegenheiten zum Kampf bei den Communalwahlen, bei Festlichkeiten

und Tänzen. Manchesmal sind die Anlässe sehr lachenswert. Im Jahre 1832 gab ein todter Esel in Marana den Grund zu einem blutigen Kriege zwischen zwei Dörfern. In der Osterwoche ging nämlich eine Procession nach einer Capelle und stieß auf dem Wege auf einen todten Esel. Darob entsetzte sich der Küster und fing über die zu fluchen an, welche das Thier auf den Weg geworfen und die heilige Procession also verunehrt hätten. Sofort erhob sich ein Streit zwischen den Leuten aus Lucciana und denen aus Borgo, in welche Gemeinde der Esel gehöre, und man griff zu den Waffen und wechselte Schüsse: die Procession verwandelte sich in eine Schlacht. Eine Dorfschaft wälzte den Esel auf die andere; eine trug ihn der andern zu; bald schleppten ihn die von Borgo nach Lucciana, bald die von Lucciana nach Borgo, und das geschah von beiden Seiten unter beständigem Schießen und wütendem Kampfgeschrei.

So kämpften einst Trojaner und Griechen um die Leiche des Patroclus. Die von Borgo schleppten den todten Esel einmal bis an die Kirche von Lucciana, wo sie ihn an der Kirchenthüre niederwarfen, aber die von Lucciana hoben ihn wieder auf und nachdem sie Borgo erstürmt hatten, spießten sie den Esel auf den Glockenturm. Endlich ließ der Podestà das corpus delicti, welches von solcher Wanderschaft mürbe sich bereits auflösen wollte, ergreifen, und der todte Esel ward verscharrt und zur Ruhe gebracht. Der Dichter Viale hat ein komisches Epos auf diesen todten Esel gedichtet in Weise des geraubten Eimers von Bologna.

Ein Detachement von zehn Gendarmen liegt in Sartene in Station. Ebensoviel pflegen in jedem Cantonsort oder in solchen Dörfern zu liegen, welche besonders unruhig sind. Der Officier war ein Elsäßer, der schon 22 Jahre in Corsica lebte und ganz glücklich schien, unvermutet einen Landsmann zu treffen. Jedesmal wenn ich Elsäßer oder Lothringer treffe — die letzteren sprechen ein sehr gebrochnes Deutsch — empfinde

ich geschichtliche Schmerzen um diese verlornen deutschen Brüder. Denn es ist ein bleibender Schmerz für uns, ein Stück edler deutscher Erde in den Händen der Franzosen zu wissen. Jener Officier klagte sehr über den gefährlichen Dienst und den kleinen Krieg gegen die Banditen. Er zeigte mir in der Ferne einen Berg, den hohen Incudine. Sehen Sie, sagte er, dort sitzt ein Hauptbandit, auf den wir Jagd machen wie auf einen Muffrone. Eintausend und fünfhundert Franken stehn auf seinem Kopf, doch sie sind schwer zu verdienen. Vor einigen Tagen haben wir 29 Menschen eingebracht, welche dem Banditen Lebensmittel zugetragen haben. Sie sitzen hier in dieser Caserne.

Was wird ihre Strafe sein?

Wenn man ihnen das Verbrechen erwiesen hat, ein Jahr Gefängniß. Sie sind Hirten oder Leute von den Bergen, Freunde und Verwandte des Banditen. — Armes Corsica! was soll unter solchen Umständen aus deiner Industrie und deinem Ackerbau werden!

Der Anblick des Berges Incudine, in welchem ich den armen Banditen sitzen wußte, und der Familienkrieg von Sartene gibt wieder Veranlassung zu Erzählungen aus dem unerschöpflichen corsischen Landesroman der Blutrache. Wir wollen uns also auf einen Felsen setzen, wo wir die mächtigen Berge und den Golf von Valinco sehen, und ein paar Erzählungen aus dem Flintenlaufe hören.

Viertes Kapitel.

Zwei Geschichten aus dem Flintenlauf.

Orso Paolo.

Eines Tages feierte das Volk zu Monte d'Olmo ein Kirchenfest. Die Priester standen schon am Altare, ein Teil der

Gemeinde war schon im Gotteshause versammelt, andere saßen noch auf dem Kirchenplatze und plauderten über allerlei Dinge. Es waren darunter die Vincenti und die Grimaldi, deren Familien seit uralter Zeit in ererbtem Hader lagen. Heute wagten sie sich Aug' in Auge zu sehen, weil das Gottesfest aller Feindschaft Einhalt gebot.

Da warf Einer die Frage auf, ob die Geistlichen gehalten sein sollten, während der Procession die Kapuzen der Brüderschaft zu tragen oder nicht.

Nein, sagte Orso Paolo aus der Familie der Vincenti, sie sollen dazu nicht gehalten sein, denn es ist das bei unsern Altvordern nicht der Brauch gewesen.

Ja, rief Ruggero aus der Familie Grimaldi, sie sollen dazu gehalten sein, denn so schreibt es die Sitte der Religion vor.

Und so stritten sie hin und her über Kapuzen oder Nichtkapuzen, und auf dem Kirchenplatz gab es ein Lärmen und Toben, als galt es zu entscheiden, ob Genua oder Nicht-Genua. Einer nahm dem andern das Wort, einer sprang nach dem andern auf den Stein, seine Meinung zu verfechten, und man zischte oder rief Beifall, jubelte oder höhnte, je nachdem ein Grimaldi oder ein Vincenti ein Wort über die Kapuzen gesagt hatte.

Plötzlich fiel eine Beleidigung. Augenblicks erhob sich ein Wutgeschrei, und die Pistolen wurden aus den Gürteln gerissen. Die Grimaldi warfen sich auf Orso Paolo, und dieser schoß unter die Angreifer. Es fiel Antonio, der älteste Sohn Ruggero's, zum Tode verwundet.

Da schwieg in der Kirche die Messe. Das Volk stürzte heraus, Männer, Weiber, Kinder, die Priester im Meßgewande, die Crucifixe in der Hand.

Das ganze Dorf von Olmo war ein Gewühl von Fliehenden und Verfolgenden, und schallte wieder von Wutgeschrei und von Flintenschüssen. Die Grimaldi schrieen nach Orso Paolo, daß sie ihn mordeten.

Gleich einem Hirsche war Orso hinweggesprungen, den Buschwald zu erreichen. Aber seine Verfolger verrannten ihm, von der Rache beflügelt, den Weg und suchten ihn zu umstellen.

Von allen Seiten sah er die Wütenden heranstürzen; ihre Kugeln umsausten ihn. Er konnte den Buschwald nicht erreichen, und nur noch wenige Minuten Zeit hatte er, einen Entschluß zu fassen. Kein Ausweg blieb ihm, nur ein Haus stand nahe am Berge, und dies war das Haus seines Todfeindes Ruggero.

Orso Paolo sprang in dieses Haus und verrammelte die Thüre. Er hatte seine Waffen bei sich, seine Carchera war voll von Kartuschen, Lebensvorrat fand sich im Hause genug, er konnte sich Tagelang dort halten. Auch stand es leer, denn alle seine Bewohner waren ins Dorf geeilt und Ruggero's Weib um den Verwundeten Antonio beschäftigt. Ihr zweiter Sohn, ein Kind von wenigen Jahren, war allein im Hause zurückgeblieben und dort eingeschlafen.

Kaum hatte sich Orso Paolo dort verschanzt, als Ruggero mit allen Grimaldi erschien: aber Jener streckte ihnen aus der Oeffnung des Fensters seinen Flintenlauf entgegen und drohte jedem mit der Kugel, welcher es wagen würde, der Thüre zu nahen. Keiner wagte es.

Wütend standen sie vor dem Hause, und wußten nicht, was sie beginnen sollten; Ruggero raste, daß der Todfeind in seinem eignen Hause den Zufluchtsort gefunden habe. Er schrie auf wie der Tiger schreit, welcher den Fang sieht, den er nicht erreichen kann.

So stand der wütende Haufe, und es mehrte sich mit jeder Minute das Gewühl von denen die herzuströmten und die Luft mit ihrem Geschrei erfüllten. In dieses Toben mischte sich der Klageruf der Weiber. Sie trugen eben den schwer verwundeten Antonio in das Haus eines Verwandten. Beim Anblick seines Sohnes verdoppelte sich die Wut Ruggero's, und selber stürzte

er in ein Haus und riß einen Feuerbrand aus dem Herde, ihn auf sein eignes Dach zu werfen, um Orso Paolo mit ihm zugleich zu verbrennen. Wie er den Brand in der Hand schwang und anderen zuschrie, Feuer auf sein Dach zu werfen, stürzte ihm sein Weib in den Weg. Rasender, rief sie, unser Kind ist im Hause. Willst du dein Kind verbrennen? Antonio liegt auf dem Tode — dort schläft Francesco in seiner Kammer — willst du dein letztes Kind ermorden?

Laß es mit ihm verbrennen, schrie Ruggero, laß die Welt verbrennen, wenn nur Orso Paolo umkommt.

Heulend warf sich das Weib dem Manne zu Füßen, umschlang seine Kniee und wollte ihn nicht von der Stelle lassen. Aber Ruggero schleuderte sie von sich und warf den Feuerbrand in sein Haus.

Die Flamme stieg auf, die Funken flogen mit dem Winde. Die Mutter war leblos niedergestürzt. Man trug sie dorthin, wo ihr Sohn Antonio lag.

Ruggero aber stand vor dem brennenden Hause, welches die Grimaldi umringt hatten, damit Orso Paolo wenn er entspränge, ihren Kugeln nicht entfliehe; Ruggero stand vor seinem Hause und starrte mit grausem Lachen in die Flammen, wie sie lohend und prasselnd zusammenschlugen, und wenn die Balken in einander krachten schrie er auf vor Rachlust und vor wilder Pein, denn es war ihm, als stürzte ein jeder brennende Balken auf sein eignes Herz.

Manchmal schien es, als zeigte sich eine Gestalt in den Flammen, doch war es vielleicht eine schwarze Rauchwolke, oder eine herumzitternde Feuersäule — jetzt wieder war es, als weinte drinnen die Stimme eines Kindes. Plötzlich krachte das Dach zusammen und Rauch und Feuerlohe schlugen aus dem stürzenden Trümmergraus gen Himmel.

Ruggero, welcher stumm und starr da gestanden, vorgebeugten Leibes und mit stierem Auge, die Hand gegen das

Haus ausgestreckt, fiel mit einem dumpfen Schrei zu Boden. Man trug ihn zu seinem wunden Sohne Antonio. Wie er hier zu sich kam, begriff er erst nicht was geschehen sei, aber es tagte bald in seiner Seele; der Flammenschein seines Hauses leuchtete ihm grell ins Gewissen, daß er den Frevel seiner That erkannte. Eine Minute lang stand er, in sich hinein, und wie vom Blitz geschlagen, dann riß er den Dolch aus seinem Gürtel, um ihn sich in die Brust zu stoßen. Aber sein Weib und die Freunde fielen ihm in den Arm und entwaffneten ihn.

Was ward aus Orso Paolo? was aus Francesco?

Als die Flammen das Gebälk ergriffen, suchte Orso einen Zufluchtsort, irgend eine Hölung, ein Gewölbe, sich darin vor dem Feuer zu schützen. Er irrte durch alle Kammern. Da hörte er in einer das Weinen und das Angstgeschrei eines Kindes. Er sprang in die Kammer. Ein junges Kind saß hier auf seinem Bette. Es streckte bitterlich weinend die Hände nach ihm aus und rief den Namen seiner Mutter. Da war's dem Orso, als riefe ihm aus den Flammen der böse Geist zu, er solle das holde Kind ermorden und so die Unmenschlichkeit seines Feindes strafen. „Sind nicht auch die Kinder deines Feindes der Blutrache verfallen? Stoße zu, Orso, tilge die letzte Hoffnung vom Hause des Grimaldi!“

Orso beugte sich über das Kind mit einem gräßlichen Racheblick. Die Glut der Flammen übergoß ihn, das Kind, die Kammer mit einem purpurfarbnen Schein, wie von Blut. Er beugte sich über den weinenden Francesco — und plötzlich riß er das Kind empor, drückte es an seine Brust und küßte es mit einer wilden Inbrunst. Dann stürzte er aus der Kammer, das Kind in seinem Arme, und tappte weiter in dem brennenden Hause, ob nicht irgend wo ein schützender Ort zu finden sei.

Das Haus war kaum zusammengestürzt, als vor dem Dorf die Muschelhörner der Vincenti erklangen. Die Männer von

Casteld'acqua, alle Freunde und Verwandte Orso Paolo's, waren auf die Kunde von seiner Not herbeigezogen, ihn zu retten. Die Grimaldi flüchteten von der Brandstätte in das Haus, wo Ruggero, sein Weib und Antonio beisammen waren.

Eine fürchterliche Viertelstunde ging vorüber.

Da schallte auf dem Markt von Olmo lautes Jubelgeschrei und der hundertfache Ruf: Evviva Orso Paolo! — Die Mutter Antonio's stürzt ans Fenster; sie stößt einen Schrei der Freude aus; sie stürzt aus der Thüre; ihr nach Ruggero und die Frauen.

Durch die jauchzende Menge aber kam daher Orso Paolo, von Freude stralend, das Kind Francesco in seinen Armen herzend, mit Asche bedeckt, vom Rauch geschwärzt, die Kleider versengt. Er hatte sich und den Kleinen unter einem Bogen der Treppe gerettet.

Ruggero's Weib flog auf Orso zu, sie warf sich an seine Brust, und umschlang ihn und den kleinen Sohn mit namenloser Freude.

Ruggero fiel vor seinem Feinde auf die Kniee, und indem er schluchzend seine Füße umschlang, bat er ihn und Gott um Verzeihung.

„Stehe auf, mein Freund Grimaldi, sagte Orso Paolo; möge uns Gott heute so vergeben, als wir uns beide vergeben, und schwören wir uns hier vor dem Volk von Olmo ewige Freundschaft."

Die Feinde sanken sich in die Arme, und das Volk rief jubelnd: Es lebe Orso Paolo!

Nach kurzer Zeit genas Antonio von seiner Wunde; und eitel Freude herrschte eines Abends im Dorf zu Monte d'Olmo, als die Grimaldi und die Vincenti das Versöhnungsmal feierten. Mit dem Oelzweige des Friedens waren die Häuser geschmückt, und da hörte man nichts als Gläserklang, und Freudenschüsse aus den Flinten und Geigen und Mandolinenspiel.

Dezio Dezii.

Es war noch zur Zeit, als die Genuesen die corsische Insel in ihrer Gewalt hielten, da waren die Dörfer Serra und Serrale, im Pieve von Moriani in heftigem Krieg entbrannt. Zwei Häuser befehdeten sich dort aufs Blut, die Dezii in Serra und in Serrale die Venturini.

Endlich waren sie des langen Rachekrieges müde geworden, und beide feindliche Familien hatten mit feierlichem Eide vor den Parolanti Frieden geschworen. Wenn ihr nun nicht wißt oder es vergessen habt, wer die Parolanti sind, so will ich es euch sagen. Die Parolanti sind die guten Männer, die Mittelsleute, welche die Feinde in Uebereinstimmung ernennen, daß sie den schriftlichen Friedensvertrag und Handschlag wie Eid in ihre Hände empfangen, und darüber wachen, daß Niemand den Frieden bricht. Wer ihn bricht, der ist gottlos, und aller Guten Verachtung fällt auf ihn, der Zorn und die Vehme der Parolanti fällt auf sein Haus, sein Feld und seinen Weinberg.

So hatten also die Dezii und die Venturini den Frieden geschworen, und es gab eine schöne Ruhe im Pieve von Moriani. Weil aber der böse Habergeist nicht ruhen kann, sondern immer in die Asche bläst, ob nicht ein Funke vom alten Rachegroll noch zu erwecken wäre, so geschah es auch eines Tages, daß er auf dem Markt von Serrale dem alten Venturini in das grimmige Herz blies. Nicolao war ein Greis, aber noch jung an Kräften wie seine Söhne. Er hatte einen bösen Blick, eine giftige Zunge und den Krampf in der Hand, welche den Dolch führt. Der traf auf dem Markt den jungen Dezio Dezii, den Stolz und die Blume aus dem Hause der Feinde. Er war schön und angenehm von Sitten, aber sein Mut feurig und rasch.

Der Alte nun mit dem bösen Blick höhnte dem Jüngling

ein giftiges Wort zu, und Niemand weiß wie das gekommen war. Denn Dezio hatte keinen Anlaß gegeben. Wie der Jüngling das Wort empfangen hatte, schwoll ihm das Herz vor Scham und Zorn, aber er dachte an die Parolanti, an den Frieden und die grauen Haare des Nicolao. Deshalb stieß er sein Herz zurück und ging schweigend aus dem Dorf von Serrale.

Nun fügte es sich aber, daß noch an demselben Abend der Alte und der Junge auf dem Feld einander begegneten. Wie Dezio den Nicolao herankommen sah, welcher keine Waffen hatte, warf er schnell seine Flinte an einen Baum, damit der böse Geist ihn gegen einen Wehrlosen nicht reize, und ging dem Alten entgegen und forderte stolz Rechenschaft von ihm, weshalb er ihn beleidigt habe.

Der Alte entgegnete mit Hohn, und wie die Worte hitziger hin und her gingen, faßte er den Jungen bei der Brust und gab ihm einen Schlag ins Gesicht. Dezio taumelte zurück; im Augenblick war er nach seiner Flinte gesprungen, im zweiten Moment fiel der Schuß und stürzte der Alte ins Herz getroffen nieder.

Der arme Dezio floh wie gejagt von dem Racheengel, und von Fels zu Felsen sprang er in die Berge des Monte Cinto, und warf sich dort weinend in eine Höle.

Auf die Blutthat waren die Parolanti herbeigeeilt. Sie riefen Wehe über Dezio und seinen ganzen Stamm, und sie zogen vor sein Haus. Dezio's junges Weib war darin. Sie sagten ihm, daß es das Haus verlassen müsse, weil es der Acht verfallen sei. Nachdem sie seufzend aus der Thüre gegangen war, warfen die Parolanti Feuer ins Haus und verbrannten es bis in den Grund. Dann gingen sie in den Castanienhain und den Oelgarten Dezio's; jeden Baum schälten sie mit dem Beile ab, zum Zeichen, daß Dezio den Eid gebrochen und Blut vergossen, und daß der Zorn des Himmels ihn und sein Gut verflucht habe.

Die Sippen Dezio's hielten sich still, denn sie erkannten, daß man an ihm die Gerechtigkeit geübt habe. Aber des ermordeten Nicolao Sohn Luigione ließ sich den Bart wachsen, zum Zeichen, daß er das Vaterblut rächen werde. Er nahm die Flinte und streifte in den Bergen, Dezio zu erjagen, und da er ihn nicht erreichte, obwol er Tag und Nacht in den Felsen lag, nahm er Dienste bei den Genuesen, welche im Turm von Padulella die Wache hatten. Vielleicht, daß er so, auch mit Hülfe der Wächter den Feind erlauern konnte.

Dezio lebte mit dem Fuchse, mit dem Hirsch und dem Wildschaf, und irrte in den Wildnissen umher, alle Nacht wo anders sich bergend, und immer wandernd und immer das Herz voll Traurigkeit und Schrecken. Da schiffte er sich eines Tages mit Schiffern, die seine Freunde waren, nach Genua ein. Er nahm Dienste bei den Genuesen, und Jahre vergingen ihm dort in der Verbannung.

Nach langer Zeit erwachte in ihm die Sehnsucht nach seinem Vaterlande und nach seinem Weibe. Er nahm Abschied vom Soldatenstande; in Genua gab man ihm einen Freibrief, daß er sicher und ungekränkt in Corsica leben könne.

Vielleicht hoffte Dezio auch, daß der Groll Luigione's in so langer Zeit eingeschlafen sei. Er kam in sein Dorf zurück, fand sein Weib wieder und hielt sich still. Niemand wußte um seine Rückkehr. Denn er zeigte sich nicht, nur in den Wald ging er und an einsame Orte, wo er sicher war, daß ihn Niemand traf. Immer ging mit ihm der Schatten des alten Nicolao.

So vergingen Wochen und Monde, und von Dezio wußte und redete Niemand. Eines Tags nun sagte Luigione, welcher in den Bergen als Jäger berühmt war, zu seinem Weibe: mir hat geträumt, daß ich einen Fuchs gejagt habe, so will ich auf die Jagd gehn, vielleicht daß ich heute ein gutes Wild erjage. Er warf die Flinte über die Schulter und ging.

Ein roter Fuchs stieß ihm auf. Der rannte in ein Gebüsch, und Luigione eilte ihm nach. Der Ort war ganz einsam und traurig. Wie er in den Busch trat, fand er einen schmalen Hirtenpfad, der gleich dem Wege eines Labyrints gewunden war und immer tiefer in die Wildniß führte. Plötzlich blieb er stehn. Unter einem wilden Oelgebüsch sah er einen Mann im tiefsten Schlafe liegen. Neben ihm lagen sein Doppelgewehr und seine Zucca. Ein langer Bart verschattete sein Gesicht. Luigione blieb starr wie eine Bildsäule, nur seine Augen fieberten und verschlangen den schlafenden Mann. Das Blut schoß ihm siedendheiß in die Wangen; dann bedeckte sie wieder Todtenbläße; das Herz klopfte ihm so laut, daß es den Schlafenden hätte erwecken mögen.

Einen Schritt that er vorwärts, noch einen — er starrte dem fremden Manne ins Gesicht — ja! es war Dezio, der Mörder seines Vaters. Da flog ein wildes Lächeln über das Antlitz Luigione's. Er zog den Dolch aus seinem Gürtel.

„Dich hat Gott in meine Hand gegeben, daß ich dich heute tödte. Das Blut meines Vaters komme heute über dich" — und er erhob die zweischneidige Klinge. Aber ein Gedanke trat wie ein Engel zwischen ihn und den Schlafenden und hielt seine Klinge auf. Der Engel sagte ihm: Luigione, du sollst den Schlaf nicht morden!

Luigione sprang plötzlich zurück. Dann schrie er mit fürchterlicher Stimme:

Dezio! Dezio! stehe auf und bewaffne dich!

Der Schlafende sprang auf und griff nach seinem Gewehr.

Ich hätte dich im Schlafe morden können, sagte Luigione zu ihm, aber das wäre eines Schurken That gewesen. Nun verteidige dich; denn meines Vaters Blut schreit um Rache.

Dezio sah einen Augenblick den fürchterlichen Mann zum Tod erschrocken an, dann schleuderte er seine Flinte weit in den Busch hinein, riß das Pistol und den Dolch aus seinem

Gurt und schleuderte beide von sich, und dann riß er das Gewand von seiner Brust und rief: Luigione, schieß und räche deinen Vater! In meinem Grabe wird mir dann wol! Tödte mich! —

Luigione betrachtete den unglücklichen Feind mit Staunen, und eine Weile schwiegen beide. Dann legte Luigione seine Flinte ab, ging auf Dezio zu und reichte ihm die Hand. Gott, sagte er, hat dich in meine Hand gegeben, daß ich dir verzeihe. Das Blut meines Vaters habe seinen Frieden. Nun komm und sei mein Gast! —

Die Männer gingen in das Dorf, einer neben dem andern, und sie blieben Freunde. Und weil Luigione ein Kind geboren war, nahm er Dezio zu des Kindes Pathen zum heiligen Zeichen, daß sie vor Gott versöhnt seien.

Dezio wurde bald der Welt müde, und nahm die Kutte. So rein und gottselig war sein Wandel, daß er bis in das späteste Alter von allen Menschen geliebt ward und der Segen seiner Frömmigkeit weit und breit in den Bergen Frieden stiftete.

Als er eines Tages im Herrn entschlafen war, begleiteten ihn die Dörfer der ganzen Gegend zu Grabe, und noch heute sagt man in der Pieve von Moriani: Dezio der Weltliche, Dezio der Mörder, Dezio der Bandit, Dezio der Mönch, Dezio der Priester, Dezio der Heilige.

Fünftes Kapitel.

Umgegend von Sartene.

Rings um Sartene stehen wüste Berge, unter denen nach Norden zu sich der Incudine und der Coscione erheben. Der Coscione ist berühmt durch seine Weiden, welche von den

herrlichen Quellen Bianca und Viola durchrieselt werden. Hie-her treiben die Hirten von Quenza Sommers ihre Heerden, und Winters steigen sie nach der Küste von Porto Vecchio hinab. Einer dieser Berge ist ein wunderlich geformter Fels, von Gestalt ein Gigant, der sein plumpes Riesenhaupt in die Wolken streckt. Man nennt ihn den Mann von Cogna. Im Gebiet von Sartene stehen auch einige Ueberreste von Menhirs und Dolmens, jenen uralten Heidensteinen, welche sich auf den Mittelmeerinseln und in den celtischen Ländern finden. Sie bestehen aus Säulensteinen, die im Kreise aufgestellt sind; man nennt sie Stazzone. So geringe Ueberreste dieser sab-bäischen Bauten Corsica aufbewahrt hat, so reich ist daran Sardinien. Ich habe die Stazzone von Sartene nicht mehr sehen können, und bedaure das schmerzlich.

Auf den Bergen rings umher liegen manche Ruinen von Schlössern des tapfern Rinuccio und des berühmten Giudice della Rocca. Das Lehn dieser alten Signoren lag rings um Sartene. Erinnerungen an Rinuccio bewahrt namentlich der Canton Santa Lucia de Tallano in dem alten und zerfallenen Franziskanerkloster, einer Stiftung dieses Herrn, mit welchem die Macht der corsischen Barone zu Grunde ging. In der Kirche zeigt man das Grab seiner Tochter Serena, die in Marmor da liegt, einen Rosenkranz in der Hand, von welchem ein Geldbeutel als Symbol ihrer Freigebigkeit herabhängt.

In den Felsen von S. Lucia findet sich auch der merk-würdige und nur Corsica eigene Granit, welchen man Orbi-cularis nennt. Er ist von graublauer Grundfarbe, aber in den Stein sind viele schwarze und weiß umrandete Augen ein-gesprengt, die überall an die Fläche kommen, wo man den Stein durchschneidet. Ich sah vortreffliche Stücke davon; polirt nimmt sich dieser köstliche Granit sehr schön aus und läßt sich zu den seltensten Geräten und Ornamenten verwenden. Er ist ein Kleinod in der reichen mineralogischen Schatzkammer

der Insel. In der Kapelle der Mediceer zu Florenz, welche mit den seltensten Steinen ausgelegt ist, hat auch dieser Orbiculargranit seine Stelle gefunden.

Nordöstlich von S. Lucia liegt im Tal des Fiumiccioli der alte berühmte Canton von Levie bis zum kleinen Golf von Ventilegne. Berge und Forsten bedecken ihn. Auch hier hausten alte Adelsgeschlechter, wie namentlich die Familie der Peretti, aus welcher Napoleon der Freund Sampiero's stammte, der erste dieses Namens, den die corsische Geschichte nennt, der aber nicht mit den Bonaparte verwandt war. Er fand seinen Tod in einer Genuesenschlacht.

Zu Levie gehört San Gavino de Corbini, ein Ort, welcher in der Geschichte der Corsen genannt ist, weil hier die Secte der Giovannalen ihren Hauptsitz hatte, jener alten Communisten Corsica's, die auf der Insel so reißende Fortschritte machten, und gleichsam Vorläufer der Saint-Simonisten und der Mormonen waren. In einem wilden dem Naturzustande noch untergebenen Lande, wo die Gleichheit der Menschen der herrschende Zug des Volkes war, und in der blutigen Zeit des allgemeinen Elends mußte diese Secte ihre Entstehungsgründe finden. Es ist zu beklagen, daß uns die Chroniken des Landes nicht mehr von dem Wesen dieser Gemeinde aufbewahrt haben.

Die Gastfreiheit der Sartener will ich, von dem Orte scheidend, herzlich rühmen. Ich erfuhr sie in der liebenswürdigsten Weise, und in der schlichten, traulichen Gesellschaft guter Menschen war mir recht wol. Sie wollten mich durchaus nicht fortlassen, ich sollte mit ihnen in die höchsten Berge das Wildschaf jagen, und vor allem in ihre Fruchtgärten um mich nach Herzenslust zu erquicken. Als ich nun in der Morgenfrühe hinweg wollte, geleiteten mich alle diese Braven, die mir Freundschaft erzeigt hatten, und Einer von ihnen — er war ein Vetter der unglücklichen Vittoria Malaspina — reichte mir zum Abschied ein Blatt Papier.

Wie ich das Blatt auseinander faltete, las ich darauf diese Worte geschrieben: „Dem Signor Ferdinando. Wenn Ihr in unsrem Lande je etwas bedürfen solltet oder Euch Unangenehmes widerführe, so erinnert Euch daß Ihr in der Stadt Sartene einen Freund habt. Alessandro Casanova."

Sechstes Kapitel.

Die Stadt Bonifazio.

Um 8 Uhr Morgens fuhr ich von Sartene ab nach Bonifazio, der südlichsten Stadt und Festung Corsica's. Es ist ein wüstes Uferland das ich durchreiste, da die Berge allmälig zur Küste herabsinken. Auf der ganzen Fahrt findet man keine Ortschaft, und ich wäre vor Hunger und Durst verschmachtet, wenn nicht mein Reisegefährte Brod und Wein mitgenommen hätte.

Wer nie sein Brod mit Freuden aß, am grauen Oelbaum nie beim Weine saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Wir kamen durch das Ortoli-Tal — überall ödes Hügelland und keine Frucht. Der Oelbaum hört auf, nur Korkeichengestrüpp und Arbutus bedeckt die Gegend. Wir näherten uns der Südküste. Nicht weit von der Mündung des Ortoli liegt ein einzelnes Stationshaus, und ihm gegenüber ein Felsenriff, auf welchem der Turm von Roccapina steht. Ein bizarr geformter Steinblock erhebt sich neben ihm auf der scharfen Felsenkante. Auffallend gleicht er einem kolossalen gekrönten Löwen, und so nennt ihn auch das Volk il leone coronato. An diesem Ufer, welches Genua zuerst besetzte, als es den Pisanern Corsica entriß, erscheint der Fels wie das Wappen der Republik selber.

Von dieser Höhe aus erblickte ich zuerst in der Meeresweite, nicht gar fern, die Küsten und Berge Sardiniens. Es ist eine herrliche Fernsicht. Der Anblick eines fremden Landes, das sich plötzlich dem Blick entfaltet, hier nur seine Linien, dort schon charaktervoll gestaltete Gegenden zeigt, erweckt die angenehmsten Empfindungen von Sehnsucht und Zweifel. Sie gleichen wol am meisten jenen märchenhaften Phantasien der Kindheit. Vollends eine Insel. — Ich stand also lange auf einem der wüsten Felsblöcke, im heftigen Winde und in der Sonnenglut des Mittags, und sah voll Verlangen über die Meerenge nach der Zwillingsschwester Corsica's. Sie war ganz in luftige blaue Schleier gehüllt, und die vom Maestrale aufgeregten Wellen schäumten um sie her in weißen Brandungen.

Nach zwei Stunden Rast gings weiter längs der Küste. Sie ist von Meeresarmen zerrissen und melancholisch. Kleine Flüsse schleichen durch Sümpfe ins Meer, auf dessen Uferklippen graue Türme Wache halten. Die Luft ist faul und ungesund. Ich sah am Berghange ein paar kleine Orte. Man sagte mir daß sie menschenleer seien: denn erst im September ziehn ihre Bewohner aus den Bergen wieder ein.

Das Meer bildet hier die kleinen Golfe von Figari und von Ventilegne. Sie gleichen Fiorden; ihre Uferformen sind oft von der bizarrsten Bildung, gleich Reihen von aschgrauen Obelisken sich erhebend.

Die letzte Landspitze Corsica's nach Südwesten, die im Capo di Feno endigende Zunge S. Trinita durchschneidend, erblickt man die weißen Kalkufer Bonifazio's, und diese südlichste und originellste Stadt der Insel, schneeweiß wie das Ufer, hoch darüber — ein überraschender Anblick mitten in der weiten und schwermutvollen Oede.

Das Uferland rings umher ist steinig und buschig. Aber eine halbe Stunde lang fährt man zwischen Olivenhainen und Fruchtgärten bis zur Stadt hin, und ist erstaunt solchen Segen

zu finden, welchen der zum Fleiße genötigte Mensch dem kalkigen Boden abgewonnen hat. Bonifazio erzeugt eine Fülle von Oliven, welche denen der Balagna an Güte nicht nachstehen. Zwischen Kalkfelsen fährt man zur Marina hinab, welche sich an dem Golfe hinzieht. In die Stadt selbst kann man nur zu Pferd oder zu Fuße gelangen, denn man muß den steilen Kalkfelsen auf einem breiten, ausgestuften Wege anklimmen. Ueber zwei Zugbrücken und durch zwei alte Tore gelangt man endlich nach Bonifazio. Die ganze Stadt liegt in der Festung, auf dem Plateau des Felsens.

Einen schönen Gruß ruft Bonifazio dem Wanderer entgegen, wenn er durch das alte finstre Tor hineinschreiten will; denn auf einem der Türme prangt das große Wort Libertas. Ich las es oft auf Türmen und Stadthäusern Italiens als die kläglichste Ironie der Gegenwart, und auf mancher Fahne hat dies Wort geflunkert. Aber hier nimmt es sich stolz aus auf dem uralten Turm, der von so glänzenden Waffenthaten zu erzählen weiß, und so trat ich in die Stadt mit der frohen Empfindung, zu tapfern und freien Männern zu kommen. Denn noch heute stehn die Bonifaziner in dem Ruf, die am meisten republikanischen, wie die arbeitsamsten und religiösesten Bewohner Corsica's zu sein.

Die Lage Bonifazio's ist sonderbar. Man denke sich eine kolossale weißliche Felspyramide, horizontal geschichtet, umgekehrt und die Basis nach oben, ans Meer gestellt, und auf der Basis hoch in der Luft Festung, Türme und Stadt; so wird man ein Bild von diesem corsischen Gibraltar haben. Der Felsen ist in seiner Façade herausgehölt. Er hängt mit dem Lande zusammen. Von zwei Seiten umbrandet ihn die Meerenge, von der dritten bespült ihn ein schmaler Meeresarm, welcher Golf, Hafen und Festungsgraben zugleich bildet, und von den schroffsten, ja unersteiglichen Bergen umschlossen ist. Die Gewalt des Wassers hat das Ufer ringsumher

zerschlagen und die groteskesten Formen gebildet. Von unten, das heißt von der Meeresseite gesehen, welche an vielen Stellen keinen Strandsaum hat, weil das Ufer ganz steil in die See abstürzt, erregt dieser Felsen Grauen. Ich war hinabgestiegen und blickte zu ihm empor, die Wogen brandeten und Wolken zogen am Himmel, da schien es, als wollte der Fels schwanken und über mich zusammenstürzen, eine Täuschung, die um so natürlicher wird als von der Basis desselben ein Teil hinweggerissen ist, und hie und da die vom Wetter geschwärzten Kalkschichten frei in die Luft hinausgreifen. Als ich Bonifazio sah, begriff ich wol, daß Alfonso von Aragon die Stadt nicht nehmen konnte.

Sie zählt 3380 Einwohner und begreift keine Communen in sich. Ihre Häuser sind pisanischen und genuesischen Ursprungs. Alt und verwohnt gleichen sie oft eher Ruinen als Wohnungen. Das Material des Felsens ist in der Regel auch das ihre. Sie sind alle weiß, auch die Mauern und die stumpfen Türme sind weiß. Es würde mir schwer werden ein deutliches Bild von der Stadt selbst zu geben; denn kaum läßt sich dies Gewirre von engen Gassen schildern, in denen der Seewind beständig Kalkstaub umherwirbelt, und die man bergauf, bergab durchirrt, überrascht von der Neuheit der Lage, da der Blick, wenn er ins Freie fällt, tief unter sich das Meer entdeckt, das nicht minder blau ist, als hoch oben der Himmel. Oft sind Balken von einem Hause zum andern geschlagen, oft führen finstere Durchgänge aus einer schmalen Gasse in die andere.

Der Wind pfeift und die Meereswellen branden. Es ist unheimlich; man hat keinen Raum. Die einsame Schildwache dort am runden Turm geht auf und ab, umwirbelt von Kalkstaub. Ich will eine Piazza aufsuchen, unter Menschen zu kommen. Aber es gibt keinen Platz. Der Mangel an Raum läßt keine Ausdehnung zu; doch nennt man hier die Hauptgasse die Piazza Doria. Denn die Bonifaziner fühlten wol

das Bedürfniß einen Platz oder ein Forum zu haben, ohne welches eine Stadt ist wie ein Haus ohne Familienzimmer. Sie nannten also die Hauptgasse ihren Platz. Der Mangel an Breite zwang sie die Häuser hoch aufzubauen. Weil sie nun keine Tiefe haben, sind ihre Treppen sehr steil. An manchem Hause sah ich noch das Wappen Genua's, den springenden gekrönten Löwen, welcher einen Ring in der Kralle hält. Das alte Zeichen weckt stolze Erinnerungen, wie der Name Doria, der sich hier lebend erhalten hat; es gibt in Bonifazio noch heute eine Familie Doria, oder richtiger geschrieben d'Oria. Denn dies ist der eigentliche Name jener berühmten genuesischen Herren aus der großen Familie der Oria. Die Corsen haßten Genua bis aufs Blut; wo ich mit ihnen von der alten Republik sprach, fand ich denselben eingefleischten Haß. Alles Elend welches Corsica betraf, seine moralische wie seine physische Wildniß schreiben sie, oft mit Unrecht, den Genuesen zu; aber bei den Bonifazinern steht Genua im besten Andenken, und das begreift sich aus ihrer Geschichte.

Man ist nicht darüber einig, wie im Altertum die Gegend hieß, in welcher das heutige Bonifazio steht. Man hält sie für den alten Syracusanus portus, oder für die Stadt Pallae, welche immer die letzte ist, die das Itinerarium des Antonin in seiner Angabe der corsischen Stationen aufzählt. Bonifazio selbst wurde von dem toskanischen Markgrafen gegründet, dessen Namen sie trägt; und wir wissen, daß er sie im Jahr 833 nach einem Seesiege über die Sarazenen anlegte, um ihren Raubeinfällen einen Damm entgegenzusetzen. Von den Befestigungen jenes Markgrafen steht noch der große Turm, Torrione; drei andere erheben sich über dem Felsen. Bonifazio führt sie alle in seinem Wappen. Die Stadt kam später an die Pisaner; aber die Genuesen entrißen sie ihnen schon im Jahre 1193. Sie behandelten sie mit großer Liberalität, gaben ihr sehr freie Statuten und ließen sie als Republik unter ihrem

Protectorat bestehen. Im roten Buch von Bonifazio befindet sich das Instrument, welches der Procurator Genua's Brancaleone d'Oria im Jahre 1321 am 11. Februar unterzeichnete und auf die Bibel feierlich beschwor. Darnach wurde den Bonifazinern Handelsfreiheit sonder Abgaben an genuesische Häfen zugestanden; ferner ward ihnen das Recht, sich selbst zu regieren. Sie wählten sich ihre Anziani, und dem Beschluß dieser Aeltesten sollte sich der genuesische Podestà fügen, welcher jährlich in die Stadt gesandt wurde. Er konnte keine Steuer auflegen, noch irgend eine Neuerung ohne den Willen der Anzianen treffen; er durfte Niemand gefangen halten, wenn er Bürgen stellen konnte, es sei denn einen Mörder, Dieb oder Verräter. Sobald ein Podestà nach Bonifazio kam, mußte er schwören, die Statuten Bonifazio's unverbrüchlich aufrecht zu halten. Dieses Instrument ist gezeichnet: per Brancaleonem de Oria et per Universitatem Bonifatii in publico Parlamento. Das klingt stolz genug für einen Ort, der damals kaum 1000 Einwohner zählte.

So errang sich dies tapfere Volk seine Freiheit und wußte sie viele Jahrhunderte auf seinem Felsen zu bewahren.

Die Genuesen ehrten die Bonifaziner auf jede Weise. Wenn eins ihrer Schiffe nach Genua kam und seinen Hafen angab, pflegte man zu fragen, seid ihr aus dem Gebiete von Bonifazio oder aus Bonifazio proprio? Daher hat sich noch heute die populäre Benennung erhalten: er ist ein Bonifazino proprio. Viele genuesische Nobili und Bürger siedelten nach diesem Felsen über, und Bonifazio wurde in Sprache, Sitten und Neigung eine genuesische Colonie. Das erkennt man noch heute, nicht allein an den alten Wappenschilden, sondern am Volke selber.

Gleich Calvi hat Bonifazio Genua unverbrüchlich die Treue gehalten; und so ist es merkwürdig, in diesem Meere des corsischen Hasses, gleichsam zwei kleine Eilande zu finden, auf

denen man das tyrannische Genua liebte. Gönnen wir dies den mannhaften Genuesen, ihre herrliche und große Republik hat ja längst ihre Schuld an die Geschichte bezahlt und ist nicht mehr.

Ein Bonifaziner Murzolaccio hat im Jahr 1625 eine eigene Geschichte seiner Stadt geschrieben. Sie ist in Bologna erschienen und ein äußerst seltnes Buch. Ich habe es nicht auftreiben können, und das bedauert, weil mir Bonifazio so lieb geworden ist. Aber hier will ich nach dem Petrus Cyrnäus die denkwürdige Belagerung der Stadt durch Alfonso erzählen, denn wol verdient der Heldenmut der Bonifaziner, neben dem von Numantia, von Carthago und Saragossa in neuerer Zeit, im Gedächtniß der Menschen fort zu leben. Ich gebe Peters Darstellung nicht immer wörtlich und nicht ganz, weil sie zu lang ist.

Siebentes Kapitel.

Die Belagerung Bonifazio's durch Alfonso von Aragon.

Nachdem Alfonso die Lage der Stadt erkannt hatte, besetzte er einen gegen Norden gelegenen hohen Berg, und Tag und Nacht ließ er von dort und von der See Steine aus den Bombarden auf die Stadt werfen. Mit achtzig Schiffen, darunter dreiundzwanzig Triremen, waren die Spanier gekommen; in den Hafen waren sie nach dem Falle zweier Türme eingedrungen. Wie nun ein großer Teil der Verteidigungswerke und der Mauern eingestürzt war und es schien, daß man in die Stadt einbrechen könne, berief der König einen Kriegsrat. Er war jung und feurig und begierig nach großen Dingen. Wenn Bonifazio gefallen sei, sagte er, so werde ganz Corsica in seine Gewalt geraten und er wolle dann gen Italien in Segel gehn. Belohmungen setzte er für denjenigen aus, welcher

der Erste die Mauern ersteigen und das Banner aufpflanzen würde, und sofort bis zu dem Zehnten. Das hörten die Spanier mit großer Freude und also machten sie sich zum Sturme auf. Viel litten die von Bonifazio durch Wurfgeschoße und Pfeile, aber sie warfen die Stürmenden mit Steinen und langen Lanzen in das Meer und hielten wacker aus. Da plötzlich stürzte der Turm, welchen man Scarincio nennt, mit ungeheurem Gekrach zusammen, und sogleich hängten sich die Schiffe an die Bresche, die Spanier sprangen auf die Mauer und pflanzten das Banner auf. Im Heer des Königs erhob sich das Geschrei: die Stadt sei erstürmt. Da sah man die Seesoldaten in Eile mit Hülfe der Masten und der Raaen das Mauerwerk erklettern; wie sie den Häusern nahe kamen, warfen sie Feuerbrände auf die Dächer. Nun erhob sich ein großes Kampfgewühl von Fliehenden, Widerstrebenden und Stürmenden. Aber Orlando Guaracchi, die heldenmütige Margarete Bobia und Chiaro Ghigini warfen sich den Andringenden entgegen; von ihren Stationen kamen Jacopo Cataccioli, Giovanni Cicanesi und Filippo Campo; alle Feinde, welche in die Stadt gedrungen waren, hieben sie nieder. Sodann warfen sie Feuer auf die Schiffe im Hafen, und so wurde der König mit großem Verlust zurückgetrieben.

Drei Tage lang hatte der Kampf gedauert mit Brand und Blutvergießen ohne Ende. Nun legte jedes Alter und Geschlecht Hand an, die Mauern neu zu verfestigen und die Breschen zu sperren. Leider war das Getreidemagazin verbrannt. Alfonso unterdeß warf Pfeile mit Briefen in die Stadt und versprach allen denen Belohnung, welche zu ihm übergehen würden. Zwei liefen über, Galliotto Ristori ein Bonifaziner und Conrado ein Genuese, und diese reizten den Mut des Königs, indem sie sagten, daß die in der Stadt an Brod und Waffen Mangel hätten. Der König besetzte noch einen andern Hügel, zog eine doppelte Kette quer über den Hafen,

um die Bonifaziner von aller genuesischen Hülfe abzusperren, und beschloß nun die Stadt durch Belagerung zu erzwingen. Das hörte der Doge Thomas Fregoso und rüstete eine Flotte von sieben Schiffen; und darüber verstrich der September. Den ganzen October, November und December hindurch wütete das Meer so schrecklich, daß die Flotte aus dem Hafen von Genua nicht auslaufen konnte. Es waren aber die Bonifaziner durch das Schleudern der Bombarden und Wurfmaschinen so sehr in Not gekommen, daß sie aus der Stadt wandern, in den Hain neben Sant Antonio gehen und im Convent des heiligen Franciscus sich bergen mußten, da der größte Teil ihrer Häuser in Trümmern lag; nur in den Kriegsstationen blieben sie.

Der König, verstärkt durch Zufuhr aus Spanien, wollte dennoch den Weg der Unterhandlungen versuchen und gab denen in der Stadt die feierliche Zusage, daß sie frei und nach ihren Gesetzen leben sollten, wenn sie sich ergeben würden. Die Bonifaziner zogen die Unterhandlung in die Länge; da sie hungerbleich und verkommen aussahen und die Aragoner meinten, daß der Hunger sie zur Uebergabe zwingen müsse, so sagt man, hätten jene, diese Meinung Lügen zu strafen, an vielen Stellen von den Mauern Brod unter die feindlichen Posten geworfen und dem Könige einen Käse zum Geschenke geschickt, welcher aus Weibermilch gemacht worden war. Da ließ der König alle Sturmmaschinen an die Mauern rücken mit Schiffen, welche je zwei verbunden Türme trugen. Von den Höhen wie von der Seeseite begann aufs neue der Sturm. Gegen die Schiffsmaschinen sich zu rüsten hatten die Bonifaziner gleichfalls Maschinen gestellt; auf die entfernteren Schiffe warfen sie Steine von ungeheurem Gewicht, auf die näheren von geringerer Schwere und hageldichte Geschoße. Obgleich sie selber mit Bombarden und Pfeilen überschüttet wurden und manche in Stücke zerrissen da lagen, so hielten sie sich doch

mit wunderbarer Tapferkeit. Immerfort ersetzten die Fallenden die noch Kräftigen, den verwundeten Vater der Sohn, der Bruder den Bruder; und die Weiber trugen herzu Wurfmaterial, Wein und Brod und nahmen die Verwundeten an. Sie nahmen auch Schilde und Lanzen und stellten sich auf die Mauern anstatt der Männer. Es gab viele, welche ihre gefallenen Angehörigen nicht aufnehmen noch bestatten konnten, bis die Feinde herabgestürzt waren. Auch diese litten schrecklich, weil viele durch das Schwert, durch die Sichel und die Hakenlanze umkamen, womit die von den Mauern jene auf den schwimmenden Türmen anzogen und ertränkten. Sehr viele wurden mit Balken und Steinen niedergeschmettert, wenn sie mit Leitern die Stadt ersteigen wollten. An andern Orten warf man Fackeln, brennendes Werk und flüssiges Harz, so daß man oft nicht wußte, wohin zuerst rennen, wo zuerst abwehren.

Schon waren die von Bonifazio durch die unablässigen Kämpfe erschöpft, so daß der König noch einmal alle seine Kräfte zusammen zu nehmen beschloß, um folgenden Tags einen Hauptsturm zu machen.

Nur am Turm Scarincio schwiegen die Bombarden, damit sie nicht die Spanier, welche schon von den Schiffstürmen in die Stadt überstiegen, zugleich mit den Städtern vernichteten. Da kämpften auch die Weiber neben den Männern und warfen Harpunen. Von den Schiffstürmen und Mastkörben aber warfen die Spanier fort und fort Pfeile, und auch bleierne Eicheln aus gewissen handlichen Bombarden von gegossenem Erz, welche wie ein Rohr hol waren, und die sie Sclopetus nennen. Diese Bleieichel wurde durch Feuer fortgetrieben und durchbohrte einen bewaffneten Mann. (So beschreibt Peter von Corsica die Flinten, welche damals unbekannt, heute in Corsica nur zu sehr bekannt sind.) Es warfen die Feinde von den Schiffen auch Schwefelstaub auf die Häuser und auf die Menschen und

darnach Feuer, so daß viele halb verbrannten und die übrigen kopfüber aus der Bresche wegstürzten. So stand den Feinden die Bresche offen neben dem Turme Preghera. Als sich nun der Schwefeldampf, der wie dichte Finsterniß die Bresche verhüllt hatte, in der Luft verzog, sah man Matronen, Wehrlose, Schaaren von Kindern, Geschoße und Steine jeder Art zu der Mauer tragen, um sie den Streitern zuzuführen; wie sie nun den Ort von diesen leer fanden, erhoben sie ein Geschrei und lautes Heulen. Da trieben die Mütter die Söhne, die Töchter die Väter, die Frauen ihre Männer mit Wehklagen und Tränen an, daß sie auf die Bresche zurückkehrten. Es griffen auch die Priester und die Mönche zu den Waffen und schleuderten brennende Wergbündel hinunter und gelöschten Kalk. Dies half so sehr, daß die Meisten von dem Qualm und dem schwebenden Dunst betäubt und fast blind gemacht, nur ins Ungewisse schoßen. Wie die Flammen nachließen, fiel man aus dem Tore aus.

Es war dieser Tag der härteste für die Städter gewesen; aber er hatte den Erfolg, daß ein großer Teil der Feinde verwundet und getödtet worden war.

Je bedrängender von Tag zu Tage die Belagerung wurde, desto häufiger wurden die Briefe an den Dogen und den Senat von Genua, daß sie endlich Bonifazio zu Hülfe kämen. Aber der König gab, wie ihm neuer Zuwachs gekommen war den Seinigen das Zeichen, und man griff zu den Waffen. Zu Wasser und zu Lande, an sieben Stellen wars ein grimmiger Anlauf; doch in die Stadt konnte er nicht. Denn mit gleicher Eile war eine neue Mauer an die Stelle der eingestürzten aufgeführt worden, und die Bewaffneten selbst galten auf den Breschen statt der Schanzen. Da ließ Alfonso einen Damm gegen das große Tor führen, in einer Höhe von acht Fuß; darauf wurde ein Turm von zehn Stockwerken gestellt, auf daß er die Mauern überrage. Wie nun unter beständigem

Hagel von Wurfgeschoßen der Wall und der Turm immer näher gegen das Tor rückte, öffnete sich dasselbe, das Volk stürzte Fackeln schwingend heraus und warf Feuer auf den Wall, auf die Faschinen und den Turm, und so verzehrte es das mühsame Werk einer so langen Zeit.

Nicht Tag nicht Nacht schwieg der Sturm, und von den Bonifazinern wurde nichts unterlassen, was dem Feinde Einhalt thun konnte, sowohl durch Aufführen neuer Mauern, als durch unabläßige Ausfälle. Die arme Bürgerschaft hatte keinen Augenblick Ruhe, und war doch durch die beständige Anstrengung erschöpft, durch Wachen bei Nacht und bei Tag, durch Wunden, endlich durch Hunger verzehrt. Täglich bestattete man Gestorbene, der Tod stand vor aller Augen, Tag und Nacht hörte man das Weinen. Unterdeß war der Mangel so groß geworden, daß man gezwungen war eckelhaftes Kraut zu essen, und wie lange sollte man noch auf die Hülfe von Genua warten! Ueber alles menschliche Können hinaus duldete das Volk den Hunger. Pferde- und Eselsfleisch war in jenen Tagen ein Leckerbissen. Einige aßen allerlei Kraut, was nicht einmal das Vieh berührt, Wurzeln und wilde Frucht, sowie Baumrinde und nie zuvor gegessene Thiere. Aber da sie schon an dem Entsatz verzweifelten, hätten viele wehklagend ihr Leben freiwillig geendet, viele auch, die verwundet lagen, hätte der Hunger in den Mauern dahingerafft, wenn nicht das Erbarmen der Weiber sie erquickt hätte. Denn die frommen Weiber von Bonifazio gaben Verwandten, Brüdern, Kindern, Blutsfreunden, Gevattern freiwillig ihre Milch zu trinken. Es gab in jener Belagerung Niemand in Bonifazio, der nicht eines Weibes Brust gesogen hätte.

Da sich nun in großer Not keine Hülfe zeigte, schloßen die Bonifaziner den Vertrag, daß wenn die Genuesen binnen vierzig Tagen nicht zum Entsatz herangekommen, sie sich ergeben wollten. Zwei Männer gaben sie zu Geißeln und dreißig

Kinder der Edelsten. Aber die Bonifaziner waren in Sorge, weil der König ihnen nicht gestattete, Boten nach Genua zu schicken. Deshalb bauten sie in großer Eile ein kleines Schiff, und in tiefer Nacht ließen sie es von dem Felsen, welcher Sardinien gegenübersteht und dem Feinde abgekehrt war, an Seilen herab; und ließen auch die Jünglinge, welche die Boten waren, 24 an der Zahl, ebenso hinab. Briefe hatte ihnen der Magistrat an Genua mitgegeben, und eine große Menge von Bürgern sie mit Wünschen bis an den Uferfelsen geleitet. Abwechselnd hatten ihnen die Weiber ihre Brüste gereicht, denn von Speise nahmen sie nichts mit sich. Nach mancher Gefahr auf der See kamen die mutigen Boten, vom Winde lange aufgehalten, nach Genua und benachrichtigten den Senat, daß die Stadt aufs Aeußerste gebracht sei.

Unterdeß beschloß man in Bonifazio Gott um Rettung und Vergebung aller Sünden anzuflehen. Die Procession ging von der Kathedrale nach Sanct Jacob, dann nach San Domenico und zu allen Kirchen; und ob die Winterkälte gleich hart war, gingen doch alle barfuß, und man sang Hymnen mit großer Inbrunst. Am Tage wurde in den Kirchen gebetet von früh bis spät, und Aller Geist war fortdauernd auf den Entsatz gerichtet, und ob nicht endlich eine Kunde auch von den Boten käme.

Am fünfzehnten Tage endlich kamen diese in ihrem Schiffchen Nachts nach Bonifazio zurück, gaben das Zeichen und wurden an Seilen heraufgezogen. Die Freude in der Stadt war so groß, daß man von Sinnen gekommen zu sein schien. Wie die Boten nach der Kirche der heiligen Maria gingen, wo der Senat Tag und Nacht versammelt war, strömte alles Volk ihnen nach, um die Botschaft zu hören. Sie überreichten die Briefe des Dogen, welche verlesen wurden, und nachdem dies geschehn, wurden sie in die Volksversammlung geführt. Picino Cataccioli, das Haupt der Boten, gab hier einen ausführlichen

Bericht und die Versicherung, daß die genuesische Flotte bereit sei und nur den günstigen Wind abwarte, um auszulaufen. Der Senat von Bonifazio ordnete ein öffentliches Dankgebet von drei Tagen an, und die Freude in der Stadt hatte keine Grenzen, als das wenige Getreide verteilt wurde, welches die Boten aus Genua mit sich gebracht hatten.

Indessen nahte der Tag der Uebergabe heran, ohne daß die Flotte erschienen war, und die Gesandten des Königs drangen schon in den Senat der Stadt, den Vertrag zu erfüllen. Wenn in der folgenden Nacht, so erklärten die Anzianen, die Genuesen nicht erscheinen, so wollen wir uns ergeben. Da begann ein Jammern und Wehklagen von Weibern und Kindern, und eine große Trostlosigkeit bemächtigte sich aller. Der Senat aber berief die Volksversammlung, die Meinungen zu hören. Da bestand Guglielmo Bobia auf der Ausdauer, und er beschwor den Schatten des Grafen Bonifazio, welcher die Stadt erbaut hatte, daß er die Bonifaziner mit seinem Geist erfülle, auf daß keiner von der Freiheit lasse. Man entschied sich, auszuharren bis zum letzten Augenblick. Plötzlich erhob sich in der Nacht der Ruf, daß die Genuesen kämen. Alle Glocken fingen an zu läuten, auf allen Türmen sah man Feuerzeichen: endloses Jubelgeschrei stieg gen Himmel. Die Spanier staunten, da sie doch nichts von den Genuesen sahen; ohne Zögern kamen ihre Abgesandten mit Tagesanbruch vor das Tor und forderten die Uebergabe gemäß der Verabredung. Die von Bonifazio aber entgegneten, sie hätten in der Nacht die genuesische Hülfe aufgenommen; und siehe da! es erschienen Bewaffnete, ein genuesisches Banner voran tragend, dreimal auf den Mauern vorübergehend, welche von Lanzen starrten. Denn alle Weiber hatten in dieser Nacht die Waffenrüstung angelegt, daß es schien, die Schaar der Bonifaziner sei verdreifacht worden. Wie Alfonso von Aragon das sahe, rief er: „Haben denn die Genuesen Flügel, daß sie nach Bonifazio kommen können, da wir doch alle Orte

besetzt halten?“ Und aufs neue ließ er seine Maschinen zum Sturm gegen die Stadt vorrücken.

Endlich erschienen die Genuesen wirklich, am vierten Tag nach Ablauf des Vertrages, und sie gingen im Angesicht des Canals vor Anker. Angelo Bobia und einige andere Tapfere schwammen in der Nacht zu ihren Schiffen; sie entsetzten alle durch ihre hungerbleiche Gestalt. Die genuesischen Capitäne aber erklärten, daß sie es nicht wagen dürften, die Spanier anzugreifen. Da legte Bobia wie angedonnert den Zeigefinger an den Mund, und sagte, wir haben auf Gott allein und auf euch gehofft, ihr sollt es wagen und wir werden euch helfen! die Genuesen verzagten.

Alsobald wandte auch Alfonso einen Teil seiner Schiffe gegen diese, und richtete seine Bombarden auf den Hafen, um den Entsatz abzuschneiden. Die Schiffe Genua's zögerten, die Spanier anzugreifen, bis der Jüngling Giovanni Fregoso, Rafael Negro und andre Hauptleute im Rat durchdrangen, daß man den Kampf wagen müsse. Besonders stimmte dafür Jacopo Venesia, der tapferste und der kühnste. Durch sieben Stunden währte der Kampf auf dem Hafen und vor dem Felsen, mit großer Wut da Schiff an Schiff gedrängt war und im schmalen Raum eins das andre hinderte; während zugleich die Bonifaziner von oben her Wurfgeschosse und Feuerbrände schleuderten. Die Genuesen sprengten endlich die Hafenkette und bahnten sich den Weg nach Bonifazio, und unbeschreiblich war das Jauchzen des verhungerten Volkes, als sieben Getreideschiffe im Hafen landeten und ihre Fracht ausluden.

Da erkannte Alfonso von Aragon, daß er die Stadt Bonifazio nicht mehr bezwingen könne; er hob die Belagerung auf, und die Geißeln mit sich nehmend, ging er tief beschämt und erbittert gegen Italien in Segel, im Januar 1421.

Achtes Kapitel.

Andere Erinnerungen, und ein Fest.

Meiner Locanda gegenüber steht ein altes Haus, dessen marmornes Thürgesims meine Aufmerksamkeit anzog. Es sind alte Sculpturen darauf, das Wappen Genua's und gothische Initialen. Meine Freude war groß als man mir sagte, daß der Kaiser Karl V. in diesem Hause zwei Tage und eine Nacht gewohnt habe. Da wurde mir so zu Sinne, als hätte ich auf diesem fremden Felsen urplötzlich einen Landsmann und guten Freund gefunden. Das Haus spricht Deutsch zu mir, flamändisches breites Deutsch, und wenn ich das Fenster betrachte, an welchem Karl V. stand, so überschüttet es mich mit deutscher Historie und nennt manchen Namen, Luther, Worms, Augsburg, Wittenberg, Moriz von Sachsen, Philipp von Hessen, nennt Schiller und Don Carlos, Goethe und Egmont. Karl V. war der letzte Kaiser im vollen Sinne des Worts; denn gegen ihn, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, erhob sich ein kleiner Mann in der grauen Kutte und ließ ein Wort fallen, welches all die Herrlichkeit des Kaisertums wie eine Bombe zersprengte. Doch sind diejenigen thöricht, welche Karl V. schmähen, daß er die Reformation nicht begriff und sich nicht an die Spitze ihrer Bewegung stellte. War er doch eben Kaiser. Ehe sein Ende kam, wurde er müde; und der Mann dessen vielbewegtes Leben ein unausgesetzter Kampf mit den Mächten gewesen war, welche das Reich stürzten, mit Frankreich und der Reformation, gab seine Länder hin und die alles umwandelnde Zeit erkennend, ward er Eremit und legte sich in einen Sarg. Ich bin froh, daß ich Tizians herrliches Porträt Karls V. sah. Nun ist mir mein Nachbar hier am Fenster kein Begriff, sondern Person von Fleisch und Bein.

Es war ein Zufall, daß Karl nach Bonifazio kam. Mein Freund Lorenzo erzählte ihn mir so. Karl war im Jahre 1541

von seinem verfehlten Zuge gegen Algier zurückgekehrt; ein Sturm zwang ihn im Golf von Santa Manza in der Nähe Bonifazio's zu ankern. Er stieg ans Ufer, und neugierig des corsischen Landes Art, das damals wie heute für barbarisch und kriegerisch galt, kennen zu lernen, trat er in einen Weinberg. Filippo Cataccioli, der Besitzer desselben, war gerade anwesend. Dieser bot dem Kaiser von seinen Trauben, und im Gespräch erweckte er ihm das Verlangen die Stadt Bonifazio zu sehen, welche Alfonso von Aragon nicht hatte zwingen können. Also erbot sich der Corse ihn zu geleiten, bot ihm Gastfreundschaft in seinem Hause und versprach ihm sein Incognito zu achten. Er gab ihm sein Pferd; der Kaiser stieg auf, und der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Voraus aber schickte Cataccioli einen Boten und ließ den Anzianen sagen: Karl, König von Spanien und Kaiser des heiligen römischen Reichs, würde heute Bonifazio's Gast sein. Wie nun Karl gegen Bonifazio zu reiten kam, erdonnerten auf einmal die Kanonen, und das entgegenströmende Volk rief: Evviva Carlo di Spagna! Der wandte sich überrascht zu Cataccioli und sagte: „Freund, du hast mich doch verraten.“ Nein! entgegnete dieser, sondern dies ist die Natur der Kanonen von Bonifazio, daß die Sonnenstralen sie losbrennen, nahet sich ein Fürst gleich euch.

Karl zog in Cataccioli's Haus und wurde dort wol aufgehoben und gut verpflegt. Beim Abschiede rief er seinen Wirt und sagte zu ihm: „Mein Freund, weil Ihr euren Gast wol gehalten habt, so bittet euch drei Gnaden aus.“ Cataccioli bat um drei Freiheiten für die Stadt Bonifazio, und diese zugesagt, gebot ihm der Kaiser noch eine Gunst, aber für seine eigene Person zu fordern. Der Corse sann lange nach, dann sagte er: „Ew. Hoheit wolle befehlen, daß, wenn ich todt bin, mein Leichnam im Allerheiligsten der Kathedrale beigesetzt werde, denn weil das keinem Laien zukommt, so wird

das die allergrößeste Ehre und Auszeichnung sein, die noch je einem Bürger von Bonifazio widerfahren ist."

Der Kaiser gebot dieses, und Cataccioli geleitete ihn wieder an den Hafen, und nachdem sein Gast an Bord gestiegen war, nahm er das Roß worauf dieser geritten, und erschoß es auf der Stelle.

Cataccioli's Haus ist nicht ganz vollendet. Man sieht einige Mauerlücken in der Wand. Denn die Anzianen hatten ihm, als er es baute, den Bau untersagt, aus Rücksichten auf die Festung. Cataccioli versprach nun auf seine Kosten einen Fanal zu bauen, wenn man ihm das Haus gestattete. Der Magistrat ging darauf ein, man schloß den Vertrag, daß Cataccioli sein Haus nicht eher vollenden dürfe, als bis er nicht den Faro vollendet habe. Also baute er beide zugleich, brachte den Faro richtig bis zum Fundament und sein Haus unter Dach, bis auf einige Lücken die er in der Mauer ließ.

Hoch und schön von Gestalt war Cataccioli, und deshalb nannte ihn das Volk Alto Bello. Seine Familie war eine der reichsten und ältesten der Stadt und wird in deren Geschichte viel genannt.

Der Blick, der an dieser Wohnung Karls V. vorbeistreift, fällt auf die Insel Santa Maddalena, welche am Rande Sardiniens steht. Deutlich sehe ich den Turm auf ihr, und sehe den jungen Artillerie-Offizier Napoleon dort aus der Barke springen, den Turm zu nehmen. Napoleon wohnte fast acht Monate lang in Bonifazio, dem Hause Karls V. gegenüber. Diese Begegnung zweier großer Kaisernamen hier ist merkwürdig; denn Napoleon war es, der die alte ruhmvolle Kaiserkrone Karls V. zerbrach.

Bonifazio hatte ehedem in der Zeit seiner Blüte einige zwanzig Kirchen und Klöster. Die Klöster sind aufgehoben und nur drei Kirchen übergeblieben, die Kathedrale S. Maria vom Feigenbaum, San Domenico und San Francesco. Santa Maria

ist von pisanischer Architectur, eine große schwere Kirche, welche in engen Gassen sich verliert. Ihre geräumige Halle ist der Versammlungsplatz und Spaziergang der Städter, die darin umherwandeln wie die Venezianer in den Hallen des Marcusplatzes. In alten Zeiten versammelte sich in dieser Kathedrale auch der Senat von Bonifazio, um über die Angelegenheiten der Stadt zu beraten.

Weiter hin gegen den Rand des Felsens liegt San Domenico, eine schöne Kirche der Templer, deren Triangel noch an der Mauer sichtbar ist. Der Bau ist von den reinsten gothischen Verhältnissen, und es fehlt ihm nur die bekleidete Façade, um auch von Außen angenehm zu wirken. Unstreitig ist sie die schönste Kirche Corsica's neben der in Ruinen stehenden Canonica von Mariana. Ihr schneeweißer achteckiger Turm, welchen die Pisaner anfingen, gleicht einem krenelirten Festungsturm; er ist nicht vollendet. Ich fand in der Kirche viele Grabsteine von Tempelherren und genuesischen Edeln, auch den eines Doria. Der Kardinal Fesch hat einige Bilder in sie geschenkt, die indeß von keinem Werte sind. Weit interessanter sind die Ex voto, die Votivbilder auf Holz, welche gerettete Bürger Bonifazio's der Madonna und dem heiligen Domenicus geweiht haben. Es gibt manches Weihbild unter ihnen, welches Piratenscenen recht wacker darstellt.

Die dritte Kirche San Francesco ist klein; sie besitzt aber eine große Merkwürdigkeit, denn es befindet sich in ihr die einzige lebende Wasserquelle Bonifazio's. Sonst trinken die Bonifaziner nur Regenwasser aus Cisternen, und besonders versorgt sie die große, tiefe Cisterne, in welche man auf steinernen Stufen hinabsteigen kann, ein verdienstliches Werk der Genuesen.

Die meisten ehemaligen Klöster Corsica's waren vom Orden der Franciscaner. Diese Mönche hatten sich äußerst zahlreich auf der Insel angesiedelt und ihr Heiliger selber ist, wie die

Sage erzählt, in Corsica gewesen. Er soll nach Bonifazio gekommen sein, und da die Bürger dieser Stadt als die religiösesten der Insel gelten, so will ich meinem Freunde Lorenzo eine Legende nacherzählen.

Man sieht nämlich über dem Golf das verlassene Kloster San Giuliano liegen; zum Bau desselben gab der heilige Franciscus selber folgende Veranlassung. Eines Tages landete er, ich weiß nicht auf welcher Fahrt, im Hafen von Bonifazio und stieg auf das Ufer. Da es Nacht war klopfte er an ein Haus und begehrte Herberge. Aber es wurde ihm nicht so gut begegnet, wie dem Kaiser Karl V. Denn man schloß ihm die Thüre, weil er ganz verwildert und struppig und nicht anders denn ein corsischer Bandit aussah. Der heilige Franciscus ging betrübten Herzens hinweg und legte sich in eine Grotte neben dem Hause schlafen, und nachdem er sich dem Herrn empfohlen hatte, entschlief er. Derweilen kommt eine Dienstmagd aus dem Hause, um wie sie zu thun gewohnt war gewisse Unsauberkeiten in die Grotte auszuwerfen. Wie sie nun in diese eintritt, sieht sie drinnen etwas leuchten und hätte vor Schrecken die Unreinlichkeit beinahe über den heiligen Franciscus ausgegossen. Denn eben dieser war es, was da leuchtete. Der heilige Franciscus erhob sich hierauf von dem Boden und sagte mit seinem milden Lächeln zu der Magd folgendes: „O meine Freundin, thue nur immerhin wie du zu thun gewohnt bist, weil ich doch ein ganzes Jahr in einem Schweinestalle gewohnt habe, wie das alle Welt weiß." Die dumme Magd aber lief mit Geschrei davon und erzählte, daß sie einen Mann in der Grotte gefunden habe, welcher die Eigenschaft besitze, an einigen Teilen des Körpers zu leuchten. Es verbreitete sich flugs die Kunde davon in Bonifazio; die Bonifaziner eilten an Ort und Stelle, und da sie den Heiligen gefunden hatten, hoben sie ihn auf ihre Hände, liebkosten ihn und baten ihn, er möge ein Denkmal seiner Anwesenheit hinterlassen. Der

heilige Franciscus sagte: meine Freunde, errichten wir zum bleibenden Gedächtniß ein Kloster. Auf der Stelle trugen die Bonifaziner Steine herbei, Franciscus aber legte mit eigner Hand den Grundstein, und nachdem er solches gethan, empfahl er sich und stieg in sein Schiff. Das Convent nannte man nicht nach seinem Namen, weil er damals noch nicht heilig gesprochen war, sondern nach dem heiligen Julian. Später bauten die Bonifaziner die Kirche San Francesco. Nahe dabei stand auf dem Felsen in alten Zeiten ein Hain von Pinien, von Mirten und Buxus, ein wahrhaftes Wunder, weil ihn das nackte Kalkgestein hergab. Bei Verlust der rechten Hand war es verboten, einen Baum aus jenem Wäldchen zu fällen. Eremiten saßen darin in einer Bergklause, lobten Gott und sangen fromme Lieder hoch oben über der Meerenge, nahe am Himmel. Nun ist der Wald und das Eremitenhaus verschwunden, und es geht jetzt dort die Schildwache in roten Hosen auf und ab und pfeift sich ein Soldatenlied.

Am 15. August weckte mich Kanonendonner unter meinem Fenster. Im Schlafe glaubte ich es seien die Spanier und Alfonso von Aragon mit den Bombarden, und diese machten ein gräuliches Schießen und Sturmlaufen gegen den Felsen; aber ich besann mich bald, daß diese Kanonenschüsse dem Geburtstage des alten Kaisers Napoleon und der himmlischen Jungfrau Maria galten. Denn am Feste der Assunta war Napoleon geboren, und beide haben nun die Ehre in ganz Frankreich zusammen gefeiert zu werden. Die Schüsse rollten und hallten mächtig über der Meerenge und weckten Sardinien aus dem Schlaf. Wie schön und festlich war der Morgen, Himmel und Meer blau und mit rosenroten Fahnen ausgeflaggt, die Luft still und kühl.

Das Volk von Bonifazio schwamm in einem Meer von Wonne. Den ganzen Tag tummelte es sich auf den Straßen, die mit Nationalfahnen prunkten. Darauf las man noch die

stolzen Worte: république française, liberté, égalité, fraternité. „Ihr dürft mir glauben, sagte mir ein Bonifaziner, wir sind von jeher ächte Republikaner gewesen.“ — Ich sah viele Gruppen auf den Straßen Dambrett spielen, und auch im großen Tor saßen sie bei diesem alten, ritterlichen Spiel. Andere gingen auf der Piazza umher, trugen ihre besten Kleider und waren fröhlich.

Ich habe immer eine Lust an einer festtägigen Menge. Man fühlt sich da einmal auf einer guten Erde; und nun hier, wo dieses weltverlassene Volk einmal auf seiner Klippe ausruht und aus seiner Dürftigkeit sich ein kindliches Fest bereitet, war mir recht wol. Diese armen Menschen haben so gar nichts was das Leben wechselnd und angenehm macht, nicht Schauspiel, nicht Gesellschaft, nicht Pferd noch Karosse, nicht Musik, kaum dann und wann eine Zeitung. Viele werden hier geboren und steigen in ihr kalkiges Grab ohne einmal Ajaccio gesehen zu haben. Sie leben hier hoch am Himmel auf ihrem dürren Felsen und haben nichts als Luft und Licht und den einen großen Blick auf die Meerenge und die Berge Sardiniens. Man kann sich also leicht denken, was hier ein Festtag sein muß.

Auch von der Umgegend waren die Bewohner nach Bonifazio gekommen, um die große Procession zu sehn, und da war's ein sonderbarer Contrast, so viele geputzte Menschen in den wüsten Straßen umhergehn zu sehen, und gar lieblich lachten die jungen Mädchen aus den verwohnten Fenstern, Blumen im Haar und weiß gekleidet, denn ich glaube heute waren alle Mädchen von Bonifazio der Procession wegen Engel.

Kanonenschläge kündigten ihren Beginn an. Sie kam aus der Santa Maria vom Feigenbaum, welche in Lichtern funkelte, und zog nach San Domenico. Christuskreuze, alte Kirchenfahnen, die noch genuesisch schienen, zogen voran, dann Männer, Frauen und Mädchen, Kerzen in der Hand, und zum Beschluß

die himmlische Jungfrau. Vier rüstige Männer trugen sie auf einer Bahre. Auf jeder Ecke derselben stand ein bunter hölzerner Engel mit einem Blumenbusch in der Hand, und in der Mitte schwebte auf blauen hölzernen Wolken Maria selbst; auch sie war von Holz. Eine silberne Stralenkrone hing über ihrem Haupt und an ihrem Halse eine köstliche Kette von Corallen, die in Bonifazio gefischt und von den Fischern ihr dargebracht waren. Halb Bonifazio ging in der Procession, und viele hübsche Kinder waren darunter, mit weißen Kleidern und bleichen Gesichtern, daß es schien, sie seien aus dem Gypse von Bonifazio geformt. Alle trugen sie Kerzen; aber der Seewind ging ebenfalls in der Procession einher, das war ein großer, langer Geselle aus weißem Kalk und ganz in einen weißen Mantel von Kalkstaub eingehüllt. Er blies einer hübschen Gypsfigur nach der andern die Kerze aus, und ehe der Zug noch San Domenico erreichte, hatte er das Moccolispiel gewonnen und auch die letzte Kerze ausgelöscht. Auch ich ging bis San Domenico mit. Wenn mich Jemand fragte, wie mir die Procession gefalle, so sah ich es ihm an den seelenvergnügten Augen an, daß sie sehr schön sei, und ich sagte: signore mio, ella è maravigliosa. Mich rührte die kindliche Einfalt und die Freude an dem Fest. Abends errichteten sie einen gewaltigen Holzstoß in der engen Straße vor dem Stadthause und erleuchteten damit die Gassen. Als ich nun fragte, weshalb man das große Feuer angezündet habe, so sagte man mir: dieses Feuer ist angezündet zu Ehren Napoleons. So feierte Bonifazio das große Fest und war froh und glücklich, und noch da es Nacht war, hörte ich heiteren Gesang auf den Straßen schallen und das Klimpern der Mandoline.

Neuntes Kapitel.

Die Meerenge.

Abends, ehe die Dunkelheit eintritt, ist es mein Vergnügen durch das alte Festungstor zu gehen und auf dem hohen Ufer zu sitzen. Hier habe ich das originellste Gemälde um mich her: Bonifazio auf dem Felsen hart neben mir, schwindelnd in die See hinuntergeneigt, die schöne Meerenge und das nahe Sardinien. Es gibt ein altes Buch, welches unter den Weltwundern diesen Fels von Bonifazio als das 72ste zählt. Mein guter Freund Lorenzo hat das Buch gelesen. Blicke ich nun von diesem steinernen Bänkchen auf dem Ufer hinab, so überschaue ich den ganzen Stufenweg, der zu der Marina herunter führt. Da kommen und gehen beständig Leute aus dem Tore und in das Tor, und von unten herauf reiten sie im Zickzack auf ihren kleinen Eseln oder treiben diese mit Melonen belasteten Geschöpfe im Zickzack hinauf; denn so wird ihnen das Klettern leichter. Ich erinnere mich nicht, je so kleine Esel gesehen zu haben als in Bonifazio, und konnte es nicht begreifen, wie ein Mann auf einem solchen Thier reiten könne. Keinen sah ich mit dem Fucile kommen; von Flinten wird man hier nichts gewahr.

Wenn ich nun auf jenem Bänkchen an der kleinen Capelle S. Rocco saß, so war ich bald von Neugierigen umringt, die sich oft zutraulich zu mir setzten und mich fragten, woher ich käme, und was ich wollte, und ob mein Vaterland civilisirt sei oder nicht. Die letzte Frage ist sehr oft an mich gerichtet worden, sobald ich sagte daß ich aus Preußen sei. Ein vornehm aussehender Herr setzte sich eines Abends zu mir, und da wir in ein politisches Gespräch über den jetzigen König von Preußen gerieten, so drückte er plötzlich seine Verwunderung aus daß die Preußen italienisch sprächen. Auch darnach bin ich schon oft und in allem Ernste gefragt worden, ob in

Preußen italienisch gesprochen würde. Mein freundlicher Herr fragte mich hierauf, ob ich lateinisch spräche. Auf meine Antwort daß ich lateinisch verstünde, sagte er daß er ebenfalls lateinisch verstünde, und hob also zu reden an: Multos annos jam ierunt, che io non habeo parlato il latinum. Im Begriff ihm ebenfalls lateinisch zu antworten, machte ich die Erfahrung daß das Lateinische mir augenblicks in Italienisch sich verwandeln wollte, und daß ich wo möglich noch trefflicher mich auszudrücken im Begriffe war als mein Bonifaziner. Zwei verwandte Sprachen mischen sich sofort auf der Zunge, wenn man sich täglich nur in der einen ausgedrückt hat.

Auch dieser Herr citirte mir richtig die Prophezeiung Rousseau's über Corsica, welcher man nicht entrinnen kann, wenn man mit gebildeten Corsen spricht.

Immer schöner wird im Abendschein die Ansicht der Meerenge. Da schweben Segelboote vorüber gegen die Wellen kämpfend; goldig überlichtet fahren sie dahin; einzelne Klippen ragen schwarz aus dem Wasser und in Violett färben sich die Berge Sardiniens. Geradeüber stehen die schönen Berge von Tempio und von Limbara, dort die Höhen welche Sassari verdecken; links eine prachtvolle Bergpyramide, die man mir nicht zu nennen weiß. Die Abendsonne beleuchtet die nahen Küsten und stralt auf der nächsten sardinischen Stadt Longo Sardo. Ein Turm steht an ihrem Eingange. Ich erkenne deutlich die Häuser und möchte mir einbilden, jene Schattenstriche dort seien herumwandelnde Sarden. Bei stiller Nacht, so sagte man mir, hört man von Longo Sardo her den Tambour seine Trommel schlagen. Ich zählte sechs Türme auf den Küsten; Castello Sardo und Porto Torres, die nächsten Städte am Ufer in der Richtung nach Sassari, konnte ich nicht erkennen. Mein gastlicher Lorenzo hatte drei Jahre in Sassari studirt, wußte mir viel von den Sarden zu erzählen und kannte ihre Sprachen.

Schweigend blicken wir hinunter
Auf die schaumbedeckten Küsten,
Auf die blaue Meeresenge,
Die zwei Schwesterinseln trennt.

Ach! wie schön bist du Sardegna,
Du von Muscheln hell umblitzte,
Mirtenüberkränzte, braune,
Wilde Schwester Corsica's.

Als ein Halsband von Corallen
Hängen um sie her die roten
Inselklippen und die Riffe,
Und manch' ausgezacktes Cap.

Freund Lorenzo, jene Berge,
Jene wonnesamen blauen,
Wecken mir so heiße Sehnsucht,
Daß mein Herz dahin verlangt —

Schöne Berge von Limbara!
Sprach Lorenzo vor sich nieder,
Blaue Berge wie das Leben
Lügenbilder sind sie nur.

Fern erscheinen sie Sapphire,
Und krystallne Himmelsdome,
Aber naht ihr euch, dann werfen
Sie den blauen Mantel ab.

Bieten euch die nackten Klippen,
Drohen euch mit Dorngewinden,
Mit dem Wetter, mit dem Abgrund,
Wie das Leben, junger Freund. —

Freund Lorenzo, jene Ebne
Lacht mich an mit ihrem Golde,
Wissen möcht' ich wie der Sarde
In dem schönen Lande lebt. —

Weit ins Innre steigt der Bergwald,
Gelbe Städtlein stehn im Grünen,
Und das Maulthier mit der Schelle
Vor sich treibt der Catalan.

Den Sombrero auf dem Scheitel,
Dolch, Pistolen in dem Gurte,
Summt er ein lateinisch Liedchen
Und marschirt zu seinem Tact.

Wandert südwärts nur zum Strande
Nach Cagliari's Felsenbuchten,
Dort im Dorfe schlägt der Moro
Castagnett' und Tamburin.

Mauren sind's von Algesiras,
In Barbarenzungen stammelnd,
Tanzend um die Fächerpalme,
Braune Mädchen an der Hand.

Wie merkt man in Bonifazio schon die Nähe der dritten großen romanischen Nation, der Spanier. Mein Zimmer ist bedeckt mit Columbusbildern, welche lange spanische Erklärungen haben, und hie und da trifft man Sarden, die den catalanischen Dialekt reden. Beide Inseln in grauen Zeiten zusammenhängend, nun auseinandergerissen, stehen in nachbarlichem Schmuggelverkehr. Die so günstige Lage Bonifazio's würde diese Stadt zu baldiger Blüte bringen müssen, wenn der Handel frei wäre. Die Controle ist sehr strenge; denn

auch die Banditen beider Inseln stehen im Verkehr; aber es geschieht seltner daß Sarden nach dem kleinen Corsica flüchten, weil sie sich dort nicht halten können. Dagegen flüchten viele corsische Bluträcher in die Berge Sardiniens. Die Polizei in Bonifazio ist sehr wachsam. Nirgend forderte man mir im ganzen Corsica den Paß ab, man that es nur in dem südlich gelegenen Sartene und in Bonifazio. Ein Besitzer war vom Cap Corso her bis Bonifazio mein Begleiter gewesen, und da der freundliche Mann mir sein Schiffchen, das in Propriano ankerte, zur Rückfahrt nach Bastia und auf dem Cap Corso sein Haus zur Wohnung anbot, nahm ich ihn in mein geräumiges Zimmer, weil er schlecht logirt war. Der hatte nun die Ehre für einen Banditen zu gelten, der mit gutem Schein nach Sardinien zu kommen suche.

Wenn der Abend hereinbricht, steckt der Leuchtturm von Bonifacio sein Licht auf. Die Küste Sardiniens ist in Dunkel gehüllt, aber von Longo Sardo her antwortet das rote Licht eines Fanals, und so unterhalten sich diese beiden Schwesterinseln auch in der Nacht durch die Zeichensprache ihrer Wandelfeuer. Die Türmer hüben und drüben führen ein einsames Leben. Ein jeder von ihnen ist der erste oder letzte Bewohner seiner Insel. Der von Bonifazio ist der allersüdlichste Corse den ich noch je gesehen habe, und der vom Cap drüben ist der allernördlichste Mensch Sardiniens. Sie haben sich nie gesehen und gesprochen. Aber jeden Tag sagen sie sich guten Abend und felicissima notte, wie man in Italien sagt, wenn die Hausfrau mit dem Licht in die Stube kommt. Der Türmer von Corsica kommt zuerst mit seinem Licht in die Nacht hinaus und sagt felicissima notte, und dann kommt ihm entgegen der von Sardinien und sagt auch felicissima notte; und so treiben sie es Nacht für Nacht und werden es forttreiben ihr Leben lang, bis einst drüben das Licht eine Weile ausbleibt. Dann weiß der Türmer hüben daß der alte

Freund jenseits gestorben ist, und weint und sagt: felicissima notte!

Ich besuchte diesen südlichsten Corsen auf seinem Turm. Der liegt eine Stunde weit von Bonifazio auf dem niedrigen Cap Pertusato. Das Südende Corsica's geht hier in einem abgestumpften Dreieck aus, an dessen Enden westlich jenes Cap und östlich das Cap Sprono liegt, eine schmale Klippenspitze, Sardinien am nächsten stehend. Mit gutem Winde kann man in einer halben Stunde in Sardinien sein. Der kleine Leuchtturm ist von einer weißen Mauer umgeben und gleicht einem Fort. Freundlich nahm mich der Türmer auf und setzte mir ein Glas Ziegenmilch vor. Er lebt wie Aeolus im Winde. Es ist eigentlich seltsam zu denken, daß eines Menschen lange Jahre sich nur drehen um eine Oellampe, und daß ein Individuum dazu aufgebraucht wird, auf einer einsamen Klippe Nachts Lampendochte zu verbrennen. Es gibt nichts Ungenügsameres und nichts Bescheideneres als das menschliche Wesen.

Mein Türmer führte mich auf die Brustwehr des Fanals, wo der heftige Wind mich zwang, ans Geländer mich festzuhalten, und er zeigte mir von seines Daches Zinnen all sein Inselreich und Untertanenschaft, welche in dreißig Stück Ziegen und in einem Weinberge bestand, und indem ich erkannte, daß er zufrieden war und an Gütern der Erde genug besaß, pries ich ihn sofort schon vor seinem Ende glücklich. Er zeigte mir die Herrlichkeit Sardiniens, die Inseln und Isolotte, die es umschwärmen, Sta. Maria, Sta. Maddalena, Caprara, Reparata und die kleineren Eilande. Die westliche Mündung der Meerenge ist mit Inselklippen bestreut, die östliche ist breiter und da liegt dem sardinischen Cap Falcone gegenüber das Eiland Asinara, ein malerisches Gebirge.

Zu Corsica gehören noch einige Inselriffe von der bizarrsten Form, welche ganz nahe in der Meerenge zerstreut liegen und

San Bainzo, Cavallo und Lavezzi heißen. Sie bestehen aus Granit. Die Römer hatten auf ihnen Steinbrüche angelegt, um für ihre Tempel und Basiliken Säulen von dort zu holen. Deutlich erkennt man noch ihre Werkstätten, selbst die Kohlen in der alten Römerschmiede haben noch ihre Spuren zurückgelassen. Noch liegen ungeheure, halbbehauene Säulen, deren zwei namentlich auf San Bainzo, und andre Blöcke, welche das Eisen schon bearbeitet hat, auf diesen Klippen. Niemand weiß, für welchen Bau in Rom sie bestimmt gewesen sein mochten. Und welch' ein panischer Schreck mochte es wol sein, der die Künstler und Steinmetzen von diesem einsamen Atelier im Meere plötzlich verjagte, daß sie das Werk ihrer Arbeit unbeendigt liegen ließen. Vielleicht verschlang sie die Flut, vielleicht erschlug sie der wilde Corse oder der grimmige Sarde. Mich wundert's, daß hier keine Sage von einem römischen Geisteratelier entstand. Denn ich selbst habe doch im Mondschein die todten Künstler aus dem Meere steigen sehn, in römischen Togen, ernste Männer, breitstirnig, adlernasig und mit holen Augen. Sie machten sich alle schweigend an die beiden Säulen und hoben an, geisterhaft daran zu schlagen und zu meißeln. Der Eine aber stand hoch aufrecht und deutete nur befehlend mit dem Finger; ich hörte ihn auf lateinisch sagen: „Diese Säule wird eine der schönsten im goldnen Hause des Nero sein. Flink, Gesellen, und fördert Euch! denn so Ihr in 40 Tagen nicht fertig seid, werden wir alle den Thieren vorgeworfen." Ich wollte ihm eben zurufen: „O Artemion und ihr anderen todten Männer, das Haus des Nero ist ja längst von der Erde verschwunden, wie wollt ihr noch Säulen dafür hauen? Geht schlafen in euer Grab." Aber wie ich das sagen wollte, verwandelten sich mir die Worte augenblicks in Italienisch und ich konnte nicht. Und diesem Umstande allein ist es zu verdanken, daß die alten Römergeister noch immer fort in dem Atelier an den Säulen geschäftig sind —

und alle Nacht kommen sie heraufgestiegen und schlagen und meißeln in rastloser Eile, aber sobald die Hähne in Bonifazio krähen, springen die weißen Gestalten wieder ins Meer zurück.

Noch einen vollen, letzten Blick warf ich auf die weitausgedehnte Küste Sardiniens, auf das Land Gallura, und dachte an den schönen Enzius, des Kaisers Friedrich Sohn. Auch er ist einst gewesen und war drüben ein König. Vor wenigen Monaten stand ich eines Abends an seinem Gefängniß in Bologna. Ein Puppentheater war dort aufgeschlagen und über den stillen großen Platz schallte laut die Stimme des Pulcinella.

Die Welt ist rund und die Geschichte eine Kugel, wie das einzelne Menschenleben.

Zehntes Kapitel.

Die Hölen von Bonifazio.

> Hochauf donnerte dort an des Eilands Küsten die Brandung,
> Grauenvoll spritzend empor, und bedeckt war alles mit Salzschaum.
> Odyssee.

An einem schönen Morgen ging ich aus dem alten Genuesentore, an dessen Mauer der springende Löwe und der heilige Drachentödter Georg, das Wappen der Bank von Genua, eingemeißelt sind, stieg zur Marina hinunter und rief den Schiffsmann und seine Barke. Heute erlaubte die See eine Fahrt in die Hölen der Küsten, aber sie war noch immer vom Maestrale bewegt und spielte dreist genug mit dem Boote.

Im tiefen, schmalen Hafen aber, dem sichersten der Welt, ist es windstill, und wie in Abrahams Schooße ruhten dort die wenigen Segelkähne und die beiden zweimastigen Kauffahrer Bonifazio's, Jesus und Maria nämlich und die Fantasia. Fantasia ist der trefflichste Name, den noch ein Schiff getragen hat, das wird jeder zugeben, deß Fantasieschiff je

auf dem Meer gesegelt ist und mit seinen Schätzen zu Port kam oder an den Strand geworfen ward. Auch Jesus Maria ist ein schöner Name auf dem Meer.

Von beiden Seiten engen Kalkfelsen den Hafen so sehr ein, daß seine Mündung lange verdeckt bleibt. Die Enge dieses Canals macht es möglich, ihn querdurch mit einer Kette zu sperren, wie Alfonso von Aragon das gethan hat. Man zeigte mir noch einen mächtigen eisernen Ring, der in einem Uferfelsen eingeschlagen ist. Rechts und links nun und weiter an der offenen Küste hat die Wassergewalt kleine und große Hölen gebildet, welche höchst sehenswert sind und in aller Welt berühmt sein würden, wenn Corsica nicht gleichsam außer der Welt läge.

In der nächsten Nähe Bonifazio's gibt es deren drei besonders schöne Grotten. Zuerst gelangt man nach der Grotte San Bartolomeo. Sie ist ein schmaler Hölengang, der gerade so viel Raum läßt, daß die Barke sich hineinzwängen kann. Sie gleicht einem kühlen gothischen Gemach. Das Meer dringt fast bis an ihr Ende, so weit dies dem Auge sichtbar scheint, und bedeckt ihren Boden mit seinem stillen, klaren Wasser. Es ist das eine Gesellschaftsgrotte für die Fische, die sich hier Besuche machen, vor dem Hai gesichert. Ich fand auch eine wolige Fischfamilie darin. Sie ließen sich nicht stören, sondern schwammen lustig um die Barke. Die Höle zieht sich übrigens noch weiter in den Fels von Bonifazio hinein.

Rudert man aus dieser Grotte weiter, so gelangt man nach kurzer Zeit in die offene See und hat den überraschend großen Anblick der Seeseite des Felsens Bonifazio, der mit seiner breiten zwiegeteilten Brust mächtig herausgehoben gegen die Flut strebt. Diese gigantische Façade ist ein herrliches Architekturwerk der Meisterin Natur. Von beiden Seiten hat sie Säulen angestemmt, gewaltige Strebepfeiler aus Kalk und Sandschichtungen und von der Woge tief cannelirt. Eine

derselben heißt Timone. Zwischen ihnen wölbt sich ein kolossaler Bogen, auf welchem hoch oben die weißen Mauern von Bonifazio stehen, und in dessen Mitte eine prachtvolle Grotte als Portal sich aufthut. Ich war überrascht von dem so großen und originellen Bau, dem Vorbilde der Menschenwerke, der Tempel und Basiliken. Das aufgeregte Meer schlug seine Wellen gegen die Wände der Grotte; aber drinnen war es windstill. Sie geht nicht tief in den Fels hinein. Sie ist nur eine Felsennische, eine Tribune, welche in halben Kreislinien traubenförmige Guirlanden von Tropfstein umziehen. Man könnte in dieser Nische ein Riesenbild des Poseidon aufstellen. Sie heißt sotto al Francesco.

Fährt man nach der rechten, östlichen Seite, so sieht man das Ufer weithin unterhölt und wunderliche Bildungen von Kellergewölben, in welche das Meer eindringt. Ich fuhr in eine dieser Grotten hinein, die Fischer nennen sie Camere. In ihrer Nähe befindet sich die herrlichste Grotte von Bonifazio, der Sdragonato, und hier verzage ich Worte zu finden, welche dieses Wunderwerk zeichnen mögen. Nimmer sah ich ein ähnliches und vielleicht möchte diese Höle einzig in Europa dastehen. Ihr Eingang ist, gleich der von San Francesco, eine riesige Tropfsteinnische, aber diese öffnet sich in den Berg und führt durch ein kleines Tor in die ganze umschlossene innere Hölung. Es war schön und ängstigend durch den kleinen Schlund zu steuern; die Wasser brandeten mit Wut gegen denselben, spritzten ihren weißen Gischt an das Gestein empor, schlugen zurück, verschlangen sich, wühlten sich wieder auf. Solchen wilden Wasserschwall zu hören, ist eine wahrhaft elementarische Lust; seinen Laut gibt nur die italienische Sprache glücklich wieder — sie sagt rimbomba. Glücklich ward die Barke durch den Hölenschlund gespült, und mit eins glitt sie hin in einem herrlich gewölbten Tempel von ungeheurem Kreisumfange, auf einem hier grünen, dort dunkelschwarzen, hier azurblauen und

dort rosig gefärbten Wasserspiegel. Es ist ein wunderbares, natürliches Pantheon. Oben klafft die Kuppel auseinander und der helle Himmel scheint herein; ein Baum beugt sich und schwankt vom Rande herab, grüne Büsche und Kräuter neigen sich in den Spalt hernieder, und wilde Tauben flattern herein. Die Wände der schönen Höle sind fast regelmäßig gewölbt, das Wasser sickert von ihnen herab und umzieht sie mit Tropfstein, der aber nicht die auffallend bizarren Formen der Höle von Brando auf dem Cap Corso, oder der Harzhölen hat. Er hängt in Knollen umher, oder hat das Gestein wie mit einem Lasurguß überzogen. Man kann mitten in der Grotte umherrudern oder nach Belieben aussteigen, denn ringsum hat die Natur Sitze und Stufen von Stein aufgeschlagen, welche freiliegen, wenn nicht die Sturmflut sie bedeckt. Hieher kommen die Seehunde des Proteus und lagern sich in dem Wonnesaal. Leider sah ich keinen, sie waren draußen auf einer Wasserfahrt; nur wilde Tauben und Taucher schreckte ich auf. Der Wassergrund ist tief und klar. Man sieht Muscheln, Fische, und Meeresgräser. Es möchte sich der Mühe verlohnen seine Sommerresidenz von Zeit zu Zeit hier aufzuschlagen, die Odyssee zu lesen und aufzulauschen, wenn die Wesen der geheimnißvollen Meerestiefe eingezogen kommen. Der Mensch versteht weder Pflanze noch Thier, die auf dem Lande leben und seine Freunde sind, noch weniger jene stummen, wunderbar geformten Geschöpfe des großen Elements. Sie leben und haben ihre Gesetze, ihren Verstand, ihre Freuden und Leiden, ihre Liebe und ihren Haß. Nicht wie die Landwesen an die Scholle gebannt, ziehen sie im schrankenlosen Element umher und wohnen in der immer klaren krystallnen Tiefe, bilden mächtige Republiken, haben ihre Revolutionen, ihre Völkerwanderungen und Corsarenstreifzüge, und die schönsten Wasserpartieen, wenn sie wollen.

Das Ufer von Cap Partusato bis nach Bonifazio ist vom

Meer zerschlagen und in seltsame Formen zerrissen. Man findet dort viele Versteinerungen und die merkwürdige Spinnenart, welche baut. Diese Spinne macht sich nämlich im Sande der Küste ein ganz kleines Sandhäuschen und in dem Sandhäuschen ein kleines Thürchen. Dieses kann sie nach Belieben auf- und zuschließen. Wenn nun die Spinne allein sein will, so schließt sie das Thürchen zu. Wenn sie ausgehen will, so macht sie das Thürchen auf und geht hinaus und führt ihre Töchter an der schönen Meerenge spazieren, wenn sie nämlich fleißig gewesen sind und an ihrer Ausstattung genug gesponnen haben. Diese treffliche Bauspinne heißt Mygal Pionnière oder Araignée Maçonne von Corsica.

Ich sah auch die scalina di Alfonso, die Treppe des Königs von Aragon, welche er der Sage nach hart unter den Mauern der Stadt aushauen ließ. Weil Alfonso nämlich die Stadt nicht zwingen konnte, verfiel er auf den Gedanken, in das Ufer heimlich einen Gang zu hauen. Nachts landeten die Spanier an einer Stelle, welche von den Bürgern nicht gesehn werden konnte; dort zieht sich eine Grotte in den Berg, welche wol 300 Menschen beherbergen kann und süßes Wasser enthält. Da schlugen nun die Spanier einen Stufengang empor, und wirklich waren sie bis an die Festungsmauern gelangt, als ein Weib sie bemerkte, Lärm machte und die herbeieilenden Bürger den Feind herabstürzten. Die Erzählung ist ein Märchen; mir scheint es unglaublich, daß die Spanier diese schräg aufsteigende schmale Treppe sollten ausgehauen haben, ohne von den Bonifazinern gesehn worden zu sein. Eine andere Felsentreppe der Art hatten sich übrigens die Mönche von San Francesco ausgegraben, um zum Seebade hinabzusteigen; auch sie ist größtenteils hinweggetilgt.

Ich habe Unglück gehabt, die Thunfische fangen sie diesmal nicht in der Meerenge und die Corallenfischer sind wegen des Maestrale nicht auf See. Die Meerenge ist an Corallen

reich, aber die Corsen überlassen den Fang den Genuesen, den Toscanern und Neapolitanern. Diese kommen im April und bleiben bis zum September. Schöne rote Corallen sah ich bei einem Genuesen. Man verkauft sie nach dem Gewicht, die Unze zu drei Franken. Die meisten Corallen, welche in den Fabriken von Livorno verarbeitet werden, kommen aus der Meerenge von Bonifazio. Seitdem aber die Franzosen reichere und bessere an den Küsten Afrika's entdeckt haben, vermindert sich der Corallenfang in der Meerenge. Jetzt fischt man sie hauptsächlich an den Ufern von Propriano, von Roccapina, Figari und Ventilegne, wo auch die Thunfische besonders häufig sind.

Nachdem ich nun Land und Küste Bonifazio's kennen gelernt hatte, rüstete ich mich zur Abfahrt von diesem merkwürdigen Orte. Wie Lorenzo es mir gesagt hatte, fand ich das Volk von Bonifazio. Sie sind eigentlich keine Corsen mehr. Wir sind arm, sagte mir Lorenzo, aber wir sind fleißig und haben genug. Oel wächst in Fülle auf unsrem Kalkboden, der Wein gibt genug für das Haus und die Luft ist gesund. Wir sind fröhlich und zufrieden und nehmen Gottes Tage auf unsrem Felsen mit Dankbarkeit hin. Wenn der arme Mann Abends von seinem Felde heimkehrt, findet er immer seinen Wein mit Wasser zu mischen, sein Oel zum Fische, vielleicht auch ein Stück Fleisch, und Sommers immer seine Melone.

Ich werde mich an die Gastlichkeit der Bonifaziner so dankbar erinnern wie an die der Sartener. Morgens, da ich vor Sonnenaufgang hinabwollte, um nach Aleria zu fahren, wartete schon Lorenzo am Burgtor um mir nochmals eine gute Reise zu wünschen und mich zur Marina zu geleiten. Mit der Morgenröte den Felsen hinabsteigend nahm ich von der seltsamen Stadt mit einer jenen Scenen Abschied, deren Bild der Erinnerung sich unauslöschlich einprägt. Unter dem Tore liegt auf dem Uferrande die kleine unbedachte Capelle San

Rocco, welche auf der Stelle gebaut worden ist, wo im Jahr 1528 das letzte Opfer der Pest niedersank. Wie ich nun vom Tore herabstieg, sah ich gerade auf diese Capelle: die Thüren standen weit offen, der Priester fungirte am Altar auf dem die Kerzen brannten; vor ihm knieten in zwei Reihen andächtige Frauen, und auch vor der Pforte knieten Männer und Weiber auf dem Felsen. Der Blick von oben in diese stille, fromme Menschengemeinde, im Schein der Morgenröte, hoch über der Meerenge überraschte mich tief, und ich glaubte hier ein Bild wirklicher Frömmigkeit gesehn zu haben.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Ostküste.

Die Gegenden von Bonifazio längs der Ostküste sind ganz öde. Die Straße führt am Golf von Santa Manza vorüber nach Porto Vecchio, welches man in drei Stunden erreicht. Dort liegt bei dem Ort Sotta die Ruine des alten Herrenschlosses Campana, und erzählt eine seltsame Sage. In grauen Zeiten hauste hier Ors' Alamanno, der deutsche Bär. Auf seine Vasallen hatte er das fürchterliche Herrenrecht der ersten Nacht (jus primae noctis) gelegt. So jemand ein Weib nahm, mußte er dasselbe in das Schloß führen, daß der deutsche Bär ihrer ersten Nacht genieße, und außerdem mußte er dem Orso das schönste Pferd in den Stall führen, daß er darauf reite. Wie nun die Jahre kamen und gingen, ward die Kammer des Bären nicht leer und sein Stall war voll. Da wollte ein junger Mensch Probetta eine schöne Jungfrau heimführen. Probetta war ein wilder Reiter und konnte geschickt den Lasso werfen. Er steckte heimlich die Schlinge unter den Rock, setzte sich auf ein schmuckes Pferd und ritt vor das Herrenschloß, denn er wollte dem Orso das Thier vorreiten, damit er sähe, wie es gar stattlich sei. Der deutsche Bär kam aus dem Tore und lachte vor Freude, daß er die schönste Jungfrau küssen und das schönste Pferd reiten werde. Wie er nun lachend dastand und dem Probetta zuschaute, jagte der

plötzlich vorüber und hatte er dem Orso den Lasso umgeworfen, und jagte wie der Sturm den Berg hinunter und schleifte den Orso über das Gestein. Das Herrenschloß zerstörten sie, den deutschen Bären verscharrten sie an einem dunkeln Ort. Nach einem Jahre aber dachte Einer, was wol aus dem todten Orso geworden sei, und sie liefen eilig an die Stelle, wo sie ihn vergraben hatten, und scharrten sie auf. Da kam eine Fliege herausgeflogen. Die Fliege flog in alle Häuser und stach alle Weiber, und sie wurde immer größer und größer, und am Ende war sie so groß geworden wie ein Ochse und stach alles in der ganzen Gegend. Da wußte man nicht, wie man die Ochs-Fliege los werden könne. Aber Einer sagte, in Pisa seien die Wunderdoctoren, die könnten allerlei Dinge wegcuriren. Da gingen sie nach Pisa und holten einen Wunderdoctor, der allerlei Dinge wegcuriren konnte.

Wie der Doctor nun die große Fliege sah, fing er an Pflaster zu schmieren, und schmierte 6000 spanische Fliegenpflaster und drehte 100000 Pillen. Die 6000 Fliegenpflaster aber legte er der Fliege auf und gab ihr die 100000 Pillen zu schlucken. Darnach wurde die Fliege immer kleiner und kleiner, und wie sie so klein geworden war wie eine rechte Fliege, da starb sie. Da nahmen sie eine große Bahre und deckten sie mit einem schneeweißen Lailachen zu, und auf das Lailachen legten sie den Leichnam der Fliege; und alle Weiber kamen zusammen, zerrauften sich die Haare und weinten bitterlich, daß eine so muntere Fliege gestorben sei, und zwölf Männer trugen die Fliege auf der Bahre nach dem Kirchhof und gaben ihr ein christlich Begräbniß. Darnach waren sie von dem Unheil erlöst.

Diese schöne Sage habe ich dem corsischen Chronisten nacherzählt bis auf den Wunderdoctor, welchen er aus Pisa kommen läßt und der die Ochs-Fliege einfach tödtet. Das andere habe ich zugesetzt.

Porto Vecchio ist ein kleiner ummauerter Ort von etwa 2000 Einwohnern, am Golf gleiches Namens, dem einzigen an der ganzen Ostküste. Er ist groß und herrlich und könnte von Wichtigkeit werden, weil er dem Festland von Italien gegenüber liegt. Die Genuesen legten Porto Vecchio an, um die Saracenen von diesen Küsten abzuwehren. Sie gaben den Colonisten viele Freiheiten, sie zur Niederlassung zu bewegen. Weil aber die Gegend durch die vielen Sümpfe ungesund ist, wurde Porto Vecchio dreimal verlassen und verödete. Auch heute ist der ganze Canton einer der am wenigsten bevölkerten Corsica's; er wird hauptsächlich nur von Hirschen und Wildschweinen bewohnt. Doch ist das Land sehr fruchtbar, die Umgegend von Porto Vecchio reich an Oliven und Wein; die Stadt selbst ist auf Porphyrfelsen gebaut, welche zu Tage stehen. Ich fand sie fast verödet, da es August war, und die halbe Einwohnerschaft sich in die Berge geflüchtet hatte.

Nördlich von dem schönen Golfe zieht sich die Küste in gleicher Linie aufwärts, und noch hat man den Gebirgszug nahe zur Linken, bis er in der Gegend von Salenzara in das Innere zurückweicht und die großen Ebenen freiläßt, welche der Ostküste Corsica's ein von der Westküste so verschiedenes Ansehn geben. Der ganze Westen der Insel ist eine fortgesetzte Bildung von parallelen Tälern; die Gebirgszüge steigen dort ins Meer, endigen in Caps und umragen die prächtigen Golfe. — Der Osten hat nicht diese vortretende Talbildung, das Land verliert sich hier in Niederungen. Der Westen Corsica's ist romantisch und grandios, der Osten sanft und melancholisch. Das Auge schweift hier über stundenweite Ebnen, Ortschaften, Menschen, Leben suchend, und entdeckt nichts als Haiden mit wildem Gesträuch und Sümpfe und Teiche, die sich neben dem Meer hinziehn und das Land mit Traurigkeit erfüllen.

Die immer ebene Straße führt fast eine Tagereise weit von Porto Vecchio bis zu dem alten Aleria. Das Gras wächst

auf ihr Fuß hoch. Man fürchtet sie Sommers zu befahren. Auf der langen Fahrt begegnete ich keiner lebenden Seele. Keine einzige Ortschaft passirt man, und nur hie und da sieht man weit in den Bergen ein Dorf. Nur am Meeresufer stehn einzelne verlassene Häuser an solchen Stellen, welche einen kleinen Port haben, eine Cala oder Landungspunkt, wie Porto Favone, wohin die alte Römerstraße führte, Fantea, Cala di Tarco, Cala de Canelle, Cala de Coro, welches heißen soll Cala Moro, Maurenlandung. Auch hier stehen einzelne genuesische Wachttürme.

Alle jene Häuser waren verlassen, ihre Fenster und Thüren geschlossen, denn die Luft ist böse auf der ganzen Küste. Der arme Lucchese verrichtet hier die geringe Feldarbeit für den Corsen, der sich von den Bergen nicht herabwagt. Ich habe indeß von der bösartigen Luft nichts gelitten, aber zur Vorsicht folgte ich meinem Reisegefährten und schnupfte Kampfer, was ein gutes Präservativ sein soll.

Mit dürftigstem Reisevorrat versehn überfiel uns jählings der Hunger und verfolgte uns diesen und den halben folgenden Tag, denn nirgend trafen wir ein offnes Haus noch eine Wirtschaft. Der Fußwanderer müßte hier verschmachten, oder er würde gezwungen sein, sich in die Berge hinaufzuflüchten, und stundenlang umzuirren, bis ihn ein Pfad zu einer Hirtencapanne führt. Es ist eine Strada morta.

Wir fuhren über den Taravofluß. Von dort beginnt die Reihe von Teichen mit dem langen schmalen Stagno di Palo. Es folgen der Stagno di Graduggine, der Teich von Urbino, der Siglione, der Stagno del Sale und der schöne Teich der Diana, welcher seinen Namen noch von Römerzeiten her behalten hat. Nehrungen trennen diese fischwimmelnden Teiche vom Meer, doch haben die meisten eine Einmündung. Ihre Fische sind berühmt. Es sind große fette Aale und mächtige Ragnole. Die Fischer fangen sie in Binsenreusen.

Vom Taravo an erstreckt sich weit nach Norden die herrlichste Ebene, das Fiumorbo oder der Canton Prunelli. Von Flüssen durchlaufen, von Teichen und vom Meere begrenzt, gleicht sie aus der Ferne gesehn einem endlosen, üppigen Garten am Seestrande. Aber kaum ist ein Ackerland zu entdecken, das Farrenkraut bedeckt unabsehbare Flächen. Es ist unerklärlich, daß die französische Regierung diese Gegenden nicht colonisirt. Hier würden Colonien sicherer gedeihen als in dem Menschen und Geld verschlingenden Sande Africa's. Hier ist Raum für zwei volkreiche Städte von mindestens 50000 Einwohnern. Colonien von fleißigen Ackerbauern und Handwerkern würden die ganze Ebne in einen Garten verwandeln. Canäle würden die Sümpfe tilgen und die Luft gesund machen. Es gibt keinen herrlicheren Strich Landes in Corsica und keinen der ergiebigeren Boden hätte. Das Clima ist sonniger als das des südlichen Toscana, es würde auch das Zuckerrohr pflegen, und das Getreide müßte hundertfältig tragen. Nur durch das Mittel der Colonisation und Industrie, welche den Wetteifer in der Production mit den Bedürfnissen steigern, würde man auch jene Bergcorsen zwingen, aus ihren schwarzen Dörfern in die Ebne herabzukommen und den Acker zu bebauen. Die Natur bietet hier alles in reichster Fülle, was ein großes Industrieleben erzeugen kann; die Berge sind Schatzkammern von edlem Gestein, die Wälder geben Pinien, Lärchenbäume, Eichen; es fehlt selbst nicht an verschickbaren Heilquellen; die Ebne gibt Feldfrucht und Nahrung für den reichsten Viehstand, und die unmittelbare Verbindung von Gebirg, Niederung und dem fischreichsten Meer läßt nichts zu wünschen übrig.

Wie die Küste nun heute ist, paßt auf sie schlagend das Bild, welches Homer von dem Strande der Cyklopeninsel entwirft, welcher uncultivirt und doch des Anbaues im höchsten Grade fähig sei.

Drin ja strecken sich Auen am Strand des graulichen Meeres,
Saftreich, schwellend von Gras, wo der fröhlichste Wein sich
erhübe.
Drin ist lockerer Grund, wo wuchernde Saaten beständig
Reiften zur Erndte; denn fett ist unten das Erdreich.
Drin auch die sicherste Bucht, wo nie man brauchet der Fessel.

Als ich diese schöne Ebne sah mußte ich den richtigen Blick der alten Römer preisen, welche ihre einzigen Colonien in Corsica gerade hier anlegten.

Zweites Kapitel.

Aleria, die Colonie Sulla's.

Wenn man sich dem Fiumorbofluß nähert, so sieht man einzelne palastähnliche Häuser; einige davon sind Ansiedlungen französischer Capitalisten, welche bankerott wurden, weil sie unverständig anfingen. Andere sind reiche Güter, wahre Grafschaften an Areal, wie Migliacciaro im Canton Prunelli, welches einer französischen Companie gehört und vormals eine Revenue der Familie Fiesco von Genua war.

Der Fiumorbo, der vom höchsten Gebirgsstocke Corsica's entspringt, mündet oberhalb des Stagno di Graduggine. Seinen Namen „blinder Fluß“ hat er von seinem Lauf, denn einem Blinden gleich schwankt er lange in der Ebne umher, bis er sich zum Meere den Weg herausgefühlt hat. Das Land zwischen ihm und dem Tavignano soll das fruchtbarste Corsica's sein.

Als es Abend wurde wechselte die Temperatur auffallend schnell von der trockensten Hitze zu nebelfeuchter Kälte. An manchen Stellen war die Luft von Fäulniß durchzogen. Ein Grabmal am Wege fiel mir auf. In dieser Einsamkeit schien

es eine bemerkenswerte Stelle zu verkünden. Es war das Denkmal eines Wegeunternehmers, welchen ein Paesane erschoß, weil er eine Liebschaft mit einem Mädchen hatte, um das sich jener bewarb. Es zieht doch den Menschen nichts so sehr an als die Geschichte des Herzens. Eine einfache Liebestragödie übt dieselbe Macht auf die Phantasie der Menge aus, wie eine heroische That, und sie erhält sich oft Jahrhunderte lang im Gedächtniß. So hat auch das Herz seine Chronik. Die Corsen sind Teufel der Eifersucht, sie rächen die Liebe wie das Blut. Mein Begleiter erzählte mir folgenden Fall. Ein junger Mensch hatte sein Mädchen verlassen und sich einem andern zugewandt. Eines Tages sitzt er in seinem Dorf auf offnem Platz beim Dambrettspiel. Da kommt seine verstoßne Geliebte, überschüttet ihn mit einer Flut von Flüchen, zieht ein Pistol aus dem Busen und schmettert ihm die Kugel an den Kopf. — Ein anderes verstoßnes Mädchen hatte einst zu ihrem Geliebten gesagt: „Wenn du eine andere nimmst, sollst du dich ihrer nicht erfreuen.“ Zwei Jahre vergingen. Der Jüngling führt ein Mädchen zum Altar. Wie er mit ihr aus der Kirchenthüre tritt, streckt ihn die Verlassene mit einem Schuß zu Boden; das Volk aber schreit: „Es lebe dein Gesicht!“ Die Justiz verurteilte das Mädchen zu drei Monaten Gefängnißstrafe. Jünglinge bewarben sich um ihre Hand, aber die junge Wittwe des Erschoßnen begehrte nicht Einer.

Die corsischen Weiber, welche so blutrote Rachelieder singen, sind auch im Stande, Pistole und Fucile zu tragen und zu kämpfen. Wie oft kämpften sie nicht in den Schlachten trotz der Männer! Man sagt, daß der Sieg der Corsen über die Franzosen bei Borgo mindestens zur Hälfte der Heldentapferkeit der Weiber zu verdanken war. Sie kämpften auch mit in der Schlacht bei Ponte nuovo, und in aller Munde lebt noch das kühne Weib des Giulio Francesco di Pastoreccia, welche immer an der Seite ihres Mannes in jener Schlacht

stritt. Sie ward mit einem französischen Officier handgemein, überwand ihn und nahm ihn gefangen; als sie sah, daß die Corsen sich in Flucht auflösten, gab sie ihm die Freiheit, indem sie zu ihm sagte: „Erinnere dich, daß ein corsisches Weib dich überwand und dir den Degen und die Freiheit zurückgab.“

Hinter dem Fiumorbo beginnt das Flußgebiet des Tavignano, welcher bei Aleria unter dem Teich der Diana ins Meer fließt. Ich wollte dort die Vettura verlassen, weil ich von einem Bürger Sartene's einen Gastbrief für Casa janda hatte, eine reiche Besitzung bei Aleria, welche der Capitän Franceschetti, der Sohn des aus Murats letzten Tagen bekannten Generals besitzt. Leider war er auf dem Festlande und ich kam um das Vergnügen, diesen thätigen Mann kennen zu lernen und mich von ihm über Manches belehren zu lassen. Mittlerweile war es dunkel geworden, und wir waren Aleria, der Colonie Sulla's, nahe gekommen. Wir erkannten die Häuserreihe und das Fort auf dem Hügel am Wege, und in der Hoffnung eine Locanda in dem Städtchen zu finden, aber dessen nicht ganz sicher, ließen wir den Wagen halten und gingen nach dem Ort.

Die Scenerie rings umher dünkte mir wahrhaft sullanisch zu sein; eine grabesstille Nacht, eine von Fieberluft erfüllte öde Flur zu unsern Füßen, schwarznächtige Berge hinter dem Fort, und der Horizont gerötet wie vom Glutschein brennender Städte, denn rings standen die Buschwälder in Flammen; der Ort todt und ohne Licht. Endlich schlug ein Hund an, und bald kam die ganze Bevölkerung uns entgegen, zwei Doganieri nämlich, welche die einzigen Bewohner Aleria's waren. Das Volk war aus Furcht vor der Malaria in die Berge gezogen, jede Thüre geschlossen, außer der einen des Forts, in dem die Strandsoldaten lagen. Wir baten sie um Gastfreundschaft für diese Nacht, weil die Pferde den Dienst versagten und nirgend ein Ort in der Nähe lag, der uns aufnehmen konnte. Aber diese wackern Cornelier Sulla's schlugen uns unsre Bitte

ab, weil sie den Doganencapitän fürchteten, und überdies in einer Stunde auf die Wache mußten. Wir beschworen sie nun bei der himmlischen Jungfrau uns nicht in die Fieberluft auszustoßen, sondern ein Obdach im Fort zu geben. Sie blieben bei ihrer Weigerung, und so kehrten wir ratlos um, mein Begleiter ärgerlich und ich wenig erfreut, daß ich auf der ersten Römercolonie, die mein Fuß betrat, ausgewiesen wurde trotz zweier großer Cäsarn, welche meine speciellsten Freunde sind. Indeß begannen die Sullaner ein menschlich Rühren zu empfinden, sie kamen uns nachgelaufen und riefen: entrate pure! Froh traten wir in das kleine Fort, ein viereckes Gebäude ohne Schanzen oder Wall noch Graben, und tappten uns die steinernen Stufen in das Soldatenquartier hinauf.

Die armen Strandsoldaten hingen bald ihre Gewehre über und wanderten mit ihrem Hunde an den Teich der Diana, den Contrebandirern aufzulauern. Ihr Dienst ist gefährlich; sie wechseln alle 15 Tage, weil sie sonst dem Fieber erliegen würden. Ich legte mich auf den Boden des Zimmers und versuchte zu schlafen, aber die Schwüle war entsetzlich. Ich zog es vor, in den Wagen zurückzukehren und die böse Luft einzuatmen, welche wenigstens kühlte. Ich verbrachte eine wahrhaft sullanische Nacht in diesem Aleria, vor der Kirche, an welcher einst Peter Cyrnäus Diaconus gewesen war, und mit Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalles und jene vortrefflichen sullanischen Luxusmäler, wo es Fischleberpasteten und Fontänen köstlicher Saucen gab. Mich hungerte gar sehr, da ich fast nichts zu essen bekommen hatte. Es war eine diabolische Nacht und mehr als einmal seufzte ich: Aleria, Aleria chi non ammazza vituperia, „Aleria, Aleria wer nicht mordet muß dich schmähn;" denn dies ist der Schandvers, welchen die Corsen auf das Oertchen gemacht haben, und mir scheint, er paßt vortrefflich auf eine Colonie des Sulla.

Der Morgen brach an. Ich sprang aus dem Wagen und orientirte mich über die Lage Aleria's. Sie ist vortrefflich gewählt. Ein Hügel beherrscht die Ebne; von ihm hat man den herrlichsten Blick auf den Teich der Diana, den Teich del Sale, das Meer, die Inseln. Schöne Bergpyramiden schließen landwärts das Panorama. Der Morgen war köstlich, Luft und Licht in zartem Uebergangsschimmer, der Blick frei und umfassend, der Boden römisch und mehr noch alt phönizisch.

Das heutige Aleria besteht nur aus ein paar Häusern, welche sich an das genuesische Fort anlehnen. Das alte nahm mehrere Hügel ein und zog sich weit hinab zu beiden Seiten des Tavignano bis in die Ebne, wo am Teich der Diana noch Eisenringe verraten, daß hier der Hafen der Stadt lag. Ich wanderte zu den Ruinen welche nahe liegen. Rings sind die Hügel überstreut mit Steinen und Mauertrümmern, aber ich fand kein einziges Ornament, weder Kapitäler noch Friese, nichts als rohes, kurzes Material. Man sieht hie und da den Ueberrest von Gewölben, einige Stufen von einem Circus und eine Ruine, welche das Volk casa reale nennt und die man für das Prätorianerhaus ausgeben will. Doch weiß ich nicht aus welchem Grunde, denn die Reste lassen nichts mehr erkennen, nicht einmal die Epoche. Nach dem Umfange zu schließen war Aleria eine Stadt von etwa 20,000 Einwohnern. Man fand auf dem Felde Vasen und römische Münzen; Ziegenhirten sagten mir, daß vor drei Tagen Jemand eine goldne Münze gefunden habe. Ein rückkehrender Strandsoldat aber spannte meine Neugier aufs Höchste, da er mir sagte, daß er zwei Marmortafeln gefunden habe, welche eine Inschrift enthielten, die Niemand entziffern könne. Die Marmortafeln seien in einem Hause verschlossen, aber er habe eine Abschrift genommen. Er holte hierauf seine Brieftasche; es waren zwei lateinische Inschriften, welche dieser vortreffliche Altertumsforscher in einer wahrhaft phönizischen Weise copirt hatte, so

daß ich nur mit Mühe erkennen konnte, wie die eine eine Votivschrift aus der Zeit des Augustus, die andere eine Grabinschrift war.

Das war alles, was ich von dem alten Aleria fand.

Drittes Kapitel.

Theodor von Neuhoff.

> Abenamar, Abenamar,
> Moro de la Moreria,
> El dia que tu naciste
> Grandes señales avia.
>
> Maurische Romanze.

In Aleria war es, wo am 12. März 1736 Theodor von Neuhoff landete, der in Corsica die Reihe der Emporkömmlinge eröffnen sollte, welche der neuesten Geschichte Europa's einen mittelalterlich romantischen Zug geben.

Ich sah also an jenem Morgen in Aleria das Bild dieses phantastischen Glücksritters, wie ich es abconterfeit gesehn in einem noch nicht herausgegebenen genuesischen Manuscript aus dem Jahre 1739: Accinelli, historisch-geografisch-politische Denkwürdigkeiten des Königreichs Corsica. Dieses Manuscript ist im Besitze des Herrn Santelli zu Bastia, welcher mir gerne Einsicht in dasselbe verstattete, mir aber nicht erlauben wollte, einige Originalbriefe daraus zu copiren, die ich indeß später doch aufgefunden habe. Mit welchem Sinn der Genuese seine Schrift verfaßt hat, sagt das Motto auf derselben, welches die Corsen so benennt: Generatio prava et exorbitans. Bestiae et universa pecora — schlechtes und freches Volk, Bestien und alles Viehzeug. Dieses Motto hat der Genuese aus der Bibel genommen. In seinem Manuscript hat er den Theodor in Wasserfarben nach dem Leben gemalt, in maurischer Kleidung, dazu Perrücke und kleines Hütchen, Schleppsäbel und

Rohrstock. Er steht gravitätisch am Meer, aus welchem man eine Insel herausragen sieht.

Man kann den Theodorus von Corsica auch schön abconterfeit finden in einem deutschen Büchlein vom Jahre 1736, welches in Frankfurt gedruckt worden ist unter dem Titel: „Nachricht von dem Leben und Thaten des Baron Theodor von Neuhofen, und der von ihm gekränckten Republic Genua, herausgegeben von Giovanni di S. Fiorenzo."

Die Vignette zeigt Theodor in spanischer Tracht. Im Hintergrunde sieht man eine ummauerte Stadt, wahrscheinlich Bastia, und vor derselben auf das Vergnüglichste dargestellt drei Menschen, von denen der eine am Galgen hängt, der andre gespießt ist und der dritte im Begriffe ist sich vierteilen zu lassen.

Das Erscheinen Theodors in Corsica und seine romanhafte Ernennung zum Könige der Corsen beschäftigte damals alle Welt. Dies geht schon aus jenem deutschen Büchlein hervor, welches noch in demselben Jahre 1736 erschien. Da es zugleich das einzige deutsche Buch ist, welches ich zu meinen Studien über die Corsen benutzt habe, so will ich Einiges daraus mitteilen.

Dies ist die Beschreibung der Insel Corsica aus jener Zeit:

„Es ist Corsica eine der größten Insuln des mittelländischen Meeres, über der Insul Sardinien gelegen. Sie ist etwa 25. teutsche Meilen lang und 12. breit. Der Lufft nach wird sie nicht eben allzugesund gehalten; doch ist das Land ziemlich fruchtbar, ob es gleich mit vielen Bergen und steinigten Gegenden untermischet ist. Die Einwohner haben den Ruhm, daß sie muthig und in Waffen hurtig sind; alleine man saget ihnen zugleich nach, daß sie sehr boshafft, rachgierig, grausam und räuberisch sind. — Nächst dem haben sie den Ruff, daß sie grobe Corsicaner genennet werden, welchen Charakter ich ihnen auch nicht streitig machen werde."

Die Nachricht von der Landung Theodors wurde nach dem

Büchlein durch Briefe von Bastia unter dem 5. April also mitgeteilt:

„In dem Hafen von Aleria ist jüngsthin ein Englisch Schiff, welches dem Consul selbiger Nation zu Tunis gehören soll, und mit demselben eine, dem Ansehen nach, sehr vornehme Person angelanget, die einige für einen Königlichen Printzen, andere für einen Englischen Lord, und noch andere für den Printzen Ragotzy ausgeben. So viel hat man Nachricht, daß er sich zur Römischen Religion bekennet, und den Namen Theodor führet. Seine Kleidung ist nach Art der Christen, die in die Türkey reisen, und bestehet in einem langen Scharlachnen gefütterten Rocke, Peruqve und Huth, nebst Stock und Degen. Er hat ein Gefolge von 2 Officieren, einem Secretario, einen Prediger, einen Ober-Hof-Meister, einen Hof-Meister, einen Küchen-Meister, 3 Sclaven und 4 Laqvayen bey sich, auch hiernächst 10 Canonen, über 7000 Flinten, 2000 paar Schuhe, und eine große Menge von allerhand Vorrath, darunter 7000 Säcke Mehl, ingleichen verschiedene Kisten mit Gold- und Silber-Species, darunter eine starcke mit Blech beschlagen mit silbernen Handhaben, voller gantzen und halben Zechinen, aus der Barbarey ans Land bringen lassen, und wird der Schatz auf 2 Millionen Stuck von Achten gerechnet. Die Anführer der Corsen haben denselben mit großen Ehren-Bezeugungen empfangen, und ihm den Titel Ihro Excellentz und eines Vice-Königs beygeleget; wie er dann bereits 4 von den Corsen zu Obersten ernennet, und iedem Monatlich 100 Stück von Achten bestimmet, hiernächst 20. Compagnien errichtet, iedem Gemeinen ein Feuer-Rohr, ein paar Schuhe und eine Zechine reichen lassen, ein Capitain aber bekommt vorietzo monatl. 11 Stück von Achten, und wenn die Compagnien in völligem Stand seyn werden, 25. Seine Residentz hat er zu Campo Loro in dem Bischöfflichen Pallast genommen, vor welchem 400 Mann mit 2 Canonen Wache halten. Es verlautet hiernächst, daß

er sich nach Casincha, ohnweit St. Pelegrino begeben würde, und erwarte er nur noch einige große Kriegs-Schiffe, welche gegen den 15. dieses ankommen sollen, um die Genuesen mit aller Macht zu Lande und zur See anzugreiffen; zu welchem Ende er noch viele Compagnien errichten wird. Man versichert, daß er von einigen Catholischen Potentaten in Europa abgeschicket worden, die sein Unternehmen auf alle Weise unterstützen wollen; daher man zu Genua in die äusserste Furcht gesetzet ist, und die Sache der Genueser auf dieser Insul so gut als für verlohren ansiehet. Einige neuern Nachrichten fügen hinzu, daß vorermeldeter Fremder seinen Hof-Staat immer mehr auf das prächtigste einrichte und jedesmal von einer Garde in die Kirche begleitet werde, auch einen, Namens Hyacinth Paoli, zu seinem Schatz-Meister, und einen der Vornehmsten zu Aleria zum Ritter ernennet habe."

Nun war man eifrig bemüht, den Lebensumständen und der Genealogie Theodors nachzuforschen. Nach dem romantischen Spanien und nach Paris wiesen hauptsächlich seine Abenteuer und seine Verbindungen. Doch hier ist ja ein Brief aus unsrem Büchlein, welchen ein westphälischer Edelmann an seinen Freund in Holland den Baron Theodor betreffend schreibt.

*
* *

Jugendroman aus dem Leben Theodors von Corsica,

dargestellt in einem Briefe.

„Mein Herr!

Ich mache mir ein allzu grosses Vergnügen Euch in allem, so von mir abhanget, ein Genügen zu leisten, als daß ich Euch dasjenige, so mir von dem Leben eines Menschen, der beginnet in der Welt ein Aufsehen zu machen, bewust ist, nicht sollte zu wissen thun.

Ihr habet, mein Herr, in den Zeitungen gelesen, daß

Theodor von Neuhoff, dem die Corsen die Krone angetragen, in Westphalen in einem dem König in Preußen zugehörigen District geboren. Dieses ist wahr, und ich kann solches um so viel leichter mit bezeugen, weil er und ich mit einander studirt, und einige Jahre in einer vertrauten Freundschaft gelebet haben. Wir haben fast diejenigen Exempel vergessen, so uns das Alterthum von Personen mittelmäßigen Standes, die den Thron bestiegen, angegeben; allein Kuli Cham in Persien, und Neuhoff in Corsica erneuern selbige wieder bey uns. Dieser letztere ist zu Altena, einem klein Städtchen im Westphälischen, geboren, wohin sich seine Mutter bei einem Edelmann aus ihrer Freundschaft begeben, nachdem sie ihren Mann zu frühzeitig verloren, welcher sie im Wittwenstand und Schwangerschaft mit dem Theodor hinterlassen.

Sein Vater war Hauptmann unter der Leib-Garde des Bischoffs von Münster, und sein Groß-Vater, welcher unter den Waffen grau geworden, hatte ein Regiment unter dem grossen Bernhard von Galen commandiret. Bey dem Tode seines Vaters waren seine häuslichen Geschäffte sehr verworren, und ohne seinen gutthätigen Vater, welcher sie aufgenommen, würden sie in einem betrübten Zustande gewesen seyn. Als er zehen Jahr alt war, brachte man ihn in das Jesuiter Collegium zu Münster, dem Studiren obzuliegen, wo er in kurzer Zeit gute Progressen machte. Ich kam ein Jahr darnach in dasselbige Collegium, und wie die Güter seines Vaters an die meinigen gränzeten, so hatten wir schon in der ersten Kindheit eine Freundschafft unter uns errichtet, welche sich in der Folge aufs genaueste befestigte. Er war von einer Leibes-Gestalt, die sein Alter überstiege, und seine lebhaffte und feurige Augen zeugten schon von seinem Muth und Herzhafftigkeit. Er war sehr fleißig und unsere Lehrer stelleten ihn uns beständig zum Exempel vor. Das was bey andern Schülern Mißgunst erregte, machte mir ein Vergnügen, und erweckte in

mir das Verlangen, ihm in seinem Fleiß nachzufolgen. Wir blieben sechs Jahr beysammen zu Münster, und da mein Vater unsere genaue Vereinigung erfahren, nahm er sich vor, um mich nicht von ihm zu trennen, ihn zu meinem Reise-Gesellen zu machen, und ihm die Mittel, dabey ehrlich auszukommen, zu geben.

Man schickte uns nach Cöln, um daselbst unser Studiren und Exercitien fortzusetzen. Es däuchte uns unter einem neuen Clima zu seyn, da wir von dem eingeschrenckten Wesen der Schul-Tyranney befreyet waren und anfingen die süsse Freyheit zu schmecken. Vielleicht hätte ich selbige gemißbrauchet, wenn mein kluger Gefährte mich nicht von allen Arten eines liederlichen Lebens klüglich abgehalten hätte. Wir waren bey einem Professor in der Kost, dessen Frau, obschon etwas bey Jahren, war von einem aufgeweckten Gemüth, und ihre zwey Töchter eben so aufgeweckt als schöne, verknüpfften diese beyden Eigenschafften mit einer sehr klugen Aufführung. Nach dem Abendessen belustigten wir uns ordentlich einige Stunden mit Spielen, oder wir giengen in einen Garten, den sie am Thore der Stadt hatten, spatzieren.

Diese anmuthige Gesellschafft dauerte bey nahe zwey Jahre, als sie durch die Ankunfft des jungen Grafen von M***, den sein Vater in dasselbe Haus, da wir logirten, that, gestöret wurde. Er hatte einen Hofmeister, der ein Cölner von Geburt war, und da er seit langen Jahren daselbst seine heimliche Gänge hatte, so verließ er zum öfftern seinen Untergebenen, selbigen nachzuhangen. Als wir sahen, daß ihm zuweilen die Zeit lang wurde, waren wir zum Unglück die ersten, die dem jungen Grafen den Vorschlag thaten, in unsere Gesellschafft mit einzutreten, welchen er mit Vergnügen annahm.

Theodor hatte allezeit seinen Platz zwischen denen zweyen Schwestern gehabt, und ich den Meinigen zwischen der jüngsten und ihrer Mutter. Man ward genöthiget eine andere

Einrichtung zu machen, und aus Hochachtung für der Würde des Grafen, ihm die Stelle einzuräumen, welche der Baron von Neuhoff bis dahin inne gehabt. Ich wurde offt gewahr, daß mein Camerad gegen die älteste Schwester verliebte Augen machte, und daß, wenn sich ihre Augen einander traffen, die Schöne aus Sittsamkeit sich entferbte. Sie war eine artige Brunette, ihre Augen waren schwartz, und ihre Farbe von einer ungemeinen Weisse. Der Graf blieb nicht lang ohne äusserst verliebt in sie zu werden, und wie die Augen eines Verliebten viel besser als anderer sehen, so wurde Theodor bald gewahr, daß er der Mariana (so hieß dieses angenehme Mädgen) zu gefallen suchte, und geriethe darüber in ein tiefes Nachsinnen.

Was fehlet euch, werthester Freund? fragte ich ihn an einem Abend beym Schlaffengehen, ich finde euch seit einigen Tagen gantz in euren Gedancken vertieffet, ihr habet das aufgeweckte Wesen nicht mehr, welches eure Unterredung so angenehm machte, ihr müsset nothwendig von einem innerlichen Verdruß angegriffen seyn. Ach! mein liebster Freund, antwortete er mir, ich bin unter einem unglücklichen Stern gebaren, ich habe niemals meinen Vater gekannt, es ist niemand als ihr, der die Zufälle meines Lebens erleichtert, welches ohne euch noch unglücklicher seyn würde.

Aber warum machet ihr anietzo, versetzte ich, diese traurige Betrachtungen? mein Vater wird für euer Glück sorgen, und ihr selbst seyd vermögend dasjenige zu ersetzen, was euch das Glück entzogen. Bekennet es, Theodor, es ist gantz was anders, so euch beunruhiget, und wo ich mich nicht irre, haben die schöne Augen der Mariana schon allzuviel in eurem Hertzen gewirket.

Ich kann es nicht läugnen, war seine Antwort, und ich bin wohl gesonnen, euch alle meine Schwachheit zu bekennen. Ihr wisset, mit wie viel Vergnügen wir diese zwey Jahre

mit diesen liebenswürdigen Mädgens zugebracht haben. Mein Hertz lenckte sich gleich nach der Mariana, und indem ich meynte weiter nichts als eine zärtliche Hochachtung gegen sie zu haben, werde ich itzt gewahr, daß sie mir die allerheftigste Liebe eingegeben. Die Ankunfft des jungen Grafens giebet mir solche zu erkennen, ich nehme mehr als zu viel wahr, die Aufwartung so er ihr machet, und das Vorrecht seiner Geburt, für der meinigen, lässet mich fürchten, daß er dieselben Vorzüge auch in der Zuneigung der schönen Mariana finden möge. An der Eiffersucht so ich empfinde, erkenne ich wie hefftig ich sie liebe, ich vergesse darüber Essen und Trinken, ich bringe die Nacht ohne Schlaff zu, und dieses zusamt dem Liebes-Feuer, so mich verzehret, muß mich gantz und gar über den Hauffen schmeissen.

Aber, mein lieber Theodor, sagte ich ihm, wie könnet ihr euch, da ihr sonsten so klug seyd, von einer Leidenschafft einnehmen lassen, welche keine andere als gantz betrübte Folgerungen vor euch haben kann. Mariana ist nicht von einem Stande, daß ihr sie heyrathen könnet, und sie hat zu viel Tugend, sich euch auf eine andere Art zu überlassen. Lasset uns unsere Wohnung verändern, bey Entfernung des Gegenstandes, so euch entzündet, werdet ihr nach und nach dessen Andencken verlieren. Alles was ihr saget, hat guten Grund, versetzte mir Theodor, aber seit wann habt ihr gehöret, daß die Liebe raisoniret, und wisset ihr nicht, daß in diesem Fall, wie in denen, so die Ehre betreffen, man niemand als sein Hertz zu rathe ziehet. Ich kann mich nicht von der Mariana abziehen, ohne meiner selbst zu vergessen, die Wunde ist schon so tief, daß sie nicht mehr kann geheilet werden. Allein was werden eure Freunde sagen, fuhr ich fort, wenn ihr euch mit ihr in so starcke Verbindungen einlasset, daß man keine Mittel mehr haben wird, selbige zu hintertreiben. Euer Glücke beruhet auf ihnen, sie werden nicht unterlassen, ihre gutthätige

Hände von euch abzuziehen, und euch derjenigen Erbschafft berauben, die ihr einsmals von ihnen zu gewarten habet.

Sie können thun, sagte er mir, alles was sie wollen, vor mich, ich werde niemals aufhören, die anbetenswürdige Mariana zu lieben.

Wir wünschten uns hierauf eine gute Nacht, ich schlief ein, allein Theodor brachte die Nacht nicht so geruhig zu. Ich fande ihn den Morgen so verändert und so abgemattet, daß ich unser den Abend gehabtes Gespräche nicht wieder anfangen mochte. Wir kehrten zu unsern studiren und Exercitien, und fanden uns Abends nach Gewohnheit bey unsrer kleinen Versammlung ein. Man zog ihn, wegen seiner verwirrten Gedancken, ein wenig auf, er schützte Kopf=Wehtage vor, und bath, man möchte ihn mit Spielen verschonen. Er bemerckte während dem Spiel die Augen der Mariana und des Grafen, er glaubte darinnen ein gewisses Liebesverständniß zu entdecken, welches ihn vollends zur Verzweiflung brachte. Wir begaben uns hinweg, und beym Eintritt in unser Zimmer sagte er, wohlan, zweifelt ihr noch an der Liebe, so Mariana und der Graf gegen einander hegen? Sie haben sich hundert verliebte Augen zugeworffen, er hat ihr beim Hinweggehen etwas ins Ohr gesaget, mein Unglück ist allzugewiß. Ich habe nicht alles dieses bemerckt, versetzte ich ihm, die Eiffersucht hat euch vielleicht die Sache in einer gantz andern Gestalt gezeiget als mir.

Zwei oder drei Tage verstrichen unter dergleichen Reden. Unser Professor gab uns und anderen Personen, bey Gelegenheit der Mariana Namens=Tag, ein Gastmahl in seinem Garten. Der Graf hievon berichtet, hatte ihr des Morgens ein Bouquet nebst einer kostbaren Diamanten=Rose verehrt. Es brauchte nichts mehr, den Theodor außer sich selbst zu bringen, er verfiel in ein schwermüthiges Stillschweigen, er aß fast nichts während der gantzen Mahlzeit; das Kopf=Weh mußte ihm wieder zu Hülffe kommen, man stund von der Tafel auf,

und nach einigen Spatzier-Gängen fieng man den Ball an. Der Graf eröffnete selben mit der Mariana, welche wie es nothwendig seyn mußte, Ball-Königin war. Theodor wollte nicht tantzen, sondern spatzierte die gantze Nacht im Garten herum. Der Ball währte bis an den Morgen, da wir nach Haus zurück kehrten.

Ich gieng in mein Zimmer, mein Camerad war unten im Hof zurück geblieben, und da er den Grafen daselbst fand, nöthigte er ihn den Degen zu ziehen. Ich hörte das Klingeln der Degen, lief aufs geschwindeste herunter, allein ich kam zu spät, er hatte dem Grafen schon den tödtlichen Stich beygebracht, und sich durch die Hinter-Thür mit der Flucht gerettet. Ihr könnet urtheilen von dem Schmertzen und dem Bestürtzen, so diese That in dem gantzen Hause verursachet. Man brachte den armen Grafen auf sein Bette, wo er zwey Stunden hernach verschied. Weder ich noch seine Freunde konnten erfahren, wo er hingekommen, und wir hätten es auch niemals erfahren, ohne die Briefe die er uns vor einigen Monaten aus der Insul Corsica schrieb."

* * *

Was von dem Leben Theodors, ehe er nach Corsica kam, verlautete, und das ist natürlich bei der Natur dieses Mannes unsicher und widersprechend, zeigt ihn uns als einen der hervorragendsten und glücklichsten aus der Reihe der Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts. Die Erscheinung solcher Menschen, wie Cagliostro, Saint Germain, Law, Theodor, Casanova, Königsmark ist ein höchst charakteristischer Widerspruch zu ihren großen Zeitgenossen Washington, Franklin, Paoli, Pitt, Friedrich dem Großen. Indem diese die Grundlagen einer neuen Staaten- und Gesellschaftsordnung legen, kündigen jene wie flatternde Sturmvögel die elementarische Bewegung der Geister an.

Man erzählt, daß Theodor Page bei der berühmten Herzogin

von Orleans wurde und zum vollendeten Hofmanne sich ausbildete. Seine Proteus-Natur trieb ihn in die verschiedensten Bahnen. In Paris verschaffte ihm der Marquis von Courcillon eine Officierstelle. Er wurde ein leidenschaftlicher Spieler; dann entfloh er, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, zu dem Baron von Görtz nach Schweden, und nach der Reihe tritt er in Verbindung mit den ränkevollen und genialen Ministern jener Zeit, mit Ripperda, Alberoni, endlich mit Law, welche mehr oder minder denselben Charakter der Glücksritter auch auf die Politik übertrugen. Theodor wurde der Vertraute Alberoni's und gewann so großen Einfluß in Spanien, daß er sich ein beträchtliches Vermögen zusammenraffte, bis Alberoni stürzte und er wieder auf den Sand geriet. Er klammerte sich nun an Ripperda, und heiratete ein Hoffräulein der Königin von Spanien. Elisabeth Farnese, Meisterin aller Ränke, hatte ein hohes Spiel gespielt, um ihrem Sohne Don Carlos ein Königreich in Italien zu verschaffen; all' dies geschah in abenteuerlicher Weise. Die Welt war damals voll von Emporkömmlingen, Prätendenten, Phantasten und Glücksjägern. Man kann ihrer eine ganze Reihe zusammenstellen und dies auf politischem Boden: Don Carlos, Carl Stuart, Rakotzy, Stanislaus Leszcinski, die Creatur des großen Abenteurers Carl von Schweden, außer den schon genannten Staatsmännern die Emporkömmlinge Rußlands, Menczikof, Münnich, Biron; Mazeppa und Patkul gehören auch noch in den Anfang der großen Reihe. Zugleich war es die Zeit des entschiedenen Weiberregiments in Europa. Wir sehn also, auf welchem Boden unser Theodor stand.

Sein Weib war eine Spanierin, doch wie es scheint aus irländischem oder englischem Geschlecht, eine Verwandte des Herzogs von Ormond. Sie scheint nicht gerade ein Ausbund von Schönheit gewesen zu sein. Theodor verließ sie, und man will wissen, nicht ohne ihre Juwelen mitgenommen zu haben.

Er ging nach Paris, wo er sich bei Law einzuschmeicheln wußte und mit Hülfe der Mississippi-Actien sich eine Menge Geld erschwindelte. Eine „Lettre de Cachet“ half ihm wieder auf die Wanderschaft, und so trieb er sich in allen Ländern der Welt alles versuchend umher, in England, namentlich in Holland, wo er Speculationen anzettelte, spielte, Schulden machte. Wie er nach Genua kam habe ich in der Geschichte der Corsen erzählt; vielleicht machte ihm seine Schuldenlast eine Krone sehr wünschenswert. Und so haben wir das ergötzliche Schauspiel, einen Mann plötzlich als gekrönten Herrscher dastehn zu sehn, welcher vor kurzem vielleicht auch seinen Schneider unter seinen Gläubigern zählte. Solche Dinge sind in Zeiten möglich, in denen die Grundlagen der staatlichen Ordnung bis ins Tiefste erschüttert sind; dann spürt man sofort romantische Lüfte in der Welt wehen, und das Unmöglichste darf wirklich werden.

Wir wissen, daß Theodor nach Genua kam, mit den exilirten Corsen dort und in Livorno Verbindungen anknüpfte, den Gedanken faßte König der Corsen zu werden und nach Tunis ging. In der Berberei wurde er gefangen, deshalb nahm er später eine Kette in sein königliches Wappen auf. Sein Genie befreite ihn nicht allein aus der Gefangenschaft, sondern verhalf ihm auch zu den Mitteln, mit denen ausgerüstet er plötzlich in Corsica landete. Kaum dem Gefängniß entronnen, wurde er König.

Aus Corsica schrieb er den folgenden Brief an seinen westphälischen Vetter den Herrn von Drost; diesen Brief sowol als alle andern Documente, die ich mitteile, las ich im Manuscript des Genuesen Accinelli und fand ich abgedruckt als authentische Aktenstücke in dem dritten Bande Cambiaggi's; auch das kleine deutsche Buch gibt sie, und so will ich das Schreiben nach seinem Text und nicht nach einer Uebersetzung aus dem Italienischen wiedergeben, weil er möglicherweise die deutsche Abfassung des Theodor sein kann.

von Orleans wurde und zum vollendeten Hofmanne sich ausbildete. Seine Proteus-Natur trieb ihn in die verschiedensten Bahnen. In Paris verschaffte ihm der Marquis von Courcillon eine Officierstelle. Er wurde ein leidenschaftlicher Spieler; dann entfloh er, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, zu dem Baron von Görtz nach Schweden, und nach der Reihe tritt er in Verbindung mit den ränkevollen und genialen Ministern jener Zeit, mit Ripperda, Alberoni, endlich mit Law, welche mehr oder minder denselben Charakter der Glücksritter auch auf die Politik übertrugen. Theodor wurde der Vertraute Alberoni's und gewann so großen Einfluß in Spanien, daß er sich ein beträchtliches Vermögen zusammenraffte, bis Alberoni stürzte und er wieder auf den Sand geriet. Er klammerte sich nun an Ripperda, und heiratete ein Hoffräulein der Königin von Spanien. Elisabeth Farnese, Meisterin aller Ränke, hatte ein hohes Spiel gespielt, um ihrem Sohne Don Carlos ein Königreich in Italien zu verschaffen; all' dies geschah in abenteuerlicher Weise. Die Welt war damals voll von Emporkömmlingen, Prätendenten, Phantasten und Glücksjägern. Man kann ihrer eine ganze Reihe zusammenstellen und dies auf politischem Boden: Don Carlos, Carl Stuart, Rakotzy, Stanislaus Leszcinski, die Creatur des großen Abenteurers Carl von Schweden, außer den schon genannten Staatsmännern die Emporkömmlinge Rußlands, Menczikof, Münnich, Biron; Mazeppa und Patkul gehören auch noch in den Anfang der großen Reihe. Zugleich war es die Zeit des entschiedenen Weiberregiments in Europa. Wir sehn also, auf welchem Boden unser Theodor stand.

Sein Weib war eine Spanierin, doch wie es scheint aus irländischem oder englischem Geschlecht, eine Verwandte des Herzogs von Ormond. Sie scheint nicht gerade ein Ausbund von Schönheit gewesen zu sein. Theodor verließ sie, und man will wissen, nicht ohne ihre Juwelen mitgenommen zu haben.

Er ging nach Paris, wo er sich bei Law einzuschmeicheln wußte und mit Hülfe der Mississippi-Actien sich eine Menge Geld erschwindelte. Eine „Lettre de Cachet" half ihm wieder auf die Wanderschaft, und so trieb er sich in allen Ländern der Welt alles versuchend umher, in England, namentlich in Holland, wo er Speculationen anzettelte, spielte, Schulden machte. Wie er nach Genua kam habe ich in der Geschichte der Corsen erzählt; vielleicht machte ihm seine Schuldenlast eine Krone sehr wünschenswert. Und so haben wir das ergötzliche Schauspiel, einen Mann plötzlich als gekrönten Herrscher dastehn zu sehn, welcher vor kurzem vielleicht auch seinen Schneider unter seinen Gläubigern zählte. Solche Dinge sind in Zeiten möglich, in denen die Grundlagen der staatlichen Ordnung bis ins Tiefste erschüttert sind; dann spürt man sofort romantische Lüfte in der Welt wehen, und das Unmöglichste darf wirklich werden.

Wir wissen, daß Theodor nach Genua kam, mit den exilirten Corsen dort und in Livorno Verbindungen anknüpfte, den Gedanken faßte König der Corsen zu werden und nach Tunis ging. In der Berberei wurde er gefangen, deshalb nahm er später eine Kette in sein königliches Wappen auf. Sein Genie befreite ihn nicht allein aus der Gefangenschaft, sondern verhalf ihm auch zu den Mitteln, mit denen ausgerüstet er plötzlich in Corsica landete. Kaum dem Gefängniß entronnen, wurde er König.

Aus Corsica schrieb er den folgenden Brief an seinen westphälischen Vetter den Herrn von Drost; diesen Brief sowol als alle andern Documente, die ich mitteile, las ich im Manuscript des Genuesen Accinelli und fand ich abgedruckt als authentische Aktenstücke in dem dritten Bande Cambiaggi's; auch das kleine deutsche Buch gibt sie, und so will ich das Schreiben nach seinem Text und nicht nach einer Uebersetzung aus dem Italienischen wiedergeben, weil er möglicherweise die deutsche Abfassung des Theodor sein kann.

„Mein Herr, und Hochgeehrtester Herr Vetter.

Die Hochachtung und Gütigkeit, welche Ew. Excellenz von der zartesten Jugend an vor mich getragen, machen mir die Hoffnung, daß Sie noch beständig mich mit einem Antheil ihres Andenckens und Wohlwollens beehren. Obwohl ich wegen der Unordnung und Derangements, die von einigen Mißgünstigen verursachet worden, und vielleicht auch wegen meiner natürlichen Begierde und Neigung, unbekannter Weise zu dem Ende Reisen zu thun, damit ich nehmlich dereinst nach meiner Absicht dem Nächsten nützlich seyn möchte, so viele Jahre unterlassen, Ihnen von meinem Zustande Meldung zu thun; so bitte ich doch zu glauben, daß Sie jederzeit in meinem Gedächtniß gegenwärtig gewesen, und ich keine andere Ambition gehabt, als in dem erwünschten Stand in mein Vaterland zurück zu kehren, da ich vermögend wäre, gegen meine Wohlthäter und Freunde danckbar zu seyn, und die wider mich ausgebreitete ungerechte Calumnien zu zernichten. Endlich aber kan ich als ein aufrichtiger Freund und guter Anverwandter nicht ermangeln, Ihnen zu eröffnen, daß es mir nach vielen Verfolgungen und Widerwärtigkeiten gelungen, persönlich in dieses Königreich Corsica zu kommen, und das Anerbieten der hiesigen getreuen Einwohner, da sie mich zu ihrem Oberhaupt und König erkläret und aufgenommen, zu acceptiren: so daß, weil ich nach vielen seit zweyen Jahren ihrentwegen gethanen grossen Aufwand, erlittener Gefangenschaft und Verfolgung, nicht mehr im Stande gewesen, mehrere Reisen zu thun, um sie einmahl von der tyrannischen Beherrschung der Genueser zu befreyen; Ich mich endlich nach ihren Verlangen in dieses Land begeben, und als König erkannt und proclamiret worden; Und ich hoffe unter Göttlichem Beystand mich dabey zu erhalten. Ich würde mich glücklich schätzen, mein werther Vetter, wenn Sie mich durch Uebersendung einiger aus meiner Freundschaft erfreuen, und trösten wolten, damit ich sie nach

Zufriedenheit employiren, und Ihnen an meinem Glück Theil geben möchte: Welches Glück ich durch die auf meinen Reisen erlangte Vortheile, durch göttliche Hülffe, zur Ehre Gottes, und zum grossen Nutzen meines Nächsten noch herrlicher zu machen hoffe. Es wird Ihnen wohl nicht bekannt seyn, daß ich das Unglück gehabt, voriges Jahr auf dem Meer gefangen und als ein Sclave nach Algier geführet zu werden: Daraus ich mich aber dennoch zu retten gewußt, gleichwohl dabey einen grossen Verlust erlitten rc. Ich muß indessen auf eine andere Zeit verschieben, Ihnen zu melden, was ich durch die Gnade Gottes erworben; Und vorietzo nur bitten, daß Sie auf mich so viel Rechnung als auf sich selbst machen, und versichert seyn können, daß ich die aufrichtigen Kennzeichen der von Jugend an mir in größtem Maaß erwiesenen Freundschaft in mein Hertze eingezeichnet, und ich mich auf Alle Weise bemühen will, Ihnen würckliche Merkmahle meiner aufrichtigen Ergebenheit, womit ich Ihnen allstets zugethan seyn werde, zu geben; indem ich von gantzem Herzen der Ihrige und ein treuer Freund und Vetter bin.

Den 18. Mart. 1736.

Der Baron von Neuhoff,

erwehlter König in Corsica, unter dem Namen Theodor der Erste.

P. S. Ich bitte, Sie wollen mir Bericht von Ihrem Zustand geben, und von meinetwegen alle die werthe Familie und Freunde grüssen; Und gleichwie meine Erhebung ihnen zur Ehre gereichet; So hoffe ich, sie werden insgesamt zu meinem Besten beytragen helffen, und zu mir kommen, um mir mit Rath und That beyzustehen. Weil auch in vielen Jahren keine Briefe von meinen Freunden aus dem Brandenburgischen empfangen, so erlauben Sie, daß ich Ihnen beyliegenden Brief mit dem Ersuchen übersende, um selbigen nach Bungelschild zu befördern, und mir Nachricht zu ertheilen, ob mein Oheim noch am Leben ist und was meine Vettern zu Rauschenberg Gutes machen.

Viertes Kapitel.

Theodorus der Erste von Gottes Gnaden und durch die heilige Trinität erwählter König auf Corsica.

Kaum war Theodor in Corsica angelangt und in der Welt ruchtbar geworden, als die von ihm „gekränkte" Republik Genua ein Manifest erließ, worin sie sich über seine Person vernehmen ließ, und die Genueser, sagt das deutsche Büchlein, beschrieben in einem Edict den Theodor sehr häßlich.

Sie beschrieben ihn freilich sehr häßlich, wie man hier sehen wird:

Wir Doge, Governatoren und Procuratoren
der Republik Genua.

Auf die uns zugekommne Nachricht, daß in unsrem Königreiche Corsica in dem Hafen Aleria das kleine Kauffahrteischiff des englischen Capitäns Dick Kriegsvorräte und eine gewisse berüchtigte, orientalisch gekleidete Person ans Land gesetzt hat, welcher es unbegreiflicher Weise gelungen, bei den Häuptern und beim Volke sich beliebt zu machen; da dieser Fremde denselben Waffen, Pulver und einige Geldmünzen wie andre Dinge ausgeteilt hat, ferner mit dem Versprechen auf eine mehr als hinreichende Hülfe ihnen verschiedene Ratschläge gibt, welche die Ruhe stören, die zum Wol der Untertanen unsres besagten Reiches wiederherzustellen wir uns angelegen sein lassen, so sind wir mittelst glaubwürdiger Zeugnisse von der wirklichen Eigenschaft und dem Leben dieses Menschen unterrichtet. Es ist uns demnach bekannt, daß er aus der westphälischen Mark zu Hause sei, daß er sich für den Baron von Neuhof ausgibt, daß er sich berühmt der Alchimie, der Cabbala und der Astrologie, mit deren Hülfe er viele wichtige Geheimnisse entdeckt habe, daß er sich ferner als eine irrende

und vagabondirende Person von wenig Glück bemerklich gemacht hat.

In Corsica wird er Theodor genannt. Im Jahre 1729 kam er mit diesem Namen nach Paris, wo er sein aus Irland gebürtiges und in Spanien genommenes Weib mit einem Kinde verlassen hat.

Während er die Welt durchreiste hat er seinen Zunamen und seinen Geburtsort verleugnet. In London hat er sich für einen Deutschen, in Livorno für einen Engländer, in Genua für einen Schweden ausgegeben, und sich bald Baron von Naraer, bald von Smihmer, bald von Nissen, bald von Smitberg genannt, wie das aus seinen Pässen und andern bewährten Schriftstücken, aus verschiedenen Städten datirt und aufbewahrt, unter vielem zu ersehn ist.

Indem er so den Namen und seine Heimat gewechselt hat, gelang es ihm durch seine Betrügereien auf Kosten anderer zu leben, und es ist bekannt, daß er in Spanien um das Jahr 1727 die ihm zur Werbung eines deutschen Regiments vorgeschossenen Gelder verschwendet und sich dann aus dem Staube gemacht hat, daß er auch sonst an vielen Orten Engländer, Franzosen, Deutsche und andere von andern Nationen betrogen hat.

Wo er solche Betrügereien verübt hat, hat er sich bemüht verborgen zu bleiben. Als er aber weggewesen, ist er durch die von ihm verübten Gaunereien sehr ruchtbar geworden, wie das zumal der von einem deutschen Cavalier unter dem 20. Februar dieses Jahres 1736 geschriebne Brief ausweist.

Daß er aber solchergestalt zu leben gewohnt gewesen ist, lehrt, daß er vor einigen Jahren von dem Bankier Jaback in Livorno 515 Stücke geliehen hat mit dem Versprechen, sie sollten ihm in Cöln erstattet werden. Nachdem dieser sich betrogen sah, ließ er ihn festnehmen. Um wieder auf freien Fuß zu gelangen, bediente er sich eines Schiffspatrons, den

er verleitete für ihn zu bürgen, und nachdem seine Loslassung durch das von dem Notar Gumano in Livorno unter dem 6. September 1735 aufgenommne Instrument bekannt geworden war und er sich auch die Zeit seines Arrestes über krank befand, wurde er in das Badspital erwähnter Stadt aufgenommen, um als ein Bedürftiger curirt zu werden.

Vor ungefähr drei Monaten begab er sich mit Empfehlungsbriefen von Livorno nach Tunis, wo er den Medicus machte, und mit den Häuptern des dasigen ungläubigen Landes mehre geheime Conferenzen hielt. Daselbst hat er hernach Waffen und Kriegsvorrat bekommen, womit er sich in Gesellschaft des Christophorus, Bruders des Boungiorno Arztes in Tunis, dreier Türken, worunter sich ein gewisser Mohamet befindet, der auf den toscanischen Galeeren Sclave gewesen, zweier ihrem väterlichen Hause entlaufner Livorneser, Namens Johann Attimann und Giovanni Bondelli, und eines Geistlichen von Portugal, der sich auf Veranlassung der Missionsväter von Tunis und mit Grund von dort hatte entfernen müssen, nach Corsica begeben hat.

Unter so bewandten Umständen und solchen unbezweifelten Zeugnissen, und da dieser Mensch sich in die Lage gesetzt hat, Corsica zu beherrschen, mithin unsere Untertanen von dem ihrem natürlichen Fürsten schuldigen Gehorsam böswillig abzuwenden, und da auch zu befürchten steht, daß eine Person von so schändlichen Absichten im Stande sei noch mehr Verwirrungen und Unruhen unter unserem Volke anzuzetteln: so haben wir beschlossen, alles kund und offenbar zu machen, und zu erklären, wie wir es mit gegenwärtigem Edict also thun, daß dieser so genannte Baron Theodor von Neuhoff als ein wirklicher Urheber neuer Empörungen, Verführer des Volks, Störer der allgemeinen Ruhe, des Hochverrats und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig sei, demnach alle durch unsere Gesetze bestimmten Strafen verwirkt habe.

Wir verbieten demnach allen mit gedachter Person Umgang oder Verkehr zu pflegen, und wir erklären alle diejenigen, so ihm Hülfe und Beistand leisten oder so sonst um unser Volk noch mehr zu verwirren und zum Aufruhr zu reizen, die Partei dieses Menschen halten werden, als schuldig der beleidigten Majestät und als Störer der öffentlichen Ruhe und als in eben dieselbe Strafe verfallen.

Gegeben in Unserem Königlichen Palaste, am 9. Mai 1736.

Gezeichnet: Joseph Maria.

Die gekränkte Republik Genua hatte mit diesem Manifest keinen Erfolg. Selbst in ihrer eignen Stadt Bastia schrieb das Volk unter dasselbe Evviva Teodoro I. Re di Corsica, und Theodor weitgefehlt, daß er sich seiner Emporkömmlingsschaft schämte, sagte mit männlichem Humor: weil mich die Genuesen für einen Abenteurer und Charlatan ausschreien, so will ich mein Theater ehestens in Bastia aufschlagen.

Er erließ indessen ein Manifest als Antwort auf das genuesische, und dies ist sehr ergötzlich.

Theodorus, König auf Corsica. Dem Dogen und Senat zu Genua seinen Gruß und viel Geduld.

Es ist mir noch nicht eingefallen, wie ich wol eine Unterlassungssünde begangen habe, daß ich meinen Entschluß nach Corsica zu gehn, Hochdenenselben nicht zu wissen that; um die Wahrheit zu sagen, hielt ich solche Förmlichkeit für unnötig, weil ich dachte, das Gerücht würde Sie ohnehin schon davon benachrichtigt haben. Deshalb hielt ich es für überflüssig, Ihnen dasjenige selber kund zu thun, was dero corsische Minister Ihnen schon vorher mit pomphaften Erzählungen kund gegeben.

Weil es mir aber dennoch scheint, daß Sie sich darüber beklagten, daß ich Ihnen mein Vorhaben verschwiegen habe,

finde ich mich gemüßigt Ihnen aus Bürgerpflicht, wie jeder welcher verzieht seinen Nachbarn es anzeigt, anzuzeigen, daß ich meine Wohnung verändert habe. Ich muß deshalb bemerken, daß ich aus Ueberdruß über mein langes und vieles Herumreisen, welches ich wie Sie wissen gethan habe, endlich zu dem Schluß gekommen bin, mir ein Plätzchen in Corsica zu erwählen; da dies nun in Ihrer Nachbarschaft liegt, nehme ich mir die Freiheit Ihnen durch dieses Schreiben meine Visite abzustatten. Ihr Commissarius zu Bastia wird, wenn er Sie nicht wie seine Vorgänger betrügt, Sie von meiner besondern Bemühung, eine hinreichende Truppenzahl nach besagter Stadt zu schicken, um ihr diese unsre neue Nachbarschaft vollkommen zu erkennen zu geben, versichern können.

Weil aber das Wegziehn zwischen Nachbarn oft wegen Gränzscheidung, Durchzug oder sonst Streit erregt, so will ich deshalb weiterer Complimente mich enthalten, sondern mit Ihnen gleich von unsern Angelegenheiten reden, um so mehr als man mich von verschiednen Orten her versichert, daß Ihnen unsre neue Nachbarschaft sehr lästig sei, daß Sie dieselbe bitter schmähen und sie aller Pflicht zuwider sogar gänzlich ablehnen. Die von Ihnen gegebne Erklärung, daß Ihr Nachbar ein Störer der allgemeinen Ruhe und des Friedens und ein Volksverführer sei, ist die sonnenklarste Lüge, welche man nicht nur hie und da sondern vor der ganzen Welt als Wahrheit ausgibt, obwol Jedermann weiß, daß der Friede und die Ruhe schon vor sieben Jahren aus Corsica verbannt gewesen sind, und daß Sie erst durch Ihre Regierung dieselbe gestört und dann durch Grausamkeit verbannt haben. Diese Staatsmaximen haben unter dem Scheine den Frieden zu befördern die armen Corsen in ein Blutbad gestürzt.

Dies war Ihr Verhalten und so haben Sie aus Corsica den Frieden und die Ruhe verjagt, nachdem sie durch den Kaiser mit so großer Mühe war wieder hergestellt worden.

Ihr frevelvoller und hartnäckiger Pinelli verleitete das Volk, und in solchem Zustande habe ich es gefunden, nachdem ich nur wenige Tage hier zu wohnen gekommen bin. Warum aber wird die Schuld von dem, was Sie selbst verbrochen haben, auf mich gewälzt? In welchem Gesetze hat man gelesen, daß ein so einfältiger Nachbar als ich bin, des Hochverrats schuldig sein könne? Verräterei setzt eine durch gröblichsten Frevel gebrochne Freundschaft voraus, welcher unter dem Scheine von Freundschaft begangen wird. Gesetzt nun, Sie wären von mir gröblichst beleidigt, was für eine Freundschaft hat wol unter uns beiden bestanden? und wann bin ich Ihr Freund gewesen? der Himmel verhüte es, daß ich mir je einfallen ließe einer Nation Freund zu sein, die so wenig Freunde hat!

Aber man will mit aller Gewalt beweisen, daß ich das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen habe. Schon der Gedanke an eine so gräßliche Beschuldigung erschreckt mich. Allein nachdem ich ernstlich nachgeforscht habe, wo dero Majestät sich herschreibe, so habe ich mich dadurch wieder beruhigt, daß ich trotz meines ernstlichen Nachforschens, sie nirgends angetroffen habe. Sagen Sie mir doch, haben Sie solche Majestät von Ihrem Dogen überkommen, oder auf dem Meere erbeutet, da Sie Ihre Stadt den Mahomedanern zu einem Schutzorte überlassen und aus Gewinnsucht so viel Türken herbeigezogen haben, daß sie völlig zugereicht hätten, die ganze Christenheit zu überwältigen? Vielleicht haben Sie diese Majestät auf Ihren Schultern aus Spanien gebracht, oder sie muß irgendwie in Ihr Land aus England zu Schiff angekommen sein, welches durch einen englischen Kaufmann an einen Ihrer Landsleute, der gerade zum Dogen erwählt war, abgesandt worden war und einen Brief mitgebracht hatte, dessen Adresse also lautete: An den Herrn, Herrn N. N. Dogen von Genua und Kaufmann von allerhand Waaren.

Sagen Sie mir doch im Namen Gottes, woher Sie die Würde einer Monarchie und den Fürstentitel gewonnen haben, da Ihre Republik vordem nichts anderes gewesen ist als eine Zunft gewinnsüchtiger Piraten! Haben denn seit vielen hundert Jahren andere Personen in ihren Ratsversammlungen gesessen, als solche, die bürgerliche Aemter verwalten? und sind es diese, von denen Sie Ihre Majestät erhalten haben? Ist nicht der Name eines Herzogs, den Sie Ihrem Dogen geben, ein ungebührlicher Titel? Ich bin versichert, daß die Gesetze und Grundartikel Ihrer Republik so eingerichtet sind, daß Niemand ein Fürst sein kann, als das Gesetz selbst, und daß Sie als die Handhaber und Administratoren desselben sich den Namen eines Souveräns ungebührlich zulegen und das Volk mit eben so wenig Grund Untertanen heißen, da es ja mit Ihnen regieren muß, wie es auch in der That der Fall ist. Ob Sie nun gleich in Ihrem Lande, worauf Sie kein Recht haben, für jetzt noch in friedlichem Besitze bleiben, so kann ich doch nicht einsehn, daß es Ihnen mit Corsica eben so wol gehen müsse, wo das Volk, weil es offne Augen hat, auf seinen gerechten Forderungen besteht und gezwungen ist sich das Joch vom Halse zu schaffen. Ich für mein Teil bin fest entschlossen, mich zu einer Partei zu halten wie mir es die Vernunft und die Liebe zur Gerechtigkeit eingeben werden. Und weil Sie mich durch die ganze Welt als einen Betrüger aller und jeder Nationen ausgeschrieen haben, so habe ich mir jetzt vorgenommen einer Nation und das ist den unterdrückten Corsen durch die That das Gegenteil zu beweisen. So oft ich nun, indem ich Ihnen aus dieser Lüge heraushelfe, Sie betrügen kann, so werde ich es mehr als gerne thun und werde es Ihnen überlassen, wo Sie können ein Gleiches an mir zu thun.

Indessen glauben Sie sicher, daß meine Gläubiger das Ihrige wol erhalten werden, weil Ihre Habseligkeiten, welche mir die Corsen auf rechtmäßige Weise zum Präsent gemacht

haben, zur Bezahlung meiner Schulden mehr als hinreichen. Doch sollte es mir Leid sein, wenn ich Ihrer Republik die Härte, die sie in diesem Königreich verübt hat, nicht genugsam sollte vergelten können, weil alle Bezahlung dagegen nicht groß genug zu sein scheint.

Ich will nicht vergessen, Ihnen hiermit auch zu vermelden, daß die Meinigen glückliche Fortschritte machen, alldieweil sie wol werden gehört haben, daß ich so viel Truppen im Solde habe als zu zeigen nötig ist, ich sei nicht nur fähig aus dem Beutel anderer zu leben sondern auch geschickt genug, 10,000 Mann auf meine eignen Kosten zu unterhalten. Ob diese ihren vollständigen Sold und Proviant erhalten, mögen jene heldenmütigen Soldaten bezeugen, welche sich in den Mauern von Bastia eingeschlossen halten, weil sie nicht die Courage haben, im offnen Felde sich zu stellen, damit man sie in der Nähe beschauen könne.

Ich versichere übrigens, daß so sehr Sie auch meinen guten Ruf vor der Welt zu verunglimpfen sich Mühe geben, ich nicht fürchte, es möchte dies bei diesen Menschen den von ihnen eingebildeten Eindruck machen, und die Ducaten, welche sie erhalten, möchten nicht von größerer Wirkung sein, als alle Lästerungen, die Sie gegen meine Person fort und fort erfinden. Noch muß ich Sie um eine Gefälligkeit ersuchen, nämlich wenigstens dafür zu sorgen, daß sich in den zwischen meinen und Ihren Truppen etwa vorfallenden Gefechten doch Jemand von Ihren Landsleuten möge blicken lassen, welcher das Commando über sie führe, weil der wahre Heldenmut, den rechtschaffene Männer für ihr Vaterland hegen müssen, bei dergleichen Männern unstreitig anzutreffen ist. Aber ich glaube wol, daß ich die Erfüllung meiner Bitte nicht erreichen werde, weil Sie sämmtlich mit Ihren Wechselbriefen, Wucher- und Handelsgeschäften so viel zu schaffen haben, so daß der Geist der Tapferkeit bei Ihnen keinen Platz finden kann. Des-

halb vermeine ich auch ganz und gar nicht, daß Sie mit Ihren Truppen jemals Ehre einlegen werden, weil diejenigen welche sie anführen sollten, weder Zeit noch Tapferkeit genug besitzen, sie nach dem Beispiel anderer großmütiger Nationen ins Feld zu führen.

Gegeben im Lager vor Bastia, am 10. Juli 1736.

Theodorus. Sebastiano Costa, Staatssecretär und Großkanzler des Königreichs.

Dieses höhnende Schreiben mußte die Republik Genua allerdings auf das Tiefste kränken. Aber so ist der Lauf der Dinge, die stolze Beherrscherin der Meere war gesunken, ein kleines Volk vor ihren Toren schreckte sie mit Waffengewalt, ein fremder Glücksritter ließ straflos seinen Spott an ihr aus.

Die Wahlcapitulation war am 15. April 1736 in Alesani vollzogen und Theodor auf Lebenszeit zum Könige erwählt worden; nach ihm sollten die Krone seine männlichen Descendenten, nach dem Rechte der Geburt und des Alters erben, in Ermanglung männlicher Nachkommen auch die Töchter erbfähig sein. Hatte er selbst keine Leibeserben, so sollten seine Anverwandte auf den Tron gelangen. Aber die Corsen gaben ihrem Könige nur den Titel, sie bewahrten ihre Constitution.

Ich habe nicht gehört, daß der neue Herrscher daran dachte, dem Lande eine Königin zu geben, die Zeit eilte vielleicht zu sehr. Er richtete sich in dem bischöflichen Hause zu Cervione nach den Umständen ein, umgab sich mit Wachen und mit fürstlichem Ceremoniel, und spielte so gut den König, als ob er im Purpur wäre geboren worden. Wir wissen schon, daß er einen prächtig klingenden Hofstaat einführte und Grafen, Marchesi und Barone schuf. Die Menschen und ihre Leidenschaften sind sich überall gleich. Man kann sich als König empfinden in den düstern Stuben eines Dorfs, wie in den Prunksälen des Louvre, und ein Herzog von Chokolade oder

Marmelade am Hofe eines schwarzen Königs wird seinen Titel mit kaum minderem Stolze tragen, als ein Herzog von Alba. Man sah in Cervione auch Menschen sich herzudrängen, welche an den Stralen der neuen Sonne sich erwärmen wollten und Titel und Gunst begehrten; in dem schmutzigen Bergdorf, in einem verwitterten Hause, welches ein königlicher Palast war, weil es nun so hieß, spielten Ehrgeiz und Intrigue so gut ihre Rolle, wie an jedem andern Hofe der Welt.

Einer der Akte königlicher Machtvollkommenheit Theodors war auch die Stiftung eines Ordens, denn ein König muß Orden verteilen. Wie ich schon erzählt habe, hieß der Orden „von der Befreiung.“ Die Ritter sahen sehr schön aus. Sie trugen ein azurblaues Kleid und ein Kreuz; mitten in diesem stand ein Stern, darin die Figur der Gerechtigkeit eine Waage in der Hand. Unter der Waage sah man einen Triangel, in dessen Mitte ein T.; in der andern Hand hielt die Gerechtigkeit ein Schwert, unter welchem man eine Kugel mit darauf befindlichem Kreuze sah. In den Ecken des Ordenszeichens waren noch die Wappen der königlichen Familie angebracht. Jeder Ritter mußte dem Könige Gehorsam zu Wasser und zu Lande schwören; täglich zwei Psalmen singen, den vierzigsten: Herr unsre Zuflucht, und den siebzigsten: auf dich, o Herr, hab' ich gehofft.

Die sehr selten gewordnen Münzen Theodors in Gold, Silber und Kupfer zeigen auf der einen Seite sein Brustbild mit der Umschrift: Theodorus D. G. unanimi consensu electus Rex et Princeps regni Corsici; auf der andern: Prudentia et industria vincitur Tyrannis. Auf einigen Münzen sieht man eine von drei Palmen getragne Krone mit den Buchstaben T. R., auf der Rückseite die Worte pro bono publico Corso.

Auch dem Scharfrichter gab Theodor die nötige Hofcharge und manchen Mann ließ er hinrichten, weil er ihm gefährlich

schien. Besonders verdarb er es mit seinen Untertanen, nachdem er einen angesehenen Corsen Luccioni de Casacciolo hatte hinrichten lassen, und auch sonst warf man ihm vor, daß er auf die Tugend der corsischen Mädchen einige Versuche gemacht habe, deren Berechtigung nicht in der Wahlcapitulation stand. Aber ein paar Jahre hindurch hingen ihm die Corsen mit großer Treue an. Dieses arme Volk hatte in seiner Verzweiflung nach einem Könige verlangt wie einst die Juden einen König begehrt hatten, daß er sie von den Philistern erlöse. Als er zum ersten Mal hinweggegangen war, erließen sie dieses Manifest:

Wir
Don Louis Marchese Giafferi und
Don Giacinto Marchese Paoli,
erste Minister und Generale Seiner Majestät des Königs Theodor
unseres Souveräns.

Kaum haben wir die Briefe des Königs Theodor I., unsres Herrn, erhalten, so haben wir um seinen Befehlen zu gehorsamen alle Völker der Provinzen, Städte, Flecken und Castelle des Königreichs in die Stadt zu Corte berufen, um eine Generalversammlung abzuhalten betreffs der Anordnungen und Befehle unseres vorgenannten Souveräns. Die Versammlung war allgemein wie von dem einen Teil der Berge so von dem andern. Alle haben mit Befriedigung und Unterwürfigkeit die Befehle Seiner Majestät aufgenommen, gegen welche sie einmütig den Eid der Treue und des Gehorsams als gegen ihren legitimen und obersten Herrn erneuert haben. Sie haben gleicher Weise desselben Erwählung zum Könige von Corsica für ihn und seine Descendenten bestätigt, wie das schon in der Convention von Alesano unverbrüchlich ist stipuliert worden.

Zu dem Ende thun wir kund allen denen so es angeht

und endlich der ganzen Welt, daß wir beständig eine unverletzliche Treue gegen die königliche Person Theodors des Ersten bewahren werden, und daß wir entschlossen sind als seine Untertanen für ihn zu leben und zu sterben, und niemals einen andern Herrn denn ihn und seine legitimen Descendenten zu erkennen. Aufs neu schwören wir aufs heilige Evangelium, in allen Stücken den Eid der Treue zu halten, im Namen des hier versammelten Volkes.

Und auf daß gegenwärtiger Act alle Kraft und erforderliche Autenticität habe, haben wir ihn in die Kanzelei des Königreichs registriren lassen und haben ihn unterzeichnet mit unserer eignen Hand und bekräftigt mit dem Insiegel des Königreichs.

Gegeben in Corte, am 27. December 1737.

Aehnliche Erklärungen wurden auch im Jahre 1739 wiederholt, als Theodor unter großem Jubel des Volkes wiederum in Corsica landete. Bei dieser zweiten Landung wäre er bald lebendig verbrannt worden. Ein deutscher Capitän Wigmanshausen, welcher sein Schiff befehligte, war von den Genuesen bestochen worden, dasselbe in die Luft zu sprengen. In der Nacht wachte Theodor mehremale auf, es war ihm als würde er lebendig verbrannt. Da fiel es ihm ein mit seinen Dienern in die Cajüte des Capitäns zu gehen, welchen er gerade beschäftigt fand, Zurüstungen zu treffen, um das Pulvermagazin des Schiffs anzuzünden. Theodor verurteilte ihn auf der Stelle zum Feuertode, dann verwandelte er das Urteil in die Strafe, daß der Capitän am Mast seines Schiffes gehängt werden solle, und augenblicks wurde die Sentenz vollzogen. Es hatte also Theodor in seiner kurzen Herrscherlaufbahn auch ein Attentat erfahren müssen.

Seine weiteren Schicksale in Corsica kennen wir schon. Nachdem er vergebens seine Inselkrone wieder zu gewinnen gesucht hatte, ging er nach England zurück. Einen wunderbaren Lebens-

traum ließ er hinter sich, in welchem er sich einst auf einem wilden Eiland eine Krone auf dem Haupt, und ein Scepter in der Hand gesehn hatte, Marquis, Grafen, Barone, Cavaliere, Kanzler und Großsiegelbewahrer um ihn her. Nun saß er trauervoll und ein Bettler im Londner Schuldturm, wohin ihn seine Gläubiger geworfen hatten, und gedachte an den Königsroman seines wechselvollen Wanderlebens und klagte mit nicht weniger Gefühl und Pein, daß er nun als Märtirer in der Gefangenschaft englischer Kaufleute schmachten müsse, als Napoleon später im englischen Kerker zu St. Helena bitterlich klagte. Auch Theodor war eine gefallne Größe und eine tragische Person. Der Minister Walpole eröffnete eine Subscription zu Gunsten des armen Corsenkönigs und befreite ihn aus seinem Kerker. Zum Dank schenkte ihm Theodor das Großsiegel seines Reichs. Auch er starb wie Paoli und wie Napoleon auf dem Boden Englands, im Jahre 1756. Auf dem Kirchhof von Westminster liegt er begraben. Er war ein Mann wunderlich verwegen, phantastisch genial, unerschöpflich in Plänen, ausdauernder als sein seltnes Glück, und von allen tapfern Abenteurern der preiswürdigste, weil er für die Freiheit eines kühnen Volks männlich Kopf und Arm verwandte. Die grellsten Gegensätze des Lebens, die Königsherrschaft und den Schuldturm, in welchem ihm das Brod fehlte, hatte er an sich erfahren. Wir Deutsche wollen ihm einen Platz unter den Braven unsres Volks gern bewahren, und dieses kleine Erinnerungsmal setzte ich meinem tapfern Landsmann, sein Andenken wieder zu erneuern.

Fünftes Kapitel.

Mariana und Rückkehr nach Bastia.

> Era già l'ora che volge il disio
> Ai naviganti e intenerisce 'l cuore,
> Lo dì ch' han detto a' dolci amici addio.
>
> Dante.

Der Ort Cervione liegt nördlich von Aleria auf dem Hange der Berge; und hier straft mich der Wunsch, auch dort gewesen zu sein; denn enthält jenes Castell gleich nichts Sehenswürdiges, so war es doch die Residenz Theodors. Es überfällt den Wanderer wol bisweilen die Wandermüde, daß er schlafenden Augs an manchem Gegenstande der Betrachtung vorübergeht. Ich sah Cervione auf der Höhe, und gab den Ort auf um der Trümmer von Mariana willen.

Weiter nördlich von Cervione mündet der Golofluß, die größeste Wasserader der Insel, welche so viele Täler tränkt. Die Sommerglut hatte ihn fast trocken gelegt. Rings umher hat der Strom die weite Ebne von Mariana angeschwemmt, oder von Marana wie die Corsen jetzt sagen. Und hier stand auf dem linken Ufer des Flusses die zweite Römercolonie. Marius hatte sie gegründet. Es ist immer merkwürdig, daß in dieses blutige Land der Corsen gerade die beiden Bluträcher und Todfeinde Sulla und Marius Colonieen ausführen mußten. Ihre Namen, welche die schrecklichsten Gräuel des Bürgerkrieges und der Revolutionen aussprechen, mehren die Schwüle corsischer Atmosphäre.

Ich suchte die Trümmer von Mariana auf. Sie liegen eine Stunde weit von der Straße ab nach dem Meeresstrande zu. Wie bei Aleria fand ich auch hier weite Flächen mit Mauersteinen bedeckt, welche den Boden ganz bedecken. Es wandert sich trostlos auf solchem Felde, gedenkt man, daß diese Steine einst eine Volksstadt waren und daß in ihnen das Leben von Jahrhunderten wohnte. Man möchte Amphions

Citer nehmen, die Trümmer noch einmal zusammenharmoniren und einen Blick in Volk und Stadt hineinthun. Denn welcher Art waren sie? und welcher Epoche gehörten sie an? Die Trümmer Mariana's sind noch unbedeutender als die von Aleria. Sie lassen die Zeit gar nicht mehr erkennen. Der Corse hat es gern, wenn man in jenen Steinen die Reste römischer Bauten finden will, und sich selbst betrügend mag der Wandrer sich auf einem jener Trümmerhaufen niederlassen und an jenen Marius denken, wie er auf den Ruinen Carthago's saß und den Fall der großen Stadt beklagte.

Zwei zerstörte Kirchen ziehen allein die Betrachtung an. Es sind die hervorragendsten Ruinen Corsica's aus dem Mittelalter. Die eine war eine schöne Capelle, deren längliches Schiff sich wol erhalten hat. Sie hat eine Tribüne, welche von außen sechs halbrunde Säulen korinthischer Ordnung zieren. Sculpturen von sehr einfacher Arbeit sind über dem Gesimse des Seiteneingangs angebracht. Eine Millie weiter liegen die Reste einer größeren Kirche, von welcher ebenfalls das Schiff aufrecht stehen blieb. Sie heißt die Canonica. Der Bau ist eine Basilika von drei Schiffen mit Pilasterreihen dorischer Ordnung und einer Tribüne mit gothischer Capellenstructur zu beiden Seiten. Nach außen hat die Nische ebenfalls Pfeilerausschmückungen dorischer Ordnung. Die Länge des Schiffes beträgt 110 Fuß, seine Breite fünfzig. Die Façade ist halb zerstört und zeigt den pisanischen Stil. Am Portalbogen sieht man Sculpturen, Greife, Hunde die einen Hirsch jagen, ein Lamm von so roher Arbeit, daß sie dem achten Jahrhundert angehören könnte. Man hat diese Canonica für einen römischen Tempel ausgegeben, den die Saracenen zu einer Moschee, die Christen wieder zu einer Kirche umgewandelt, nachdem Hugo Colonna Mariana den Mauren abgewonnen hatte. Man erkennt wol, daß der Bau einmal bereits restaurirt wurde, aber nichts spricht dafür, daß er römisch gewesen sei. Im Gegenteil

erscheint er durchaus als eine Basilika der Pisaner. Ihre Formen sind edel und einfach, von der besten Symmetrie, und dies wie die Gediegenheit des corsischen Marmors, mit welcher die Kirche bekleidet ist, gibt ihr allerdings das Ansehn einer antiken Architectur.

Als ich in das Innere trat, überraschte mich die andächtige Gemeinde, welche darin auf den Knieen lag. Es waren hochaufgeschossene Wildlinge, welche dort quer durch die Schiffe in Reihen hinter einander grünten. Ein bärtiger Ziegenbock stand gerade vor der Tribüne und schien eher moralische als gefräßige Gedanken zu hegen. Die Hirten weideten ihre Ziegenheerde neben der Canonica. Ich fragte sie vergebens nach Münzen, doch hat man hier wie an andern Orten Corsica's eine große Zahl von Kaisermünzen gefunden, mit denen die halbe Welt gesegnet ist. Von dieser ehemaligen Colonie des Marius, welche vor Aleria ausgeführt wurde und nicht wie die des Sulla eine Soldatencolonie, sondern eine Bürgercolonie gewesen sein muß, führte die einzige Römerstraße in Corsica über Aleria nach Präsidium, nach Portus Favoni und nach Palae an die Meerenge des heutigen Bonifazio. Es war also die Insel in jenen Zeiten noch unwegsamer als sie gegenwärtig ist, und in das bergige Innere drangen die Römer nimmer ein.

Hier zeigt sich nun Bastia wieder in der Ferne und der Ring der Wanderung will sich schließen. Zur Linken erheben sich die blutgetränkten Höhen von Borgo, wo manche Schlacht geschlagen wurde, und wo die Corsen ihren französischen Unterdrückern den letzten Sieg abgewannen. Weiter hin schimmert der stille Teich von Biguglia und oberhalb steht Biguglia selbst, einst die Residenz der genuesischen Governatoren. Das alte Schloß liegt am Boden.

Der letzte Ort vor Bastia ist Furiani. Sein graues Schloß steht in Ruinen und das schwarze Gemäuer bedeckt mit dem üppigsten Grün die Epheuranke und die weiße Waldrebe. Noch

einmal schweift das Auge von hier in die liebliche Goloebne hinab, in die duftig blauen Berge hinein, welche aus dem Innern der Insel zum Abschiede mit ihren Wolkenschleiern winken.

Eine schöne Wanderreise ist nun vollbracht. Und hier steht der Wandrer im freudigen Besinnen still und dankt den guten Mächten, die ihn schirmend geleiteten. Doch wird es dem Gemüte schwer, von dem wunderbaren Eilande zu scheiden. Wie ein Freund ist es mir geworden. Die stillen Täler mit ihren Olivenhainen, die zauberischen Golfe, die ätherfrischen Berge mit ihren Quellen und Pinienkronen, Städte und Dörfer und ihre gastlichen Menschen, vieles haben sie dem Verstande wie dem Herzen zum dauernden Gastgeschenke gegeben.

Noch einmal das Bild eines Corsen, der hier unter dem alten Oelbaum gelagert mir Land und Volk noch darstellen will.

Abschied von Corsica.

Der Fremdling.

Du wilder Cors' vom Berg, was träumest du
Am alten Oelbaum hier in dumpfer Ruh,
Und streckst dich hin den Doppellauf im Arme
Und starrst so in die Luft, die flimmerwarme?
Im grauen Turme weint dein hungrig Kind,
Es singt Lament dein Weib und spinnt und spinnt,
Und klagt, daß ohne Ende die Beschwerde,
Die Kammer leer, das Feuer todt im Herde.
Doch du, dem Falken gleich, hockst auf dem Stein,
Verschmähst im Tal das goldne Korn zu streun,
Und auszusä'n den grünen Pflanzensegen
Und Rebenwuchs, ein wohnlich Haus zu pflegen.
Schau' hier hinab, wie sich die Ebne dehnt
An blauen Bergen sonnig hingelehnt,

Und sich zum Meere lachend niedersenket,
Ein Paradies von Bächen übertränket.
Doch wuchert drauf nur strupp'ger Albatro,
Der Mirtenstrauch der weiten Herrschaft froh,
Das Farrenkraut und Cytisus und Haide,
Schwarzhaar'ger Ziegen sommerliche Waide.
Träg schleicht der Golofluß hinab zum Sumpf
Dem schilfbewachs'nen, der die Luft macht stumpf
Und fieberfeucht und langsam zehrt am Leben
Des Fischers, dem er seinen Fisch gegeben.
Und wenn der Wandersmann das Feld durchirrt,
Wird er vom Haidevogel nur umschwirrt,
Und stößt auf Trümmer nur und Mauerhallen
Von Römerstädten, die zu Staub zerfallen.
Auf denn, du Cors', aus deiner trägen Rast,
Und steig' herab, und flink die Axt gefaßt,
Den Spaten und den Karst, und bau' die Erde,
Daß sie ein fruchtbedeckter Garten werde.

Der Corse.

Du Fremdling, dessen Väter einst ich traf,
Bei Calenzana senkt' in ew'gen Schlaf,
Was störst du meine Ruh? — Zweitausend Jahre
Schon kämpft' ich, schlachtenvolle, freudenbare,
Und hielt zweitausend Jahre ringend Stand
Dem Feind', der überzog mein Inselland.
Am Col di Tenda hab' ich sie geschlagen
Die Römer deren Spur die Felder tragen;
Carthago's Hasdrubal traf ich am Meer,
Zerstreut' wie Samen das Etruskerheer.
Der Maure drang in meinen Golf nach Beute,
Er schleppte Weib und Kind mir in die Weite,
Und warf ins Haus den roten Feuerbrand;

Doch faßt' ich ihn und rang und überwand.
Und wieder hört' das Muschelhorn ich schallen,
Wenn neu der Feind mir in das Land gefallen,
Lombard' und Türke und der Aragon.
Und floß mein Blut in hellen Bächen schon,
Und sah in Asche ich mein Dach zerstieben,
Ich weinte nicht — mir war die Freiheit blieben.
Da kam der Genues' — o schwerer Fluch!
Italia ihr Kind in Ketten schlug.
Schaust du mein Land und klagst, daß es so wüste,
Die Fluren öd' und leer die Hafenküste,
Das Dorf von Epheu grün und halbzerstört,
So wiß, der Genuese hat's verheert.
Hörst du am Golf die Mandoline schlagen,
Des Vôcero gedehnte Laute klagen,
Und wunderst dich, daß trüb' stets der Gesang,
So wiß, der Genues' ihn so erzwang.
Hörst du den Flintenschuß im Berge hallen,
Siehst du ins dunkle Blut das Opfer fallen,
Und schauderst ob der Rachlust unerhört,
So wiß', der Genues' hat sie gelehrt.
Und wisse nun, was wir gelitten haben.
Doch hab' ich Genua sein Grab gegraben,
Und siehst du sie dereinst so sag': Ich sah
Das Corseneiland, Grab von Genua.
Wild war der Kampf und grausig sonder Ende,
Der Kaufmann gab mein Land in Frankreichs Hände,
Als wie ein Gut, das man ersteht um Geld,
Und ruhig sah es an die feige Welt.
Du Fremdling hör', an Pontenuovo's Bergen
Erlag ich wund den fränk'schen Freiheitsschergen,
Und weint', und schleppt' mich wie ein blutend Wild
Die Felsen aufwärts von dem Schlachtgefild.

Nun bin ich müd' — solch' Kämpfen macht ermüden,
Drum gönn' die Rast mir in des Oelbaums Frieden.

Der Fremdling.

Nicht wollt' mein Mund ein bitter Wort dir sagen,
Mitfühlend nur dein Fluchgeschick beklagen,
Du Vorkampf-Streiter, blutig, schlachtenmüde,
O Sohn des Todes und der Eumenide!
Nun ruh'! weil du Europa's lange Nacht
Allein auf deinem Felsen hast durchwacht,
Und hast allein um Mannes Gut gerungen,
Als in der Welt sein Name war verklungen.
Hab' einen Ruf gehört von deinen Ahnen,
Von Pasqual Paoli ein ernstes Mahnen,
Als ob dem rost'gen Heldenangedenken
Mein lebend Wort sollt' neues Leben schenken.
Und war es oft ein blutig dunkles Schauern,
Und war es oft ein tiefes Seelentrauern,
Das hier mein heimatloses Herz gerührt,
Hats doch vom Heldengeist den Hauch gespürt;
Hats doch von deinen liederreichen Klagen
Den hellsten Glockenklang hinweggetragen.
Und wie ich saß dem Riesenfels zu Füßen,
Und sah den Wildbach frei durch Wolken schießen,
Thät mir aufs Haupt die Aeterschale gießen
Natur und neu den Sinn zum Licht erschließen.
Im Land des Todes war ich nun zu Gast,
Und kehre heim mit dem Olivenast;
Froh schwingt der Pilgrim das geliebte Zeichen,
Weils gute Geister ihm gewährend reichen.

Du Cors' leb wol! dieweil auf regen Wellen
Von meinem Wanderschiff die Segel schwellen.

Hab' Gottes Lohn für deiner Früchte Gabe,
Für gastlich Obdach und des Weines Labe.
Mag Jahr um Jahr dein fetter Oelbaum tragen,
Dein Garten nie die Lese dir versagen.
Auf goldner Aue reif' dir Mais genug;
Aufzehr' die Sonne deiner Rache Fluch,
Daß einst vor ihrem Antlitz trocken werde
Dein Heldenblut auf deiner Heldenerde.
Hoch wachs' dein Sohn den starken Ahnen nach,
Die Tochter keusch wie deines Berges Bach;
Halt' zwischen sie und feile Frankensitten
Granitner Felsen Schanze stets inmitten.
Leb, Eiland, wol! mag nie dein Ruhm verschwinden,
Der Väter Tugend laß in Enkeln finden;
Daß nicht ein Gast auf deinen Bergen klage:
„Sampiero's Heldensinn, du wardst zur Sage!“

Note.

Ich gebe am Schlusse meines Buchs eine literarische Note über solche wesentliche Schriften, die mir dabei gedient haben. Es gilt auch hier die Erfahrung, daß jedes Ding, mag es noch so sehr insularisch sein, schon einen Continent von Literatur nach sich zieht. Die historischen Werke der Corsen habe ich bereits genannt, Filippini, Peter von Corsica, Cambiaggi, Jacobi, Limperani, Renucci, Gregorj Friess. Ihnen will ich anschließen: Robiquet recherches historiques et statistiques sur la Corse. Paris 1835, ein Buch, welches stofflich reich ist, und dem ich schätzenswerthe Notizen verdanke.

Von Niccolo Tommaseo standen mir zu Gebote seine Lettere di Pasquale de Paoli, Firenze 1846, und seine Canti Popolari Corsi in der Sammlung corsischer, toscanischer und griechischer Volkslieder.

Die von mir mitgeteilten corsischen Todtenklagen entnahm ich dem Saggio di Versi Italiani e di Canti Popolari Corsi. Bastia 1843. Der greise Dichter Salvator Viale hatte die Güte, mir bei seinem letzten Besuche in Rom eine handschriftliche Sammlung corsischer Volkslieder zurückzulassen, welche ich noch, in Zeiten der Muße, herauszugeben gedenke. Der würdige Mann ist nun todt. Tommaseo widmete ihm und seinen Verdiensten einen schönen Nachruf im Archivio Storico. Ich habe Viale's Novelle: „Das Gelübde des Petrus Cyrnäus“ in mein Buch aufgenommen; sie fehlt in dessen erster Ausgabe. Den Stoff zu den andern corsischen Novellen, welche alle wirkliche Begebenheiten erzählen, verdanke ich einer Sammlung solcher kleinen Geschichten von Renucci, Bastia 1838. Die Behandlung ist mein eigen.

Boswells, eines Engländers Buch: „Zustand Corsica's nach einem Reisejournal und nach Denkwürdigkeiten des Pasquale Paoli, aus dem Jahre 1769, in London", ist lesenswert, weil der Verfasser den großen Corsen persönlich kannte, und was er aus seinem Munde hörte niederschrieb. — Endlich verdanke ich auch Valery's: Voyages en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne; Bruxelles 1838, manche Notiz.

